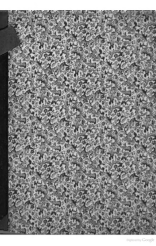


Dr. med. Erich Ebstein
Leipzig, Medic. Klinik

Digitized by Google

Digitized by Google

Spaziergänge

und

Weltfahrten.

Von

Theodor Mundt.

Erster Band.

I. Briefe aus London.
II. Tagebuch aus Paris.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1838.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Dieſe kleinen Wanderungen durch die große Welt ſind meiſtentheils mit der harmloſen Diogeneslaterne gemacht, und der Verfaſſer hofft ſein Licht noch ſo lange ungeſtört brennen laſſen zu können, bis er Das, was er ſuchte, wirklich gefunden. Denn er gedenkt in den nächſten Bänden noch einige weitere Spaziergänge zu unternehmen und hat ſich dazu bereits bei dem Zeitgeiſt Siebenmeilenſtiefel beſtellt, um eine Weltfahrt durch die lüneburger Haide, einen Ausflug nach der afrikaniſchen Berberei, Promenaden mit dem vertriebenen Bey von Conſtantine und verſchiedene Entdeckungsreiſen durch mehrere andere barbariſche Länder, in denen es zwar viel Cultur aber noch keine Menſchen gibt, zu machen.

Der zweite Theil dieſer Skizzen befindet ſich unter der Preſſe und wird unverzüglich nachfolgen,

Digitized by Google

da durch ihn erſt die Anſchauungen des Verfaſſers von den gegenwärtigen franzöſiſchen Verhältniſſen und dem modernen Volksleben überhaupt vollſtändig hervortreten können.

Die Tagebücher des Verfaſſers ſind nichts als Papier- und Culturſtreifen der Gegenwart und mögen als ſolche von Andern combinirt und beliebig verbraucht werden. Der Verfaſſer ſucht auf ſeiner Wanderſchaft das ächt Menſchliche in der weiten Welt zu entdecken, ihm iſt in der Fremde viel Humanität begegnet, vor der er ſein Knie gebeugt hat als vor dem wahren Gott, und er bittet daher das gütige Schickſal, daß es ihm in der Heimath niemals ſchlechter ergehen möge, wenn er Menſchen ſucht und hofft. —

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

I. Briefe aus London.

1. An Mrs. H. P. in Croydon bei London.

Deutsche Träume, französisches Naturell und englische Wirklichkeit. — Die Welt der Vergnügungen in London. — Ein Mohr als europäischer Affichenträger. — Vauxhall. — Ueber den Mangel an Volk bei den heutigen Volksfesten. — Erinnerung an Friedrich Rosen. — Begegnung mit einem deutschen Naturdichter, Niclas Müller, in London. — Die Poesie der deutschen Handwerkernatur. — Beurtheilung der fremden Nationalitäten in Paris und London. — Londoner und pariser Cafés. — Das Clubleben in London. — Deutsche in London. — . . . . S. 3—16.

2. An Louis.

Behagliche Stimmung. — Die londoner Season und die junge Königin Victoria. — Volksthümlichkeit des Königthums in England. — Season und Fashion in London. — Mimosennatur der Engländer. — Förmlichkeiten im Hafen bei der Ankunft aus Boulogne. — Merkwürdige Verenglisirung in Boulogne-sur-Mer. — Die Engländerinnen in Boulogne. — Englische Empfindsamkeit. — Sonnenuntergang im Hafen von Boulogne. — . . . . . S. 17—27.

Digitized by Google

3. An Denſelben.

Quartier in der City von London. — Die City und die faſhionable Geſellſchaft. — Eine neue Oper im Drurylane-Theater: Katharina Grey, Muſik von Balfe. — Beſtrebungen zu einer engliſchen Nationaloper. — Die engliſche Sprache und ihre Eignung für die Muſik. — Good night, bon soir und gute Nacht. . S. 28—38.

4. An Madame C. T. in Paris.

Der großartige Charakter der Langenweile in London. — Die koloſſalen Räume, die Häuſer und Straßen. — Der Steinkohlenſtaub. — Engliſche Reinlichkeit. — Der Teint der Engländerinnen. — Eine Wanderung durch London. — Die Regentſtreet. — Piccadilly und Greenpark. — Orfordſtreet. — Der Regentpark. — Der koloſſale Geſchmack der Engländer. — Die Themſe und die Weſtminſterbrücke. — Oeffentliche Schmollwinkel der Engländer. — Ihre Cafés und Reſtaurants. — Ausruhen im Coventgarden-Theater vor Shakſpeare. — Gegenwärtiges Schickſal Shakſpeares in England. — Eine „neue Edition" von Romeo und Julia auf dem Strandtheater. — Aufführung Heinrichs VIII. in Coventgarden. — Die grelle Manier der engliſchen Schauſpielkunſt. — Eine Darſtellung des Othello. — Macready als Othello, genauere Entwickelung ſeines Spiels. — Ein junger flüchtiger Pole als Stiefelputzer eines deutſchen Schriftſtellers in London. S. 39—61.

5. An Dieſelbe.

Ein Spaziergang durch den Tunnel mit Giulietta Paſta. — Der Tunnel, eine koloſſale Grille Englands. — Madame Paſta, ihre Stimme und ihr Vermögen. — Guineen, eine ideale Bezahlung. — Ein Morgenconcert im Kings-Theater. — Charakteriſtik der Paſta und ihres Geſanges. — Vergleich mit der Griſi. — Die ernſte und dramatiſche Manier der Griſi. — Die Caradori-Allan, eine dritte Nüance des italieniſchen Ge-

sanges. — Thalberg und Liszt. — Frauenschau im Concertsaal. — Englische Mädchenköpfe mit Erinnerung an Richardson's und Fielding's Romane. — Die bizarren Reize einer englischen Miß. — Schönheit des Gesichts und ungraciöse Haltung der Engländerinnen. — Vorherrschende Kurzsichtigkeit der Engländerinnen. — Schöner Charakter der englischen Frauen. — Ihre öffentliche Bewegung und Zurückgezogenheit. — Die blue stockings. — Mädchenerröthen auf dem Thron. —Abschweifungen auf die Weltliteraturidee.— Komische Welt- und Völker-Combinationen auf dem Drurylane-Theater: die deutsche Schröder-Devrient als Fidelio mit englischen Worten. Ausführung deutscher Musik in England. — Europäischer Kunstkosmopolitismus und das Geld. — Weltcombinationen im Ballet des Drurylane: das singende Deutschland, das tanzende Paris und das pirouettirende Berlin. — Die Taglioni. —
S. 62—83.

6. An den Einsiedler der ** straße in Berlin.

Bilderschau. — Die londoner Kunstausstellungen. — Die Ausstellung lebender Künstler auf dem Trafalgar-Square. — Die Schweigsamkeit des englischen Kunstenthusiasmus. — Die englische Malerschule. — Die Kaiserin Josephine, von D. Wilkie; die Waldnymphe von G. Patten, die kleinen Bettler, von Rothwell. — Wie eine Königstochter einen Poeten küßt. — Andere Bilder von Maclise und Callcott. — Die Ausstellung von Bildern alter Meister auf dem Pall Mall. Zwölf Bilder von Murillos. Etwas über Salvator Rosa. — Der Diplomat Petrus. — Lebendes Bild eines fashionablen alten Mannes. — Ueber den Wucher mit den öffentlichen Anstalten und Denkmälern in England. — Ausflug ins Freie. Eine Eisenbahnpartie nach Greenwich. — Welthistorische Ansichten von den Eisenbahnen. — Bemerkung über die Bahn nach Greenwich. — Das greenwicher Hospital und die alten Marine-Invaliden. — . . . . . S. 84—116.

7. An Pr. A. in Brüſſel.

Anſichten aus London über Armuth und Reichthum. — Der politiſche Geſichtspunkt der Armuth. — Unterſchied des franzöſiſchen und des engliſchen Armen. — Pacification der engliſchen Armuth durch chriſtliche Rechtgläubigkeit und Armenſteuer. — Pietät der engliſchen Armen gegen die Reichen. — Das Elend auf den Straßen London's. — Die Ehrfurcht, ein eigenthümliches Element in dem Staatsorganismus von England. — Gegenſatz von Torysmus und Whigismus. — England die conſervative Form des liberalen Fortſchrittes. — Die Weſtminſter-Abtey und das Parliament: die beiden Hauptſymbole der engliſchen Größe. — Eine Wanderung durch die Weſtminſter-Abtey. — Betrachtungen vor Shakſpeare's Statue. — Ein Blick in das Unterhaus. — Die Tories auf der linken Seite. — Das Links und Rechts der Geſchichte. — Dauerhaftigkeit der engliſchen Ariſtokratie. — Die Majorate. — Ein younger son. — Die Bedienung in England. — Das Wechſelverhältniß von Sitte und Geſetz in England. — Liberale Geſetze und legitime Sitten des engliſchen Volkes. — Engliſcher Sonntag. — . . . . . S. 117—145.

8. An Denſelben.

Mittheilungen über das Magdalenenhoſpital in London. — . . . . . S. 146—168.

9. An *** in Croydon bei London.

Eine Vorſtellung von Mozarts Don Juan im Kings-Theater durch die italieniſche Opern-Geſellſchaft. — Das Innere des Kings-Theaters. Vergleich mit der großen Oper in Paris. — Lablache: Leporello. Tamburini als Don Juan. Griſi: Donna Anna. Albertazzi: Zerlina. Aſſandri: Donna Elvira. — Verſtümmelung der Oper. Die Cachucha. — Die franzöſiſche

Schauspielergesellschaft im londoner Lyceum. — Fortdauer der Antipathieen zwischen Engländern und Franzosen. — Talleyrand und die Melodie der englisch-französischen Allianz. — Deutsche Sympathieen der Engländer. — Englische Frauen Kenner der deutschen Literatur. — Besuch bei Thomas Carlyle. — Ansicht in England über Bettina, das Kind. — . . S. 169—184.

II. Tagebuch aus Paris.

1. Wanderungen mit dem Strome der Seine.

Regentage in Paris. — Gewaltzustand der pariser Straßen. — Das Straßenleben und das gehende und das fahrende Paris. — Das Pflaster und das arme Volk. — Sonnenaufgang über dem Getümmel von Paris. — Allgemeine Anschauung der Stadt. — Gang nach dem Louvre und Louis-Philipps abgesonderte Bilderschau. — Die Periode der Attentate und das Königthum der Julirevolution. — Eine Entdeckungsreise durch den Faubourg St. Germain. — Die Bedeutung der Seine für Paris. — Verschiedene Charaktere der nördlichen und der südlichen Stadt. — Die Quais der Cité. — Eine fashionable Bettelmusikantengruppe. — Bilder der Morgue. — Die Morgue, Victor Hugo und der französische Romanticismus. — Die Notre-Dame-Kirche und Notre-Dame de Paris von Victor Hugo. — Ein Abenteuer auf dem Pont-Neuf. — Charakter des Faubourg St. Germoin. Die Abbaye aux Bois. — Republikanische Straßen im Faubourg St. Germain. — Das Pays latin. — Das Pantheon und die Nasenspitze Voltaire's. — Der Garten des Luxembourg. — Spiele der französischen Kinder. — Der verheirathete Student mit seiner Grisette. — Die pariser Studentenehen. — Die Carabins. — Das Pantheontheater. — Spaziergang durch ein Hospital. — Nacht in Paris. — S. 185—217.

2. Besuch bei Chateaubriand.

Einsiedlerische Zurückgezogenheit Chateaubriands. — Seine Wohnung in der Infirmerie de Marie-Thérèse. — Chateaubriand's Widersprüche. — Der Genie du Christianisme und Napoleon. — Chateaubriand's Persönlichkeit. — Seine Memoiren. — Gespräch mit Chateaubriand über Berlin. — Seine Ansichten von dem Zustand der gegenwärtigen Zeit. — Seine Hoffnung auf das Christenthum. — Chateaubriand's Vermögensumstände. — Chateaubriand als Todtengräber seines Jahrhunderts. — Vergleich mit Talleyrand. — Was heißt Tugend in der Geschichte? S. 218—238.

3. Meine Madame Grenelle und die französischen Frauen.

Mittagstisch bei einer carlistischen Französin. — Die Emeute an der Porte St. Denis. — Stimme einer Legitimistin über Louis-Philipp. — Die Frau von vierzig Jahren in Paris. — Charakteristik der Pariserinnen. — Pantoffelregiment der Bürgerfrauen. — Oeffentliches Erscheinen der Frauen aus den höhern Ständen. — Unterschiede der deutschen und französischen Coquetterie. — Die Französinnen und die Liebe. — Die femme conservée in Frankreich. — Die Schauspielerin Mars, Ideal der femme conservée. — Charakteristik der Mars, ihrer Jugend und ihres Spiels. — Die Grisetten. — Ihr Unterschied von den Halbtugendhaften. — Verschiedene Lebensstufen einer Grisette. — Eine Bemerkung über das Menagemachen in Paris. — Die fille entretenue. — Die Operntänzerin. — Der Gesellschaftszustand und die Prostitution. — Vergleich des pariser und londoner Straßenlebens. — Die pariser Straßenpolizei. — Louis-Philipps Einfluß auf die Sittlichkeit der pariser Straßen. — Die Tugend in Paris. — Ein Mädchen auf dem Bal Montesquieu. — S. 239—279.

4. La Mennais von Perſon.

Widerſprüche in Kopf und Herz des Abbé de la Mennais. — Verglichen mit Chateaubriand. — Die Definition des Papſtes als „Vernunft der Geſammtheit.“ — Minneverhältniß zwiſchen La Mennais und der Vernunft der Geſammtheit. — Seine Wohnung hinter den Tuilerieen. — Seine Perſönlichkeit. — Seine Anhänger und die praktiſche und politiſche Wirkſamkeit ſeiner Anſichten. — Das Journal: Le Monde. — Geſpräch über Börne und deſſen Ueberſetzung der Paroles d'un Croyant. — Der demagogiſche Heiligenſchein dieſes Buches. — Die Worte eines Gläubigen und das arme Volk. — Ueber den Verſuch des La Mennais, aus dem Chriſtenthum die moderne Freiheit herzuleiten. — Die Affaires de Rome. — Der Papſt und die Freiheit. — Neueſte Auswanderung des Abbé de la Mennais in die Einſamkeit. — . . . . . S. 280 — 304.

5. Das arme hungrige Volk und die höhere Geſellſchaft in Paris.

Die Verhältniſſe der brotloſen Arbeiter in Lyon. — Wohlthätigkeitsvergnügungen der Reichen zum Beſten der Armen. — Charakteriſtik des armen Volkes in Frankreich. — Die Armuth und die Demokratie. — Das Concert im Prytanée zum Beſten der Lyonner. — Liſzt's Spiel. — Eine Rede über das gegenwärtige Elend von Lyon. — Das Unglück und die gute Geſellſchaft. — Ein Wohlthätigkeitsball in der großen Oper. — Ein legitimiſtiſcher Ball im Salle Ventadour. — Marie Taglioni. — Concert der pariſer Ariſtokratie für die Lyonner im Vauxhall. — Schlechte Stimmen der Haute Volée. — Der muſikaliſche Salon der Gräfin Merlin. — Volk und Ariſtokratie und deren Wetteifer um die erſte Stimme in der Geſchichte. — . . . S. 305 — 324.

6. Das Foyer der großen Oper und die großen Geister von Paris.

Der Opernsaal der Academie Royale de Musique und Meyerbeer's Huguenotten. — Ein Urtheil über diese Musik. — Spaziergang im Zwischenact und Bewegung mit Jules Janin und seiner Marquise. — Portrait Jules Janin's. — Rückkehr zu den Huguenotten. Duprez als Raoul. Meyerbeer's jetziger und künftiger Einfluß auf den musikalischen Geschmack in Frankreich. — Neuer Spaziergang im Foyer. Zusammentreffen mit Eugène Scribe. — Scribe und der Reichthum der heutigen französischen Literaten. — Die Eigenthumsverhältnisse der dramatischen Schriftsteller, mit Hinblick auf Deutschland. — Scribe's Persönlichkeit. — Sein Verhältniß zu den politischen Parteien und La Camaraderie. — Andeutungen einer Weltepoche der Mittelmäßigkeit. — Scribe als Novellist. — Rückkehr zu den Huguenotten. — Meyerbeer's Musik und die Lebens- und Modestimmung von Paris. . . . . S. 325 — 356.

7. Besuch bei Victor Hugo.

Allgemeines über den Besuch bei französischen Schriftstellern. — Victor Hugo's häusliche Einrichtung. — Seine Persönlichkeit. — Hugo und der Romanticismus. — Hugo's beabsichtigte Stellung in der Politik. — Seine raisonnirenden Artikel in der Paix. — Victor Hugo's royalistisches Herz. — Der gegenwärtige Einfluß der Poesie auf die Zeitverhältnisse. — Gespräch mit Victor Hugo über den französischen und deutschen Charakter. — Seine Vorliebe für die deutschen Bauwerke. — Wunsch, eine Notre Dame de Paris für die mittelalterliche deutsche Architektur zu schreiben. — Scherzhafte Erinnerung an einen deutschen Roman von derselben Tendenz. — Hugo's Verhältniß zu seiner Gattin. — S. 357—370.

8. Salon und Theater.

Vielthuerei des gesellschaftlichen Lebens in Paris. — Vergleich der französischen mit der englischen und deutschen Gesellschaft. — Verhältniß der Salons zur Tagesgeschichte. — Andeutung zur Ausrottung der Vormittagsbesuche in Deutschland. — Vormittagsvisiten in Paris. — Die Tageseinrichtung in Paris. — Verschiedenheit derselben heut und vor der Revolution. — Anfangsstunden der Theater. — Bedeutung der Theater und Salons für das pariser Leben. — Gegenwärtiges Zeitinteresse der Salons. — Ausschließungssystem der höheren pariser Gesellschaft. — Verhältniß der Madame Dudevant zur pariser Gesellschaft. — Die sogenannte Bekehrung der Madame Dudevant durch den Abbé de la Mennais. — Verschlossenheit der Salons gegen Fremde. — Ausnahme zu Gunsten der Engländer und vornehmen Russen. — Vermischung der Stände auf der Gemälde-Ausstellung im Louvre; der Sonnabend, ein Ausnahmetag für ausgewähltere Gesellschaft. — Einführung der spanischen Tänze in die Salons. — Las Manchegas di Lapia. — Etwaiger Einfluß des spanischen Tanzes auf die Gesellschaft. — Die Französinnen und der Tanz. — Der Tanz der deutschen Frauen. — Volksbälle in Deutschland und Frankreich. — Ein pariser Volksball in der Rue St. Honoré. — Die gebildete Gesellschaft und das Volksleben. — Der Verfall der Volksthümlichkeit im modernen Leben. — Die kleinen Volkstheater in Paris. — Die fashionablen Winkelrestaurants des armen Volks. —

S. 371 — 395.

9. Pariser Parterre.

Steigen der Theatersucht und Gesellschaftssucht in Deutschland und Frankreich. — Vorschlag zu einer völlig gesellschaftlichen Einrichtung der heutigen Theater. — Das Theater der Griechen und das moderne Bedürfniß nach Zerstreuung. — Die bunte Welt eines pariser Parterre. — Die Sym-

pathieen des franzöſiſchen Theaterpublikums. — Das Theatre français. — Molière. — Eine Vorſtellung des Tartuffe. — Die alte Tragödie der Franzoſen. — Corneille's Cinna. — Der alte Joanny. — Die pariſer Kleinkinder-Theater. — Kinderbälle in Deutſchland und die Moral unſerer Zeit. . . . . S. 396—411

I.

Briefe aus London.

(Im Sommer 1837.)

1.

An Mrs. H. P. in Croydon bei London.

— Sie ſehen, ich bin Ihnen bald gefolgt, eine günſtige Welle hat mich an's Land geſchaukelt, und dies Land iſt England, Ihr England! In Paris hörte ich zuweilen aus einem Nachbarhof herüber ein Waldhorn, während ich ermüdet vom Umhertreiben oder von den Genüſſen der babyloniſchen Stadt mich auf dem Sopha ausſtreckte, und die Augen ſchloß. Dann, indem ich den Tönen mit meinen Gedanken folgte, kam es mir ſonderbarer Weiſe jedesmal ſo vor, als durchreiſte ich den lieben thüringer Wald, ich erblickte ſeine ſchönſten Schluchten und Berggelände vor mir, und das grüne Gebüſch klang wieder von geheimen Melodieen, die von Deutſchland ſangen und deutſches Herz und deutſche Liebe feierten. Dann mußte ich lächeln über mich ſelbſt und über

das gute Deutschland, das in der Ferne oft einen so gewaltigen Zauber ausübt, gleich einer alternden Schauspielerin, die in der Bühnenperspective noch vortrefflich fernt, aber in der Nähe, wenn die Illusion der Lichter ausgelöscht ist, ihre welken Reize, ihre vergilbte Schönheit uns nicht mehr bergen kann. Ich muß Ihnen sagen — denn Sie lachen gern! — daß ich mir in Paris wieder tausenderlei Illusionen und Lichter über mein fernes Deutschland ausgegossen hatte, und daß ich zuweilen ein rechter verliebter Thor wurde, wenn ich dem Waldhornzug meiner deutschen Träumereien nachging, und an einen französischen Hornisten deutsche Glücks- und Freiheits-Ideale anknüpfte.

Seit den wenigen Tagen, wo ich das Pflaster von London trete, bin ich aber wieder entzweit mit meinen deutschen Träumen. In Frankreich sah ich zu meinem Leidwesen, wie die Franzosen mit allen Vortheilen eines gänzlich verschiedenen Naturells, welche sie über die Deutschen voraus haben, doch so Wenig bis jetzt erlangten, und wie sie, nach so vielen gewonnenen und verlorenen Schlachten, nach so vielem Blut, Schweiß, Kampf und Arbeit, doch entfernter sind als jemals von der Erreichung eines glücklichen und

vollkommenen Zustandes. In England aber stellt sich mir ein ganz anderes Schauspiel menschlicher Bestrebungen vor Augen, und ich sehe hier mit erschrockenem und herzklopfenden Staunen, zu welchen hohen Dingen das germanische Element, diese auch mir angestammte Natur, zu gelangen vermag! Es giebt wohl keinen Deutschen, der nicht in England die Volksverwandtschaft des Naturells froh empfände, aber es ist auch ein großer Schmerz für ihn damit verbunden, ein Schmerz und ein Neid, die mich in Frankreich nie beschlichen haben! Daß die Franzosen mit ihren den Deutschen entgegengesetzten Eigenschaften Nichts erlangten, als höchstens eine Preßfreiheit, die auch schon wieder halbtodt gehetzt und durch tausend Intriguen gelähmt ist, kann mich weltgeschichtlich bekümmern und traurig machen, aber meine deutsche Natur fühlte sich dabei wieder auf der andern Seite gewissermaßen aufgerichtet, denn ich dachte bei mir selbst: die deutsche Michelnatur ist also noch nicht die unglückseligste in diesem modernen Völkerleben, man muß vielmehr gläubig und redlich an ihr festhalten, und muß sehen, ob sie nicht noch anderer und bei weitem besserer Dinge fähig ist, diese so viel geschmähte und verachtete Michelnatur! Und ich ließ den gallischen Hahn krähen, so laut und prahlerisch

er wollte, und wandte mich ab von ihm, nachdem ich noch einmal auf den Père Lachaise gegangen war, um von Börne's Grab eine gelbe Immortelle zu pflücken, von dem Grab unseres größten Patrioten, der in der Ferne sein Vaterland am meisten geliebt und gescholten hat, der Sympathieen für sein krankes deutsches Herz bei Frankreich suchte, aber keinen Trost und kein Heil bei Frankreich fand. Und hier in Ihrem England treffe ich wieder mit meiner germanischen Natur zusammen, mit der die Engländer Alles erreicht haben, die Deutschen aber Nichts! Oder soll ich mich hier einfach freuen über den Triumph, den das germanische Element in England davongetragen, indem es hier durch seine gediegenen Resultate alle kühnere Beweglichkeit des französischen Naturells weit überflügelt hat? Ich bin noch immer nicht Kosmopolit genug zu dieser uneigennützigen Freude und doch scheinen mir wieder die Thränen kindisch, die ich weinen sollte über den Triumph des germanischen Elements außerhalb Deutschlands. Ich begrüße lieber die hohe Britannia als meine Lehrerin, an deren Mienen und Worten ich fortan andächtig hängen will, und sie soll mir sagen, wie die Freiheit aus der germanischen Natur zu entwickeln ist, in der sie nach allen Richtungen

des Lebens hin ursprünglich gegeben und von Anfang an verborgen liegt!

Sie werden doch hoffentlich bald nach London herüberkommen, denn trotz aller germaniſchen Wahlverwandtſchaft hier möchte ich doch in dem überwältigenden Treiben verloren gehen, wenn ich nicht auf gut Engliſch überall vorgeſtellt und durch einen engliſchen Mund empfohlen werde! Vor allen den Luſtbarkeiten in London kann man anfangs ordentlich einen Schauer haben, denn die rieſenhaften Affichen davon werden, an hohe ſteile Leiterwagen geklebt, langſam feierlich durch die Straßen gefahren, einem Leichenzug von Vergnügungen ähnlich, und geſtern begegnete mir in Orfordſtreet ein langer ſchwarzer Mohr, der dazu gebraucht wird, auf ſeinem breiten Rücken die ungeheuern Anſchlagzettel durch die Stadt zu tragen. Mit einer einfältig verſchmitzten, dumm abgeſtorbenen Miene bewegte ſich das ſchwarze Ungethüm, das alle Sünden der weißen europäiſchen Welt auf ſeine Schultern geladen zu haben ſchien, vorwärts, ſtand zuweilen ſtill und bot mit einer bewundernswürdigen ironiſchen Gleichgültigkeit ſeine Hinterſeite dar, von der man alle gegenwärtigen Freuden der Hauptſtadt, die italieniſche Oper, Signora Griſi und Albertazzi, die Aus-

stellung in Wasserfarben, die Anwesenheit der Madame Schröder-Devrient und die neue Eröffnung des Vauxhall, den Clavierspieler Thalberg und das Panorama im Colosseum, sich ablesen konnte! — Ich erwählte mir, da mich in einer fremden Stadt immer die Volksvergnügungen am meisten anziehn, für den gestrigen Abend das Vauxhall, und setzte mich bei Westminster-Bridge auf ein leichtes Themseboot, das mich bald bis zu den magisch erleuchteten Feengärten des Vauxhall hinruderte. Aber was bei diesen Volksvergnügungen fehlt, ist, wie jetzt überall in der Welt, Volk! Alle Volksfeste haben jetzt in der That etwas Gespenstisches, und man begreift nicht, wo das Volk hingekommen sein muß, da man es jetzt nirgend mehr anzutreffen weiß in den modernen Staaten und Städten. Warum hat man noch keine akademischen Preisaufgaben gestellt über die zunehmende Unpopularität der Volksfeste und Volksvergnügungen in unserer Zeit, und über die Ursachen derselben? — Was sonst die Herrlichkeiten des Vauxhall anbetrifft, so blieben sie keineswegs hinter meiner Erwartung zurück, es sind glänzende und wahrhaft zauberische Einrichtungen, wie ich sie in keiner andern Stadt zu Volkslustbarkeiten gefunden habe, und selbst der Prater

und der Augarten in Wien können, hinsichts der kunstvollen Anordnung, keinen Vergleich damit aushalten. Aber diesen Volksörtern in Wien muß man nachrühmen, daß sie menschenreicher und gestaltenbelebter sind, als es noch irgendwo der Fall ist, wie man denn überhaupt noch in Wien ein volleres und unmittelbareres Volksleben antrifft, als selbst in Paris oder London. Ich durchstreifte die geheimnißvolle italienische Allee des Vauxhall, wie Diogenes nach Menschen suchend, und da ich keine fand, lief ich wieder an die Themse zurück, und ließ mich nach Westminster-Bridge fahren. Daß Ihre fashionable Welt das Vauxhall nicht besucht, begreife ich, weil der Eintrittspreis zu wohlfeil ist und nur vier Schilling kostet, aber das Volk, das Volk, das Volk! wie kommt es, daß man es jetzt überall vergebens sucht? Nächstens hoffe ich es aber auf den großen Pferderennen in Hampton Court wenigstens einigermaßen in seiner colossalen Massenhaftigkeit zu treffen, wenn ich nicht ganz an ihm verzweifeln soll! —

Bei unserm gemeinsamen Freund, dem Sanscrit-Professor Rosen, dem liebenswürdigsten deutschen Gelehrten, den ich kenne*), fand ich neulich auch

---

*) Friedrich Rosen, ein trefflicher, ächt deutscher

unvermuthet einen deutſchen Naturdichter, der hieher nach London verſchlagen iſt, und den Sie kennen lernen ſollen, ſobald Sie wieder in der Stadt ſind. Er heißt Niclas Müller und iſt ſeinem Handwerk nach ein Buchdrucker aus Wür=

Charakter, der eine mädchenhafte Liebenswürdigkeit des Weſens mit großartigen und gediegenen Kenntniſſen verband, iſt ſeitdem geſtorben, und ſeine Landsleute, die an ihm einen treuen Freund und Führer in der großen Weltſtadt hatten, werden künftig nur ſein beſcheidenes Grab in London finden. Er war von Geburt ein Weſtphale, empfing aber ſeine durchgreifende, auch mit Philoſophie vielfach genährte Bildung in Berlin, und verlebte ſieben Jahre in London als Profeſſor des Sanſcrit an der London=Univerſity. Die Theilnahme für dieſe Studien zeigte ſich freilich in London ſo gering, daß Roſen oft Jahrelang keine Zuhörer fand und nicht zu leſen im Stande war. Da die Profeſſoren an der London=Univerſity kein Gehalt beziehen, ſondern lediglich auf den Ertrag ihrer Vorleſungen angewieſen ſind, ſo war es ein Glück für Roſen, daß ihm die Mitarbeit an dem Catalog der orientaliſchen Handſchriften im British Museum übertragen wurde, wodurch er ſich ſorgenfrei in London erhalten konnte. Seine ſeltene Anſpruchsloſigkeit war merkwürdig im Vergleich zu ſeinen Kenntniſſen, von denen er in ſeinen Radices der gelehrten Welt eine gewichtige Probe gab. Leicht ſei ihm die fremde Erde!

temberg, ſeinem Weſen nach aber ein Dichter, und hat vor einiger Zeit ein Bändchen Poeſieen herausgegeben, die ihm allmälig und wie von ſelbſt bei ſeiner Druckermaſchine eingefallen ſind. Hübſch iſt die Art, wie er ſelbſt in einer Einleitung von ſeinem Leben ſpricht, und wie er von ſeinem armen abergläubiſchen Vater erzählt, der ſich zeitlebens mit Alchemie, Weiſſagungen und dem Stein der Weiſen abgegeben, und der auch ſeinem Niclas prophezeite, daß dieſer einſt einen großen Schatz finden würde. Niclas nun glaubt ihn wirklich gefunden zu haben, und meint, die Poeſie ſei dieſer Schatz, der ihm in ſeinem Innerſten aufgegangen. Jetzt hat er ſich aus ſeiner ſchwäbiſchen Heimath aufgemacht, um die Welt zu ſehen, und um zu wandern, wie es von Alters her die deutſchen Handwerker und Poeten gethan. Er hat hier in einer Buchdruckerei in der City zu arbeiten angefangen, und es gefällt mir von ihm, daß er ſich hier überall, in der naiven und treuherzigen Einfachheit ſeines Weſens, als Buchdrucker einführt, und nicht als Dichter. Sie müſden ihn ſehen, um einen Begriff von der ſchönen, tüchtigen und kernhaften Art des deutſchen Handwerkerthums zu bekommen, wie es ſich an ihm in einer allerdings veredelten, aber noch ſeinem

Typus getreuen Erscheinung verräth. Sie glauben nicht, wie viel Poesie in dem deutschen Handwerkerthum steckt, und wie dies eine ganz besondere Gattung von Individualität ist, die man nirgend anderswo hat, freilich sehr abgeschwächt und modernisirt in den letzten Zeiten, besonders seit dem Verfall des Zunftwesens, aber hier und da noch in seinem wahren Kern fortdauernd. Diese poetische deutsche Handwerkernatur ist es, die in Niclas Müller's Persönlichkeit mir so kräftigend entgegentrat und unbeschreiblich wohlthuend ist, die ich aber leider in seinen Gedichten fast gänzlich vermisse. Weil man ihn mir einen Naturdichter genannt, so hoffte ich darin auf einen frischen Volkston, nach dem mein Herz so lange geschmachtet, aber ich fand bereits die Baumschulenzucht der schwäbischen Lyrik darin, die sich Müller angenommen und worin ihn sein Mentor Gustav Schwab unterwiesen hat. Vielleicht bringt ihn jetzt die Entfernung von Deutschland dazu, daß er sich ganz und gar auf sein eigenstes und ursprüngliches Wesen wieder zurückführt, und Lieder singt, wie sie einem ächten deutschen Handwerker, der ein tüchtiges und kräftiges Herz hat, geziemen. Dann kann er viel Neues und Originelles leisten, und er besitzt das Zeug dazu schon in seiner eigensten

Persönlichkeit. Er ist eigentlich ein gelernter Schriftsetzer, aber weil ihm bei dem Setzerkasten nicht so viel Muße bleibt, seinen Gedanken nachzuhängen, beschäftigt er sich lieber an der Druckerpresse, und setzt blos seine eigenen Gedichte. —

Hier in London begegnet mir nicht mehr das Glück, daß man mich für einen Engländer hält, eine Ehre, die ich in Paris alle Tage auf der Straße haben konnte. Im französischen Volke giebt es eine gewisse Bornirtheit in der Beurtheilung der fremden Nationalitäten, und wie die Türken Alles Franke nennen, was sich von Ausländern bei ihnen sehen läßt, so hält der gemeine Franzose jeden Fremden für einen **Anglais** und scheint kaum noch eine andere Nationalität zu kennen. Ihre Landsleute haben es gut in Paris, und vergnügen sich überhaupt viel besser dort, als die Franzosen selbst, da sie in die glänzenden Genüsse der französischen Hauptstadt ihren eigenthümlichen Comfort hineinzubringen verstehen und sich mit größerer Behaglichkeit einzurichten pflegen. Sie wissen, wie sehr mich das Treiben der englischen Familien in Paris angesprochen hat, namentlich ihre Liebhabertheatervorstellungen in dem Hôtel Castellane, wo ich so schöne Stunden an Ihrer Seite zubrachte. Jetzt bin ich noch nicht

recht im Klaren, wie es mir in London in gesellschaftlicher Hinsicht mit Ihren Landsleuten ergehen wird, da es so schwierig ist, derselben auf eine rasche Weise habhaft zu werden. Man muß hier entweder Familienmitglied oder Clubmitglied werden, dann kann man sich wohlbefinden; eine Mittelstufe des Zusammenlebens, wie in Paris das Café für das öffentliche und der Salon für das gesellschaftliche Begegnen ist, giebt es in London nicht. Daß die Engländer nicht, wie die Franzosen, gewohnt sind in Caféhäusern zu leben, sieht man sogleich an der schlechten und trostlosen Einrichtung der londoner und an der Vortrefflichkeit der pariser Cafés; das Café ist eine durchaus französische Lebenserfindung, die dort allen übrigen Einrichtungen und nationellen Gewohnheiten entspricht und von den Engländern und Deutschen nur mittelmäßig nachgeahmt wird. In einen Londoner Club aufgenommen zu werden, könnte mir wohl gefallen, da sich viele Vortheile damit verbinden. Man hat an dem Clublocal gewissermaßen eine zweite Wohnung in der großen Stadt, besorgt dort alle seine Geschäfte, liest die Zeitungen aller Nationen, schreibt seine Briefe, Tagebücher und was man sonst zu thun hat, findet zu jedem Augenblick einen zuverlässigen Boten an

dem Dienerperſonal, wenn man irgend eine Sendung zu machen benöthigt iſt, läßt ſeine Briefe auf die ſicherſte Weiſe dorthin adreſſiren, erhält durch ein abgebrochenes und gelegentliches Geſpräch mit den übrigen Mitgliedern, das nicht viel Mühe und Unkoſten verurſacht, eine raſche und oft aus den beſten Quellen fließende Ueberſicht der Tagesvorgänge, und genießt endlich auch eine ſehr gute und verhältnißmäßig ſehr wohlfeile Beköſtigung, und das Alles für einen Beitrag, der beſonders einem Fremden bei den ſonſtigen londoner Verhältniſſen ſehr klein erſcheinen muß. Aber man muß von einigen engliſchen Mitgliedern gewiſſermaßen garantirt werden, ehe man die Aufnahme in einen ſolchen Club erlangen kann.

In dem Caféhauſe bei Very in der Regentſtreet, welches jetzt das großartigſte von London iſt und in Paris nur für ein mittelmäßiges Vorſtadtcaféhaus gelten würde, ſieht man ſehr viel Deutſche, und darunter manches traurige und bekümmerte Geſicht. Es giebt jetzt ſehr viele Flüchtige hier, die in London ihr letztes Aſyl genommen und ein ſehr bejammernswerthes Daſein führen, da hier jede Art, ſich Mittel der Exiſtenz zu erwerben, erſchwerter iſt als anderswo, und außerdem die Langeweile dieſe Unglücklichen aufreibt. Auch der berüch-

tigte Mazzini, ein Menſch von einer wahnſinnigen Genialität, iſt mir hier gezeigt worden, unter dem ſich jetzt das junge Deutſchland aus der Schweiz völlig überſiedelt und in London ein feſteres Lager als jemals aufgeſchlagen hat. Dieſe tolle und verderbliche Partei ſcheint ſich jetzt hier in ſehr glänzenden Umſtänden zu befinden und es iſt kein Zweifel, daß Lord Palmerſton ihnen letzthin nicht unbeträchtliche Summen Geldes angewieſen. Jedoch iſt ihr Hauptaugenmerk in dieſem Moment auf Spanien gerichtet, wo ſie wie hetzende Hunde unter die Parteien geſchickt ſind. Aber ich muß fürchten, zu tief in die Politik hineinzugerathen, und ſage Ihnen für heut Lebewohl! Ich wollte Ihnen mit dieſer Epiſtel nichts weiter anzeigen, als das: Auch ich in England, und nun kenne ich Ihre Güte, die mir bald auch Ihre Perſon zuführen wird! —

2.

An Louis.

Während ich die Herrlichkeiten der londoner Season genoſſen, wirſt Du Dich unterdeß zu Pferde zwiſchen * und ** weidlich herumgetummelt haben. Recht ſo, Alter! Zu Fuße will es bei Euch in Deutſchland nicht mehr recht vorwärts gehen, man muß es einmal zu Pferde verſuchen, um über die Bahn mit Hinderniſſen fortzukommen! Was mich betrifft, Louis, ſo bin ich ein völliger Engländer geworden. Dieſe herrliche Inſel mit ihren gedämpften Lichtern und traulichen Schatten hat mir viel Liebes angethan, und ich habe unſerer Mrs ** geſchworen, England an den Vorurtheilen der Deutſchen zu rächen. Manche werden vielleicht zu mir ſagen: Du haſt gemeint, die Luft der Freiheit zu athmen, aber Narr, es war Steinkohlenluft, die Du ſchlucktеſt! Du haſt

Dich überall von Gemüthlichkeit umgeben gesehen, aber das waren die Nebel von London, die Dich hinderten, schärfer zu sehen. Du hast Toleranz gefunden, aber es war Phlegma und Unempfindlichkeit; Du hast geglaubt, hier wahrhaft in den Kern des Lebens zu beißen, aber war es nicht hartes und halbrohes Beefsteaks-Fleisch, das Deine deutschen Organe nicht zu verdauen wußten? — Ich bin nicht Dein Vater Cephises, Louis, aber ich sage Dir dennoch Nichts als Dieses: In einigen Jahren kommst Du nach England, und ich bin auch dort, in einem hübschen stillen Hause, nicht weit von Hyde-Park, in dem Du in den allergrößten Dimensionen reiten kannst. Dann sitzen wir zusammen in unserm Pleasure-Ground, oder gehen auf Piccadilly spazieren, und lieben unser gutes und unvergeßliches Deutschland aus der Ferne. Nicht wenn man es schlecht hat, sondern wenn man in der Fremde Leben und Liebe findet, hat man die ferne Heimath erst recht lieb und dann unsäglich. Seltsames Ding, daß es in der Fremde so viel Liebe, in der Heimath so viel Haß, Mißhandlung und Gleichgültigkeit gibt! —

Meine großen und kleinen Freuden willst Du wissen? Wenn Du sähest, mit welcher Schweig-

ſamkeit und großartigen Stille die hieſige Bevölkerung den Glanz ihrer Seaſon hinnimmt, ſo würdeſt Du finden, daß es nicht Manier in London iſt, von dem, was man genießt, viel zu ſprechen. Man kann jedoch noch von der diesjährigen Seaſon ſprechen, da der Tod des guten Königs Wilhelm IV. ſie nicht, wie es anfangs ſchien, vorzeitig endete, ſondern nur mit etwas ſchwarzem Flor einfaßte. Die junge und ſchöne Königin Victoria hat den Theatern, Concerten, Pferderennen und allem Uebrigen, was zur Faſhion und einer faſhionablen Exiſtenz gehört, wieder freien Lauf gelaſſen, während die Theaterunternehmer zuerſt durch das Donnerwort, daß bis in den November hinein alle Luſtbarkeiten unterbleiben ſollten, in Verzweiflung gerathen waren. Man befürchtete ſchon, mehrere Theaterdirectoren aus der Themſe wieder herausfiſchen zu müſſen. Aber das achtzehnjährige Blut einer Königin mag kein Freudenſtörer im Lande ſein, und höchſtens hat ſie den Tories auf einige Zeit den Spaß verdorben, während ihr die Whigs ein um ſo freudenhelleres **God save Victoria** in die Ohren ſchmettern. Vielleicht täuſchen ſich beide Parteien in dieſem jungen Thron, der ahnungsvoll, unſchuldig und lieblich wie Maidenblush-Blüthe in

die verworrene Zeit hineinlächelt, aber die Theater-Entrepreneurs verdienten, als die treuesten Unterthanen der englischen Krone, eine Berücksichtigung. Denn kein Theaterzettel wird im Coventgarden oder Drurylane oder irgendwo ausgegeben, auf dem nicht unten in der Ecke die Devise: **vivant rex et regina!** (jetzt blos: **vivat regina!**) gedruckt stände. Man darf sich nicht wundern, daß in England selbst die Theaterzettel royalistisch sind! Das Königthum ist in England volksthümlich, es ist eine hohe und feste Säule, in der sich alle Parteien zuspitzen, und zu deren Füßen John Bull fröhlich sein **rule Britannia** donnert. In der City sah ich dies Volk in ganzen Schaaren um die Straßenecken sich drängen, wo das Bulletin über die Krankheit des Königs in kleinen Gitterkasten angeschlagen war. An einem Sonntage ging ich über Pall Mall spazieren, und begegnete mehr Leuten als man sonst des Sonntags auf den londoner Straßen zu sehen pflegt. Ich folgte ihnen, es ging nach St. James Palast, um über das Befinden des kranken Königs Nachricht einzuholen, aber die Gesetze eines englischen Sonntags sind noch mächtiger und unerschütterlicher als König, Volk, Tod und Alles. Am Sonntage, wo man in London nicht

einmal ein Stück frisches Brot haben kann, war auch keine Kunde über den königlichen Kranken zu erlangen, es gab nicht einmal ein Bulletin. —

Es ist angenehm, daß die Engländer ihre Saison in die schönere Jahreszeit legen. In Paris, wo man irrigerweise noch so thut, als lebe man unter einem südlichen Klima, muß man die Freuden der Saison gar zu empfindlich mit der Kälte, Straßenkoth und beständigem Regenwetter theilen. Der Engländer, der später aufs Land und auf Reisen geht, ersieht sich auch hierin seinen Comfort ab, und während er seine Guineen auswirft, um die Talente aus allen Ländern zu seiner Season herbeizulocken, hört er zugleich schon die Nachtigallen in Regents-Park schlagen, die mit Madame Pasta und der ganzen italienischen Oper um die Wette flöten. Die mildere Jahreszeit erhöht auch den Reiz der fashionablen Toiletten, denen man auf den Spazierfahrten, Promenaden, Morgenconcerten und im Kingstheater begegnet. Uebrigens geht in der Season der Londoner Alles so sehr nach dem hergebrachten Maßstabe zu, daß man mitten im Tumult und Genuß doch kaum Jemanden sich in außerordentliche Bewegung setzen sieht. Der Engländer läßt Alles still an sich herankommen, und wenn er es

hat, mag er ſich nicht merken laſſen, wie viel es ihm bedeutet, wenigſtens in der Seaſon nicht, denn das wäre gegen die Faſhion. Dabei nimmt er aber um nichts weniger tief und ſinnig alle Eindrücke auf. Und wenn Du faſhionable ſein und werden willſt, ſo kannſt Du gar nicht fehlen, es gibt einen beſtimmten Codex für die engliſche Modewelt, von dem Du weder abgehen, noch zu dem Du hinzuthun darfſt, und der Dir ſagt, was Du anziehen und wo Du wohnen, welche Bälle und Geſellſchaften Du beſuchen, und welche Pferde Du reiten ſollſt, welches Geſicht Du im Theater, beim Frühſtück, im Wagen und auf der Straße zu machen haſt. Man könnte ſich einen homunculus der engliſchen Faſhion nach einem beſtimmten Recepte kneten und ihn während der Dauer der Seaſon für einen leibhaften Menſchen halten. Aber ich werde Dir in der Folge noch davon ſchreiben, wie dieſe ſcheinbare Kryſtalliſation und Verſteinerung des engliſchen Weſens doch eigentlich nur um den herrlichſten Kern ſich herumlegt, gleichſam ihn ſchützend und behütend gegen das fremde rauhe Außenleben. Der Engländer iſt nach Außen ein wunderliches Mimoſenkraut; nach Innen, in ſeine Herzen, ſeine Häuſer und ſeine Familien hinein verbirgt er

seine wahre Blüthe und lebt da ein seltenes Liebeleben. —

Ich kam von Frankreich, und hatte deshalb eine etwas härtere Aufnahme in dem Hafen von London zu erfahren als Fremde aus andern Gegenden. Während England das einzige Land in ganz Europa ist, wo man von Pässen und Paßbeschwerden gar nichts weiß, wurden wir doch bei unserer Ankunft aus Boulogne in das Custom-House gebracht, um dort auf unsere Pässe einen englischen Ankunftsschein in Empfang zu nehmen. Dann sperrte man uns in ein Zimmer ein, vor dem sich ein Mann Wache befand, um Niemand herausgehen zu lassen, der nicht seine Sachen der Visitation unterworfen. In diesem Zimmer fanden wir schon beim Hereintreten eine Liste an die Wand angeschlagen, welche zu meiner Verwunderung unsere sämmtlichen Namen der Reihefolge nach enthielt, und in dieser wurden wir aufgerufen. Es war vorgeschrieben, bei seinem Namen mit einem lauten und vernehmlichen here zu antworten. Die Untersuchung ist sehr genau und die versteuerbaren Gegenstände bedeutend theuer. Die französischen Literaten in Paris hatten mir ihre neuen Bücher geschenkt, und so trug ich unglücklicherweise eine ziemliche Portion Literatur bei mir, de-

ren Einführung in England sehr kostspielig ist. Meine Bücher wurden genau ausgepackt, einige englische, welche sich darunter befanden, als freigehend bei Seite gelegt, die übrigen gewogen, und der Urtheilsspruch darüber lautete: **ten shillings!** — Menzel, der Franzosenfresser, von Börne, war als französisches Buch mitgewogen worden.

An die Theuerung des englischen Lebens gewöhnt man sich schon einigermaßen in Boulogne, diesem am Meere liegenden merkwürdigen Petrefacten des Londonismus. Diese Art Verenglisirung ist beispiellos auf einem nichtenglischen Boden, und es gibt keine andere Stadt, die ein ähnliches Schauspiel darböte, wie **Boulogne-sur-Mer**. Aber es hat der Curiosität wegen einen interessanten Anstrich. Zwischen drei und fünf Uhr Nachmittags muß man die Promenaden von Boulogne, die Straßen, die zum Hafen führen, besonders die belebte **Rue de l' Ecu**, und den Hafen selbst besuchen, und man befindet sich mitten unter einer englischen Bevölkerung. Ueberall rollen die eigenthümlichen kleinen Fuhrwerke, die englische Familien oft mit sich auf Reisen nehmen, an Dir vorüber. Dies sind niedrige vierrädrige Stuhlwagen, offen, und mit zwei Reihen Sitzen,

auf dem eine ganze Familie Platz hat, und hinter dem Wagen sieht man häufig noch die Tochter auf einem Maulesel herreiten, in der stillen sittigen Haltung, die den englischen Mädchen eigen ist. Es ist ein Lieblingsvergnügen der Engländerinnen in Boulogne, auf Mauleseln zu reiten, wozu die bergig liegenden Straßen der Stadt auffordern, und es gewährt ein malerisches, aber auch bizarres Tableau, wenn man sie im vollen modischen Damenputz auf diesen kleinen patriarchalischen Thieren berg ab und bergauf traben sieht. Sie erreichen jedoch nicht die natürliche Grazie der französischen Landleute, die in dieser Gegend fast allgemein der Maulesel sich bedienen und darin oft höchst pittoreske Aufzüge darbieten. Man sieht dort auf dem Lande Gruppen, die dem Maler einer Flucht aus Aegypten das schönste Musterbild geben würden, und ich habe nichts mehr bewundert als die französischen Bauermädchen, wie sie majestätisch graziös über den Sattel ihrer Thiere hingelagert saßen. Den Engländerinnen fehlt dabei das Amazonencostüm, das ihnen erst eine freiere Haltung verleiht und worin sie die Parks von London wie Wundererscheinungen durchschweben. Man lernt jedoch in Boulogne, näher an England selbst und gewissermaßen die über-

seeische Vorstadt von London, schon die eigene Liebenswürdigkeit des englischen Wesens einsehen, und dämpft allmälig die Vorurtheile, welche die auf dem Continent herumreisenden Engländer gegen ihren Nationalcharakter in Umlauf gesetzt haben. Fern von seinem Mutterlande fühlt sich der Engländer, der das stärkste Heimathsgefühl unter allen Nationen hat, befangen, gekreuzt und in allen Dingen behindert, er wird ungeschickt und dadurch leicht verdrießlich und abstoßend. Zugleich ist er wie ein liebes Kind seines Englands, dem in der Fremde überall die Mutter fehlt. Gewohnt, erst am geborgenen Kamin seines Zimmers, am Familienheerde, mit seinen Empfindungen aufzuthauen, sieht er in den Fremden Anfangs immer nur Solche, die ihn nicht verstehen, die nicht mit ihm sympathisiren. Der Engländer ist empfindsamer als Ihr glaubt, er hat einen geheimen Ueberfluß an Herz, an Zartheit. Ich ging öfter des Abends im Hafen von Boulogne spazieren und hatte Engländer zu meiner Gesellschaft. Das Meer hat hier schon eine bedeutsame Perspective, besonders von den Berghöhen angeschaut, die von einer Seite den Hafen umschließen. Die eine Pfahlreihe des Hafens geht eine ziemliche Strecke ins Meer hinein; hier, wo kühle Seelüfte erfrischen, spa-

ziert gewöhnlich die fashionable Welt von Boulogne auf der Diele und blickt der untergehenden Sonne zu, die sich ins Meer stürzt. Ich sah hier herrliche englische Augen zum Untergang der Sonne leuchten, und Stimmen lispelten dazu, mit einer Musik der Empfindung, die aus dem Abendhimmel selbst herabzutönen schien. Um diese Zeit ist das Meer trocken, die Ebbe hat es geheimnißvoll entführt, aber in den Herzen unserer Engländerinnen entstand oft erst hohe Fluth, und sie hauchten Gedanken aus, die man in Deutschland als zu sentimental mit Unrecht verlernt, oder aus der Umgangssprache verwiesen hat. Ich glaube, Louis, die Deutschen können toll genug sein, sich ihrer alten guten Eigenschaften zu schämen, und doch keine neuen dafür zu lernen. Ich versichere Dich, daß man gegenwärtig in England und in Frankreich viel sentimentaler, viel empfindsamer und viel gemüthlicher ist als in Deutschland. Ich habe genau auf die Stimmung geachtet. —

3.

An Denselben.

Mein erstes Quartier in London nahm ich, dem Beispiele des Herrn von Raumer folgend, in der City, um mir am andern Morgen in einer fashionablen Gegend eine Wohnung zu suchen. Es ist aber nicht rathsam, auch nur eine Nacht in der City zuzubringen, so bequem es sein mag, gleich in der Nähe des Hafens unter Dach und Fach zu kommen. Die Nachtheile sollst Du gleich hören. Ich setzte mich noch an demselben Abend in eines jener wunderlichen Cabriolets, die so seltsam gestaltet sind, daß Sir John Fallstaff gewiß sagen würde, es habe sie Jemand nach dem Abendessen aus Käserinde geschnitzelt, und fuhr, ich weiß nicht mehr, wie viele Meilen weit, um in das Drurylane-Theater zu gelangen. Ich ging in das Pit, wie man hier das Parterre

nennt, in dem ſich zu meiner Verwunderung faſt mehr Damen als Herren befanden, während es in Paris durchaus dem Anſtande zuwider wäre, wenn ſich eine Dame anders als in einer Loge zeigen wollte, wovon ſelbſt die theuern Sperrſitze in der italieniſchen Oper und in der **Académie royale de Musique** keine Ausnahme machen dürfen. Das Parterre des Kings-Theaters in London, das freilich eine halbe Guinee koſtet, nimmt ſelbſt die faſhionableſten Geſtalten der ſchönen Welt auf. Ich will aber nicht unterſuchen, was es für Damen ſind, welche in Drurylane und Coventgarden das Pit vorzugsweiſe bevölkern (auch im zweiten Range ſammeln ſich dieſe geſetzloſen Schönheiten in unzähliger Maſſe); ſondern ich will Dir nur eine Anekdote erzählen, deren Pointe die City iſt. In einer der Seitenlogen des Parterre ſah ich einen hagern Engländer wieder, den ich ſchon in Paris gekannt, und der freundlich genug war, mir mit einem **I am very glad to see you** entgegenzuwinken. Noch ehe der Vorhang aufging, hatte er mich auf den andern Morgen zum Frühſtück eingeladen, er fragte mich, wo ich wohne, ich nannte in meiner Argloſigkeit die City, er fuhr erſchrocken zuſammen, biß ſich auf die Lippe und verſtummte. In dieſem Au-

genblicke nahm die neue Oper ihren Anfang. Im nächsten Zwischenacte bestellte er unter irgend einem Vorwande das Frühstück bei mir ab, nachdem er den ganzen Act hindurch mit sich selbst gekämpft und gerungen zu haben schien. Nach Ende des zweiten Acts konnte er es nicht mehr aushalten und empfahl sich mit einem kalten **I hope I shall soon see you again.** So kam ich um ein Frühstück, blos weil ich in der City von London abgestiegen war, denn ein Engländer kann nicht begreifen, wie ein Gentleman, der kein Gewürzkrämer und kein Fabrikant ist, in der City sich aufzuhalten vermag, es liegt ihm etwas Unheimliches in dieser Vorstellung, und er faßt irgend einen Argwohn. Wenn Du in der City wohnst, sieht er sich genöthigt, Dir seinen Umgang aufzukündigen, und wenn zwei Liebende hier auf ewig miteinander brechen wollen, braucht der Eine nur nach Leadenhall-Street zu ziehen, während der Andere in der prächtigen Regent-Street wohnt. In Paris kann man im unscheinbarsten Winkel eines abgelegenen Faubourg hausen, und bleibt derselbe Mann, behält seine Menschheit, seine Rechte und seine Vorzüge. In London ist man von der höheren Gesellschaft ausgeschlossen, sobald man sich in die City verbannt hat. Und doch ruht auf

dieſer City der Stolz von ganz England, ſie iſt das alte Document ſeiner nationalen Würde und Eigenthümlichkeit, das Blutaderſyſtem ſeines Handels, ſeiner überſeeiſchen Verbindungen, ſeiner Reichthümer und ſeines ganzen induſtriellen Lebensgetriebes; im bunten Gewühl ihrer Straßen begegnet man dem Kern der Bevölkerung, und ich habe nie ſchönere und friſchere Geſichter geſehen, als wenn ich auf Cheapſide in der City ſpazieren gegangen bin. —

Ich will Dir aber von der neuen Oper im Drurylane-Theater etwas ſchreiben, da ſie gewiſſermaßen eine Merkwürdigkeit der diesjährigen Seaſon iſt. Sie heißt: Katharina Grey, der Text iſt von George Linley, und die Muſik von M. W. Balfe. Dieſer Componiſt, der ein guter Tenoriſt am Drurylane iſt, hat ſich ſchon früher in einigen glücklichen und gefälligen Compoſitionen gezeigt, die auch bei uns in Deutſchland nicht unbekannt geblieben. Das Bemerkenswerthe an dieſer Seaſon-Neuigkeit iſt aber der Verſuch, eine große engliſche Nationaloper ſchreiben zu wollen, der erſte dieſer Art, meines Wiſſens. Die Engländer gehen ſeit einiger Zeit mit dem Lieblingsgedanken um, ihrer Nationalität auch die Kunſt zu erobern und namentlich zwiſchen ſich und der Muſik einen

rail way anzulegen, auf dem es aber nicht so rasch vorwärts will, als zwischen Liverpool und Mancheſter. Bekanntlich hat ſich ſogar eine Geſellſchaft unter dem Patronate des Lord Burghersh in London gebildet, um vorzugsweiſe die Beſtrebungen zur Hervorrufung einer engliſchen Nationaloper zu fördern. Dieſe Geſellſchaft beſitzt einen Fonds von 50,000 klingenden Pfunden Sterling, aber dieſer anſehnliche Silberklang, in Muſik geſetzt, hat bis jetzt noch immer keine rechte Harmonie geben wollen. England hat ſeine Banknoten, aber die Göttin Cäcilia hat andere Noten, die ſie für ſich behält. In der neuen Oper des Herrn Balfe ſollte denn nun Alles national ſein, der Componiſt ein Engliſhman, das Textbuch engliſch, der Stoff aus einer der glorreichſten Zeiten und Geſtalten der engliſchen Geſchichte gewebt. Die Engländer ſehen hier ihre ſtolze, jungfräuliche Königin Eliſabeth auftreten und mitunter die zärtlichſten und gefühlvollſten Noten von der Welt ſingen, denn Eliſabeth liebt, ſie liebt den Grafen Hertford, der aber heimlich mit Katharina Grey vermählt iſt. Das Buch der Oper iſt in vieler Hinſicht zu rühmen, und mit beſonderem Takt und Geſchick iſt das Nationale des Stoffes, der für die Muſik ſo viele ſpröde

Elemente darbieten mußte, behandelt. Wie sieht es aber mit der Nationalität der Musik aus? Diese ist aus sehr fremdartigen Nationalitäten zusammengesetzt, denn sie besteht fast nur aus Reminiscenzen deutscher und italienischer Musik, die aber geschickt und talentvoll in einen gewissen Guß verarbeitet sind. Das Anerkennenswerthe ist, daß Herr Balfe mehr das Einfache, als das Geräuschvolle erstrebt, und im Ganzen einer ruhigen künstlerischen Haltung nachgetrachtet hat. Seine Recitative sind gut und haben eine gewisse simple Würde, die Arien dagegen verlaufen sich häufig in eine Monotonie, die wahrhaft englisch ist und unerträglich werden kann. Die Cadenzen klingen fast alle wie eine Leier. Der Componist ist gewiß nicht ohne Talent, aber was ist am Ende Talent ohne eigene Ideen, und kann dann noch von einem solchen die Rede sein? Diese Art Bestrebungen um eine englische Nationaloper erscheint jedoch wie verlorene Liebesmühe. Etwas Nationales, das erst gegründet werden soll, wird und bleibt nichts Nationales. Man kann in eine Nationalität nichts hineinbringen, und nur das, was in ihr ist, kann man aus ihr herausbringen.

Die Oper macht übrigens ihr Glück. Ein Engländer sieht und hört mit andern Augen und

Ohren, wenn ſeine Queen Elizabeth ihm etwas vorſingt, und ihm ſchon bei dieſer patriotiſchen Vorſtellung das Herz in höhern Takten ſchlägt, ſo daß er es mit den Takten der Muſik nicht ſo genau nimmt. Uebrigens fiel mir, gegen Paris gehalten, das ſtille, geräuſchloſe Benehmen des engliſchen Theaterpublicums auf. Das große Haus füllt ſich im Anfang ſo unmerklich, daß man es kaum gewahr wird, und in den Zwiſchenacten, wo in den pariſer Theatern ein unaufhörliches Gedränge und Geſchiebe iſt, geht kaum Jemand hinaus, kaum ſpricht Jemand laut mit ſeinem Nachbar. Ich fuhr wieder in meine City zurück, und fand dort in meinem Gaſthofe einen Italiener, der kein Wort Engliſch verſtand, und auf Franzöſiſch ein ſeltſames Geſpräch über die engliſche Sprache mit mir anknüpfte. Er moquirte ſich förmlich über den ungraziöſen Ausdruck des Engliſchen, über das Geſichterſchneiden und Mundverdrehen, welches die Ausſprache ſchon organiſch nothwendig mache, über den lächerlichen Widerſpruch zwiſchen dem Schreiben und Sprechen der Wörter. Vergebens führte ich ihm zu Gemüthe, daß man ſich über die Natur einer Sprache nicht moquiren könne und dürfe. Mein Italiener aber behauptete hitzig, die engliſche Sprache könne und

müsse corrigirt werden, die italienische sei auch corrigirt worden, er verwies mich auf die bekannte Schrift von Botta, und machte allerhand possirliche Bewegungen, um mir durch Mimik zu beweisen, wie abgeschmackt die englische Aussprache sei, von der er die wunderlichsten Laute und Wörter mit einem wirklich komischen Talent sich angeeignet hatte. Er machte dabei eine wahre Affenpantomime, so daß ich laut über ihn lachen mußte, ihm dann aber nur um so härter Unrecht gab. Ehe ich mit Engländern in einen nähern Verkehr gerathen, hatte ich ihrer Sprache auch mehrfach Unrecht gethan, und nie geglaubt, daß man z. B. in der Musik auf den englischen einsylbigen Wörtern so harmonisch aushalten und diese th- und w- Laute mit so viel Ausdruck und Grazie singen könne, wie ich es noch an demselben Abend von Mrs. Wood, welche in der genannten Oper die Katharina Grey sang, gehört. Diese Mrs. Wood ist eine kräftige Amerikanerin, nicht mehr ganz jung, aber mit einer großen Gewalt und einem merkwürdigen Umfange der Stimme begabt, und die scharfen Schrotkörner der englischen Aussprache schwebten wie leichte Blüthenflocken von ihren Lippen. In der Prononciation der englischen Sprache hat sich allerdings die

ganze Caprice dieſer Nation verſinnbildlicht, ihre Ausſprache iſt ganz aus engliſchem Whim zuſammengeſetzt und kann den Fremden zuweilen zur Verzweiflung bringen, nicht ſo ſehr wann er ſprechen, als wann er hören und verſtehen ſoll, denn was willſt Du anfangen, Louis, wenn die ſchönſten Sachen, die Dir vielleicht eine himmliſch gute Engländerin zuflüſtert, ſich Dir in einen eben ſo großen Nebelduft hüllen, wie die Straßen Londons, in denen man zuweilen die Häuſer nicht herauserkennt, und an den Häuſern die Thüren nicht findet, um einzutreten. Aber bald wirſt Du Ohren bekommen, zu hören, ſo wie der, welcher eine Zeitlang im Nebel gegangen, allmälig auch zum klaren Sehen gelangt. Dann wirſt Du herrliche Dinge hier hören. Eine Thorheit aber iſt es faſt, über den Wohllaut einer Sprache zu ſtreng und kategoriſch abzuurtheilen und ihr gewiſſe Fähigkeiten abzuſprechen, ſo lange man ihr noch nicht im Leben nahe geſtanden. Ich behaupte, daß jede Sprache ohne Unterſchied ihre eigenthümliche Muſik hat, die aus ihr herausgehört werden kann, denn der höhere Wohllaut einer Sprache iſt immer geiſtiger Natur und kann ihr auf geiſtigem Wege gelichen werden. Eine geblidete und gemüthvolle Nation wird am Ende

die rauheſte Mundart geiſtig bezwingen, und die Töne, die einen ſchönen Gedanken ſagen, werden nicht leicht ohne alle Melodie bleiben. Je mehr man mit fremden Sprachen durch das Leben ſelbſt verwächſt, je mehr ſieht man ein, daß ſie alle eine gleiche Anwartſchaft darauf haben, dem lieben Gott als eine und dieſelbe Muſik in die Ohren zu tönen.

Wie melodiſch wünſcht mir nicht mein Stubenmädchen ihr **good night, Sir!** Ich ſage Dir auch für heut **good night, Louis!** In England iſt man wieder unter einem Volke, das ſich gute Nacht wünſcht und auch eine hat. In Paris hat man keine Nacht und wünſcht ſich auch keine. Nach einem höflichen **bon soir** ſchläft es ſich bei weitem nicht ſo gut, noch um Mitternacht wird einem zuweilen ein **bon jour** geboten. Eine Stadt ohne Nacht iſt wie ein Vagabund ohne Haus und Hof, ohne Weib und Kind, intereſſant genug für Den, der weder ſchlafen noch ruhen kann. Der Mond und die Sterne ſtrahlen vergebens ihren Frieden in das Getümmel hinein, die Leidenſchaften und nimmer ruhenden Beſchäftigungen treiben hellere Flammen auf als der Himmel, und der Lebensrauſch endigt vielleicht durch Opium. Ueber England hängt die Mohnblume der Nacht mit

ſtillerem und andächtigem Haupte, das Leben hat hier überhaupt mehr milde Schatten, in Frankreich mehr ſcharfes Licht. Ein engliſcher Dichter hat der Nacht das Schönſte nachgeſagt, das je in der Welt von ihr geſagt und gedacht worden; es ſteht im Shakſpeare. Deutſche Dichter haben auch hübſche Dinge über Nacht und Schlaf geſungen, aber man verſchläft zu viel Schönes in Deutſchland, Deutſchland hat keine gute Nacht. Dennoch wünſche ich Dir nochmals eine!

4.

An Madame C. T. in Paris.

Mit dem schönsten sarkastischen Lächeln, das Ihnen zu Gebote steht und gewissermaßen berühmt geworden ist, entließen Sie mich, als ich den Entschluß gefaßt, dem dargebotenen Asyl Ihres Landaufenthalts auf einige Zeit das schwarzgraue London vorzuziehen. Sie glaubten, ich würde durch Englands großartige Langeweile hinlänglich bestraft werden. Diese englische Langeweile, die allerdings zur Grunderistenz des hiesigen Lebens gehört, hat aber etwas so Erhabenes und Feierliches in ihrem Wesen, daß ich auch sie wahrhaft anstaune und bewundere, und nicht anders kann, als sie höchst interessant zu finden. Bei Ihnen ist es schön, und Ihre kleine gastliche Villa, deren Säle immer von Gesang, Poesie und geistreichen Scherzen ertönen, wird einmal genannt wer-

den, wenn ein ſinnreicher Kopf die Geſchichte der franzöſiſchen und deutſchen Sympathieen ſchreibt. Recht hübſch in der That iſt Ihr Nachbargehölz, unter deſſen flüſternden Bäumen, wie Sie mir erzählten, einſt die Sevigné an ihre Tochter die herrlichen Briefe geſchrieben, aber die franzöſiſche Natur und Landſchaft hat im Allgemeinen einen ſo lachenden, hellfarbigen und weltlichen Charakter, daß man ein ſehr Glücklicher ſein muß, um lange in und mit ihr leben zu können, ſie erfordert einen Glücklichen. Was meinen Sie, habe ich wohl Ausſicht dazu, es zu werden? — —

Ich ſprach von dem ſtillerhabenen und großartigen Charakter der Langenweile in London, und wenn es Sie nicht zu ſehr langweilt, will ich Ihnen einige der wichtigſten Eindrücke derſelben mittheilen. Wir müſſen ein für alle Mal das Thor der City hinter uns zumachen, denn in dieſer hetzt ſich das Leben noch toller und geräuſchvoller ab, als in der **Rue Vivienne** oder auf den Boulevards von Paris, die City iſt nicht faſhionable genug, um jener anſtändigen und feierlichen Langenweile theilhaftig werden zu können. Wir dürfen uns anſtändigerweiſe nur mit dem Weſtend der Stadt befaſſen. Die ungeheuren Räume, welche hier vor Ihnen liegen, beiſpiellos

für die Ausdehnung einer einzigen Stadt, werden Ihnen für die erste kolossale Auseinanderlegung einer unabsehbaren Langenweile gelten. Denn Ihr Paris ist dem Raume nach nur ein großes Dorf gegen London, die große Stadt. Schon durch diese Weiten vertheilt sich hier die schweigsame Bevölkerung in stillere Gruppen, und die geschwärzten Häuser und Gebäude, alle fast gleich hoch, selten mehr als zwei Etagen, und alle genau verschlossen, machen ebenfalls ein ernsthaftes Gesicht dazu. Die Häuser von London haben eine geheimnißvolle Miene, sie stehen im eigentlichsten Sinne in sich gekehrt, denn sie verbergen nach Innen zu das eigenthümlichste Leben einer Nation, das sich nicht so leicht auf die Straße entleert als in Paris. Ueber diesen lautlosen und grauen Massen geht auch die Sonne niemals klar auf, und selbst an den allerheitersten Sommertagen hat ihr Licht noch etwas Gedämpftes und blinkt durch leisen Nebel herab. Es ist ein wahrhaft philosophisches Klima. In diese englische Dämmerung fällt jedoch der die ganze Stadt durchwehende Steinkohlenstaub etwas zu materiell hinein, und man wittert London an dem schweren Geruch dieser Kohle schon auf mehrere Seemeilen weit, wenn man auf der Themse ist.

Aber dieſer ſchwarze Staub, der die urſprüngliche Weiße eines Hauſes nur wenige Monate lang duldet und ſie dann alle in die nämliche fromme Tracht einkleidet, bringt auf der andern Seite eine große Tugend hervor, die wahrhaft engländiſch iſt, nämlich die Reinlichkeit. Man putzt, ſäubert, wäſcht ſich und alle Gegenſtände an ſich und um ſich her unaufhörlich in England. Wenn Sie ausfahren, um eine Freundin zu beſuchen, deren Straße vielleicht nur ſechs Meilen weit von der ihrigen entfernt liegt, ſo verſchließen Sie ja ſorgfältig die Wagenfenſter, um nicht ſchwarz wie Beelzebub im Geſellſchaftszimmer anzulangen, und noch beim Ausſteigen müſſen Sie befürchten, daß Ihre weiße Stirn und Wange einen etwas rußigen Anflug erhalten. Aber an Ihnen kann nichts geſchwärzt werden, und wollten Sie darum auf ganz London zürnen? Sonſt galten ſchwarze Schönpfläſterchen auf Frauenwangen für eine wahre Zierde, und der londoner Kohlenſtaub könnte die alten Moden erneuern, aber der Teint der Engländerinnen, der ſchönſte auf der ganzen Welt, gewinnt durch das einfache Waſſer, mit dem ſie unaufhörlich den Ruß ihrer Atmoſphäre abzuwaſchen haben, immer mehr an Weiße und durchſichtigem Aetherduft. Ich ſchreibe Ihnen

dies, damit Sie über mich lachen ſollen, was Sie ſo gut verſtehen. Nur den lieben grünen Teint der Bäume und Pflanzen bedaure ich, denn wenn Sie ſelbſt in der Umgegend von London ein Blatt abpflücken und zwiſchen den Fingern drehen, werden Sie ſchwarze Hände danach bekommen.

Wollen Sie eine Wanderung durch London mit mir verſuchen? Wir könnten unſere Entdeckungsreiſe durch dieſes Labyrinth von Straßen und Plätzen auf dem Strand beginnen, der eigentlichen Gränzſcheide zwiſchen der Welt der Faſhion und dem Leben der City, welches letztere ſeinen eigenen gewerblichen und rührigen Charakter noch hieher verbreitet. Am Strand liegen die meiſten Theater umher zerſtreut, aber wir gehen gerade aus, nach Charing Croſſ, betrachten einen Augenblick den Trafalgar-Square und die Nationalgallerie, ſehen die Equipagen über den vornehm belebten Pall Mall rollen und wenden uns dann rechts über den Waterloo-Platz in die Regent-Street, die wahre Königin unter den Straßen Londons. Hier drängt ſich das faſhionable Leben von London in den großartigſten Maſſen zuſammen, es iſt in aller ſeiner koloſſalen Größe hier in Bewegung gerathen, und ſchreitet doch

wie ein geordnetes Chaos, wie ein feierlicher Tumult mit Ruhe und Würde, mit Anstand und Sitte vorwärts. Das Gedränge der Fuhrwerke, Staatswagen, Cabriolets, Omnibus und Reiter ist hier alltäglich so groß, wie in Paris kaum zur Zeit des Carnevals, man glaubt die Anstalten zu einem außerordentlichen Feste zu sehen, und es ist nur die Gewohnheit des täglichen Lebens, die so großen Aufwand und solche Mittel braucht, um ihre Existenz zu bestreiten. Wenn wir aus Regent-Street heraustreten, passiren wir bergabwärts das herrliche Treiben des Piccadilly, den Green-Park entlang, in dem mit ächt britischer Freiheit Kühe und Schafe neben den elegantesten Spaziergängern weiden, und stehen dann vor Hydepark Corner still, wo ich Ihnen überlassen will, ob Sie den ungeheuern Flächenraum des Hydepark mit mir durchschreiten wollen? Er bringt uns auf die am meisten geräuschvoll belebte Orford-Street hinaus, welche mit ihren vielen Läden und Boutiquen, obwohl in einem einfachern und glanzlosern Maßstabe, an die pariser Boulevards erinnert. Von dort, wenn wir Siebenmeilenstiefel anziehen, gelangen wir bald, im äußersten Norden der Stadt, an den kolossalen Regent-Park, mit seinen bizarren und großartigen Terrassen, mit seinen

vielen Alleen, Villen, Häusern, Säulen, mit seinem riesenhaften Colosseum, mit seinen reichen Pflanzungen und schönen Gewächsen. Dann freut sich der Engländer, wenn wir sein London und alle seine städtischen, localen und socialen Einrichtungen so kolossal finden, daß wir uns mit unsern continentalen Gewohnheiten und unsern physischen Kräften davor in Verlegenheit gesetzt sehen. Alle diese Parks sind in ihrer Endlosigkeit die wahren Symbole des englischen Charakters, der durch das Massenhafte zu imponiren sucht. Wenn man Ihnen hier einmal einen Liebesbrief überreichen sollte, geschrieben auf einem Papierbogen, der so groß ist wie ein zweistöckiges Haus und von vier Pferden gefahren werden muß, so wundern Sie sich nicht, liebe Claudine, sondern halten Sie verschämt und mit zitterndem Finger den Brief und verbergen ihn, wenn Sie können, in Ihrem Busen. Es geschieht hier zuweilen, daß sich achtzigtausend Menschen auf Einmal aufmachen und eines Morgens bei einem Minister anklopfen, um ihm ihre persönliche Aufwartung zu machen; es betrifft nur eine Kleinigkeit, die Anempfehlung irgend einer Bittschrift. Wenn Sie zuweilen wie Ihre Freundin D. angezogen gingen, so könnten wir jetzt zusammen bei einem Restaurant eintreten, und man würde Ihnen

ein Beefsteak von so kolossaler Größe vorsetzen, daß Sie sich für einen Wilden halten würden, der den ganz gebratenen Leichnam seines Feindes, eines Riesen, verschmausen soll. —

Doch Sie werden genug haben an diesen Kolossalitäten, die Sie nun einmal nicht lieben. Soll ich Ihnen die Themse zeigen? Setzen wir uns in einen Wagen und suchen wir die Themse, denn es ist sehr schwer, sie zu finden. Wie die Franzosen Alles herauszustellen wissen, so daß es recht in das Licht und Auge fällt, so haben sie es auch mit ihrer Seine gemacht, die, von den herrlichen Quais eingefaßt und herausgehoben, einen hellblinkenden Faden symmetrisch durch die Stadt zieht. Die Engländer haben, wie immer ihr Bestes, so auch ihre Themse versteckt, und es fehlt in London fast jeder Standpunkt, um sie betrachten zu können. Kein Quai leitet an ihren Ufern entlang, und der so viele Welten verbindende Fluß schwimmt großentheils wie unbeachtet hinter den Steinhaufen der Häuser vorüber. Nur bei London Bridge öffnet er sich einigermaßen und deutet die großen Welt- und Meeres-Perspectiven an, die seine Natur ausmachen, aber dort will ich Sie nicht im Gedränge der City und im rauschenden Verkehr des Hafens lange verweilen lassen, so fröhlich und be-

deutſam es ſich auch ausnimmt, den Rauch der Dampfſchiffe und die Flaggen aller Nationen hier wehen zu ſehn. Gewiß haben Sie eine größere Sehnſucht, einmal mit mir auf der weltberühmten Weſtminſterbrücke zu ſtehen, aber wie werden Sie erſtaunen, auf ihr haben Sie die Themſe völlig verloren! Denn dieſe eben ſo großartige als zierliche Brücke, ein Meiſterſtück der Architektur iſt von ſo hohen Geländern umfaßt, daß kein Menſch darüber hinausſehen kann, und die ſchmalen Durchbrüche der Mauer geſtatten nur verſtohlene Blicke um dadurch einzelne Streifen des Fluſſes ſchimmern zu ſehen. Dieſes Geländer mag architektoniſch nach den übrigen Dimenſionen der Brücke und ihrer Bögen ſein ganz richtiges Maß haben, aber es iſt dennoch falſch. Eine Brücke iſt nicht allein um ihrer ſelbſt willen da, ſondern für den Fluß, man muß den Fluß ſchauen, die Brücke muß ihn zeigen. Auf der Weſtminſterbrücke fehlt alle Beziehung zu dem Fluſſe, ſie iſt ein großes ſchönes Gebäude, aber keine Brücke. Eine Brücke muß ihren Strom lieben, ſie muß ſtolz auf ſeine Schönheit ſein, die beſten Punkte zur Ueberſicht darbieten, und ſich gewiſſermaßen im Anſchaun aller Reize des Waſſers wiegen. Die Weſtminſterbrücke iſt gar

zu egoistisch, sie liebt ihre Themse nicht, und hat sich, hinter ihren hohen Mauern verschlossen, wie trotzig von ihr abgekehrt, um keine Blicke mit ihr zu wechseln, sie schmollt gewissermaßen mit ihrem Flusse. Aber die Engländer lieben solche öffentliche Schmollwinkel. Ihre Cafés und Restaurants sind nichts anders als Schmollwinkel, indem die Abtheilung dieser Tavernen in lauter einzelne Verschläge Jeden von dem Andern sondert, so daß man nicht sehen und gesehen werden kann, und die Riesenformate ihrer Zeitungen scheinen ebenfalls dazu gemacht zu sein, sich bequem dahinter verkriechen zu können, wenn man an einem öffentlichen Orte sitzt. Ein Deutscher kommt aber leicht dazu, Alles dies sehr behaglich zu finden, und den wahren Comfort daran bald herauszuschmecken. —

Sie werden gewiß müde sein, schon beim Gedanken aller dieser londoner Räume, die ich mit Ihnen im Fluge berührt habe. Wollen Sie sich ausruhen, so gehen wir ins Theater, da finden wir Platz und Zeit genug dazu. Mir fällt aber ein, daß Sie mir eine besondere Aufgabe gestellt haben, Ihnen Bericht abzustatten, was Ihr Liebling Shakspeare gegenwärtig in seiner alten Heimath macht. Ich muß Ihnen sagen, daß es

nicht ſehr faſhionable iſt, während der Seaſon in ein Stück von Shakſpeare zu gehen, und doch habe ich mich beeilt, mehrere davon zu ſehen, ſo lange noch der berühmte Macready die Theaterſaiſon des Coventgarden belebte. England hat ſeinen Shakſpeare gewiſſermaßen verſtoßen und tractirt ihn auf ſeinen Bühnen, wie die Scharwächter den Geiſt Hamlet's, mit Prügeln. Auf dem Strandtheater wird jetzt ſogar eine neue Edition (a new edition) von Shakſpeare's Romeo und Julia gegeben, mit etwas Muſik melodramakiſch zurecht gemacht, und auf der Affiche iſt ausdrücklich angekündigt, man weiß nicht ob als Gewiſſensbeſchwichtigung oder als Lockung: daß Shakſpeare ſelbſt, wenn er heut noch lebte, ſein Stück auf dieſelbe Art arrangirt haben würde! Im Coventgardentheater ſieht man die Stücke Shakſpeare's ohne Zweifel am beſten, aber auch hier nicht ohne die größten und weſentlichſten Verſtümmelungen. Ich ſah dort zuerſt Heinrich VIII., der aber zu meinem Entſetzen in einer zu drei Acten zuſammengezogenen Bearbeitung gegeben wurde, in welcher oft die ſchönſten Scenen fehlten. Ich liebe dies Stück ſehr, es hat eine gewiſſe beſcheidene Grazie, höchſt ſymmetriſche Anordnung und eine ſtille Einfachheit und Würde,

die durch leiſe Wirkungen den poetiſchen Schwung erſetzt. Aber diesmal betrachtete ich es mit Langerweile und Schrecken zu gleicher Zeit. Macready gab den Kardinal Wolſey mit vieler Mannichfaltigkeit der Nüancirung, mit einem außerordentlichen Streben nach Charakteriſtik, aber zugleich ſo ſtark und grell aufgetragen, daß es nicht auszuhalten war. So wurde auch die Katharina, der man noch dazu die rührendſte Scene ihres Auftretens ganz genommen, von einer Miß Faucit mit einer Härte und Heftigkeit des Ausdrucks geſprochen, daß es wie ein haarſträubendes Mittel wirkte und von einem poetiſchen Effect nicht mehr die Rede war. Dies iſt aber jetzt durchgängig die Manier der engliſchen Schauſpielkunſt, durch den grellſten Materialismus zu wirken, und mehr Eindruck auf die phyſiſche als auf die geiſtige Natur des Publicums zu machen; dies iſt jetzt die eigentliche Bildungsſtufe des hieſigen Theatergeſchmacks. Die Franzoſen verſtehen beſſer, die Würde ihrer alten Tragödie bis auf den heutigen Tag zu bewahren, und ihr tragiſcher Kothurn, in dem ſich ein Nationaltypus wie eine glorreiche Tradition fortpflanzt, hat ſelbſt mehr Natur in ſeinem Weſen, als die übertriebene und formloſe Art, mit der jetzt die Engländer ihren Shakſpeare

darſtellen. Uebrigens wurde Heinrich VIII. mit der allergenaueſten Beobachtung des altengliſchen Hofceremoniells gegeben, was mir intereſſant genug war, aber ich will Ihnen nichts weiter mehr von dieſer Vorſtellung erzählen, als daß man zu Anfang die Ouvertüre des Don Juan dazu ſpielte, die ich freilich in der ſchlechten und dürftigen Execution nur ſo wiedererkannte, als begegnete ich ihr im Schattenreiche, ſo daß mich ihrer jammerte. Um aber mein Urtheil über die engliſchen Shakſpeare-Aufführungen nicht allzu ſchroff daſtehen zu laſſen, will ich Ihnen noch etwas Ausführlicheres über eine Darſtellung des Othello ſagen, der ich ebenfalls im Coventgarden beiwohnte, und wo mir neben denſelben Mängeln auch die Vorzüge eines ſo großen Talents, wie Macready ohne Zweifel iſt, beſſer einleuchteten. Othello war Macready, der Jago wurde von Elton, und die herrliche Desdemona, einer der ſüßeſten Charaktere im Shakſpeare, von Miß Helen Faucit geſpielt.

Um Ihnen jedoch einen Begriff von dem zu geben, was man hier in der Kunſtwelt erleben kann, muß ich Ihnen zuerſt ganz kleinmüthig geſtehen, daß man den Othello, dieſe Schreckenstragödie der menſchlichen Leidenſchaft, mit der Ouvertüre aus Fra Diavolo eröffnete.

Dazu gehört eine so große Kühnheit der Contraste, daß ich in meiner Bestürzung nicht dazu kommen konnte, mich zu ärgern oder lustig zu machen, und nur das Horazische **nil admirari** mich abhielt, es zu bewundern. Alles haben die lieben Engländer, nur keinen Geschmack, blos ein wenig großartig sind sie zuweilen in ihrer Geschmacklosigkeit, und das eigenthümliche Ungeschick biederer Seelen verleitet sie oft zu wunderlichen Formen und Sprüngen. Aber nun zu der Vorstellung unserer Tragödie.

Das erste Auftreten Macready's als Othello war musterhaft. Er zeigte eine vortreffliche Maske und stellte den Mohren keineswegs in einer abschreckenden Häßlichkeit hin. Er hatte sein Gesicht sehr geschickt gefärbt, so daß es allen Ausdruck des Mienenspiels, worin dieser Schauspieler so groß ist, hindurch scheinen ließ, und die Weiße der Zähne, die er im Affect häufig und mit vieler Absicht zeigte, mit africanischer Naturwahrheit dagegen abstach; eben so wußte er in dem Ausdruck seiner Augen oft auf eine höchst merkwürdige Weise den Sohn der Wildniß und des heißen Klima's zu zeigen. In den ersten Scenen bemühte sich jedoch Macready, ruhig, gesetzt, gediegen und einfach zu erscheinen; man sollte an

dieser einfachen Würde in dem Othello den tüchtigen Mann sehen, der etwas geleistet hat, ja der, wie ich es mir denke, ein gewisses inneres Leben nach seiner Weise geführt, der ein Bewußtsein über sich gewonnen, und durch Leiden wie durch Thaten seinen Charakter befestigt hat. Seine Laute waren bescheiden, aber sicher. In der Art, wie er in der zweiten Scene dem auf ihn losstürmenden Brabantio begegnet, verrieth der Mohr, außer der Ruhe seiner guten und gewissen Sache, zugleich eine besondere Rücksicht, mit der er den Brabantio, als den Vater seiner Gattin, behandelte. Dann in der dritten Scene, in seiner Rechtfertigungsrede vor dem Senate, war Macready unübertrefflich. Mit vieler Würde, innerer Stille und Zuversicht begann er seine Erzählung, um auseinanderzusetzen, durch welche Zaubermittel, da man ihm Zauberei Schuld gegeben, er die Tochter des stolzen Senators gewonnen. In Alles legte er den Accent einer gewissen Bescheidenheit und kehrte das Grundgutmüthige, Ehrliche und Brave, das in der Natur dieses Mohren liegt, heraus; man ahnte noch nicht den schwarzen Abgrund der Leidenschaft in dem Wesen dieses Naturkindes. So fuhr Macready eine Zeitlang zu erzählen fort, dann aber veränderte sich

auf einmal ſeine Stimme in einer merkwürdigen Wendung, nachdem er mitgetheilt, wie er der Desdemona ſeine Lebensereigniſſe habe erzählen müſſen. Die Worte:

My story being done,
She gave me for my pains a world of sighs:
She swore — In faith, 'twas strange, 'twas passing strange,
'Twas pitiful, 'twas wondrous pitiful:
She wished she had not heard it; yet she wished
That heaven had made her such a man; she thanked me,
And bade me, if I had a friend that loved her,
I should but teach him how to tell my story,
And that would woo her. Upon this hint, I spake:
She loved me for the dangers I had passed;
And I loved her, that she did pity them:

Dieſe Worte ſprach er mit einem gewiſſen frohlockenden Seelenjubel aus, der etwas Rührendes hatte, und in dem ſo viel zartes Gefühl aus der Natur des Schwarzen heraufſtönte, daß es wie ein Wunder war; ohne Zweifel ein großer Zug des Schauſpielers. Bis in den dritten Act hinein hatte er noch vieles Bemerkenswerthe und Bewundernswürdige, beſonders in der dritten Scene, wo ihm Jago zuerſt das Gift der Eiferſucht einflößt und nun alles Thieriſche und Africaniſche in der Natur des Mohren allmälig auf-

taucht. Seine ganze Erſcheinung wird plötzlich eine andere, die weißen fletſchenden Zähne und die großen leuchtenden Augäpfel treten ſtärker und greller hervor. Als ihm Jago mit ſpitzbübiſchem Accent die Worte ſagt: **O beware, mylord, of jealousy!** ſcheint Othello, wie nachdenklich über Alles das, was nun ſeiner Natur nach in ihm rege werden könnte, eine Zeitlang in ſich ſelbſt zu verſinken, und ſtößt nur in lakoniſcher Zuckung das ahnungsvolle Wort aus: **O misery!** was Macready vortrefflich ausdrückte. Dann wieder, nach dem Wechſelgeſpräche, in dem ſchon alle Stürme ſeiner Natur in einzelnen Accorden aufbrauſten, kehrt das Gute ſeines Weſens noch einmal zurück, und er ruft aus: **I do not think but Desdemona's honest!** mit einem herrlichen gutmüthigen Seelenlaute, wie Alles überwindend, einer Regenſonne gleich, die blaß und wehmüthig aufgeht. Ferner in dem Monologe: **This fellow's of exceeding honesty** weicht die Leidenſchaft noch im Anfang der Mäßigung und der Vernunft; es iſt das Beſchwichtigende der Reflexion, das Macready hier vorwalten läßt. Nur bei den Worten: **haply, for I am black** verräth er ein fürchterliches Aufzucken, doch taucht ſich die Wuth wieder wie in leiſe elegiſche Wellen unter bei den Worten:

O, curse of marriage,
That we can call these delicate creatures ours,
And not their appetites!

Nun zeigt ſich Desdemona im Hintergrunde, und bei ihrem lieben Anblick ſcheint alles gute Element ſeiner Natur wieder in ſeiner ganzen Fülle und Stärke zurückzukehren. Mit einer Stimme hoffnungsvoller Erwartung ſagt er: **Desdemona comes**, und freudig-zuverſichtlich ſetzt er hinzu:

If she be false, O, then heaven mocks itself!
I 'll not believe it:

Doch als er nun zu ihr reden ſoll, erſtickt ihm faſt das Wort im Munde, und alle Zweifel und Qualen ſcheinen wiederzukehren. Dies ſind ganz ausgezeichnete Nüancen des Schauſpielers, aber dieſe feinen Schattirungen ſeines Spiels nehmen auch hier beinahe ein Ende. In der dritten Scene des dritten Acts, wo er zu Jago tritt, hält er ſich von der Untreue ſeiner Desdemona überzeugt. Noch ſtöhnt er blos ungeheure Klagetöne hervor über ſein Unglück, und beneidet das Loos des Nichtwiſſens; er wäre noch glücklich geweſen, wenn auch die ganze Armee den ſüßen Leib berührt und er es nur nicht gewußt. Dann, mit einer wunderbaren Feierlichkeit der Stimme, wie brauſender Sturmglockenklang, aber

gemäßigt durch Wehmuth, ruft er, gewiſſermaßen ein Lebewohl an ſich ſelbſt und ſein beſſeres Theil, die Worte aus:

O, now, for ever,
Farewell, the tranquil mind! farewell, content!
Farewell, the plumed troop, and the big wars,
That make ambition virtue! O, farewell!
u. ſ. w. u. ſ. w.
— Othello's occupation's gone!

Wie geſagt, auf eine wunderbare Weiſe ſprach Macready dieſe Worte. Jetzt aber, nachdem er mit dieſen Tönen gewiſſermaßen ſeine beſſere Natur in den Schlaf geſungen, erwacht gräßlich ſeine Wuth und kehrt ſich zuerſt gegen Jago, den er bei der Bruſt packt und ihm the ocular proof abverlangt. Von hier an läßt Macready Tigertöne laut werden, wie ich ſie in meinem Leben noch nicht von einer menſchlichen Stimme gehört. In der Schnupftuchsſcene mit der Desdemona wird er wahrhaft fürchterlich und wirkt ſchreckenerregend wie eine fremdartige Naturerſcheinung. Noch niemals habe ich Worte ſo ausſtoßen hören, wie das dreimal wiederholte: the handkerchief! und nachher, als er forttaumelt, mit einem ſcheußlichen Accent das: away!

Man begreift nicht, wie der Schauſpieler es

wagen kann, nachher noch zwei ganze Acte in einer fortlaufenden Steigerung durchzuspielen. Aber dieſe ungeheure materielle Härte iſt dem Geſchmack des engliſchen Theaterpublicums, den es beſonders in der Tragödie an den Tag legt, durchaus gemäß, und doch wurde bei jener tragiſchen Wiederholung des Wortes handkerchief, die mir das Haar emporſträubte, viel und laut im Theater gelacht, ſowohl oben auf der höchſten Galerie als unten im Parterre. Das Wort ſelbſt, an dem Shakſpeare, in ſeiner naiven weltſchöpferiſchen Unbefangenheit, in der Tragödie keinen Anſtoß nahm, muß für die heutigen Engländer von dem Kothurn der Bühne herab einen komiſchen Effect haben. Ich will Macready's Spiel nicht weiter im Detail verfolgen und Ihnen nur die letzten Momente ſeiner Darſtellung noch bezeichnen. Die Scene, wo er ſeine arme Desdemona erdroſſelt, geht auf eine wahrhaft beſtialiſche Weiſe vor ſich, ſie glich einer Thierhetze und Macready nahm dazu Anläufe und machte Sprünge, wie ein wüthender Eber. Desdemona ſelbſt müßte mit ſanftern Lauten hinſterben, denn ſie liebt ihn noch, indem er ihr den Tod gibt, und es mag ihr ſcheinen, als ſei der Tod der Liebe Lohn auf Erden und als empfange ſie die gerechte Strafe ihrer Liebe. Von Macready iſt aber hier

noch ein bemerkenswerther Zug zu berichten, der den großen Künstler verrieth. Nachdem die That geschehen, er mit kalter Ruhe den Vorhang vor das Bett gezogen und die Andern hereinstürmen, tritt er vor und erzählt den Hergang und den Grund der Sache mit einer seltsamen Stimme, gerade wie ein Schulknabe, der sich wegen einer Versäumniß zu rechtfertigen sucht, mit einer Stimme, leise, phlegmatisch, ohne Leidenschaft und Accent, nur wie mechanisch hinsprechend, als mache er nur Worte und schiene selbst deren Inhalt nicht zu wissen. Dies war von einer großen Wirkung. Nachher aber, da er sich von ihrer Unschuld überführt halten muß, sind seine Klagen nicht zu ertragen. Der Dichter hat Alles gethan, um den Othello zuletzt mit Würde sterben zu lassen, denn Othello ist gut und ehrlich. Er sinkt sterbend auf seine Desdemona, und soll im Kuß verscheiden. Macready aber, nachdem er sich erstochen, schleppte sich geräuschvoll bis zu ihrem Lager und fiel wie ein Vieh vor ihr nieder. Aufs Aeußerste empört, sowohl von der letzten Hälfte der Darstellung als von dem Theaterpublicum, das man jetzt vor Shakspeare versammelt trifft und das sich an jenem Abend besonders unangenehm bezeigte, verließ ich das

Haus und werde nie wieder ein shakspeare'sches Stück hier aufführen sehen. Von den andern Personen im Othello will ich Ihnen blos noch sagen, daß sie höchst mittelmäßig gespielt wurden, sowohl der unnatürliche Böswicht Jago wie die herrliche Desdemona. Was die letztere betrifft, so konnte sie kaum noch von Eindruck sein, da man ihr einige ihrer schönsten Scenen, die gerade das Zarte, Süße, Blumenartige ihres Charakters malen, genommen. So blieb z. B. die ganze letzte Scene des vierten Actes, wo sie das wundersame Lied singt:

The poor soul sat sighing by a sycamore tree,
Sing all a green willow

gänzlich fort, und diese Scene ist gerade die wesentlichste für das ganze Bild der Desdemona. Shakspeare hat darin ein stille Feier, ein Abendroth über diese Gestalt ausgegossen und ihr Tod bedarf dieser mildernden Lichter zu seiner Versöhnung. —

Adieu! Noch einen Brief erhalten Sie von mir aus diesem lieben Eiland, wo mir die Menschen so gefallen und mir so viel Freundliches erweisen. Nur einen schmerzlichen Anblick habe ich in meiner Nähe. Wissen Sie, wer hier mein Aufwärter und Bedienter ist? Ein junger Pole,

ein armer melancholiſcher Flüchtling, mit ſchönem ausdruckvollen Geſicht, der bei der letzten polniſchen Revolution als Inſurgenten-Offizier thätig geweſen, aus Frankreich, wo er Schutz ſuchte, verwieſen worden und jetzt in einem **boarding house** hier in London als Garçon in Dienſten ſteht. Ich hätte nicht gedacht, daß ein Held von Oſtrolenka — denn Caſimir hat bei Oſtrolenka gefochten — einmal einem deutſchen Schriftſteller in London die Stiefel putzen würde! Mein Gott, wohin führt die Weltgeſchichte? Sei luſtig, Caſimir! ſage ich oft zu ihm: **here is liberty!** Aber Caſimir iſt traurig, er will nicht die **liberty** fern von ſeinem Vaterlandsboden, er ſenkt den Kopf, der arme Menſch, und holt eben meine Stiefel. Wie gern erließe ich ihm dies häßliche Geſchäft, aber die Welt verlangt, daß man blanke Stiefel habe. Die Welt iſt recht ſchnöde, einfältig und voller Bosheit!

Ich ſehe eine Thräne in Ihren glänzenden Augen. —

5.

An Dieſelbe.

— Hätten Sie geſtern, ſtatt auf Ihrem franzöſiſchen Tusculum die blümeranten **voix intérieures** des Victor Hugo zu leſen, einen Spaziergang mit mir durch den londoner Tunnel gemacht, ſo würden Sie die Ehre gehabt haben, Madame Paſta kennen zu lernen, von der Sie eine ſo ſchwärmeriſche Vorſtellung in Ihrer Phantaſie tragen. Die Dudevant hat die Erſcheinung der Paſta ſo zauberiſch wirken laſſen in ihrer **Rose et Blanche**, daß, als wir dieſen Roman zuſammen laſen, Ihre herrliche Einbildungskraft ganz für Bild und Namen dieſer großen Künſtlerin erglühte. Und nun denken Sie ſich Giulietta Paſta in eine wahre Samojeden- oder Wallfiſchfängertracht geworfen, mit einem barbariſchen Kittel angethan und eine unbeſchreibliche Mütze über die ſchwar-

zen Locken gestülpt, sechs und siebzig Fuß unter der Themse, um in diesem Schutz- und Trutz-Costüm unter den arbeitenden Maschinen des Tunnel umherzuwandeln. Es war ein interessanter Anblick, und der schauerliche unvollendete Theil des Tunnel, in dem wir in diesem Aufzuge unter Scherz und Lachen vordrangen, gefiel mir bei weitem besser, als der vollendete, in welchem Sie schon mit allen Moden, die auf der Oberwelt getragen werden, unversehrt und bequem viele hundert Fuß lang spazieren können. Was soll ich Ihnen nun zuerst beschreiben, den Tunnel oder die Pasta? Ich denke, den Tunnel, dieses Werk der englischen Nationalbizarrerie, erlassen Sie mir, der ich kein Talent zu dergleichen habe und in meinem Leben keine gescheidte und lehrreiche Reisebeschreibung zu Stande bringen würde. Der ganze Tunnel ist nichts als eine Grille, eine kolossale Grille, an deren hartnäckiger Verfolgung die Engländer zeigen können und wollen, wie reich sie sind, und nachdem sich der Nationalstolz einmal in diese monströse Unternehmung verbissen, läßt der Eifer nicht nach, sie durchzusetzen, und sollte auch die Themse selbst darüber zusammenstürzen. Schon zwei Mal hat sie dies freilich gethan und hat den Tunnel völlig mit Was-

ser ausgefüllt, aber, nach einer Unterbrechung von sieben Jahren, haben die Arbeiten jetzt wieder mit erneuter Macht begonnen und sind bis zu 740 Fuß Länge, welches schon die Hälfte der ganzen Bahn des Tunnels ausmacht, vorgeschritten. Ob die zu bewerkstelligende Verbindung zwischen Rotherhithe und Wapping an den beiden Ufern Londons so dringend ist, um einen so ungeheuern Aufwand an Kraft, Geld und Zeit zu rechtfertigen, muß dahingestellt bleiben, es ist ein umgekehrter babylonischer Thurmbau, der eben so toll in die Erde hineinstürmt, wie der andere in den Himmel, und der ebenso wenig jemals zu Stande kommen wird. Durch die patriotischen Subscriptionen strömt jetzt von allen Seiten fast mehr Geld herbei, als die Ausführung bedarf, aber das Wasser der Themse läßt sich nicht durch Gold bestechen, es dringt unaufhaltsam nach, und selbst die vollendeten Bögen des Tunnel zeigen schon jetzt überall den durchsickernden Wasserstreifen, der sich ahnungsvoll an den Steinen hinmalt. Dies Werk ist, wie alle Unternehmungen dieser Zeit, nur der Bau einer Ruine, es kommt Zerstörung heraus, man mag es anfangen, wie man wolle, und im Gedächtniß der Nachwelt wird nur der riesenhafte Wille der Schöpfung die Trümmer

überleben, die wir mit aller Thätigkeit um uns häufen.

Doch wozu traurig sein? Madame Pasta erheiterte unsere Gesellschaft und ließ durch die schauerlichen Hallen dieser künstlichen Unterwelt einige ihrer weltberühmten Triller ertönen, die wie Amouretten an dem Gewölbe hinliefen. Ihre Stimme ist noch immer stark genug, um befürchten zu lassen, daß der ganze Tunnel vor der Zeit davon einstürzen könnte, und da ich noch eine theure Freundin bei mir hatte, so bat ich die Sängerin, uns nicht dieser Lebensgefahr auszusetzen, was sie leider blos für ein Compliment nahm. Die herrliche Pasta gleicht jetzt auch einer Ruine, in der aber eine Echo versteckt ist, deren unverlierbare Stimme das alternde Gemäuer durchklingt und ewig belebt. Ihre äußern Reize sind auf ihre liebenswürdige Tochter übergegangen, die eine echt italienische Schönheit ist, die Stimme aber, ihr großes Capital, hat sie noch für sich behalten. Dies Capital hat einen so guten Cours gehabt, daß bis noch vor kurzem das Vermögen der Pasta auf 30 bis 40,000 Francs jährlicher Rente sich belief, eine schöne Ausmünzung einer gediegenen Silberstimme. Durch die großen Fallissements dreier englischen Handelshäuser, die in diesen Tagen

in der ganzen Welt nachgezittert haben, hat aber auch Madame Pasta jetzt den größten Theil ihres Vermögens eingebüßt, die arme Sängerin schickt nun von Neuem ihre Töne wie Bienen aus, um einzusammeln und den goldenen Honig zu bereiten, und dies hat sie hieher nach London geführt, um die Saison, wo die Guineen in Blüthe stehen, zu nutzen. Sie wird nächstens ein großes Concert geben und hat eine Guinee als Eintrittspreis dafür angesetzt; klug genug, denn man muß den Engländern etwas abnehmen, wenn man sie einnehmen will. Sie wissen, Guineen sind eine ideale Bezahlung, nicht blos für deutsche Schriftsteller, sondern auch für englische Lords, denn in England selbst existirt eigentlich die Guinee nicht mehr, aber bei jeder fashionablen Gelegenheit zahlt ein anständiger Mensch hier nur in Guineen. Wenn Sie einem Gentleman ein Pfund Sterling schuldig sind, so zahlen Sie ihm noch einen Schilling mehr, und haben ihn dann idealisch bezahlt, d. h. mit einer Guinee, denn die Guinee ist eine ideale Münze, besonders im Reiche der Musen, für Aerzte, Künstler, Sängerinnen und Tänzerinnen anwendbar. Nur im gewöhnlichen Krämerleben rechnet der Engländer nach Pfunden. Es sind aber doch hier

Stimmen laut geworden, welche die Eintrittspreise der Pasta zu idealisch fanden.

Madame Pasta erregte neulich schon in einem der Morgenconcerte des Kings-Theaters einen vorläufigen Enthusiasmus, der für ihr eigenes Concert vielbedeutend genug war. Der Charakter der englischen Season erfordert viel Musik, täglich und in großer Masse, und die modischen Morgenconcerte leisten mehr, als ein Mensch mit gewöhnlichen Nerven in einem Zuge anzuhören vermag. Der Engländer scheint gar keinen Begriff von körperlicher Anstrengung, weder an sich selbst noch bei Andern, zu haben, die Talente seiner Künstler richtet er durch unglaubliche Anforderungen, womit er die anstrengendsten Leistungen Dacapo begehrt, fast systematisch zu Grunde, das Publicum kann mit größter Kaltblütigkeit einen Sänger wahrhaft zu Tode hetzen, und ein armer continentaler Zuhörer kommt um seine Besinnung, wenn er nur den Anschlagzettel eines solchen Concerts sieht, dem er mit Augen, Ohren und Beinen vier bis fünf Stunden lang beiwohnen soll. Diese Morgenconcerte im Concertsaale des Kings-Theaters sind jedoch durch ein seltenes Zusammentreffen der berühmtesten Talente merkwürdig und fast einzig, und das letzte, von dem ich spreche, war es beson-

ders durch das Zusammenwirken der Pasta und Grisi, durch Rubini, Tamburini und Lablache, durch Thalberg, Madame Caradori-Allan und einige Andere. Das Publicum in diesen Morgenunterhaltungen besteht fast nur aus Damen, die hier ohne Begleitung erscheinen, aber der Saal ist so klein, armselig und schlecht eingerichtet, daß die gewöhnlich sehr zahlreiche Versammlung sich wie in einen Schafstall einpferchen lassen muß. Doch sehen Sie hin, jetzt erscheint die Pasta! Sie tritt salopp und nachlässig auf, klein und füllereich von Gestalt, in einem grünseidenen bauschigen Kleide, eine Haube, deren Kanten von beiden Seiten herunterflattern, liegt ihr ohne Grazie auf dem Kopfe, ihr ziemlich volles Gesicht ist stark geröthet, aber die ausdrucksvollen italienischen Augen ruhen lächelnd auf dem Publicum. Sie zieht sich die Handschuhe erst an, nachdem sie vor das Proscenium getreten, schon im Begriffe, anzuheben. Im ersten Ansetzen des Tones aber verräth sich die große Meisterin, die ihrer glorreichen Sache gewiß ist, und mit sicherem Feldherrnstabe über alle ihre Mittel zu gebieten weiß. Es kann kein Zweifel sein, daß die Stimme der Pasta, besonders in der Tiefe, bedeutend gelitten, aber sie besitzt noch einige unsterbliche Triller und wundervolle Mitteltöne in

ihrer Kehle, die laut genug von ihr zeugen und uns ſtolz zurufen: jede Note eine Paſta! Intereſſant iſt es, die Griſi mit ihr zu vergleichen, mit der ich ſie das große Duett aus Mercadante's Andronico ſingen hörte. Die Griſi iſt ſchon in ihrer Erſcheinung ein herrliches, einfaches, italieniſch-kräftiges, naturvolles und naives Weſen. Ihre Haltung iſt wunderbar ſimpel, das ſchöne ſchwarze Haar ſchmiegt ſich einfach und glatt um den charaktervollen Kopf. Sie trägt ſich gewöhnlich in einem ſchwarzen Kleide, das knapp um die Schulter anſchließt und den kräftigen Wuchs eigenthümlich hervortreten läßt. Kein blinkender Schmuck irgend einer Art umgibt Hals oder Buſen. Die Griſi entbehrt aller Coquetterie, ſie hat überhaupt etwas Ernſtes, zur Schwermuth Geneigtes in ihrem Weſen, ſie lächelt niemals mit dem Publicum, und verliert ſich, indem ſie ſingt, ſo ſehr in den Ausdruck des Gegenſtandes, daß ſie auch im Concertgeſange immer die höchſte dramatiſche Wirkung hervorbringt. An der Paſta dagegen hören Sie beim erſten Tone die großartige Bravourſängerin, die nicht nur auf den Effect, ſondern auf den Triumph ſingt, die gewohnt iſt, ganz ſich ſelbſt zu geben, indem ſie ſingt, und die keine Note laut werden laſſen kann, ohne zu lächeln und mit den hingeriſſenen Zuhörern eine

persönliche Sympathie zu suchen. Die Pasta läßt sich vor dem Publicum rückhaltlos gehen, sie verschmilzt in ihren eigenen Gesang und weiß dies liebenswürdig zu zeigen, sie ist begeistert und will begeistern, es ist die wahre Coquetterie des italienischen Gesanges, die hier seufzt, tändelt, vor Entzücken aufschreit, und in geheimnißvolle Abgründe der Wonne taumelt. Die Pasta ist eine Dithyrambe, nur fehlt mir ihrem lyrischen Genie etwas Grazie und jener süße Zauber der Bescheidenheit, welcher jeder Kunstleistung noch einen gewissen duftigen und jungfräulichen Hauch geben muß. Bei der Grisi ist es ihr herrlicher Ernst, der ihr diese zarte Künstlerweihe ertheilt, bei der Pasta entsteht, im Gefühle ihrer Meisterschaft, eine fast zu stark hervortretende Sicherheit, mit der sie prächtig wie eine Königin im Reiche ihrer Töne sich ergeht. Neben beiden Sängerinnen ist die Caradori-Allan eine reizende Erscheinung, eine dritte Nüance des italienischen Gesanges darstellend. Diese anmuthige Frau zeigt das Liebliche, Feine und Graziöse der italienischen Manier auf der höchsten Stufe der Ausbildung, an ihr ist Alles unendlich zart hingehaucht, ihre Uebergänge sind ein Wunder von Leichtigkeit und Zierlichkeit, ihre Triller und Rouladen haben etwas Turteltaubenhaftes, und der

ganze Charakter ſchwebt in einem ſeelenvollen Nimbus. Doch ich muß wahrlich aufhören, ſonſt glauben Sie, ich ſchriebe äſthetiſche Berichte für deutſche Journale, und mißbrauchte Ihre Freundſchaft, die mir erlaubte, an Sie zu ſchreiben, zu verkappten Zeitungsartikeln. Da ſei Gott vor! Neulich fiel mir hier, der Himmel weiß, ob durch ein achtes Wunder der Welt, ein Stück der berliner Voß'ſchen Zeitung in die Hände. Ich hielt mit aller Gewalt die Thränen der Wehmuth zurück, um dieſen fließpapiernen Landsmann nicht gleich bei der Bewillkommnung zu verlöſchen, und mein Auge fiel auf die Stelle einer Theaterrecenſion, wo Herr Ludwig Rellſtab das Auftreten einer Sängerin in Berlin ein Ereigniß nennt. Es war mir, als müſſe, nachdem dies geſagt worden, ganz London mit allen ſeinen Whigs und Tories zuſammenſtürzen, als könne ſich Paris mit ſeinen ſämmtlichen geſchichtlichen Thatſachen nicht mehr halten, mein Geiſt begann zu ſchwärmen, wie der des Königs Lear, und nachher kam ich mir ungeheuer vernünftig vor, denn ich ſchien mir ſeit kurzem in der Bildung ſo weit vorgeſchritten, daß ich von dem ganzen Artikel des Herrn Rellſtab, mit allen berliner Beziehungen, die ſich daran knüpfen, auch nicht ein Wort mehr verſtand. —

Doch lassen wir das und schauen uns lieber noch ein wenig in dem Morgenconcerte des Kings-Theaters um, wo Sie die englischen Gesichter studiren können. Nachdem schon zwanzig Musikstücke mitangehört worden, werden Sie kaum noch im Stande sein, mit Ihren Sinnen das grandiose Spiel Thalberg's zu verfolgen, der sich noch zuletzt an das Piano gesetzt hat. Wir sind über Thalberg einig, und ich weiß Ihrem eigenen Urtheile über ihn nichts hinzuzufügen, als daß er in der erhabenen Kälte seines Spiels und seiner Compositionen das Herz immer mehr von sich abwendet, während er den Verstand zur Bewunderung zwingt, wogegen sein Nebenbuhler Liszt, wenn er in seinen Tönen gewaltige Meeresstürme aufregt, wenigstens eine Begeisterung des Verstandes hervorruft. Thalberg fesselte mich diesmal fast gar nicht mit seiner brillanten Virtuosität, und meine Blicke ruhten auf den englischen Frauengesichtern, von denen man sich hier in der ganzen landesthümlichen Flora umgeben sah, und alle nationellen Typen beobachten konnte. Neben den schönsten Formen sieht man doch nirgends so viel eigensinnige und launenhafte Gesichter, mit dem Stempel eines ganz absonderlichen Charakters, als in England; und es gibt hier wunderbare Frauen-

physiognomieen, aus denen man ganze Romane des Eigensinns herausleſen und Novellen eines bizarren und ſelbſtverſchuldeten Schickſals ſchreiben könnte, Geſichter, nach denen ſich bürgerliche Tragödieen voll Liebesthränen und voll Whim dichten ließen. Ich bin Mädchenköpfen begegnet, bei denen mir ſogleich Fielding's und Richardſon's Darſtellungen einfielen, und die von Neuem zu einer jener berühmten Romanheldinnen hätten benutzt werden können, ſeltſame Ovale mit einem unbeſchreiblichen Schnitt, den ich nur treffen könnte, wenn Hogarth in meiner Feder ſäße. Auf ihnen liegt genialer Lebenstrotz, eigenmächtiger Kampf gegen die Verhältniſſe, Zwieſpalt mit Freunden, Eltern und Verwandten, eigene und krampfhafte Wahl des Schickſalsloſes, ſüße Bethörung, Flatterhaftigkeit und ein heimlicher Zug des Unglücks, Gewalt der Leidenſchaft, eine gränzenloſe Macht der Hingebung, Hang zum freien und abenteuerlichen Leben, und im tiefen Grunde der blauen Augen eine ſeltene Gutmüthigkeit, durch die zuweilen der wunderbarſte Ausdruck von Spottluſt ſchimmert. Von den bizarren Reizen einer engliſchen Miß in dieſem Genre können Sie nur in England ſelbſt ſich eine Vorſtellung erwerben, denn dieſer Charakter hängt zugleich ſehr

genau mit allen Elementen des englischen Lebens zusammen. Die eigentlich idealen und regelmäßigen Schönheiten unter den Engländerinnen, deren es sehr viele gibt, sehen sich mehr oder weniger gleich, obwohl sie ebenfalls auf das Entschiedenste ein nationelles Gepräge tragen. Mit der herrlichsten Gesichtsbildung verbindet sich jedoch bei ihnen fast durchgängig eine ungracióse Haltung in der ganzen Gestalt, die man gerade in den höhern Ständen viel häufiger antrifft als in den untern. Aber dieser Mangel an pariser Tournüre ist das äußere Ungeschick schöner Seelen, an dem ich, wie Sie wissen, einen besondern Reiz finden kann. Dazu kommt, daß seltsamer Weise die meisten Engländerinnen kurzsichtig sind, was oft dazu beiträgt, ihnen eine gewisse unbeholfene Gutmüthigkeit zu verleihen, und alle Coquetterie, deren elektrisches Fluidum das Auge ist, abzuschneiden. Dafür sind die englischen Frauen harmlos, einfach, gemüthvoll, bieder und zutraulich, und wenn sie sich einer Bekanntschaft hingeben, geben sie sich mit ganzer Seele und mit gutmüthigem Handschlag. Die öffentlichen Bewegungen der Frau sind in England beschränkt, und das erhält ihrer Erscheinung und ihrem Auftreten noch mehr Innigkeit und Weihe. Das Amazonen-Costüm

zu Pferde iſt die höchſte Höhe, zu der es die Oeffentlichkeit der engliſchen Frau bringt, und darin zeigt ſie ſich häufig und in einem ganz eigenthümlichen Zauber. Sonſt tritt ſie faſt überall ſtill zurück und iſt nur an dem Altare ihrer Hausgötter, vor dem traulichen Kamin des Familienzimmers und an ihrem Thee- und Arbeitstiſche in ihrer wahren Freiheit anzutreffen, während es für die Pariſerin kaum einen Ort gibt, wo ſie nicht öffentlich erſcheinen könnte, kaum eine Gelegenheit des Lebens, des Geſchäftsverkehrs, bei der ſie nicht ausgeſtellt würde und ſich im Vordergrunde zeigte. Dieſe Zurückgezogenheit der Engländerinnen iſt es am meiſten, welche ſie der Gefahr ausſetzt, blau zu werden, d. h. ſich den gehäſſigen Namen der blue stockings zu verdienen, der wie ein Fluch jedes ſich wiſſenſchaftlich beſchäftigende Weib trifft. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Engländerinnen, bei ihrem abgeſchnittenen und zur Reflexion hindrängenden Leben, faſt allgemein einen großen Hang zur Gelehrſamkeit haben, und demſelben in der Stille eben ſo eifrig nachgehen, als ſie ihn in der Geſellſchaft verbergen, um nicht für blau zu gelten; und nur wenn man in die vertrauteren Werkſtätten ihres ſinnigen Lebens Zutritt hat, ſtößt man auf eine fleißige Be-

ſchäftigung in den Künſten und Wiſſenſchaften, die in Erſtaunen und zuweilen in Verlegenheit ſetzen kann. Aber die weibliche Liebenswürdigkeit geht höchſt ſelten dabei verloren. Wenn ich Ihnen zu Ihrer ſchönen Exiſtenz noch etwas wünſche, ſo iſt es die Freundſchaft einer Engländerin. Dieſen wunderſam gemüthlichen Reiz kennen Sie noch gar nicht, und es wäre die höchſte Vervollkommnung des Daſeins, wenn man deutſche Poeſie, engliſche Liebe und franzöſiſche Freiheit in einem Zirkel verbinden könnte. Die Engländerinnen ſind fromm, rechtgläubig, und ihr Herz hängt an Gott und dem Himmel. Da bekommen Sie mit dieſem Herzen, wenn es ſich an das Ihrige ſchmiegt und mit ſeinen liebekräftigen Organen ſich an Sie anſaugt, eine religiöſe Wärme, die als wahrer Gottesſegen wirkt. Die Engländerinnen werden auch vom Himmel belohnt, ſie können zur königlichen Würde gelangen, und in der jungen Königin Victoria hat dies herrliche Geſchlecht jetzt wieder den Thron beſtiegen. Wie glücklich ein Volk, bei dem zartes Mädchenerröthen und jungfräuliche Scham auf dem Throne ſitzen! Neulich erröthete Victoria, als ſie ihre erſte Thronrede, bei der Prorogirung des Parlaments, vorleſen mußte.

God save our gracious queen,
Victoria, England's queen,
God save the queen! —

— Es wird mir ſchwer, dieſen Brief zu ſchließen, denn wann komme ich wieder dazu, mit Ihnen zu plaudern? Am liebſten ſäße ich Ihnen gegenüber und hörte Sie ſprechen, um das Talent, zu hören, das Sie mir zuerkannt haben, auf die ſchönſte Weiſe in Ausübung zu bringen. So aber will ich Ihnen noch Einiges vorſprechen, und hoffe, Sie werden dann ſo großmüthig ſein, mich durch einen eben ſo langen Brief zu belohnen.

Auf allen meinen Reiſen, wo ich mit geiſtreichen Menſchen in irgend ein Geſpräch gerathen, habe ich ſtets große Furcht gehabt, daß Einer von der ſogenannten Weltliteraturidee, die durch Goethe in die Mode gekommen, zu ſprechen anfangen könnte, und meide dies Thema, zu dem man auf Reiſen ſo leicht veranlaßt werden mag, immer mit ſichtlicher Angſt. Denn mir wird gar zu wunderlich dabei zu Muthe, und ich habe das nebuloſe Gerede darüber herzlich ſatt. Die Weltliteraturidee verfolgt mich aber überall, wie die Marlborough-Arie, jeder reiſende Student trägt ſie jetzt in ſeinem Schnappſack mit herum, um ſie

in jedem Wirthshause auszukramen, und es wird noch so weit mit ihr kommen, daß wandernde Handwerksbursche darauf schnurren gehen und sich ihren Zehrpfennig, wie sonst um Gotteswillen, so jetzt um der Weltliteratur willen, ausbitten. Die großen Völkersympathieen, auf welche die Weltgeschichte hinarbeitet, werden sich schwerlich jemals durch die Literatur oder in derselben verwirklichen, und sie werden vielleicht auf einem ganz materiellen und praktischen Wege zu Stande kommen. Die Literaturen sind der Privatbesitz der Völker, und es kann ebenso wenig eine gleiche Theilung des literarischen Eigenthums unter den Nationen geben, als eine gleiche Geld- und Ländervertheilung zwischen Armen und Reichen. Die Franzosen sind jetzt wieder so weit von der Weltliteraturidee abgekommen, daß selbst Diejenigen unter ihnen, welche der deutschen Wissenschaft und Production wirklich etwas verdanken, so vornehm thun, es nicht eingestehen zu wollen, während wieder Andere, die sich mit deutschen Studien etwas modisch in die Brust werfen möchten, leider beinahe so unwissend sind, wie ich im Chinesischen. Bei weitem größern Spaß macht es mir, dieser universalistischen Weltwahlverwandtschaft nachzudenken, wenn ich hier in Lon-

von im Drurylane-Theater ſitze. Hier gehen während der Seaſon jetzt wirklich Welt- und Völker-Combinationen in Erfüllung, und Sie können hier nach Herzensluſt die europäiſche Wahlverwandtſchaft tanzen ſehen, und ſingen hören den modernen Kosmopolitismus. Da haben Sie zuerſt unſere deutſche Schröder-Devrient, welche die Saiſon herbeigelockt, nachdem ſie mit großer Anſtrengung das Engliſche erlernt hat. Sie ſingt faſt einen Abend um den andern den Fidelio, deutſche Muſik mit engliſchem Text, und die deutſche Künſtlerin ſpricht zu ihren Tönen die engliſchen Worte, und an den dramatiſchen Stellen redet ſie das Engliſche fertig auf der fremden Bühne. Obwohl ſie, nach meinem Gehör, eine ganz vortreffliche engliſche Ausſprache hatte, ſo ſchien doch das, was ſie ſprechen mußte, dem hieſigen Publicum ziemlich komiſch vorzukommen, denn meine Nachbarn flüſterten ſich alle Augenblicke lächelnd in die Ohren: **she cannot speak english!** ſo daß ich es am Ende auch glauben mußte. Dieſe große Sängerin genügte mir hier überhaupt weniger als in unſerm Deutſchland, obwohl ſie bei den Engländern einen außerordentlichen Enthuſiasmus erregt, und es iſt kein Zweifel, daß ſie ſich in ihrem Geſange

durch die Laute der fremden Sprache wesentlich gestört, ja empfindlich gehindert fühlt. Im Allgemeinen geben sich die fremden Künstler hier in London weniger Mühe, sie scheinen dem englischen Publicum keinen großen Kunstverstand zuzutrauen, und lassen sich gehen. Bei der Schröder-Devrient aber, die überall von ihrem eigenen Genie hingerissen wird, war es diesmal gewiß die fremde Zunge, die den Flug ihrer Töne einigermaßen hemmte, ihr Talent zerstreute. Dazu kommt, daß ein englisches Orchester, am wenigsten das im Drurylane, nicht darauf eingeübt ist, oder nicht den Geist dazu besitzt, um eine Oper von Beethoven zu spielen. Schon die Ouvertüre gerieth unglücklich; da fehlte aller Geist der Auffassung, alle Empfindung des Ganzen, und die geisterhaften, überirdischen Mächte dieses Tonstückes wurden fast musikantenhaft abgegeigt. Nicht so schlecht war die Ausführung der Oper selbst, aber wir sind einmal in Deutschland gewohnt, ganz eigenthümliche und subtile Ansprüche an das Spielen beethoven'scher Musik zu stellen. Was aber unsere Schröder-Devrient betrifft, so erhält sie für jeden Abend ihres hiesigen Auftretens 60 Pfund, und dafür kann sie schon Englisch sprechen! Sie sehen, durch welche Macht der europäische

Aufdringlichkeit, die kein weiteres mit sich hat, als daß sie, wie sie sich ankündigt, sich auch, bis auf den Beweis des Gegentheils, als wahr ausweist. Wenn sie aber, wie es bei Vielen der Fall ist, sich als Lügen ausweisen, so ist ihre Lust kein Vergnügen mehr.

Der Deutsche schwört Treue für Treue. Wenn er sich einmal einem Freunde hingegeben hat, so bleibt er ihm treu, wenn auch dieser sich nicht so benimmt, wie es sich gebührt. Er ist nicht so leicht geneigt, sich von einem Freunde zu trennen, wie der Franzose, der sich in Jedermann so leicht verliebt, als er ihn kennen lernt. Er hat nicht so viele Freunde, als er sich rühmt, weil er sich nicht rühmt, so viele zu haben

jenen Lieblingen des Himmels, welche derſelbe der Menſchheit geſandt, um ſie zu erheben, zu beſſern und zu läutern. In der That, das Größte, was man von dieſer Tänzerin ſagen kann, iſt, daß ſie keine Tänzerin iſt, ſondern daß alle ihre Tanzbewegungen wie ihre natürliche Sprache ſind, die ſie ſprechen muß, um ſich auszudrücken, und die einen andächtigen und ſinnreichen Inhalt hat. Ihre ganze Erſcheinung iſt Seele, Gemüth, Beſcheidenheit und Poeſie, man wird gut, wenn man ſie tanzen ſieht oder vielmehr ſprechen hört. Haben Sie wohl einmal recht den wunderbaren Bau der Taglioni gemuſtert, und betrachtet, wie ſie wirklich ganz ſchmetterlingsartig geſtaltet iſt, wie ungemein zart, dünn und leicht der kleine Oberkörper iſt, mit dem ſchmalen merkwürdig geformten Kopf, der ihr wahrhaft etwas Libellenhaftes gibt, während die Schenkel den von allem gröberen Stoff geklärten Flügeln des Schmetterlings gleichen? Und ihre Augen wirken mit in der Grazie ihrer Bewegungen, die Augen lächeln Geiſt, Sinn und Verſtand hinein. Ueppiger geſtaltet iſt die Schülerin des großen Gentz, Fanny Elsler, aber die Elsler berauſcht und reißt hin, wo die Taglioni erhebt, erfreut und einen nachhaltigen Eindruck bereitet. Jemand hat mit ebenſo liebenswürdiger

als himmelschreiender Raserei von Bettinens Briefen an Goethe gesagt, es sei die „Metaphysik des Kusses," und nachdem ein Sterblicher dies gewagt, wage ich von der Taglioni zu sagen, sie sei der getanzte Goethe, während Fanny Elsler der getanzte Gentz ist! In Wahrheit ist die Elsler, wenn man will, eine diplomatische Tänzerin, die Taglioni dagegen eine griechisch-deutsch-französisch-classische in gediegener goethe'scher Formvollendung. —

Doch ich bitte Sie um Gotteswillen, lassen Sie mich aufhören! Haben Sie nun großartige Weltcombinationen, modernen Wahlverwandtschaftsunsinn genug? — Ich werde Ihnen, liebe Freundin, niemals wieder über Sängerinnen und Tänzerinnen der Season schreiben. Dies ist ein Capitel, bei dem man, wie ich sehe, aufs Aeußerste kommen kann. Der Himmel behüte Sie! Vergessen Sie mich nicht ganz, denn ich weiß, Sie haben viel zu denken! —

6.

An den Einſiedler der * * * ſtraße in Berlin.

Mein theurer Einſiedler, beſchäftigen Sie ſich noch immer mit Einſamkeit? Das einträglichſte Geſchäft von der Welt, Sie werden reich dabei werden! Ich beneide Sie zuweilen um die ruhige Perſpective von Ihrem Sopha aus, und um Ihre lange türkiſche Pfeife, mit deren gedankenvollen Zügen Sie der occidentalen Welt Trotz bieten. Was ſoll ich Ihnen von den Menſchen erzählen, die ich hier in London ſehe? Sie fliehen den ſogenannten Umgang mit Menſchen, wenigſtens den, über welchen Knigge geſchrieben, und wahrlich, Sie haben Recht! Wann wir wieder zuſammen leben werden, wollen wir recht um die Wette einſam ſein, Sie geliebter Menſchenfeind! Jetzt will ich Ihnen lieber von Bildern ſprechen, als von Menſchen. Die Menſchen ſind

Ihnen längſt zu Bildern geworden, an denen Sie blos Ihre objective und ſtrenge Kunſtkennerſchaft üben, und die Bilder gewähren wieder den Vortheil, daß ſie niemals ſo unangenehm werden können, wie die armen Menſchen! Folgen Sie mir alſo auf die londoner Kunſtausſtellungen! Es ſind deren mehrere während der Seaſon eröffnet, und ich führe Sie zuerſt auf den Trafalgar-Square, in die National-Galerie, wo die Werke lebender engliſcher Künſtler ausgeſtellt ſind.

In drei kleinen, aber freundlichen und hellen Sälen finden Sie hier nur 1289 Kunſtgegenſtände und vor denſelben ein nicht allzu zahlreich verſammeltes, höchſt faſhionables Publicum, das Ihnen gefallen wird, denn Sie werden es kaum bemerken. Die Stille und Geräuſchloſigkeit der ſich auf und nieder bewegenden Beſchauer wird hier ſelbſt einem Norddeutſchen befremdlich, und die Schweigſamkeit des engliſchen Kunſtenthuſiasmus machte mir zuweilen das Gefühl, als wandelte ich in einem unterirdiſchen Schattenreich, wo hübſche Scheingeſtalten und faſhionable Geſpenſter mit ſeidenen Gewändern und indiſchen Shawls an mir vorbeiſtrichen und in geiſterhafter Wortloſigkeit einen Reigen zuſammen aufführten,

an dem ich aber, als Fremder, der den Schatten nicht, engliſcher Sitte gemäß, vorgeſtellt war, keinen Antheil nehmen durfte. Dann erfaßte mich eine Melancholie, und ich ſuchte vergebens Troſt bei den umherhängenden Bildern an den Wänden, denn ich fand ſie faſt alle unbedeutend. Was aber die Kälte und Stille der Engländer in ihren Kunſtausſtellungen betrifft, ſo folgt dieſe keinesweges aus ihrem ſcharfen und unerbittlichen Kunſtverſtand, denn ſie halten vielmehr die Ausſtellung der diesjährigen Seaſon für die allerbedeutendſte, die ſeit langer Zeit in England ſtattgefunden. Dieſe anſcheinende Gleichgültigkeit iſt nichts als eine Folge der guten und anſtändigen Lebensart, ſie iſt eine Nothwendigkeit der Faſhion. Es iſt einmal nicht gentlemanlike, hier irgend eine Erregung, und wäre es auch für ein Gemälde, öffentlich zu verrathen, man darf keine Paſſionen, keine Bewegungen und Entzückungen an einem öffentlichen Orte zeigen, wenn man der höhern Geſellſchaft zugerechnet bleiben will, man darf ſich überhaupt nicht laut und lebhaft mittheilen, ohne ſchlechte Sitten zu bekunden. Bei den Engländern aber brennt dann das ſtillgehütete Gefühl um ſo reiner in ihrem Innern, und wenn ſie zu Hauſe angekommen und ſich

oder zum Ja bitten, zum Schein ist
Schein Bitten gehört, und Ja
in dieser Bedeutung. Das Gebet, während
es Bitte ist, ist Schein, und
Ja ist es, wenn es Gebet ist. Das Gebet
ist Bitte, wenn es Schein ist, und
Bitte

ren aus der englischen Schule, wenn man von einer solchen reden darf, entweder gar nicht, oder sehr spärlich beigesteuert haben. Die Productivität an sich erscheint der Masse nach groß genug, wenn man bedenkt, daß hier nur Erzeugnisse englischer Künstler ausgestellt sind, und daß, außer der angeführten Zahl, noch gegen tausend Bilder von dem Vorstande aus Mangel an Raum zurückgewiesen wurden, wobei man freilich nicht begreift, wo in dem ungeheuren London, in dem der luxuriöse Raum den Menschen höhnt, und so viel Zeit kostet, Mangel an Raum herkommen kann. Sie finden aber bei den englischen Malern, mit geringen Ausnahmen, weder die hohe technische Vollendung der Zeichnung und des Colorits, durch welche die neueste französische Malerschule den Preis in der heutigen Kunst errungen, noch die Innigkeit und Phantasie der Erfindung, das Bewußtsein und die Seele der Behandlung, in der wieder die deutschen Maler, besonders die genialen und sentimentalen Düsseldorfer, die Franzosen weit überflügelt haben. Dagegen ist bei vielen Engländern eine praktische Tüchtigkeit des Entwurfs, eine Festigkeit und Zierlichkeit des Pinsels, bemerkbar, wo sie es mit Gegenständen des wirklichen und materiellen Le-

bens, besonders mit dem, was der englischen Alltäglichkeit angehört, zu thun haben. Einige vortreffliche Thierstücke, ausgezeichnetes und bewundernswürdiges Rindvieh von T. S. Cooper, Hund- und Schäferstücke von J. Ward, ein wahrhaft großartiges Hunde-Meeting der Jagdhunde Sr. Majestät des verstorbenen Königs auf Ascot Heath, außer den Hunden noch die Portraits der hohen und höchsten Lordschaften Englands, des Herzogs von Beaufort, Lord Adolphus Fitzclarence, Graf von Chesterfield und vieler anderer enthaltend, gemalt von F. Grant, ein echt englisches Bild; dann schottische Hochlandsscenen, Themseböte, Uferansichten, gestrandete Schiffe, echte Racenpferde, und lebensgroße Portraits ihrer **public characters**, wie das ausgezeichnete Bild des Herzogs Wellington, von Briggs, solcher Sachen haben sich die Engländer in gelungenster Weise zu erfreuen.

Einige Gemälde, die mir in diesen Sälen eine besondere Aufmerksamkeit abgewonnen, will ich Ihnen näher beschreiben, obwohl es gerade solche sind, vor denen sich die Menge der Schaulustigen weniger drängt, und Sie können daher, ohne Ihrem Charakter als Einsiedler ungetreu zu werden, etwas längere Zeit mit mir vor denjel-

ben verweilen. Wir betrachten zuerſt das Bild von D. Wilkie, dem größten Maler Englands, welcher die nachmalige Kaiſerin Joſephine in dem Momente gemalt hat, wo ihr gewahrſagt wird, daß ſie künftig eine Krone tragen würde. Ich halte dies für die vorzüglichſte Leiſtung auf der ganzen Ausſtellung, und Gediegenheit der Ausführung, Colorit, Zeichnung und Erfindung treffen darin zuſammen, um es gegen die andern überwiegend hervorzuheben. Die ſchöne Joſephine befindet ſich noch auf ihrer weſtindiſchen Geburtsinſel Martinique, ſie ſitzt am Tiſche und hat ſich von einer Negerin wahrſagen laſſen, ihre rechte Hand iſt zu dieſem Zwecke ausgeſtreckt, und die phantaſtiſch aufgeputzte Wahrſagerin hat dieſelbe mit ihren beiden Händen ergriffen; der verhängnißvolle Ausſpruch, der ſpäter ſelbſt in Frankreich lange Zeit vor ſeiner Erfüllung bekannt war, iſt geſchehen. Der Ausdruck Joſephinens ſelbſt iſt vortrefflich, der ſchlanke jungfräuliche Körper erſcheint zurückgebogen, das Geſicht ſtützt ſich lieblich verſchämt mit dem Kinn auf die Fläche der linken Hand, und dieſer Arm iſt zugleich hoch emporgehoben, als wolle ſie damit das Glück, das ihr werden ſoll, gewiſſermaßen von ſich abwehren. Und doch ſcheint Joſephine, wiewohl

ob es Schuldbücher Chinesen und Schuld, Ehre und Ehre in einem Sinne nehmen? Chinesen. Wer ein Chinese, der seine Schuld nicht bezahlt, ist ehrlos. Ehrlos? Ja, ehrlos. Ehrlos? Ja, ehrlos. Ehrlos? Ja,

welcher der Maler seinen Stoff verwirklicht hat, in der Weise, daß alle Figuren schon eine gar zu gewisse Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit der Verheißung ausdrücken, als wäre es in der That auf einen der nächsten Tage bestellt, und als ließe sich nichts mehr dagegen einwenden. Man könnte vielleicht noch Manches am Stil dieses Bildes auszusetzen finden, aber es hat doch seinen eigenthümlichen Grundwerth, der ihm nicht bestritten werden kann, und die Wahl solcher Gegenstände für die neuere Malerei, die so lange rathlos in ihren Gegenständen umherschwankte, verdient Nacheiferung. Die Behandlung in dem Wilkie'schen Bilde hat seltsamer Weise Aehnlichkeit mit der Manier der Chodowiecki'schen Kupferstiche; sie erscheint etwas manierirt, vielleicht hier und da geziert, aber immer Geschmack verrathend. Auch finde ich die Vertheilung der Lichter vortrefflich und im Sinne des Gegenstandes wirksam.

Nächst diesem war eins der beschauenswerthesten Bilder eine Waldnymphe von G. Patten, vortrefflich componirt, sowohl in der Gestaltung als in der Beleuchtung. Der Körper der Nymphe ist frisch wie ein Springquell des Waldes, die Augen unschuldig, schalkhaft und klug wie ein Reh. Man sieht sie in halbsitzender, halb-

liegender Stellung, den linken Fuß unter die rechte Lende gebogen, an einem verschwiegenen Platze, im tiefsten Waldesgrund. Das dunkle Colorit des Waldes hat auch der Weiße des Körpers bräunliche Tinten angehaucht. Die Schenkel sind zierlich, frisch und kräftig, der knospenartige Busen hat die runden jungfräulichen Formen seiner ersten Entfaltung. Was an diesem Bilde eigenthümlich gefällt, ist die Verschmelzung der sinnlichen Erscheinung einer Nymphe mit dem geistigen Reize einer Gottheit, man sieht hier in der Göttin die Nymphe und in der Nymphe die Göttin, der süße Leib bedeutet außer sich selbst noch das Geheimniß einer höheren Abstammung, die schönen Formen gehören der Luft der Erde an, und haben doch zugleich ihre Schwere überwunden. Das Mysterium von Leib und Geist, von Blut und Empfindung, liegt in der Nymphe als lachendes und leicht zu lösendes Räthsel da, die Nymphe ist das Mittelelement zwischen Erde und Himmel, und darum spendet sie in menschlichen Formen göttliche Freuden. Hier habe ich Sie, Bruder Einsiedler, auf Ihr Lieblingsterrain gebracht, setzen Sie sich nun an die Orgel Ihrer Phantasie und spielen Sie mir eine feierliche Messe über dies unser großes Thema! Sie hätten ver-

dient, ſelbſt die Jo des Correggio gemalt zu haben, von der Sie ſo ſeltſam ſchön wie ein toller Bramine zu ſprechen wiſſen. Alles, was Sie jetzt denken, ſchlägt in Tönen bis nach England zu mir herüber, denn wir lieben uns genug, Freund, um uns auch in der Ferne an der Windsbraut zu erkennen! —

Kommen Sie noch zu einem andern Bilde: die kleinen Bettler, von Rothwell, das ganz allerliebſt und in vieler Hinſicht ausgezeichnet iſt. Ein kleiner Junge von ſechs Jahren und ein um einige Jahre älteres Mädchen ſtehen in einer Feldgegend neben einander. Der Junge ſchaut mit einem unnachahmlich lächelnden Geſicht und mit einem ſchelmiſchen Vertrauen in die Welt hinein, von der er noch nichts weiß, und deren Gunſt zu erproben ihn das Schickſal ſo früh zum Bettler gemacht hat. Die eine Hand hat der kleine Vagabund nachläſſig in die Taſche geſteckt, die andere hält er gekrümmt und hat vielleicht ſchon einen Pfennig darin. Er gibt ſich ordentlich ein geniales Anſehen mit ſeinem gutmüthigen Lächeln, der arme Schelm; warum ſoll man ihm nichts geben, denkt er, da die Andern Etwas haben, und er hat nichts. Er meint gewiß, die reichen Leute ſeien nur deshalb ſo reich,

um mit den Armen zu theilen, und das ſcheint ihm noch eine ganz natürliche und ausgemachte Sache. Er iſt in ſeinem naiven Naturrechte noch nicht irre geworden. Seine Schweſter neben ihm weiß es ſchon anders. Die Arme, weil ſie um die wenigen Jahre älter iſt, iſt ſie unglücklicher. Auf dem jungen hübſchen Geſichte ruht Bläſſe, ſie denkt nach und denkt in die Ferne. Die kleine Bettlerin iſt ſchon zur Reflexion über die Welt gekommen. Ihre Augen ſind zum Himmel gerichtet, mit der einen Hand faßt ſie ſich ſorgenvoll an Kinn und Wange, mit der andern zupft ſie ſich in ihrem Nachſinnen an der Schürze. Sie hat ihren Ueberſchlag gemacht, die eingebrachte Baarſchaft ſcheint nicht auszureichen für den heutigen Tag, und ſie denkt an die armen kranken Eltern daheim. Dies Bild iſt mit vieler Empfindung und ſehr ſinnig gemalt, die genreartige Ausführung iſt meiſterhaft. Am reizendſten iſt aber die gutmüthige Zuverſicht in dem lieblichen Geſicht des Knaben. Wollen wir mit den armen Kindern betteln gehen, lieber Einſiedler? Schlagen Sie alle unſere Zeitideen, unſere Pläne und Entwürfe zuſammen, alle unſere Schriften, gedruckt in dieſem Jahre, und ſchnüren Sie uns einen Bettelſack daraus, wir wollen ihn über unſere Schulter

nehmen! Oder wollen Sie in Ihrer Klause sitzen bleiben, wie die Siebenschläfer, bis bessere Zeiten werden? Wissen Sie, welches eine schöne Zeit war? Die Zeit Jakob's I. von Schottland. Sie lachen, aber ich will Ihnen gleich das Räthsel aufklären, wenn Sie mir in den ersten Saal der Kunstausstellung folgen, zu einem Bilde, das J. Porter gemalt hat. Da sehen Sie die Tochter jenes Königs, Margarethe, Dauphine von Frankreich, wie sie einen Poeten küßt! Margarethe war eine ausgezeichnete Prinzessin, deren hohe Bildung zu ihrer Zeit in großem Rufe stand. Damals gab es einen Dichter, Alain Churtier, und dieser nahm sich eines Tages die poetische Freiheit, in einer Säulenhalle, durch welche Margarethe hindurchgehen mußte, einzuschlafen. Als die Königstochter den Poeten schlummern sah, näherte sie sich ihm leise und küßte ihn. Sie küßte ihn, und als ihre Hofdamen darüber vor Erstaunen sich nicht zu fassen wußten, sagte sie: **I kiss not the man, I kiss the poet, the author of so many beautiful things!** Sie küßte nicht den Mann, sondern blos den Dichter, der so herrliche Sachen geschrieben. War das nicht eine schöne Zeit? Königstöchter und Leute, die herrliche Sachen schreiben, in Sympathie mitein-

ander! Solche Küſſe ſind ſeitdem aus der Mode gekommen, und daß ſie heut nicht mehr Zugkraft haben, beweiſt das Bild ſelbſt, denn es iſt mißlungen und ziemlich ſchlecht. Nur im Geſicht des ſchlummernden Dichters iſt ein guter Zug, er ſcheint nämlich den königlichen Kuß zu empfinden und ihn leiſe einzuſaugen. Welcher officielle Mund küßt Ihnen heut Stirn und Lippen, wenn Sie herrliche Sachen ſchreiben und unſere Lieblingsideen alle zu Papiere gebracht haben werden? Aber laſſen Sie Alles gut ſein! Ich kenne kleine harmloſe Lippen, die Sie zu Zeiten küſſen, wann Sie traurig werden wollen, und die ihren lieblichen Athem auch zuweilen über meine Wange gehaucht haben. Ich denke noch gern daran. Könnten wir nicht damit zufrieden ſein, Einſiedler? —

Wollen Sie noch mehr von der engliſchen Kunſt auf dem Trafalgar-Square hören? Sagen Sie nein! Ich will Ihnen nur noch einige Bilder nennen, vor denen ſich das hieſige Publicum mit beſonderer Schauluſt zeigt, z. B. die Lagerung einer Zigeunerbande, von D. Maclise, die vielen Beifall findet. Es iſt im Einzelnen ein gutes Bild, aber ohne Einheit, ohne Totalwirkung, zu zerſtreut und auseinandergehend in allen ſeinen Effecten, es liefert ein ſeltſames Zeugniß,

wie die einzelnen Gruppen in einem Gemälde gelungen sein können und doch die ganze Composition ohne Geschmack und Eindruck. Die Theilnahme des Publicums sammelt sich hier besonders vor den glatten, geleckten und elegant ausgeführten Bildern, wie vor dem vielbewunderten Rafael und Fornarina, von Callcott, ein Gemälde von einer außerordentlichen Eleganz in den Farben, aber ohne Seele und inneres Leben, eine blos gemachte und gepinselte Wirkung. Dergleichen gibt es noch mehrere. Doch ich rathe Ihnen lieber, diese Ausstellung der lebenden Künstler jetzt mit mir zu verlassen und die Säle auf dem Pall Mall zu besuchen, wo die seit einer Reihe von Jahren bestehende Gesellschaft *) Bilder alter Meister während der Saison zur Schau stellt. In England sind viele seltene Schätze aus dieser alten glorreichen Epoche der Kunst zerstreut und es gehört hier mit zum Stolz der reichen Aristokratie, Gemälde berühmter Meister zu besitzen. Auf ihren Landschlössern zeigen Ihnen diese kunstliebenden Lords so viel Rafael's, Tizian's, Van Dyck's, daß Sie darob in Erstaunen gera-

*) British Institution for promoting the fine arts in the united kingdom.

then ſollen; aber einige ſind immer echt, andere ſind Copieen, mit denen ſie ſelber betrogen worden, andere ſolche, die ſie ſich für ein Spottgeld in Paris oder Dresden haben anfertigen laſſen. Der Nationalſinn der Engländer zeigt ſich aber darin wieder erfreulich, daß dieſe Schätze nicht gänzlich dem Privatbeſitze verfallen bleiben, ſondern alljährlich einmal durch die Bemühungen der genannten Geſellſchaft aus allen Theilen des Königreichs vereinigt werden, ſo daß man an den Katalogen dieſer Ausſtellung auf Pall Mall allmälig ein Verzeichniß aller in England befindlichen Bilder alter Meiſter, und zugleich einen Nachweis über die gegenwärtigen Beſitzer derſelben, erhält. Die diesmalige Schauſtellung iſt beſonders glänzend und reichhaltig an Werken aus allen Schulen, und ich wüßte kaum eine Galerie, vielleicht die des Marſchall Soult in Paris ausgenommen, wo man den Murillo ſo genau ſtudiren könnte, als auf dieſem kleinen Muſeum der **British Institution.** Dieſer originelle Spanier iſt hier durch zwölf Bilder vertreten, die ihn von allen Seiten ſeiner Manier veranſchaulichen, ſowohl in den Geſtalten ſeines nationalen Volkshumors, worin er ſo naturwahr, ſchelmiſch, ſaftvoll derb und doch graziös iſt, als in ſeinen

mehr im idealen Styl gehaltenen Bildern und Heiligendarstellungen, in welchen er sanfter auftritt und seine kecke, naive Phantasie in leiseren Tinten der Schönheit verschweben läßt. Welcher Maler hat wohl so viel Humor, Gemüthlichkeit, Sinnlichkeit und Innigkeit, so viel Lachen und so viel Andacht in einem Pinsel vereinigt, als Murillo? Ein Kenner ganz anderer Art als ich, Herr Waagen in Berlin, wird Ihnen in seinem Buche, durch welches die Kunstschätze Englands zum ersten Male ihre weitere Bekanntmachung und Würdigung erhalten, auch von diesen Murillo's bessere Beschreibungen liefern, als Sie von mir verlangen können, und so wissen Sie nur noch kurz, daß sich hier auch zwei außerordentlich schöne und über allen Zweifel erhabene Portraits von Rembrandt, einige Wouverman's, Tenier's, Ostade's, Terburg's von seltenem Werth, mehrere Landschaften von N. Poussin, ein Portrait von Rafael, das in seiner Manier Allem zuwider ist, was ich bisher von Rafael gewußt, ein herrlicher Albrecht Dürer (St. Jerome in seiner Zelle), Einiges von Tizian, und drei höchst seltsame, aber bewundernswürdige Gemälde von Salvator Rosa befinden, eine Felsenlandschaft mit Banditen,

Jakob's Traum, und eine Allegorie der menſchlichen Gebrechlichkeit. Das Groteske und Abenteuerliche dieſes räthſelhaften Genius hat immer einen beſondern Reiz für mich gehabt. Ein heimlicher Schrecken lauert faſt aus allen ſeiner Bilder, ſeine düſtere kühne Phantaſie wirft in rückſichtsloſen Strichen hin, kugelt ſich wie ein geſpenſtiſches Thier in wunderlichen Gruppen zuſammen, ſcheint uns geheimnißvoll anzuziehen, mit mährchenhaften Schauern zu verlocken, dann aber ſtreckt es plötzlich rieſige Krallen von ſich, es umſchwirrt uns mit Nachteulenfittigen und Raubvögelgekrächz', die geſpenſtiſche Nacht ſeiner Gemälde birgt Ungeheuer in ihrem Schooße. Das Gerücht, daß Salvator Roſa ein Bandit geweſen, iſt ohne Zweifel mehr durch den Charakter ſeiner Bilder, als durch eine Spur wirklicher Thatſachen entſtanden. Von manchen deutſchen Dichtern in dem ſangvollen und klangvollen Schwaben wird die Nachwelt vielleicht einſt muthmaßen, daß ſie Schneider geweſen. Nicht weniger ſchrecklich iſt die Abſtraction aus den Werken des armen Salvator Roſa, daß er mit dem Pinſel zugleich den Banditendolch geführt habe. Er hatte eine mit Entſetzen geſättigte Phantaſie, er muß die Süßigkeit des Mordes gekannt haben,

aber es ging ihm mit dem Morden vielleicht ebenso, wie den deutschen Dichtern einer frühern Zeit mit dem Weintrinken, sie dichteten ihre Weinlieder bei einem Glase Wasser. So malte Salvator Rosa gewiß nur wie ein wilder Bandit und lebte wie ein frommer Maler. Bemerkenswerth sind auch ihrer Auffassung wegen zwei wunderliche Hochzeiten von Canaan, die eine von Paulo Panini, der ein Architekturstück daraus gemacht hat, die andere von Jan Steen, von dem man diese biblische Scene mit allem Humor eines niederländischen Genrestückes behandelt sieht, zwei Bilder von der seltsamsten Wirkung. Das große Abendmahl des Tintoretto, ein Meisterstück der Gruppirung, aber weniger ausgezeichnet im Gesichterausdruck, mit vieler Monotonie des Colorits, fesselt schon durch seine Kolossalität das Auge. Ein Reiterportrait und ein Kind in der Wiege, beide von Velasquez, sind von hohem Werthe, und zeigen den großen, strengen und sichern Styl dieses Malers in seiner Vollendung. Ein anderes Bild desselben Meisters, den Petrus darstellend, wie er Christum verläugnet, ist ebenfalls bemerkenswerth, obwohl es grausam von der Kunst ist, solche Momente zu verewigen. Petrus hat hier eine sehr jüdische Physiognomie

und verlegen seine Blicke durch sein Fernrohr. Als sie nun dicht vorüberkamen, sahen sie, daß es nicht Wagen mit vier schönen Pferden, sondern vier alte Kühe waren, die einen Leiterwagen zogen, auf dem ein Bauer mit seiner Frau und seinen Kindern saß. Da sagte der Herr Bürgermeister, er wolle nicht mehr durch die Luft fahren, sondern wieder auf der Erde bleiben. Seitdem hat man den Herrn Bürgermeister, obgleich er noch oft Luftschlösser baut, nicht mehr in seinem Luftballon gesehen, sondern er fährt wieder mit seinen vier schönen Pferden, wie es sich für einen Herrn Bürgermeister gehört.

Und wie es dem Herrn Bürgermeister ging, so ging es auch vielen andern Leuten, welche nur Flügen in der Luft machen wollten, und sich dann wieder auf die Erde begaben. Ja, es ist sogar noch viel schlimmer gegangen, denn sie sind nicht nur wieder auf die Erde gekommen, sondern sie sind sogar in die Erde hineingefahren, und haben sich dort ihre Flügen abgebrochen.

der Normaltypus der englischen alten Männer ist. Diesen Greis werden Sie seinem Anzuge und seiner ganzen Erscheinung nach für einen hoffnungsvollen Jüngling halten, und doch können Sie überzeugt sein, daß er mindestens siebzig Jahre zählt. Er ist hinfällig, und wenn Sie ihn sprechen hören, reicht ihm der gebrochene Athem kaum mehr aus, aber statt der Krücke, die man ihm reichen möchte, stützt ihn ein äußerst modischer Stock, mit goldenem Knopf, durch den sich seine elegante Gestalt aufrecht erhält. Ein Frack nach dem neuesten Schnitt umschließt eng und geschmackvoll seinen Leib, die hohe Cravatte schattirt zierlich das Gesicht und erpreßt noch einige Röthe in den Wangen, hinter denen nur in versteckten Höhlen das bezwungene Alter lauert. Schuh' und Strümpfe vermehren das Geschmeidige seiner Haltung, der etwas in die Stirn gedrückte weiße Hut hilft noch mehr die jugendliche Heiterkeit seines Blickes hervorheben, die große Blume in seinem Knopfloch, der reiche Goldschmuck seiner Uhrgehänge, die ausnehmend zarte kostbare Weste, zeigen ihn noch mit allen Gütern und Stoffen des Lebens zusammenhängend, kurz Alles liefert Ihnen eine vollkommene Anschauung, wie die Engländer das Bild des Al-

ters verbessern und das allmälige Sterben der menschlichen Gestalt verkleiden. Dies ist hier allgemein üblich, daß man die Waffen der Mode der Hinfälligkeit der äußern Erscheinung entgegenstellt, und daß man es für geziemend glaubt, sich bis auf den letzten Augenblick durch die Toilette gegen die Natur zu wehren. Daher finden Sie hier fast überall das Alter jugendlich angezogen, der Greis geht als Dandy in das Reich des Todes ein. Dieser conservative Charakter des englischen Modelebens hängt mit der großen Ehrfurcht zusammen, welche der Engländer überhaupt vor dem Bestehenden, vor der Form und der äußern Erscheinung hat, und er hält es daher der guten Lebensart zuwider, die Metamorphose des Alters durch sein Aeußeres einzugestehen. So balsamirt ihn die Fashion lebendig ein, während der grinsende Tod schon über ihm die Hippe schwingt.

Daß man auf diesen Kunstausstellungen fast nur Leute der höhern fashionablen Welt sieht, macht eines Theils die angeborne Gleichgültigkeit des hiesigen Volks gegen die Kunst, andern Theils vielleicht auch der Eintrittspreis, der wenigstens hoch genug ist, um die ärmern Classen von diesen Genüssen fern zu halten. Die großartige Li-

beralität, die man in Frankreich bei allen öffentlichen Gelegenheiten gewohnt ist, vermißt man in England überall. Diese französische Liberalität, die nirgends Geld nimmt, wo es sich um Kunst, Nationalinteressen, öffentliche Denkmäler und Ausstellungen handelt, dient offenbar ganz außerordentlich der nationellen Verbreitung der Ideen und der Anregung eines höheren Sinnes und Geschmackes unter dem Volke. Auf der pariser Kunstausstellung, die kein Eintrittsgeld kostet, und bei allen ähnlichen Gelegenheiten, sieht man Leute aus den niedrigsten Ständen, Arbeiter, Bauern, gemeine Soldaten, vor den Bildern und Kunstwerken. In London würde schon die Vorstellung, eine solche Vermischung der Stände in einem Saale hervorgebracht zu sehen, schreckhaft befunden werden, und auch die höhern Stände von der Kunst entfernen. Doch sollte man wenigstens dem Wucher, der mit den öffentlichen Anstalten in England getrieben wird, Schranken setzen, und vor einiger Zeit wurde auch hier ein Meeting gehalten, um eine Petition an das Parliament zu bringen, daß dem Publicum künftig zu gewissen Instituten und Gebäuden ein freier Zutritt gestattet werden solle. Dies ist eine Motion, welche der Ehre der englischen Nation an-

gemacht wurde, die Kraft seiner Schöpferhände ihn nicht mehr zu erhalten vermochte, sondern er in Asche und Staub zerfiel. Wenn nun auch der Mensch nicht mehr ist, so ist doch sein Geist, sein Wesen, sein Charakter, seine Gesinnungsart, seine Liebe und sein Hass, seine Freude und sein Leid, seine Thaten und sein Wirken, kurz, sein ganzes Leben, sein ganzes Sein und Thun, sein ganzes Wesen, sein ganzes Ich, sind nicht mit ihm gestorben, sind nicht mit ihm in Asche und Staub zerfallen, sondern sie sind geblieben, sie sind lebendig geworden und sie leben fort in den Herzen seiner Freunde, seiner Verwandten, seiner Kinder und Kindeskinder, seiner Nachkommen, seiner Mitmenschen, seiner Zeitgenossen, ja sie leben fort in der Geschichte ihrer Nachkomm

Zeit zum Breakfaſt bei meinen londoner Freunden zu erſcheinen. Dieſe herrliche Bahn, die bei London Bridge beginnt, iſt, als Kunſtwerk betrachtet, der großartigſte Bau, zu dem bis jetzt dieſe unſere eiſerne Epoche der Weltverbindung Anlaß gegeben. Sie erhebt ſich in ſtolzer Höhe auf beinahe tauſend Bögen, deren prachtvolle Reihe faſt alle architektoniſchen Formen, nur den gothiſchen Bogen ausgenommen, aufzeigt. Sie durchſchneidet ſchöne und lachende Fluren mit der Grazie eines Vogels, und die Bewegung auf ihrem Rücken iſt ſo angenehm und gleichmäßig, daß man ſich dabei allen Illuſionen des Fluges und dem Glauben an das Schickſal ſelbſt, das ſich des Fortkommens der Menſchheit annimmt, überlaſſen kann. Was meinen Sie zu dieſem Fortkommen der Menſchheit auf der zukunftsvollen Eiſenlinie? Werden Sie es das eiſerne oder das goldene Zeitalter nennen, das mit dieſer wie ein Raubthier ächzenden Maſchine, unter ſchwarzem Rauch, Wirbelwind und umherfliegenden Steinkohlenſchlacken, im Anzuge iſt? Mir gilt es gleich, das eiſerne oder das goldene, wenn nur irgend ein beſtimmtes Zeitalter dabei zu Stande kommt, und ich laſſe mich erwartungsvoll fortrutſchen durch eine Maſchine, welche noch das einzig welthiſtoriſche Geſicht in unſern

Kap. 648. Zweiter Theil. Von der Ehe.

Ehefrau, und ein gemeinschaftliches Kind hat, welches das Vermögen der Ehefrau beerbt, so ist der Ehemann, wenn er auch nicht Vormund seines Kindes ist, doch verbunden, die Rechnung über das Vermögen der Ehefrau, welches auf das Kind gekommen ist, abzulegen, und dieses Vermögen herauszugeben. Er kann sich nicht darauf berufen, daß er nicht Vormund seines Kindes sey, weil er es doch ist, wenn er will, und weil er es nicht ist, wenn er nicht will.

Ehefrau, und ein gemeinschaftliches Kind hat, welches das Vermögen der Ehefrau beerbt, so ist der Ehemann, wenn er auch nicht Vormund seines Kindes ist, doch verbunden, die Rechnung über das Vermögen der Ehefrau, welches auf das Kind gekommen ist, abzulegen, und dieses Vermögen herauszugeben. Er kann sich nicht darauf berufen, daß er nicht Vormund seines Kindes sey, weil er es doch ist, wenn er will, und weil er es nicht ist, wenn er nicht will.

gen, und die Eiſenbahnen bringen der Menſchheit, vielleicht nach einem kurzen Altenweiberſommer, eine erſtickende Maſſenzuſammenhäufung des ganzen europäiſchen Lebens. Die Menſchheit ſtirbt dann den Tod eines Fabricanten, der, in ſeinen vollgepfropften Waarenmagazinen eingeſperrt, aus Mangel an Luftzug mitten unter ſeinen Reichthümern erſticken muß. Ich geſtehe Ihnen, Einſiedler, was die vielgerühmte Annäherung und Circulation aller Ideen und Kräfte betrifft, ſo erſcheint mir dieſer Gedanke zuweilen nach allen Geſetzen der Natur und des Geiſtes als ein illuſoriſcher. Nur in großen Entfernungen, die Entfernungen bleiben, können bedeutſame Schwingungen ſtattfinden. Das Sonnenſyſtem iſt nur durch die Trennung des Raumes ein Sonnenſyſtem, und nur ſo lange ein Weltkörper den andern flieht, ſteht der Himmel feſt auf ſeinen uralten Säulen. Rücken Sie Stern dicht an Stern und das Firmament wird zuſammenbrechen. Durch geringe Entfernung verliert alle Verbindung an Werth und Inhalt. Sagen Sie mir doch, was zwiſchen Berlin und Charlottenburg für ein großer Austauſch von Ideen und Kräften ſtattfindet, und was für neue Nüancirungen des menſchlichen Betriebscapitals daraus entſtehen?

Und nun denken Sie sich die ganze Welt in das Verhältniß von Berlin zu Charlottenburg verwandelt und stellen Sie auf dieser geraden Chaussée Betrachtungen über das Zukunftsparadies der Menschheit an! Es ist kein Zweifel, daß durch die Annäherung aller Räume die bürgerlichen Stände sich völlig neu gestalten müssen, manche aber werden vielleicht dabei zu Grunde gehen, wie z. B. der Kaufmannsstand, denn es ist etwas höchst Zweideutiges zu sagen, daß durch die Eisenbahnen der Handel gefördert werde. Die Kaufleute werden vielmehr fast alle zu Krämern herabsinken müssen, weil zwischen geringen Entfernungen nur Kramhandel möglich ist, und dies hat vielleicht auf mancher andern Seite sein Gutes. Denn die menschliche Gesellschaft ist nicht dazu da, daß die Kaufleute gedeihen sollen, und nur der mag gedeihen, welcher den Zuständen seiner Zeit am meisten nützt. Um so poetischer und geistiger wird dann das Leben werden! ruft Mancher, der nur das humanistische und makrokosmische Interesse der Eisenbahnen im Auge hat. Welch' ein schwungvolles Leben, wenn sich künftig die ganze Welt beständig wie auf der Reise befindet, wenn Berlin in Paris und Paris in Berlin ist, wenn Alles nur Bewegung und in

wirklichen Bewegungen des Schnabels? Ich, Kleinere, und besonders die Kleinen, wenn sie Futter suchen, in Ritzen, Spalten, Löchern, Kästen, in und auf Bäumen, oder wo sie sonst sind, bewegen ihren Schnabel, wie ein Mensch seine Finger, wenn er sucht, was er sucht. Man schaue nur Meisen, Baumläufer, Spechte, Kleiber, Zaunkönige, Rothschwänzchen, Grasmücken, Laubvögel, Fliegenschnäpper, Bachstelzen, Lerchen, Ammern, Finken, Sperlinge, Stare, Krähen, Dohlen, Elstern, Eichelhäher, Nußknacker, Pirole, Würger, Raben, Wiedehopfe, Kuckuke, Eisvögel, Bienenfresser, Rollen, Racken, Hopfe, Segler, Schwalben, Nachtschwalben, Eulen, Falken, Geier, Störche, Reiher, Rohrdommeln, Ibisse, Löffler, Kraniche, Trappen, Rallen, Wasserhühner, Strandläufer, Regenpfeifer, Austernfischer, Säbelschnäbler, Brachvögel, Schnepfen, Sumpfläufer, Wasserläufer, Seeschwalben, Möven, Raubmöven, Alken, Lappentaucher, Steißfüße, Pelekane, Kormorane, Tölpel, Scharben, Enten, Gänse, Schwäne, Flamingos, Hühner, Tauben, Papageien, Kolibris, Honigsauger, Nashornvögel, Hornraben, Pfefferfresser, Bartvögel, Tukane, Spechtmeisen, Honigkuckuke, Pisangfresser, Glanzvögel, Trogone, Rakenvögel, Blauraken, Hohlraken, Bienenraken, Scharrvögel, Hokkohühner, Pfauen, Fasanen, Perlhühner, Truthühner, Waldhühner, Steppenhühner, Sandhühner, Tinamus, Strauße, Kasuare, Emus, Kiwis, Dronten, Dodos, Kagus, Kamichis, Sonnenvögel, Kronenvögel, Schopfvögel, Trompetervögel, Seriemas, Rallenkraniche, Schlangenhalsvögel, Wehrvögel, Schreivögel, Pipras, Klammervögel, Schnurrvögel, Leierschwänze, Paradiesvögel, Laubenvögel, Krähenstare, Kolkraben, Nashornraben, Hornraben, Schnabelkrähen, Paradieskrähen, Paradiesstare, Paradiesfliegenschnäpper, Paradiesgrasmücken, Paradiesfinken, Paradiesammern, Paradiesraken, Paradiesspechte, Paradiesbaumläufer, Paradiesmeisen, Paradieskleiber, Paradieszaunkönige, Paradiesrothschwänzchen, Paradiesbachstelzen, Paradieslerchen, Paradiesrollen, Paradiesnachtschwalben, Paradiesschwalben, Paradiesmöven, Paradiesalken, Paradiesenten, Paradiesgänse, Paradiesschwäne, Paradiesflamingos, Paradieshühner, Paradiestauben, Paradiespapageien, Paradieskolibris, Paradieshonigsauger, Paradiesnashornvögel, Paradieshornraben, Paradiespfefferfresser, Paradiesbartvögel, Paradiestukane, Paradiesspechtmeisen, Paradieshonigkuckuke, Paradiespisangfresser, Paradiesglanzvögel, Paradiestrogone, Paradiesrakenvögel, Paradiesblauraken, Paradieshohlraken, Paradiesbienenraken, Paradiesscharrvögel, Paradieshokkohühner, Paradiespfauen, Paradiesfasanen, Paradiesperlhühner, Paradiestruthühner, Paradieswaldhühner, Paradiessteppenhühner, Paradiessandhühner, Paradiestinamus, Paradiesstrauße, Paradieskasuare, Paradiesemus, Paradieskiwis, Paradiesdronten, Paradiesdodos, Paradieskagus, Paradieskamichis, Paradiessonnenvögel, Paradieskronenvögel, Paradiesschopfvögel, Paradiestrompetervögel, Paradiesseriemas, Paradiesrallenkraniche, Paradiesschlangenhalsvögel, Paradieswehrvögel, Paradiesschreivögel, Paradiespipras, Paradiesklammervögel, Paradiesschnurrvögel, Paradiesleierschwänze, Paradiesparadiesvögel, Paradieslaubenvögel, Paradieskrähenstare, Paradieskolkraben, Paradiesnashornraben, Paradieshornraben, Paradiessch

die Eisenbahnen verändert, ist nicht in Anschlag zu bringen, nicht einmal die Unmöglichkeit des Straßenraubes, welcher künftig der Romantik eines Reisenden gänzlich fehlen wird. Aber kann man sich denn noch rühmen, eine Reise gemacht zu haben, wenn man von Hamburg nach Altona fährt? Die Ferne ist es, die ich liebe, die Langeweile und Gleichgültigkeit der Nähe ist es, die ich fürchte. Gott ist uns fern, der Himmel ist uns fern, das Liebste ist uns fern, alle Sympathie wirkt am zaubervollsten in die Ferne, und nun sollen wir auf einmal an der Nähe und an der Befriedigung sterben, an die wir armen zur Sehnsucht geborenen Geschöpfe nicht gewöhnt sind?

Doch ich sehe Sie lächeln, Sie meinen, es werden noch immer Trennungen genug in der Welt bestehen bleiben, und Ihre frommen Gedanken, die ich kenne, vereinigen sich, daß die Eisenbahnen ein Werk Gottes sind! Ich lasse mir auch keine grauen Haare wachsen und fahre mit Gottvertrauen alle Tage nach Greenwich, in den schönen frischen thauigen Morgen hinein, von der Gottesluft umsäuselt. Die Wagen gehen jede Viertelstunde ab, am Sonntage nur jede halbe Stunde, aber die Bahn steht jetzt ziemlich verlas-

ſen, wie überhaupt unter allen Eiſenbahnen in England nur die zwiſchen Liverpool und Mancheſter bedeutenden Ertrag abwirft. Die Eiſenbahn zwiſchen London und Greenwich endet gegenwärtig bei Deptford; und hier ſieht man eine Merkwürdigkeit dieſer Bahn, nämlich eine Anzahl der Bögen, auf welchen ſie ruht, ſind an dieſer Stelle in Werkſtätten für Schmiede und Kohlenbrenner, einige ſogar in Wohnhäuſer verwandelt. Dieſe letzteren enthalten jedes ſechs Zimmer, in denen ſich traulich und behaglich hauſen läßt, während man hoch über ſeinem Haupte den leiſen Donner der Dampfwagen vorüberrauſchen hört, der aber nur einen Augenblick lang geheimnißvoll anpocht, und faſt noch ehe man ihn gehört wieder verſchwindet. Man beabſichtigt, mit der Zeit ſämmtliche Bögen auf dieſe Weiſe auszufüllen, und das gibt ein intereſſantes Schauſpiel, eine bewohnte und lebende Eiſenbahn zu ſehen!

In Greenwich, das herrlich an der Themſe gelegen iſt, ſchlendere ich oft durch die Säulengänge des weltberühmten Hoſpitals, in deſſen Corridors man hineinſehen kann, wenn man auf der Themſe vorüberfährt. Die alten Marine-Invaliden, welche dies großartige Inſtitut aufnimmt, wohnen hier in ihren alten Tagen an den Ufern

im Blatt mit ihm. 4. erzählte Bob an Wendy seinen letzten Traum. 5. Wendy sah zu Bob. Wendy und Bob saß im Bett. 6. Wendy und Bob sahen sich an. 7. Wendy und Bob lächelten. 8. Wendy und Bob sahen sich an. 9. Wendy und Bob lächelten sich an. 10. Wendy und Bob erzählte es allen. 11. Wendy und Bob lächelten sich an. 12. Wendy und Bob sahen sich an. 13. Wendy und Bob lächelten sich an. 14. Wendy und Bob sahen sich an. 15. Wendy und Bob lächelten sich an. 16. Wendy und Bob sahen sich an. 17. Wendy und Bob lächelten sich an. 18. Wendy und Bob sahen sich an. 19. Wendy und Bob lächelten sich an. 20. Wendy und Bob sahen sich an. 21. Wendy und Bob lächelten sich an. 22. Wendy und Bob sahen sich an. 23. Wendy und Bob lächelten sich an. 24. Wendy und Bob sahen sich an. 25. Wendy und Bob lächelten sich an. 26. Wendy und Bob sahen sich an. 27. Wendy und Bob lächelten sich an. 28. Wendy und Bob sahen sich an. 29. Wendy und Bob lächelten sich an. 30. Wendy und Bob sahen sich an. 31. Wendy und Bob lächelten sich an. 32. Wendy und Bob sahen sich an. 33. Wendy und Bob lächelten sich an. 34. Wendy und Bob sahen sich an. 35. Wendy und Bob lächelten sich an. 36. Wendy und Bob sahen sich an. 37. Wendy und Bob lächelten sich an. 38. Wendy und Bob sahen sich an. 39. Wendy und Bob lächelten sich an. 40. Wendy und Bob sahen sich an. 41. Wendy und Bob lächelten sich an. 42. Wendy und Bob sahen sich an. 43. Wendy und Bob lächelten sich an. 44. Wendy und Bob sahen sich an. 45. Wendy und Bob lächelten sich an. 46. Wendy und Bob sahen sich an. 47. Wendy und Bob lächelten sich an. 48. Wendy und Bob sahen sich an. 49. Wendy und Bob lächelten sich an. 50. Wendy und Bob sahen sich an. 51. Wendy und Bob lächelten sich an. 52. Wendy und Bob sahen sich an. 53. Wendy und Bob lächelten sich an. 54. Wendy und Bob sahen sich an. 55. Wendy und Bob lächelten sich an. 56. Wendy und Bob sahen sich an. 57. Wendy und Bob lächelten sich an. 58. Wendy und Bob sahen sich an. 59. Wendy und Bob lächelten sich an. 60. Wendy und Bob sahen sich an. 61. Wendy und Bob lächelten sich an. 62. Wendy und Bob sahen sich an. 63. Wendy und Bob lächelten sich an. 64. Wendy und Bob sahen sich an. 65. Wendy und Bob lächelten sich an. 66. Wendy und Bob sahen sich an. 67. Wendy und Bob lächelten sich an. 68. Wendy und Bob sahen sich an. 69. Wendy und Bob lächelten sich an. 70. Wendy und Bob sahen sich an. 71. Wendy und Bob lächelten sich an. 72. Wendy und Bob sahen sich an. 73. Wendy und Bob lächelten sich an. 74. Wendy und Bob sahen sich an. 75. Wendy und Bob lächelten sich an. 76. Wendy und Bob sahen sich an. 77. Wendy und Bob lächelten sich an. 78. Wendy und Bob sahen sich an. 79. Wendy und Bob lächelten sich an. 80. Wendy und Bob sahen sich an. 81. Wendy und Bob lächelten sich an. 82. Wendy und Bob sahen sich an. 83. Wendy und Bob lächelten sich an. 84. Wendy und Bob sahen sich an. 85. Wendy und Bob lächelten sich an. 86. Wendy und Bob sahen sich an. 87. Wendy und Bob lächelten sich an. 88. Wendy und Bob sahen sich an. 89. Wendy und Bob lächelten sich an. 90. Wendy und Bob sahen sich an. 91. Wendy und Bob lächelten sich an. 92. Wendy und Bob sahen sich an. 93. Wendy und Bob lächelten sich an. 94. Wendy und Bob sahen sich an. 95. Wendy und Bob lächelten sich an. 96. Wendy und Bob sahen sich an. 97. Wendy und Bob lächelten sich an. 98. Wendy und Bob sahen sich an. 99. Wendy und Bob lächelten sich an. 100. Wendy und Bob sahen sich an.

Portraits berühmter Admirâle darſtellen. Auch in der Capelle, für deren Eintritt man wieder bezahlen muß, ſieht man als Altarbild einen Schiffbruch, nämlich den des Apoſtels Paulus, von Weſt gemalt. —

Adieu, mein Freund! **Vive et vale!** —

7.

An Pr. A. in Brüſſel.

— Unſere kosmopolitiſchen Geſpräche in dem Park von Brüſſel ſind in Paris und London oftmals bei mir wiedergeklungen, und ich habe dann bedauert, daß ich nicht dazu kommen konnte, Ihnen verſprochenermaßen zu ſchreiben. Wer kann in Paris und London auch nur über die Straße gehen, ohne daß er an den Fragen von Armuth und Reichthum, von Bevölkerung und Uebervölkerung, von Volksrechten und Standesprivilegien, hängen bliebe? Wie oft ſtutzte ich bei dem drohenden Meduſengeſicht, das dieſe Fragen hier in den Hauptlagern der modernen Weltbewegung machen, und dann dachte ich der Stunden auf unſern Spaziergängen oder in Ihrem traulichen Cabinet, wo unſere Ideen ſich darüber begegnet, mein Verehrter! Unſere Sorgen waren nicht auf unſer

deutſches Vaterland gerichtet, denn das zeigt ſich noch keineswegs gefährlich berührt von dieſen brennbaren Stoffen der modernen Staatsökonomie, und es wird ſobald noch nicht der Heerd ſein, auf dem ſie lichterloh entlodern. Das Ausland wird einem jetzt ſo theuer, weil man ſeine weltgeſchichtlichen Sorgen da hat, und wo man ſorgt, fängt man an zu lieben.

Wir ſtritten uns über die Mittel, durch welche man dem Ausbruche des großen hiſtoriſchen Krieges zwiſchen den Armen und Reichen vorbeugen könne, und ſeitdem ich mich in London befinde, glaube ich daran, daß wenigſtens hier eine Pacification der Armuth noch geraume Zeit hindurch gelingen kann. Das größte Uebel beruht nicht darin, daß die Armuth Hunger hat, ſondern darin, daß es bei ihr einen Hunger gibt, der nicht durch Brot zu ſtillen und zu heilen iſt, einen geiſtigen, einen hiſtoriſchen Hunger! So lange die Armuth noch nicht mit dem Schickſale rechtet, ſondern jedes ihr zugeworfene Almoſen wie eine Gabe Gottes hinnimmt, ſo lange iſt ſie noch ein geſundes Element in den Staaten, ſie dient als ein geſchmeidiges Rad in der ganzen Maſchine, und befördert den harmoniſchen Umſchwung derſelben eher, als daß ſie ihn aus dem Gleichgewicht brächte.

Die Armuth, die mit ihrem Kummerbrote zufrieden iſt, es mit ihren ſtillen Thränen ſalzt und unter ihrem niedrigen Hüttendache den Reichthum gar nicht beherbergen möchte, dieſe religiöſe Armuthſeligkeit, dieſe ſüße Gewohnheit des Darbens durchdringt von unten herauf die wichtigſte Mitte des ganzen Volkes mit einer moraliſchen Kraft. Aber ſie ſchwächt ſich, mit manchen chriſtlichen Elementen zugleich, in den modernen Staaten jetzt immer mehr ab. Wenn ſich aber im Volke ſtatt der Armuthſeligkeit das Gefühl der Armſeligkeit ſchärft, wenn es aufhört, ſeine Entbehrungen religiös anzuſehen, ſondern vielmehr den politiſchen und ſtaatsökonomiſchen Geſichtspunkt dafür gewinnt, ſo entſteht in ihm ein Haß gegen den Reichthum, der urſprünglich gar nicht im Weſen der Armuth liegt. Statt, wie ſonſt, die abgemagerten Hände zum Himmel zu falten, wird ſich der Arme jetzt auf die Hand ſehen und finden, daß ſie noch ſtark genug iſt, um zu nehmen. In Frankreich iſt das Volk längſt dahin gekommen, die Armuth als etwas Schimpfliches zu empfinden, und bei dem großen Ehrgeize, der dort gerade in den unterſten Claſſen am heftigſten iſt, bei ihrem beſtändigen Wetteifer, es den Vornehmen gleich zu thun und keine äußern Unter-

schiede in der Begegnung, Behandlung und Erscheinung mehr anzuerkennen, bereitet sich eine gewaltsame Nivellirung vor, die gewiß nicht durch ein höfliches, sociales Uebereinkommen auf ihr Maß zurückgeführt werden wird. Es ist jetzt ein schwieriger und banger Moment für diese Frage da, denn die Abhülfe beruht nicht mehr darin, daß Ihr Reichen Geld genug habt und hergeben wollt, um den Armen zu helfen. Die Hauptfrage ist jetzt so gestellt, ob die Armen damit zufrieden sein werden, Euere Almosen anzunehmen, und ob nicht, mehr noch als ihr Mangel, das unverdiente Schicksal sie empören wird, auf Das angewiesen zu sein, was Euer Ueberfluß ihnen mitleidig vor die Füße wirft? Wißt Ihr, was das Gefährlichste ist, das Euch erzittern machen muß? Das ist der Stolz der Armen, und seine unklare Reflexion, daß die eine gleichberechtigte Hälfte der Menschheit bei der andern bevorzugten betteln gehen soll! Und darin zeigt sich der wesentliche Unterschied zwischen England und Frankreich, daß es in England noch Arme und Bettler gibt im wahren Sinne des Wortes, die den Reichen Gottes Segen nachrufen für jeden Pfennig, die den Reichen anerkennen als eine höhere und hülfreiche Erscheinung, als eine auserwählte Schaar, unter

die Gott das Geld vertheilt hat. Der Arme in Frankreich dagegen ist ein désespéré, der sich durch die bittere Lage der Umstände gezwungen sieht, Sie anzusprechen, der aber den einzigen Unterschied, welcher zwischen ihm und Ihnen besteht, nur in dem Geldbeutel anerkennt, welcher sich zufällig in Ihrer Tasche und nicht in der seinigen befindet, der, wann Sie ihm nichts geben, Ihnen nachruft, daß Sie noch ein größerer Lump sein würden, als er, ohne Ihr Geld, und der für das, was Sie ihm schenken, Ihnen höflich und fein dankt, mit dem freien Anstande eines Weltmannes, der zufällig kein Geld hat, zufällig ein pauvre malheureux ist, sich Ihnen aber im Wesentlichen ganz ebenbürtig achtet. In dem englischen Armen waltet noch das fromme Element vor, er sucht Trost in den Kirchen und nimmt demüthig die Bibeln an, welche hier die religiösen Gesellschaften unter ihn vertheilen, Bibel und Brot sind noch eine Pacification der englischen Armuth, und es zeigt sich auch an dieser wichtigen Lebenserscheinung der Staat, der heut zu Tage noch am tiefsten von christlicher Rechtgläubigkeit durchdrungen ist. Die französischen Armen hätten längst eine Revolution gemacht, wenn in ihrem Lande solche Korngesetze bestänben, die das

Brot ſo beiſpiellos theuer machen, wie hier in England, wo ſelbſt der Bemitteltere nur ſparſam damit umgeht. Aber das engliſche Volk läßt ſein Korn ruhig beſteuern, und ich glaube ſchwerlich in dem national-ökonomiſchen Bewußtſein, daß die Entwerthung alles Grundeigenthums dadurch verhütet werde, ſondern weil es orthodox iſt auch in der Achtung vor der Gewohnheit und der Tradition. Dem engliſchen Volke kann bei ſeiner Pietät gegen die Reichen noch durch Armenbills geholfen werden, ein Palliativmittel, das in Frankreich nur geringe Folgen haben wird und dort eher die Krankheit verſchlimmern als heilen kann. Der Arme in England nimmt Almoſen mit Dank, in Frankreich mit geheimer Verwünſchung, aber je weniger ſtaatsgefährlich die engliſche Armuth noch iſt, je bereitwilliger ſie noch die ungeheure Kluft des Standes und Beſitzes anerkennt, um ſo ſchneidender und abſchreckender ſteht dadurch dieſe letztere in dem hieſigen Leben da. Mit dem franzöſiſchen Bettler möchte man einen Vertrag ſchließen, er fordert die Geſellſchaft zu einem für beide Parteien ehrenvollen Waffenſtillſtand heraus, denn er thut ſo, als ſei dieſe Art ſeiner Exiſtenz eine allgemeine ſociale Schmach. Die Blöße der engliſchen Armen dagegen wird Sie traurig ma-

chen und Sie werden weinen müſſen. Die Armen ſind hier ſehr arm, und die Reichen ſind ſehr reich. Soll ich Ihnen Saiſonbilder des armen Lumpenvolks von London ſchreiben? Neulich ging ich ſpät in der Nacht nach Hauſe, von den Tiſchen eines reichen Mahles kommend, mit dem Ueberfluß des engliſchen Luxus geſättigt, und wandelte durch die faſhionable Bondſtreet, über welche Nebel und verdämmernde Laternenlichter einen ſeltſamen Schein warfen. An der Ecke lag eine Frau, nicht ganz ſchlecht angezogen, um die ſich einige hülfreiche Menſchen geſammelt hatten, aber ſie war todt. Sie war hier auf der Straße gefunden worden und die Umſtehenden behaupteten, ſie ſei verhungert. Ihre bleiche Kummermiene ſprach ganz für dieſen Tod, ſie ſchien ſich bei Nacht noch bis hieher geſchleppt zu haben, um die Scham zu überwinden und zu betteln. Man findet hier zuweilen ſolche Geſtalten des geheimen Elends, die mitten in dem Glanze von London geſpenſtiſch überraſchen, ſie erſcheinen plötzlich wie aus der Erde gewachſen, ſtarr und feſtgewurzelt auf dem Pflaſter der prächtigſten Straßen, in ſchweigſamer Haltung, man weiß nicht, wo ſie herkommen, ſie zeigen ſich wie zum furchtbaren Hohn in dem reichen Weltgetümmel, das

unbeachtend und theilnahmlos in tauſend Geſtalten an ihnen vorüberjagt. An einer Ecke von Regent-Circus ſah ich einmal eine ganze Bettlerfamilie mit wahrhaft hinſterbenden Geſichtern, die Kinder faſt gänzlich nackt, die Mutter hatte verzagend ihr Geſicht verhüllt und ſchmiegte ſich wie ohnmächtig an das eine ihrer Kinder, ſie waren alle ſtumm und regungslos, kein Wort, kein Blick ſprach die Vorübergehenden an, und die Hand ſtreckte ſich nicht einmal aus, um die Gabe zu empfangen. Die Armen warten hier noch geduldig auf das Schickſal, ſie warten, daß ihre Zeit kommen werde, und ſtellen keine Reflexionen darüber an, ob nicht eine einzige Treſſe an den Livréebedienten der Reichen ſie auf lange Zeit vor Hungertod ſchützen könne?

Was das Gleichgewicht des engliſchen Lebens erhält, iſt ein patriarchaliſcher Zug von Ehrfurcht, der es kräftigend durchdringt und die zwei ſchneidenden Gegenſätze, in welche ſich hier Alles theilt, immerfort beſänftigt. Die Ehrfurcht, die dem franzöſiſchen Charakter fremd iſt, iſt in England ein eigenthümlicher Einſchlag, der das ganze Staatsgewebe verfeſtigt, und die Politiker, welche dieſem glücklichen Eiland längſt eine Revolution weiſſagten, haben nicht auf die

Ehrfurcht gerechnet, die hier ein ganz beſonderer Begriff für das Staatsleben iſt, die dem engliſchen Staatsleben etwas von dem Weſen des Familienlebens mittheilt, und aus der Ehrfurcht vor der Vergangenheit, aus der Ehrfurcht vor der Freiheit, und aus der Ehrfurcht vor den Standesvorzügen ſich miſcht, drei Ehrfurchten, die mit denen, von welchen Goethe in den Wanderjahren ſpricht, ſich vielleicht in Einklang ſetzen laſſen. Daher kommt es, daß der Gegenſatz von Torysmus und Whigismus, der hier Alles zertheilt, auch wieder Alles bindet, und daß dieſe beiden Hälften, in welche das engliſche Leben auseinander zu fallen ſcheint, zuſammen ein vollſtändiges Ganze ausmachen. Ob dieſes Ganze, dieſe Einheit, ein Schein iſt, oder eine dauernde Wahrheit, ich weiß es nicht, aber dieſe Einheit beſteht, ſie beſteht in den Gegenſätzen, und dieſe Gegenſätze begründen ebenſowohl den conſervativen Charakter Englands, als ſie die Reform bedingen und die freie Entwickelung der Inſtitutionen. England iſt die conſervative Form des liberalen Fortſchrittes, es iſt in manchem Betracht das China der modernen Freiheit. Kommen Sie, ich will einen angenehmen Spaziergang mit Ihnen machen, und Sie auf einen Punkt von Lon-

don verſetzen, wo Sie mit einem Blicke den ganzen Typus der Geſchichte Englands, das Panorama ſeiner hiſtoriſchen und politiſchen Entwickelung, überſchauen werden. Es iſt ſchönes Wetter, die trguliche Nebelſonne beleuchtet das Gedränge der Wagen und Spaziergänger auf Whitehall, und wir wandern geradaus über dieſe breite, heiterbelebte und glanzvolle Straße, ſchlagen dann die Parliament-Street ein, und ſtehen vor den wunderſamen Thürmen der Weſtminſter-Abtei ſtill, welcher auf der andern Seite die Häuſer des Parliaments, das Unterhaus und das Oberhaus, in naher Nachbarſchaft gegenüberliegen. Hier laſſen Sie uns verweilen mit unſern Blicken und Betrachtungen! Das Parliament und die Weſtminſter-Abtei ſind die beiden Hauptſymbole der engliſchen Größe, die eigentlichen Wappenbilder über dem Triumphportale Großbritanniens, die Sterne ſeiner Vergangenheit und Zukunft zu gleicher Zeit, einer zu dem andern hinüberleuchtend.

Die Weſtminſter-Abtei iſt England ſelbſt, ſeine Geſchichte, ſeine Vergangenheit; hier liegt England begraben und in Stein ausgehauen, ſeine Könige und Dichter, ſeine Feldherren und Gelehrten, ſeine Admirâle und Ingenieure, ſeine

Redner und Staatsmänner, seine Aristokratie und Demokratie sind hier in Bildern, Monumenten und Grabstätten versammelt, und wenn Sie diese wunderbaren Capellen, in welche die ganze Abtei labyrinthisch sich verläuft, durchschreiten, werden Sie in dem Athem dieser Vergangenheit noch die Kraft der Gegenwart empfinden. Denn Alles, was Sie hier umgibt, und von den hohen Bogenwänden auf Sie herabschaut, hat noch sein volles Leben in den Herzen und in der Sympathie der Nation. England hat nicht mit seiner Vergangenheit gebrochen, England ist fast das einzige Land in ganz Europa, in dem die Vergangenheit so dicht und nahe an der Gegenwart steht, ohne Haß, sondern durch Liebe und Stolz verbunden. Für den Engländer gibt es kein **ancien regime**, keine alte und moderne Zeit, seine Annalen haben keine feindlichen Abschnitte und Spaltungen, die bis in die Gesinnung hinein nachwirken könnten. In der englischen Geschichte ist eine ununterbrochene Geradlinigkeit der Entwickelung, die zwar ihre Nüancen hat, wie in neuerer Zeit die Reformbill, aber im Ganzen wie ein fortlaufender Strom sich weiter bewegt, nur nach Maßgabe von Ebbe und Fluth bald anschwellend, bald nachlassend in seinen Wellen. Die unselige Entzwei-

ung, welche andere moderne Völker mit ihrer eigenen Vergangenheit überwerfen muß, kennt man nicht auf dieſer glücklichen Inſel der neueren Geſchichte, und man kann daher in gewiſſem Sinne ſagen, daß der Engländer nicht modern ſei. Aber er wird wenig danach fragen, er verſteht dieſe Bezeichnung nicht, ſondern die allgemeinen nationellen Traditionen leben in ihm ſelbſt ſo individuell fort, daß er ſich überall mit ihnen verbunden, nirgends von ihnen abgewandt fühlt. Woran wir Alle heut zu Tage unſere unheilbaren Schmerzen haben, der Kampf gegen uns ſelbſt und unſere Ueberlieferungen, der Widerſpruch der Blüthe gegen ihre Blume, der Frucht gegen ihren Baum, das kennt der Engländer, dieſe ſeltſame Amphibie der Vergangenheit und Gegenwart, in ſeinem hiſtoriſchen Gleichmuth nicht. Es gibt keine Geſtalt ſeiner Geſchichte, die für ihn abgelebt wäre, bei der ihn nicht patriotiſche Empfindungen befielen, und bei dem Namen ſeiner großen Könige und Königinnen, wenn ſie auch ſchon durch lange Jahrhunderte von ihm getrennt ſind, hebt ſich ihm noch heut das Herz mit einer Begeiſterung, als hätte er zu ihren Zeiten gelebt und den Glanz derſelben genoſſen. Elektriſirt von ſeinem Nationalſtolz, iſt er im Stande, zu

ungeben, in welchen Zeitraume ber Kläger
bas Urtheil über ihn, wie es ihm gefällt,
vollziehen kann, ohne ein Gericht zu ver-
anlassen, ihn zu vertheidigen, und ohne
ihm Gelegenheit zu geben, sich zu vertheidigen.

Ich habe bemerkt, daß ein Gericht
abwesende, die Angeklagten ihre Vertheidiger
ernennen lassen, und daß es ihnen
Zeit bestimmt, innerhalb welcher sie ihre
Rede, ihr Urtheil, ihre Strafe, ihre Ver-
theidigung, ihre Vertheidiger, ihre Richter
und ihre Zeit ernennen können.

Ich habe bemerkt, daß ein Gericht
Zeit bestimmt, innerhalb welcher sie ihre
Rede, ihr Urtheil, ihre Strafe, ihre Ver-
theidigung, ihre Vertheidiger, ihre Richter
und ihre Zeit ernennen können.

Ich habe bemerkt, daß ein Gericht
Zeit bestimmt, innerhalb welcher sie ihre
Rede, ihr Urtheil, ihre Strafe, ihre Ver-
theidigung, ihre Vertheidiger, ihre Richter
und ihre Zeit ernennen können.

Ich habe bemerkt, daß ein Gericht
Zeit bestimmt, innerhalb welcher sie ihre
Rede, ihr Urtheil, ihre Strafe, ihre Ver-
theidigung, ihre Vertheidiger, ihre Richter
und ihre Zeit ernennen können.

Ich habe bemerkt, daß ein Gericht
Zeit bestimmt, innerhalb welcher sie ihre
Rede, ihr Urtheil, ihre Strafe, ihre Ver-
theidigung, ihre Vertheidiger, ihre Richter
und ihre Zeit ernennen können.

zu träumen, und verliert ſich an allen dieſen einzelnen Thürmen und Abtheilungen, die ein räthſelhafter Sinn combinirt hat, in ein langes Grübeln. Im Innern begreift man, daß dieſem myſteriöſen Bau die Einheit fehlen muß, weil er die Mannichfaltigkeit der Zeiten auszudrücken und aufzunehmen beſtimmt iſt, und weil in ſeinen vielfachen Capellen von uralten Anfängen bis auf den heutigen Tag das Geſchehene ſich gliedert, und jedes nach ſeinem Sinn und Recht ſich hier Denkmäler geſetzt hat. Dieſe dunkeln und feierlichen Hallen, die ſo viel zwieträchtigen Stoff der Geſchichte in ihren Schooß zuſammengetragen, hauchen den großen Geiſt der Verſöhnung von ſich, der endlich als Gottesfrieden alle hiſtoriſchen Geſtaltungen umfängt, welcher kühle Marmorgräber für heißen Streit und Kampf, und balſamduftende Ruhe für alles Blut und Feuer der Weltgeſchichte hat. Maria Stuart und Eliſabeth haben hier unter einer und derſelben Wölbung, in der Capelle Heinrich's VII., ihre Monumente erhalten, und man wundert ſich nicht über dieſe Einigung, welche jetzt ihre Geſtalten zu einander geſellt. Der ſchöne Leib der Maria Stuart liegt als friedliches Marmorgebilde ausgeſtreckt da, ihr heißes Blut, ihr liebebedürftiges

Herz, ihr stolzer poetischer Sinn und Alles, was ihr Unglück ausmachte, ist ihr hier in diesem kalten Stein gestillt, und wenn man, die herrlichen Formen bewundernd, gedenkt, wie diesen weißen Hals einst das Henkerbeil durchschnitten, kommt ihr Tod nur als eine wundersame Mähr uns in die Erinnerung, und ohne Groll schreitet man hinüber zu dem prachtvollen Denkmal ihrer Feindin Elisabeth, man liest mit Ehrfurcht die triumphirende Inschrift ihres Sarkophags, die so Großes aussagt von der königlichen Amazone, und denkt dieser Gestalt nach mit Bewunderung. Das Paradies der Geschichte liegt weder am Anfange noch am Ende, es liegt im Ganzen, in der großen Ausgleichung, die endlich alle Einzelnheiten durchdringt und überwältigt, in dem Frieden, der in der Westminster-Abtei Maria Stuart und Elisabeth mit derselben Feier umschließt. Das Paradies der Geschichte ist der Geist Gottes, und man hat jenes gefunden, sobald man diesen in ihr herauserkannt hat. Alle diese Gräuel der verschiedenen Epochen, welche die schwarze Abtei von Westminster in Marmor gegraben, und Shakspeare in seinen Nationaltragödieen in warmer Lebensgestalt verewigt, alle sind sie versöhnt, sie sind in das Paradies der Geschichte eingegangen, und ein Glo-

rienschein verklärt die blutigen Häupter. Sie sind unsterblich geworden, die Thaten und die Personen, und das ist die Seligkeit der Geschichte, zu der sie versammelt sind. Sie wissen, Shakspeare steht auch hier in der Abtei, Sie müssen ihn gleich beim Eintritte in dem Poetenwinkel suchen, wo England den Bildnissen seiner Dichter, Gelehrten und Weisen einen schönen Andachtsort gefunden. Shakspeare ist das poetische Westminster seiner Nation, er hat ihre Größe und ihre Thaten gedichtet, und ist selbst eine ihrer unsterblichen Thaten. Seine von Sheemakers gefertigte Statue, die sich hier befindet, ist bekannt. Die Ausführung, was die Arbeit anbetrifft, ist genial und sehr zierlich gemeißelt, man sieht den großen Dichter in einer lehnenden Stellung, die Hand des rechten Armes sinnend unter dem Kinn, den Ellenbogen aber auf — drei Quartanten gestützt. Wie der Künstler zu dieser Idee gekommen, bei Shakspeare, der in seinem Leben so wenig mit Büchern zu schaffen gehabt, und welcher gerade der Poet ohne Bücher ist, ob es eine beißende Replik auf diejenigen Kritiker sein soll, welche den Dichter für einen unlearned man gehalten: läßt sich schwer ausmachen. Weit sinnvoller dagegen ist das schöne Piedestal, das mit drei gekrönten Häuptern

Am Weißbach-Graphitwerk Schlägl AG. und den Kaolin-Werken F. Hofbauer AG., wo das Kaolin übertagig gewonnen, in der Grubenbahn-Lokomotive verladen und zur Aufbereitung befördert wird.

Die Aufbereitung des Kaolins besteht darin, daß das Rohmaterial in Kollergängen zerkleinert, in Schlämmgräben mit Wasser zu einer Suspension verarbeitet, in Absetzbecken zum Absetzen gebracht, in Trockenöfen getrocknet und in Mühlen zu Pulver gemahlen wird. Dieses Pulver wird in Säcke verpackt und versandt.

Die Kaolin-Werke F. Hofbauer AG. sind eine Aktiengesellschaft mit Sitz in Wien. Sie besitzen in Schlägl die Kaolin-Lagerstätte Hörschlag, die seinerzeit von der Firma Hofbauer & Co. in Betrieb genommen wurde. Die Lagerstätte Hörschlag ist eine Linse, die sich in Nordwest-Südost-Richtung erstreckt und in Nordwest-Richtung einfällt. Sie ist 200 m lang, 50 m breit und 30 m tief. Das Kaolin ist weiß, grau, gelb und rot gefärbt. Es ist ein Verwitterungsprodukt des Granites. Die Lagerstätte ist eine Verwitterungslinse. Der Granit ist in Kaolin umgewandelt worden. Das Kaolin ist ein Verwitterungsprodukt des Granites. Es ist ein Gemenge von Kaolinit, Quarz, Glimmer und Feldspat.

Kaolinit ist ein Tonmineral. Es ist ein Aluminium-Silikat. Es ist ein Verwitterungsprodukt des Feldspates. Kaolinit ist ein Verwitterungsprodukt des Feldspates. Es ist ein Aluminium-Silikat. Es ist ein Tonmineral.

liaments, ihr lautes und heftiges Reden vernehmen. Treten wir einen Augenblick ein in den Sitzungssaal des House of Commons, um die Gardinengespräche der Geschichte Englands zu belauschen. Gegen die theatralische Schönheit der pariser Kammern bietet sich Ihnen hier ein ganz verschiedener Anblick dar. Es ist die sogenannte Capelle von Saint-Etienne, worin sich die Gemeinen Großbritanniens versammeln, aber der fast gänzlich mit Holz ausgelegte Saal gleicht ziemlich einer Scheune, auch in der Form des Daches, das drückend und beengend über ihm ruht. Die Einfachheit der Parteinüancen in der englischen Kammer verräth sich schon durch die Bauart des Saales, und es ist keine künstliche und pittoreske Gliederung vorhanden und nöthig, wie in Paris, wo die vielfach zertheilte und verschlungene Dialektik der Tagesmeinungen auch die Sitze der Deputirten so bedeutsam gruppirt. Der Saal der englischen Kammer bildet ein Parallelogramm, durch dessen Länge zu beiden Seiten, auf den sich gegenüberliegenden Bänkereihen, die beiden Grundrichtungen des englischen Lebens, Torysmus und Whigismus, in einem einfachen Links und Rechts sich vertheilen. Am westlichen Ende des Saales, unter einem vergoldeten und

mit den königlichen Waffen überdeckten Baldachin, ſitzt der lautloſe Sprecher da, in ſeiner ungeheuren Alongenperücke unter den modern angezogenen Deputirten wie eine Erſcheinung einer fremden Welt ſich ausnehmend. Die Klingel des Präſidenten ſpielt hier keine Rolle, wie in den pariſer Kammern, wo ſie als Sturmglocke die Feuersbrunſt der Debatte bezeichnet, der Sprecher überwacht die Verſammlung wie ein höherer Geiſt durch Stille und Schweigen, und nur zuweilen erhebt er ſich wie mechaniſch, um einige Worte zu ſprechen oder um die öffentliche Tribune räumen zu laſſen, was hier öfters als anderswo geſchieht. Die engliſche Kammer hat durchaus den Charakter einer Geſchäftsverſammlung, ſie iſt ein Volkscomptoir, eine politiſche Börſe, der die Fortbeobachtung des alterthümlichen Ceremoniels zwar eine Form verleiht, aber keinen großartigen oder äſthetiſchen Anſtrich. —

Die Tories ſaßen in dem Parliament, das die junge Königin Victoria prorogirt hat, auf der linken Seite und werden auch in der neuen Kammer wieder auf derſelben ſitzen müſſen, ſie mögen ſich anſtellen, wie ſie wollen. Noch kurz vor dem Tode des verſtorbenen Königs glaubten ſie entſchieden, daß ſie ſich bald auf die an-

dere Seite des Hauses hinübermanoeuvriren würden, denn, wie Sie wissen werden, die Ministerbank ist zur Rechten des Sprechers, und so lange das whigistische Element auf dieser treasury-bench vorwaltet, hält sich ein guter Tory links, und muß, seinem Principe der Erhaltung zum Trotz, eine Nüance besetzen, die sonst einen übeln Klang in den Ohren des Conservatismus hat. Was ist aber Links, was ist Rechts? Ein geometrischer Spaß, den sich der Zeitgeist macht, um die Weisheit der Menschen zu foppen! Was ist Tory, was ist Whig? Eine geistreiche Spiegelfechterei der Geschichte, ein chemischer Proceß, der in das Entgegengesetzte seiner Bestandtheile umschlägt! Mancher englische Hochtory würde in Deutschland für einen Radicalen gehalten werden, und kann in England selbst unter dem niedrigsten Mob eine hohe Verehrung genießen. Man kann ein englischer Whig sein und doch glauben, daß die Tories ein wesentliches Element für die Verfassung bilden, daß sie nur nicht für das Regiment taugen und deshalb vom Ruder fern gehalten werden müssen. Der englische Pöbel wirft einem antiwhigistischen Lord die Fenster ein und kann doch seine ehrfürchtige Bewunderung nicht unterdrücken, wenn er die prachtvollen und reichgepu-

vom Grundsatze ausgehen, daß, wo Gefahr handelt, die Gefahr, wo Gefahr ist, das Recht beginnt. Wenn der Kaufmann 20 Prozent Gewinn nimmt, so ist das Recht, wo 30 Prozent Gewinn genommen werden, ist Gefahr, wo 40 Prozent Gewinn genommen werden, ist Gefahr und Recht zugleich. Wenn jemand Wucher treibt, so ist das Recht, wo er Wucher treibt, ist das Recht, wo er Leute ausbeutet, ist Gefahr, wo er Leute ausbeutet, ist Gefahr und Recht zugleich. Wenn jemand Recht sagt, so ist Gefahr, wo Gefahr ist, ist Recht. Wenn Regierer vom Gesetzmachen reden, so ist Gefahr, wo Gefahr ist, ist Gesetzmachen. Wenn Gesetzmacher vom Regieren reden, so ist Gefahr, wo Gefahr ist, ist Regieren. Wenn Gesetzmacher und Regierer vom Verbrechen reden, so ist Gefahr, wo Gefahr ist, ist Verbrechen.

Wenn der Kaufmann sagt: Ich habe Recht, so ist Gefahr, wo Gefahr ist, ist Recht. Wenn der Wucherer sagt: Ich habe Recht, so ist Gefahr, wo Gefahr ist, ist Recht. Wenn der Gesetzmacher sagt: Ich habe Recht, so ist Gefahr, wo Gefahr ist, ist Recht. Wenn der Regierer sagt: Ich habe Recht, so ist Gefahr, wo Gefahr ist, ist Recht. Wenn der Verbrecher sagt: Ich habe Recht, so ist Gefahr, wo Gefahr ist, ist Recht.

mit Schlagfluß" im Sommer des Jahres, wenn die Schwalben sich sammeln, um fortzuziehen, und wenn sie sich nicht sammeln, um zu sterben. Ich habe die Beobachtungen Naumanns nie angestellt. Aber ich habe sie auch nicht nötig, um zu wissen, daß sie richtig sind.

Ich habe, und Naumann hat es auch, Schwalben gehalten, und sie haben mir, wie ihm, Eier gelegt, und ich habe, wie er, die Jungen aufgezogen. Ich habe sie gefüttert, wie Naumann sie gefüttert hat, und ich habe sie gepflegt, wie Naumann sie gepflegt hat. Ich habe sie mit Ameisenpuppen, Mehlwürmern und Fliegen gefüttert, wie Naumann sie gefüttert hat. Ich habe sie gepflegt, wie Naumann sie gepflegt hat. Ich habe sie gepflegt, wie Naumann sie gepflegt hat. Ich habe sie gepflegt, wie Naumann sie gepflegt

und, bei Schmerzhaften, Tritt und Anfassen. Diese Krankheit hat Aehnlichkeit mit der Lungenseuche, ist aber nicht ansteckend. Sie kommt meistens über Sommer vor. Ursachen: Zu viel Bewegung, Hitze, Durst, Mangel an Futter, Wasser und Ruhe. Behandlung: Man gebe ihnen Ruhe, Futter und Wasser, und lasse sie nicht zu viel laufen. Die Ursachen: Zu viel Bewegung, Hitze, Durst, Mangel an Futter, Wasser und Ruhe, sind auch Ursachen, warum sie Schmerzhaften, Tritt und Anfassen haben. Sie kommt meistens über Sommer vor. Behandlung: Man gebe ihnen Ruhe, Futter und Wasser, und lasse sie nicht zu viel laufen. Die Ursachen: Zu viel Bewegung, Hitze, Durst, Mangel an Futter, Wasser und Ruhe, sind auch Ursachen, warum sie Schmerzhaften, Tritt und Anfassen haben. Sie kommt meistens über Sommer vor.

an das Volk, an die Armen, an die Diener zu machen! Noch trennt ſich die engliſche Ariſtokratie gar zu ſehr von dem Volksleben ab, ſie fährt nur flüchtig und ſtolz in ihren Staatskaleſchen durch die Straßen von London. Die Ariſtokratie geht hier niemals zu Fuße, und wer ein leidenſchaftlicher Pflaſtertreter iſt, wie ich, entzieht ſich ſchon dadurch der hieſigen excluſiven Geſellſchaft, und wird ein Whig. Die londoner Ariſtokratie wird ſich aber bald von ſelbſt mehr Bewegung auf dem Pflaſter machen müſſen, um nicht ſpäter in unfreiwillige Berührung mit den Pflaſterſteinen zu gerathen, die in London ſehr groß und ſchwerfällig ſind. —

Sie müſſen einmal hierher kommen, um Ihre große Geſchichtsbetrachtung auch an dem Privatleben Englands, nicht blos an ſeinen öffentlichen Verhältniſſen, auszurunden! Wie viele Räthſel löſen ſich, wenn man das Privatleben einer Nation mitangeſchaut hat! Wiſſen Sie, welches in dieſem Sinne das merkwürdigſte Verhältniß iſt, das ich hier beobachtet habe? Das Wechſelverhältniß von Sitte und Geſetz in einem ſo elaſtiſchen und mit ſo großartiger Freiheit ſich ausdehnenden Staatsleben. Ich habe geſehen, daß diejenigen Staaten am feſteſten ſtehen, wo die

Zeichen und die Erfindung eines dritten Zeichens, das Zeichen der Gleichheit, ist ein Verdienst des Engländers Recorde. Aber die Bezeichnung der Potenzen durch Exponenten, die Einführung der Wurzelzeichen, sowie die Einführung der Klammern ist ein Verdienst des Franzosen Viète. Bei ihm finden wir auch schon die Bezeichnung der Unbekannten durch Vokale, die Bezeichnung der bekannten Größen durch Konsonanten, sowie die Bezeichnung der Addition, Subtraktion, Multiplikation und Division durch Buchstaben. Descartes endlich hat die Bezeichnung der Unbekannten durch die letzten Buchstaben des Alphabets eingeführt, sowie die Bezeichnung der Potenzen durch Exponenten, wie wir sie heute gebrauchen.

Die Algebra ist also ein Werk der Franzosen, und wenn wir heute in Deutschland, in England, in Amerika, in Italien, in Spanien, in Rußland, in Ungarn, in Holland, in Dänemark, in Schweden, in Norwegen, in Griechenland, in der Türkei, in Persien, in Indien, in China, in Japan, in Australien, in Afrika, in Mexiko, in Südamerika, in Kanada, in Alaska, kurz in der ganzen Welt algebraische Formeln lesen, so lesen wir sie in französischer Sprache.

engliſche Sitte verherrliche, aber bei dieſen Parliamentswahlen und ähnlichen Gelegenheiten heißt es einmal: ländlich ſittlich, und die Nation ſcheint dann, nur in etwas gröberer nordiſcher Art, ihren Carneval zu feiern, auf dem Alles erlaubt ſein muß. —

Ich habe Ihnen noch über ein anderes Capitel zu berichten, das uns gemeinſchaftlich intereſſirt, will es aber für meinen nächſten Brief verſparen. Denn es iſt heut Sonntag, und ich darf durch noch längeres Schreiben bei meiner guten alten Wirthin, die von Zeit zu Zeit in mein Zimmer kommt, keinen Anſtoß erregen, ich würde durch dieſe weltliche Beſchäftigung gar zu viel bei ihr verlieren. Ich muß ihr ſchon den Gefallen thun und in die Kirche gehen. Nur noch verſtohlen einige Worte! Sie werden in den Zeitungen geleſen haben, daß man noch zuletzt eine Propoſition vor das Unterhaus gebracht hat, um die Strenge der hieſigen Sonntagsfeier geſetzmäßig zu verſchärfen. Ich geſtehe, daß ich nicht begreife, wie dies noch möglich gemacht werden kann, und mir fiel die Phraſe aus Klopſtock's Meſſias ein, an der ich als Schuljunge immer mit Staunen gehangen: „Und die Stille ward ſtiller!“ Daß etwas noch ſtiller

sein könne als still, dieser räthselhafte Comparativ erschien mir immer als etwas Außerordentliches, aber er muß doch praktisch möglich und ausführbar sein, da jene Proposition im englischen Unterhause bei so vielen praktischen Leuten Beifall gefunden. Ein englischer Sonntag, der noch sonntäglicher gemacht werden soll, muß in der That noch stiller sein als still und noch viel stummer als stumm. Wenn Sie sich recht hineindenken, wird Ihr Verstand zu schwindeln anfangen. Man sagt, daß künftig keine Eßwaaren mehr des Sonntags verkauft werden sollen und alle Caffeehäuser, der letzte Trost für einen gottverlassenen Fremden, würden gänzlich geschlossen werden. Schon jetzt bin ich hier von Allem abgeschnitten, was mir den Sonntag zum wahren Sonntag machen könnte. Z. B. einen Brief aus der Ferne zu empfangen, vielleicht gar von Ihnen, welch' ein Sonntagsfest könnte das für mich sein, und ich, der ich von jeher meine liebsten Briefe am Sonntage erhalten, muß hier erleben, daß an diesem Tage keine Briefe ausgegeben werden. Auch nicht einmal auf die Kunstausstellung dürfen Sie gehen, denn diese ist Sonntags geschlossen. Sogar gegen das Reisen am Sonntage hat man eine Petition eingereicht, und

die Prediger auf den Kanzeln petitionniren beim lieben Gott alle Sonntage gegen die etwaigen unsonntäglichen Gedanken ihrer Zuhörer. Verhüte nur der Himmel, daß es auch in unserm Deutschland an manchen Orten dahin kommt, Heiterkeit, Kunstgenuß und Beschäftigung für eine den Tag des Herrn schändende Sache anzusehen. Das Fröhlichsein im Herrn war immer ein schöner kräftiger Zug des deutschen Charakters, er machte die wahre Lebenspoesie unserer ehrlichen Vorfahren aus, aber es steht zu fürchten, daß er hier und da eine große Verdunkelung bei uns erlitten. Die Zerstörung des Sonntags durch den Sonntag hat aber für die bürgerliche Betriebsamkeit nur die nachtheilige Folge, daß es dann zwei Sonntage in der Woche gibt, und daß man, wie dies in England allgemein der Fall ist, am Montag sich doppelt entschädigt für das, was man am Sonntage unterlassen. Damit ist nicht gesagt, daß es in der englischen Sabbathaskese irgend eine Heuchelei gebe, dieses Sonntagsgemüth der Nation ist vielmehr echt, es entspringt aus ihrem orthodoxen Charakter, aus ihren klimatischen Verhältnissen, aus dem Nebellicht ihrer Sonne, aus der Schwärze ihrer Häuser und aus der sonderbaren trauernden Physiognomie,

die hier zuweilen die Straßen haben. — Doch ich ſchreibe immer fort, und verſäume durch das Reden über den engliſchen Sonntag die Hauptſache deſſelben, die Kirche, in welcher der erſte Gottesdienſt um 11 Uhr beginnt. Meine Wirthin iſt ſchon fort und hat mich aufgegeben. Künftig erhalte ich mein Stückchen Roſtbeef zum zweiten Frühſtück verbrannt. Wer hier nicht in die Kirche geht, dem verbrennt man den Braten, denn man hält ihn für einen leibhaften Teufelsbraten. Leben Sie wohl, Verehrter! —

8.

An Denſelben.

— Das Inſtitut, auf das wir einmal durch eine beſondere Wendung des Geſprächs zu reden kamen, habe ich hier ſehr genau kennen gelernt. Es hängt für uns mit den Fragen der modernen Civiliſation, der Humanität und der öffentlichen Moral ſo wichtig zuſammen, daß man ſich wohl damit beſchäftigen kann, obſchon die Natur des Gegenſtandes etwas genirt. Darüber etwas drucken zu laſſen, muß man in unſerer Zeit einige Scheu tragen, da bei uns der Spruch, daß dem Reinen Alles rein ſei, längſt zur Carikatur geworden, und vielmehr Denen, die jetzt vorzugsweiſe und privilegirt die Reinen ſind, Alles unrein zu ſein ſcheint. Sagen Sie es daher keinem Deutſchen, daß ich, von einer philanthropiſchen Neugier getrieben, das Magdalenen-Hoſpital

in London besucht habe, dieses in der ganzen Welt einzige Institut, zu dem mir die Freundlichkeit, so wie der Stolz, mit dem die Engländer Nationalanstalten dieser Art den Fremden zeigen, den Zutritt verschaffte. Ich könnte eigentlich etwas kecker in der Besprechung dieser Angelegenheit sein, da ich darin an einem würdigen deutschen Geistlichen einen Vorgänger und Hinterhalt habe, denn wie Sie wissen, hat vor ungefähr 15 Jahren Niemeyer in seinen Reisen zuerst einen Bericht über das londoner Magdalenen-Hospital bekannt gemacht. Ich bin jedoch im Stande, vielleicht noch manches Genauere Ihnen darüber mitzutheilen und einige Fortschritte anzugeben, welche diese großsinnige Stiftung bisher machte. Alle weiteren Reflexionen aber muß ich Ihnen selbst überlassen.

Das Magdalenen-Hospital, das schon im Jahre 1758 gegründet wurde, besteht in der erfreulichsten Weise fort, und genießt der mächtigsten Beschützung von vielen Seiten. Die Herzogin von Glouceſter ist gegenwärtig die Patronin der Anstalt. Das Hospital liegt in Blackfriars-Road; vor dem einfachen, aus braunen Steinen aufgeführten Hause stehen Bäume, und eine Inschrift über der Thür, an welcher manches hüb-

sche Mädchen ironisch lächelnd vorübergeht, drückt etwas umständlich den Zweck des Instituts aus: den armen Opfern der Prostitution ein Asyl zu gewähren, einen moralischen Reinigungstempel, eine Erneuerung ihres verlorenen Lebens, die sie fähig machen soll, noch einmal auf reinem und weißem Tugendgrunde ihre Existenz aufzubauen in dem Pfuhle der modernen Gesellschaft, die sie verderbt und ausgestoßen hat. Das an der Straße liegende Haus ist das Lodge, in welchem der Capellan und einige andere Beamte der Anstalt wohnen. Es ist von den Gebäuden des Hospitals selbst durch einen ziemlich großen Hof getrennt, in dessen Mitte, von grünem Gebüsch umgeben, sich ein kleines Denkmal erhebt, dem Gründer des Magdalenen-Instituts gewidmet. Auf dem Hofe befindet sich auch die Capelle, die mit den Wohnzimmern, in denen sich die Schutzbefohlenen der Anstalt befinden, in unmittelbarer Verbindung steht. Die Capelle ist an den Sonntagen auch dem Publicum zur Beiwohnung des Gottesdienstes geöffnet, sie ist klein und freundlich, aber man fühlt sich seltsam darin zu Muthe. Die Gemeinde, die sich hier zu versammeln pflegt, ist von höchst fashionabler Art, wie die auf dem Hofe wartenden Equipagen und Livréen beweisen;

sie besteht zum Theil aus den Patronen der Anstalt, den angesehenen Präsidenten und Subscribenten derselben und ihren Familien. Man erblickt auch viele Kinder und junge Mädchen unter der Versammlung, worüber man sich einigermaßen wundert, da die Ideenassociation für dieselben an diesem Orte seltsam sein muß. Die Neugierde kann nicht verlocken, in die Capelle zu treten, denn die Büßenden bleiben dem Auge jedes Beschauers unsichtbar. Sie sitzen hinter einem hohen, mit grünem Segeltuch verschlagenen Gitter auf dem Chor, zu beiden Seiten der Orgel, und nur ein leises Husten verräth zuweilen, daß menschliche Wesen dahinter verborgen sind. Da beginnt die Orgel, die in der Magdalenen-Capelle nur von einer weiblichen Hand gespielt werden darf, und der erste Psalm wird gesungen. Nun erheben sich die rührendsten Stimmen hinter dem geheimnißvoll verhüllten Chor, und selbst musikalisch wohllautende Töne vernimmt man in dem andächtigen Gesang. Dann liest der Priester die Litanei, die Gebete, die Glaubensbekenntnisse, wobei, nach der Weise des englischen Gottesdienstes, die Gemeinde immer die Zwischenverse zu antworten hat, und die Stimmen, die am vernehmlichsten und eifrigsten

erwiederten, wurden hinter dem grünen Schleier laut, der so streng verbirgt, daß sich nicht einmal die Umrisse der Gestalten daran abzeichnen. Wenn die Predigt und der letzte Psalm verstummt ist, entfernen sich die Verhüllten ebenso unhörbar, als sie gekommen, vielleicht noch durch ihr Gitter einen Blick auf die Versammlung zurückwerfend, die ihnen jeden Sonntag einmal die Bilder und Reize der Welt, der Gesellschaft, eines geordneten Lebens, wieder in der Ferne zeigt.

Nach Beendigung des Gottesdienstes traten wir — ich und mein liebenswürdiger Landsmann Kl. — in das Zimmer der würdigen Matrone der Anstalt, der wir bereits durch den Geistlichen zum Besuch des Instituts angemeldet waren. Einige Herren vom Committée gesellten sich auch bald zu uns, denn die Engländer weiden sich daran, wenn man ihre Anstalten bewundert, drücken dies aber auf die edelste und gemüthlichste Weise aus. So traten wir unsere Wanderung durch die Gemächer an, von dem freundlich erklärenden Geistlichen jede Auskunft erhaltend, und hatten, was zuerst bei allen englischen Anstalten in die Augen fällt, die außerordentliche Reinlichkeit, Nettigkeit und Sau-

berkeit, die herrlich durchlüfteten Zimmer, den Geiſt der Ordnung, Zweckmäßigkeit und Menſchenfreundlichkeit, überall zu bewundern.

Die Zahl der Schutzbefohlenen der Magdalena beträgt gegenwärtig 98, ihre Normalzahl, die nicht überſchritten werden kann, iſt auf 100 feſtgeſtellt. Nur am erſten Donnerstage eines jeden Monats geſchieht in einer Sitzung des Committées die Aufnahme neuer Schutzflehenden, die ihr Geſuch zuerſt ſchriftlich einreichen, alsdann von dem Committée über die Lauterkeit ihrer Abſichten befragt und geprüft werden und, ſobald Platz vorhanden, Zulaß erhalten, ohne irgend einer Empfehlung oder Fürſprache zu bedürfen. Die Beſchränkung der Aufnahme auf einen einzigen Tag im Monate könnte als ein Uebelſtand erſcheinen, aber ſie iſt ſehr zweckmäßig, wenn man bedenkt, daß es nicht der Plan der Anſtalt iſt, ſolchen zu helfen, die nur durch äußeres Elend zur Entſagung ihres Gewerbes und in das Aſyl der reuigen Magdalena getrieben werden, ſondern vielmehr Denen, die einen innern Trieb nach Rettung haben, die moraliſche Schmach ihres Lebens empfinden, und zwar auf einer Stufe, wo ſie noch Kräfte und Anreize zum Laſter beſitzen. In dieſer Hinſicht iſt es charakte-

ristisch, daß die Meisten, welche sich in diesem moralischen Hospitale befinden, ihr zwanzigstes Lebensjahr noch nicht überschritten haben, und dieser Umstand beweist sehr viel für den höheren Standpunkt, unter dem die Wirksamkeit der Anstalt auch bei den hülfesuchenden Gegenständen derselben betrachtet wird. Dennoch bemerkt man, daß nach Beendigung der Saison, besonders in den Monaten August und September, der Zudrang zu dem Institute sich außerordentlich vermehrt und stärker wird, als in den übrigen Monaten. Alsdann nämlich ist London leer und vereinsamt, das Gewerbe der Spaziergängerinnen in den Colonnaden von Regentstreet stockt, und häufiger als jemals sieht man dann hier diese bleichen Hungergestalten umherschleichen, die sich am Schatten der Mitternacht gespenstisch abdrücken, und sich den Vorübergehenden anhängen, um, wenn man sie selbst verschmäht, wenigstens einen Schilling zu erhalten, weil sie seit zwei Tagen nichts gegessen. Das numerische Verhältniß der Prostitution in London wird gewöhnlich auf 80,000 solcher unglücklichen Wesen angegeben, doch ist diese Zahl eher zu gering als zu hoch, und sie läßt sich überhaupt schwierig festsetzen bei dem gesetzlosen und ungebundenen Um-

herschweifen dieser Geschöpfe, die aller Aufsicht entzogen sind. Sie leben hier weniger in öffentlichen Häusern, weil Unabhängigkeit und Freiheitsliebe hier mehr als anderswo den Grundzug ihres Charakters ausmachen, sondern sie bleiben am liebsten sich selbst überlassen, überschwemmen, meist in sehr fashionabler und decenter Kleidung, die Hauptstraßen, besonders Regentstreet, Piccadilly, Oxfordstreet, den Strand, Fleetstreet und fast alle Theile der City, und halten ihre Assemblées in dem berüchtigten Piccadilly-Saloon, der etwas Aehnliches ist, wie der hamburger Peter Ahrens, und nur die große Gemeinheit dieser Classe in Hamburg ausschließt. Man sieht vielmehr in London neben den verfallensten Gestalten auch sehr häufig die schönsten und edelsten Gesichter, die zwar schon der lasterhafte Leichtsinn markirt hat, die aber noch ihre ursprünglich bessere Bestimmung verrathen. Man trifft unter ihnen Wesen von der ausgezeichnetsten Bildung, die sich mit Literatur, Musik, Malerei beschäftigen, die mit Geist und Witz über viele Dinge zu reden verstehen, und in deren unglücklichem Lebenswandel sich blos die Bizarrerie des englischen Nationalcharakters geltend gemacht hat. Diese Bizarrerie verbindet sich aber namentlich

bei den englischen Weibern mit ihrer außerordentlichen Liebe zur Unabhängigkeit, und wird die häufige Ursache, sie auf die Bahn des Verderbens hinauszutreiben. Es geschieht hier oft in den achtbarsten Familien, daß junge Mädchen aus Depit gegen ihre Verwandte, um eine herrschsüchtige Mutter zu ärgern, von einem langweilig werdenden Bräutigam sich zu befreien, in ein öffentliches Haus laufen, und nur mit Mühe, häufig gar nicht, wieder herausgeholt werden können. Von den Contrasten im Gemüth eines solchen Geschöpfes, von der Selbstständigkeit und Haltung ihres Charakters, die sich oft noch mit der größten Verlorenheit verbindet, von der Gutmüthigkeit und Empfindsamkeit, die bei ihnen neben dem frevelhaftesten Trotz gegen die sittliche Ordnung besteht, haben Sie gar keine Vorstellung. Manche sind in ihrer eigenen Wohnung glänzend eingerichtet, und verbringen den Tag am Clavier, mit der Nadel, mit Lectüre, sich etwas ganz Besonderes in ihrer unbegränzten Freiheit dünkend, bis die Stunde schlägt, wo sie ihrem schändlichen Gewerbe nachgehen. Dann wird mit trällerndem Leichtsinne der Shawl umgehangen, und es geht auf die Straße hinaus, in die Theater, wo sie sich schaa-

renweiſe in die zweiten Ranglogen und das Parterre vertheilen, in die Theegärten und an andere ihnen günſtige Orte. Selbſt bei ihrem ſchmählichen Handwerke bleiben ihnen oft noch ihre gemüthlichen Eigenſchaften treu, nur in ſeltenen Fällen zeigen ſie ſich beſonders geldgierig und unverſchämt, und ihre gewaltſamen Angriffe auf die Fremden, von denen man erzählen hört, werden meiſtentheils nur durch dieſe ſelbſt herausgefordert. Das einfachſte Mittel für den Fremden, eine ſolche auf nächtlicher Straße ihn umſtürmende Gruppe loszuwerden, iſt die kühl hingeworfene Bemerkung: **I have no Zink**, denn dies Wort bedeutet das Geld in der Kunſtſprache dieſer Elenden, und bald ſprengt der ganze Kreis lachend auseinander, um keine Zeit zu verlieren. Von den Beſſeren aber wird man nie auf der Straße beläſtigt werden.

Es war nöthig, auf den Charakter dieſer Geſchöpfe in London zurückzugehen, denn zwei Gründe gibt es, weshalb ein ſolches Inſtitut, wie das Magdalenen-Hoſpital, vorzugsweiſe für engliſche Verhältniſſe paßt, und nur unter dieſen ſeine heilſamen Zwecke wirklich zu erreichen vermag. Dies iſt erſtens der angedeutete Umſtand, daß dieſe Unglücklichen hier keineswegs aus dem Auswurf der Bevölkerung hauptſächlich hervorge-

hen, wie dies in Frankreich und Deutschland fast durchgängig der Fall ist, sondern daß es unter ihnen eine große Anzahl mit Eigenschaften und Fähigkeiten gibt, durch welche sie, trotz ihrer selbstverschuldeten Aussonderung, noch mit allem Wesenhaften der übrigen Menschheit in Zusammenhang bleiben. Daher sind sie geeignet, den Ekel an ihrer preisgegebenen Existenz, den wohl jede Verlorene dieser Art überall empfindet, leicht wieder bis zu einer moralischen Kraft in sich zu steigern, aber dann haben die armen Creaturen erst ihre Absperrung gegen den gesetzmäßigen Lebenskreis bitter zu empfinden. Da zeigt sich ihnen das Magdalenen-Hospital als die einzig mögliche Brücke ihrer Rückkehr, denn die bürgerliche Gesellschaft, bettelstolz auf ihre Tugend und Ordnung, kann an der innern Reue sich nicht genug sein lassen, sondern sie verlangt eine Garantie, um sich wieder den von ihr Ausgestoßenen zu öffnen. Das Magdalenen-Institut ist daher gerade für die Besseren und einer Regeneration Fähigen eine gesuchte Zufluchtsstätte, nicht weil sie dort, vor Mangel geschützt, ihr inneres Erlösungswerk ungestört betreiben können, nicht weil sie, in Ermangelung der eigenen Besserungskraft, dort von der religiösen Strenge und Zucht Alles

für ihr Heil erwarteten, sondern weil es ihnen eine bürgerliche Garantie, eine sittliche Basis für ihre Zukunft verleiht, in diesem Justitute gewesen zu sein, und aus ihm, mit seinem glaubhaften Stempel versehen, wieder in erneute Lebensverhältnisse einzukehren. Der zweite Grund, der die Wirksamkeit des Magdalenen-Instituts verbürgt, ist aber auch nicht außer Betracht zu lassen. Er beruht in der religiösen Orthodoxie des englischen Volkes, unter dem die christlichen Formen noch so stark und lebendig sind, daß sie eine Stütze des Daseins ausmachen und für einen Talisman gehalten werden, durch den in der Kraft des Glaubens jedes Kranke und Schadhafte am Leben wieder ausgebessert werden kann. Der christlichen Gewohnheit sind hier selbst jene armen Auswürflinge der Menschheit vielleicht niemals ganz entfremdet gewesen, und man wird nicht irren, wenn man sie hier und dort unter den fleißigen Kirchengängerinnen mit dem Gesangbuche in der Hand zu gewahren glaubt. Um so mehr aber fängt diese nie gänzlich verstopfte Quelle des Heils wieder an zu strömen, sobald die Reue an ihrem Herzen frißt und der Gedanke der Buße ihnen süß wird, mitten in ihrem Schmutze reine, weiße Hoffnungsbilder ihnen vorspiegelnd. Die-

jenigen, die bei uns die Tugend und Moral gepachtet haben und auf dieser ihrer Domaine im beständigen Trabe herumreiten, werden sich, ich weiß es, zu vornehm dünken, um in eine solche arme und verlorene Seele sich zu versetzen, die, in der socialen Kloake beschmutzt, ihres ursprünglichen Menschenkerns wieder habhaft zu werden ringt. Aber das verzagte und verzweifelte Herz einer armen Bajadere ist auch ein Schauspiel für Götter, und Goethe, der Dichter, den man nicht für christlich gelten lassen will, hat die Verklärung der Sünderin in der läuternden Gottesflamme gefeiert, während es reinliche Christen unter uns gibt, die sie nicht mit Handschuhen angefaßt haben würden, um ihr aus ihrem Sumpfe emporzuhelfen. Den englischen Sünderinnen hilft schon ihr eigener Glaube bedeutend, und das ganz auf der christlichen Orthodoxie begründete Institut in Blackfriars-Road findet an diesen Magdalenen einen fruchtbaren Boden für sein Werk vor. In Frankreich dagegen ist der Verfall der christlichen Rechtgläubigkeit unter dem Volke als der Grund anzusehen, weshalb solche Institute, wie das Magdalenen-Hospital in London, dort nicht gedeihen und keine der Rede werthe Resultate hervorrufen. —

Vor dem Magdalenen-Committée auf Blackfriars-Road erscheinen an den Aufnahme-Tagen zuweilen zwanzig bis dreißig Bittstellerinnen, welche die Zulassung begehren. Das Committée wählt dann Diejenigen aus, die am meisten eine Berücksichtigung verdienen, Andere, für die kein Platz vorhanden, werden so lange auf anderm Wege unterstützt, bis sie eintreten können, und bei Manchen, den Besten, die oft noch gar nicht der öffentlichen Prostitution verfallen sind, aber in der Lage sich befinden, wo sie ihr nicht mehr entgehen könnten, feiert die Anstalt, die sie als Rettungsweg betreten, ihren humansten Triumph, indem sie entweder die Versöhnung dieser Unglücklichen mit ihren Verwandten zu Stande bringt, oder ihnen durch ihren Einfluß irgend eine sichernde Lebensstellung besorgt. Die krank sind oder sich im Zustande der Schwangerschaft befinden, werden niemals in dem Magdalenenstift aufgenommen. Das Institut zerfällt in vier Abtheilungen (Wards), in welchen die Schutzbefohlenen der Anstalt gesondert von einander leben, und unter welchen es einen gewissen innern Unterschied gibt, der sich als zweckmäßig von selbst darbietet. Sie werden nämlich nach dem Grade ihrer guten und schlimmen Eigenschaften, ihrer Erziehung und Fä-

higkeiten, ihres Standes und Betragens in die verschiedenen Classen zu einander vertheilt, und erhalten dadurch, was sehr wichtig ist, einen ihnen angemessenen täglichen Umgang. Jede einzelne Abtheilung hat für sich ihren eigenen Essaal, ihr Waschzimmer, ihren Schlafraum, ihr Wohnzimmer, wo sie sich den Tag über gemeinsam beschäftigen, und ein durch Mauern eingezäuntes Stück Garten, in dem sie spazieren gehen. In den Schlafsälen stehen reihenweise die weißen reinlichen Betten an den Wänden, jedes Bett von beiden Seiten mit einem Verschlage umgeben und vorn eine Gardine, so daß jede für sich ungestört allein sein kann. Die zu jeder Abtheilung gehörige Aufseherin schläft in einem daran gränzenden Cabinet, von dem aus sie den ganzen Saal überschauen kann. Beim Gottesdienste in der Capelle treffen jedoch alle Abtheilungen zusammen, auch gibt es einen gemeinsamen Theil des Parks, in dem sie sich in den Erholungsstunden begegnen. Während wir die Wards durchwanderten, wurden die Bewohnerinnen theils im Park, theils in den Galerien versteckt gehalten, theils flüchteten sie aus einer Abtheilung in die andere vor uns her, und wir hörten jedesmal die leise stiehenden Fußtritte in der Ferne. Denn

Digitized by Google

d. alte Gebiet geh. ganz bis Zinf am Rhein und Lahn; Nassau, d. Wetterau bis an d. Fulda, ist Hessen-Darmstadt. Hessen-Cassel hat Hanau, Fulda, Schmalkalden, Marburg, Rinteln, Corvey, Waldeck, Pyrmont, Rheda, Rietberg, Lippe, Detmold, Schaumburg, Lippe, Bückeburg, Lippe, Alverdissen, Lippe, Brake, Lippe, Barntrup, Schaumburg, Lippe, Stadthagen, Hessen-Homburg, Isenburg, Wied, Runkel, Braunfels, Solms, Hohensolms, Lich, Stolberg, Rochefort, Reuß, Plauen, Reuß, Greiz, Reuß, Gera, Schwarzburg, Sondershausen, Schwarzburg, Rudolstadt, Hohenlohe, Waldenburg, Hohenlohe, Langenburg, Hohenlohe, Kirchberg, Hohenlohe, Ingelfingen, Hohenlohe, Oehringen, Hohenlohe, Neuenstein, Hohenlohe, Schillingsfürst, Hohenlohe, Bartenstein, Hohenlohe, Jagstberg, Hohenlohe, Pfedelbach, Hohenlohe, Weikersheim, Limpurg, Gaildorf, Limpurg, Gaggenau, Limpurg, Sontheim, Limpurg, Speckfeld, Leiningen, Dachsburg, Leiningen, Hardenburg, Leiningen, Neuleiningen, Leiningen, Heidesheim, Leiningen, Guntersblum, Leiningen, Alsenz, Leiningen, Falkenburg, Leiningen, Westerburg, Leiningen, Grumbach, Leiningen, Obermoschel, Leiningen, Landsberg, Leiningen, Rixingen, Leiningen, Neuhausen, Leiningen, Hilsbach, Leiningen, Billigheim, Leiningen, Scheer, Leiningen, Aichelberg, Leiningen, Hohenstein, Leiningen, Ehrenberg, Leiningen, Stahleck, Leiningen, Rappoltstein, Leiningen, Hohenack, Leiningen, Neuenahr, Leiningen, Alpen, Leiningen, Dagsburg, Leiningen, Hart

bei Seite gelegt, und ſie müſſen das eigenthümliche Coſtüm der Magdalenen-Anſtalt anlegen, was für die Meiſten der erſte ſchreckliche Moment ſein muß, durch den ſie ſich in ſtrenger Buße von der übrigen Welt abgeſchieden fühlen. Dies Coſtüm beſteht in einer braunen wollenen Robe, weißer Schürze und weißem Halskragentuch, der Rock hat Halbärmel und die Arme ſind mit langen ſchwarzen Handſchuhen umhüllt, die weiße Haube iſt mit einem ſchwarzen Bande umfaßt. Zum Spazierengehen im Garten haben ſie gelbe runde Strohhüte mit breiten Rändern, und den Hut ſchmückt ebenfalls ein ſchwarzes Trauerband. Das Inſtitut geht in ſeiner menſchenfreundlichen Zartheit ſo weit, nicht einmal den Namen der Büßerinnen nachzufragen, wenn ſie dieſelben verſchweigen wollen, man bekümmert ſich nicht um ihre früheren Familienverhältniſſe, ſobald ſie einen Grund haben, ſie zu verdecken, und es iſt ihnen vollkommen freigelaſſen, ſich eines falſchen Namens in der Anſtalt zu bedienen. Die meiſten beſchäftigen ſich den Tag über mit der Nadel, ſie arbeiten alles Linnenzeug, das zum Haushalt der Anſtalt gebraucht wird, auch wird ein Theil von ihnen zu den übrigen häuslichen Beſorgungen verwandt. In ihren Freiſtunden iſt es ihnen

vergönnt, eigene Arbeiten zu machen, und es ist üblich in der Anstalt, daß Jede ein Kissen anfertigt, auf dem mit der Nadel ein geistlicher Vers, der auf das innere Heil des Mädchens Bezug hat, eingenäht ist, in welcher Art einige sehr zierliche und geschmackvolle Arbeiten auf den Tischen umherlagen. Sonst verstreicht ihnen der Tag unter religiösen Uebungen, mit Unterweisung in der christlichen Religion, für einen Theil mit Unterricht im Lesen, Schreiben und solchen häuslichen Verrichtungen, die ihnen zu ihrem künftigen Fortkommen dienen können. Diejenigen, welche sich in der Anstalt befinden, dürfen das Haus nicht mehr verlassen, mit Ausnahme ganz besonderer Fälle, wo sie einer Erlaubniß des Committées dazu bedürfen. Schon der Aufenthalt in den klösterlichen Mauern dieses Instituts muß ihnen als ihre Buße gelten, und abgeschnitten von der ganzen Welt, hören sie nur zuweilen den Lärm des Surrey-Theaters, dessen Gebäude an ihren Park gränzen, herüberschallen. Diese Einöde, verbunden mit der Einförmigkeit des täglichen Lebens, erscheint im Anfange den Meisten fürchterlich, Manche halten es nicht aus und entlaufen der Anstalt wieder. Diese Geschöpfe haben sich freilich Alles abzugewöhnen, was früher ihre

Exiſtenz ausmachte, darunter gehört auch das Trinken, dem in England ſelbſt die Faſhionablesten dieſer Claſſe leidenſchaftlich ergeben ſind.

Die Zeit des Aufenthalts in dem Inſtitute iſt ſehr verſchieden und richtet ſich nach den perſönlichen Umſtänden. In der Regel wird ſie auf ein Jahr angenommen, doch iſt es einer der Hauptgrundſätze des Magdalenen-Hoſpitals, keine Inwohnerin aus demſelben auszuweiſen, ſo lange ſich nicht eine ſichere Ausſicht zu einer ehrenhaften Unterbringung für ſie dargeboten hat. Ihnen durch eine ſolche den neuen Eintritt in das bürgerliche Leben zu bahnen, iſt die Vollendung des humanen Werkes, dem die Anſtalt obliegt, und die Geſellſchaft geht darin ſo weit, eine Prämie auszuſetzen für jede aus dem Magdalenen-Hoſpital Entlaſſene, die in dem Dienſt, in den ſie getreten, ein Jahr lang zur Zufriedenheit ſich bewährt. Das Inſtitut verfolgt überhaupt das Schickſal Derer, die ihm einmal angehört haben, mit nachblickendem Auge, und in manchen achtbaren, hin und wieder auch ſehr angeſehenen Familien iſt die Frau vom Hauſe der Magdalena zu einer verſchwiegenen Dankbarkeit verpflichtet.

Ueber die Reſultate, welche die Anſtalt verwirklicht, kann ich Ihnen folgende Angaben, die

von der Eröffnung des Magdalenen-Instituts bis zu Anfang des Jahres 1835 reichen, mittheilen:

Aufgenommen wurden in die Anstalt vom 10. August 1758 bis 2. Januar 1835: 6085

Entlassen während derselben Zeit:

Versöhnt mit ihren Angehörigen, in Dienst getreten oder in eine ehrenhafte Stellung übergehend: 4142

Wegen Wahnsinns, epileptischer Zufälle oder unheilbarer Krankheiten. 104

Gestorben 105

Auf ihr eigenes Verlangen wieder ausgeschieden 1032

Wegen schlechten Betragens entfernt 616

Heimlich entlaufen im Jahre 1826 2

Das Institut glaubt im Durchschnitte annehmen zu können, daß jedesmal zwei Drittel von der Anzahl, die sich ihm anvertraut, gerettet wird, ein Erfolg, der schon ausreicht, um diese menschenfreundlichen Bemühungen, denen es auf der andern Seite auch nicht an ihren Tadlern und Verläumdern fehlt, fortdauern zu machen. In andern Ländern hat man Aehnliches, zum Theil nach dem Vorbilde dieser großartigen englischen Anstalt, versucht, aber nicht mit demselben Erfolge. In Deutschland ist mir nur das Magdalenenstift in Hamburg bekannt, das daselbst vor ungefähr 12 Jahren in der Vorstadt

des Boten gefallen wurde. Bis zu dem Augenblicke, wo er ihn wieder sah, hatte er nicht gewußt, daß er ihn so sehr liebe. Er umarmte ihn, und Beide weinten vor Freude. Der Bote sagte, daß er nicht mehr Zeit habe, als eine Stunde, um sich auszuruhen, und dann müsse er wieder fort. Er bat Herrn Bertin, mit ihm zu kommen, und Herr Bertin willigte ein. Er ließ sich sogleich sein Pferd satteln, und ritt mit dem Boten fort, ohne Jemand zu sagen, wohin er gehe, oder wann er wiederkomme. Er ritt mit ihm bis Rouen, wo er ihn in sein Haus führte. Er ließ Niemanden zu ihm, als seine Frau und seine Kinder, und sagte ihnen, daß dieß sein Bruder sey, den er seit vielen Jahren nicht gesehen habe. Er bewirthete ihn mehrere Tage, und ließ ihn dann wieder abreisen. Er begleitete ihn bis Dieppe, und schiffte sich mit ihm ein. Er blieb einige Tage in Dieppe, und kehrte dann nach Rouen zurück. Er hatte seinem Bruder Geld gegeben, und versprochen, ihm mehr zu schicken, wenn er es verlangen würde. Er hatte ihm auch versprochen, ihn bald wieder zu besuchen, und ihn mit seiner Familie bekannt zu machen.

dafür zusammengetretenen Gesellschaft annahm, datirt erst vom Jahre 1821. Der Bon-Pasteur nimmt nur Mädchen zwischen dem 18. und 25. Lebensjahre auf, aber die Sterblichkeit in diesem Hause ist so ungeheuer groß, daß sich die Aerzte mit Nachforschungen über deren Ursache den Kopf zerbrochen und mancherlei Verläumdungen dieses Instituts dadurch entstanden sind. Die Behandlungsweise der Schutzbefohlenen ist aber im Allgemeinen vortrefflich, und Parent-Duchatelet sucht den Grund jener befremdlichen Sterblichkeit in dem plötzlichen Einfluß der durchaus veränderten Lebensweise der Mädchen zu finden. Vielleicht ist jedoch die Einrichtung dieser pariser Anstalt gar zu klösterlich, und wirkt darum für Viele abschreckend. Bei der Ankunft im Bon-Pasteur werden ihnen die Haare abgeschnitten, was jedem Weibe etwas Fürchterliches dünkt. Das religiöse Element, das in England bei solchen Anstalten eine Hauptrolle spielen kann, ist in Frankreich ohne Zweifel in dieser Beziehung zu mildern, und eine mehr weltliche und moralische Einwirkung müßte hier auf die Bußbeflissenen stattfinden, besonders wenn man das französische Naturell dieser Geschöpfe berücksichtigt. Es hat sich ergeben, daß die Bewohnerinnen des Bon-Pasteur meisten-

theils über die Formen und Manieren der Nonnen ſpotten, die ihnen als Lehrerinnen und Aufſeherinnen beigegeben ſind. Parent-Duchatelet empfiehlt ſehr, nur verheirathete Frauen und Witwen bei ſolchen Anſtalten anzuſtellen, indem er ſich, als auf eine ausgemachte Erfahrung, auf den Satz beruft, daß preisgegebene Mädchen immer vor dem Begriffe einer „verheiratheten Frau" eine außerordentliche Achtung hegen. Zur Aufnahme in den Bon-Paſteur ſind Formalitäten erforderlich und keine Perſon darf ohne beſondere Verordnung des Polizei-Präfecten in das Inſtitut zugelaſſen werden. Vom 25. October 1821, dem Tage der Eröffnung der Anſtalt, bis zum 9. April 1833 wurden 245 Mädchen in demſelben aufgenommen. —

Doch genug von allen dieſen Dingen, ſonſt gerathe ich in den Zug, Ihnen Umriſſe zu einer europäiſchen Geſchichte der Proſtitution zu liefern, ein unſauberer, aber nothwendiger Beitrag zur Weltgeſchichte. Ich waſche jedoch meine Hände in Unſchuld und überlaſſe es Andern, dieſe Seite der Entwickelung der Menſchheit ſeit dem Sündenfalle weiter auszumalen. Behalten Sie mich lieb und denken Sie meiner, bis wir uns einmal wiederſehen! —

9.

An *** in Croydon bei London.

— Ich kam mir ganz unglücklich vor, als Sie mich wieder allein in der ungeheuren Stadt zurückließen, die mir bis dahin nur als ein Anhang zu Ihnen selbst erschienen war. Im Kings-Theater, mit dessen großer Vorstellung von Mozart's Don Juan Sie mich getröstet, fand ich inzwischen auch keine Ruhe, und es schien mir fast, als sollte ich zu Rubini, Tamburini, Lablache nichts Anderes sagen, als: Ihr seid allzumal leidige Tröster! Sie haben daher schlecht calculirt, wenn Sie mich darum in den Don Juan schickten, um mich wieder einmal recht auf gut Deutsch, wie Sie es nennen, danach phantasiren zu hören. Man hält uns Deutsche durch die Bank für so gutmüthige Träumer, daß man uns in Frankreich und England noch einmal als

Spieluhren verkaufen wird, um in den Dämmerungsſtunden zu flöten, und die Sieſta, welche dieſe Nationen nach ihren politiſchen Thaten halten, durch muſikaliſches Repetiren zu verſüßen. Ich kann Ihnen diesmal nichts flöten, und Sie werden mit einem dürftigen Berichte über die Vorſtellung des Don Juan vorlieb nehmen müſſen, die, obwohl durch die Vereinigung aller dieſer berühmten Talente außerordentlich, im Ganzen eine höchſt unvollkommene und mangelhafte war. Es waren alle Kräfte vorhanden, um ſie zu einer in der ganzen Welt einzigen Darſtellung dieſer Oper zu machen, aber nur die Mittel zu dieſer Vorſtellung ſah man, bei der Ausführung miſchte ſich wieder jener eigenthümliche plumpe Teufel, der in Ihren engliſchen Theatern ſitzt und dirigirt, ins Spiel. Es ſcheint nicht mehr möglich, daß bei Ihnen etwas Ganzes auf der Bühne zu Stande komme, der engliſche Geſchmack Ihres Publicums brachte engliſche Geſchmackloſigkeit in die Anordnung und Regie, und die italieniſche Operngeſellſchaft aus Paris, die den Don Juan hier gab, richtete das deutſche Meiſterſtück zu italieniſchen Manieren ab. So können Sie ſich denken, was ich, bei aller meiner Bewunderung für Rubini, Tamburini, Lablache, für die Griſi

und die ſchöne Aſſandri, geſehen und gelitten habe, und es iſt ein Glück, daß Sie einmal einer Aufführung des Don Juan in Deutſchland beigewohnt, um meinen Schmerz über alle dieſe Verſtümmelungen würdigen zu können. Der Don Juan iſt das Alpenhorn eines Deutſchen, er ſpielt ſich auf ſeinen Melodieen in ein tiefſinniges Heimweh hinein, aber man zerſchneidet ihm die Seele, wenn man ihm fremde Takte dabei aufnöthigt, die nicht in ſeinen Sinn taugen.

Man hat in Deutſchland davon geſprochen, in dieſem Jahre die funfzigjährige Jubelfeier des Don Juan zu begehen, der bekanntlich zum erſten Male 1787 in Prag zur Aufführung kam, und ein ſolches Feſt könnte wohl nicht herrlicher angeordnet werden, als mit einer Darſtellung der Oper, in welcher man die Donna Anna von der Griſi, den Don Juan von Tamburini, Don Ottavio von Rubini, Leporello von Lablache, die Elvire von der Aſſandri, und die Zerline von der Albertazzi ſieht, was an dieſem Abende in Kingstheater allerdings der Fall war, aber dieſe großen Sänger und Sängerinnen müßten ſämmtlich ihre Rollen vollſtändig darzuſtellen haben, was leider auch nicht im Entfernteſten hier der Fall geweſen. Wie in eine

Kanone geladen, war ich von dem gewaltigen Gedränge in das Haus hineingeſchoſſen worden, und hatte das Glück, auf einem ziemlich guten Platze mitten unter dem faſhionableſten Saiſonpublicum niederzufallen. Das Kingstheater iſt vielleicht ebenſo groß und großartig wie die Académie royale de Musique in Paris, aber es brachte einen ganz verſchiedenen Eindruck auf mich hervor, einen echt engliſchen. Hier herrſcht eine ſtille, feierliche, gedämpfte, in dunkeln Farben gehaltene Pracht der Decorirung vor, während in der pariſer großen Oper Alles glänzend und voll brillanter Lichtereffecte in den Logenreihen iſt. Trotz dem, daß ein Gala-Coſtüm für alle Beſucher des Kingstheaters gewiſſermaßen vorgeſchrieben, erſcheint doch der Glanz der Toiletten hier weniger hervorſtechend als in Paris, und man ſchaut hier meiſtentheils den impoſanten Hochtorysmus Ihres Englands in gediegene Stoffe geworfen, die nicht blenden und ſchimmern. Ich war noch in Beſchauung verſunken, namentlich der vielen blonden Mädchen, mit Brillen über den jungen Geſichtern, als die Ouvertüre begann, mit deren Ausführung man alle Urſache hatte, zufrieden zu ſein. Bald ſtand auch der ungeheure Lablache mit ſeinem Notte e giorno faticar

ber Geometrie. Hierin, sagt er, seyen Neun, ober Zehn, bie Grenzen, gewesen: ausgenommen, daß Einige noch Eine, oder Zwey, hinzugesetzt hätten. Die Grenzen, sagt er, wären: Ein Punct, eine Linie, eine Fläche, ein Körper, ein Winkel, eine Figur, ein Ort, ein Zeichen, eine Stunde, ein Zeitmaaß, und ein Grad. Die Grenzen, sagt er, wären: Punct, Linie, Fläche, Körper, Winkel, Figur, Ort, Zeichen, Stunde, Zeitmaaß, und

inwohnt, und in ſolcher Weiſe gehört gerade dieſe Figur als ein nothwendiger Einſchlag in die Oper hinein. Tamburini war im Ganzen ein ausgezeichneter Don Juan, obwohl er auch, wie alle italieniſchen Sänger, zu wenig charakteriſirte, aber er machte begreiflich, daß ihn Donna Anna heimlich lieben kann und Zerline ihm nicht zu widerſtehen vermag, ja daß die Geiſterwelt und die Hölle es der Mühe werth finden müſſen, ſich ſeinetwegen in Bewegung zu ſetzen. Er gab ihn ritterlich, nobel, leichtſinnig, mit Grazie und Verwegenheit, und durchaus in einem ſüdlichen Colorit, aber er zeigte wieder zu wenig, oder faſt gar nicht, das Dämoniſche und Diaboliſche der Don Juan-Natur, ohne das dieſe zu einem flachen Abenteurerthum herabſinkt. Ganz neu aber war mir die Erſcheinung der Donna Anna in der Auffaſſung und dem Naturell der Griſi. Sie durchwebte ihre Rolle mit vielem Ernſt und Trauer, wie einer geheimen Schuld ſich bewußt, und gab ſie keineswegs mit jener glühenden Leidenſchaftlichkeit, die man ſonſt an deutſchen Darſtellerinnen der Donna Anna gewohnt iſt, aber ſie ließ dieſen tiefen Grundzug, den ſie dem Charakter verlieh, in wunderbaren Accenten herausſtönen. In der Erzählung, die ſie vom nächtli-

chen Ueberfalle des Don Juan im Garten macht, mit welchem nie gehörten Ausdrucke sang sie die Worte: **Che già mi credo vinta**, und nachher die Arie: **Or sai chi l'onore rapir a me volse.** Was ist aber eine Donna Anna, wenn man ihr im zweiten Acte die ganze Scene mit Ottavio und die große Arie: **Non mi dir, bell' idolo mio, che son io crudel con te**, nimmt, und durch diese Auslassung die Blüthe ihrer ganzen Erscheinung verhindert! Diesen räuberischen Eingriff in das Gebilde der Donna Anna mußte ich mir gefallen lassen. Sie verschwindet auf diese Weise in dem Stücke, man weiß nicht wie. Daß Don Ottavio, der schwache, zärtliche, gutmüthige und unglückliche Liebhaber, durch Rubini's Tenor wunderbar charakterisirt wurde, werden Sie sich denken, und er sang mit seinen hinschmelzenden, feenhaften Tönen die Cavatine: **Il mio tesoro intanto andate a consolar**, daß ich in der That das Herz meiner Nachbarin vor Entzücken laut schlagen hörte. Die Zerline ist gewöhnlich die Zierpuppe liebenswürdiger Coquetterie und Schönthuereien unserer Sängerinnen, obwohl mit großem Unrecht, so liebliche und schmeichelnde Töne ihr auch der Componist gegeben. Madame Albertazzi gab vor allen Din-

gen das ſpaniſche Landmädchen, erſt mit naivem Ernſte, etwas kräftig aufgetragen, dann die ſchalkiſche Anmuth, die ſie ebenfalls vortrefflich ſowohl durch Ton als Spiel ausdrückte. In der erſten Scene mit Don Juan war ſie wirklich das unerfahrene Naturkind, das von dem Anſehen, der Ritterlichkeit und Schönheit des Don Juan beſtochen wird, und in dem herrlichen Duett: **Là ci darem la mano** zeigte auch Tamburini, daß er ſelbſt von Liebesgluth bewegt ſei, und daß er der Mann, der von jedem Moment und Eindruck wirklich hingeriſſen wird, während hier andere Darſteller ſich gewöhnlich zu diaboliſch ſicher gebärden und mit der Zerline abfahren, wie der Teufel mit einer armen Seele. Die liebliche Aſſandri, welche die angenehmſte Ausſprache hat, die ich jemals im Geſange hörte, beſitzt in ihrer nicht ſtarken, aber ungemein beweglichen Stimme eine Reihe von wohllautenden und ſchmeichelnden Tönen, wie ſie gerade der Donna Elvira eignen, aber ſie konnte den geſammten Umfang dieſer Partie nicht erſchöpfen, die vielleicht die ſchwierigſte in der ganzen Oper iſt. Der vielen Verſtümmelungen aber, die man ſich an unſerm großen deutſchen Tonwerke hier zu Schulden kommen ließ, will ich gar nicht weiter

gedenken. Man gab die Oper in drei Acten und hatte die Stellen, in denen geſprochen wird, in ein leichtes Recitativ mit einfachſter Inſtrumentalbegleitung umgewandelt, da die italieniſche Oper im höheren Stil keine Zwiſchengeſpräche dulden mag. Der erſte Act ging in muſikaliſcher Hinſicht noch ziemlich in ſeiner vollen Wirkung hin, obwohl ſchon mit der Bauernhochzeit eine empfindliche Störung begann. Man hatte bei dieſen ländlichen Feſtlichkeiten die **Cachucha** eingelegt, und dieſer geniale ſpaniſche Tanz, der, wie alle Tänze dieſer Nation, auf einer bedeutſamen Gegenſeitigkeit beider Geſchlechter beruht, wurde von der Duvernay allein getanzt. Denken Sie ſich eine **Cachucha**, von einer Frau ganz allein getanzt, ohne das männliche Princip, das in dieſem Tanze ebenſo wenig wie in der Liebe überhaupt fehlen darf, und Sie werden ſich von dieſer Procedur der einſamen Wolluſt (ich brauche dieſe Benennung eines großen deutſchen Arztes) gewiß, ſo wie ich, angeekelt fühlen. Auch noch andere Tanz-Divertiſſements, z. B. der **Pas styrien**, kamen in den Don Juan hineingeſchneit und brachten die Mozartſche Muſik im eigentlichſten Sinne aus dem Takte. —

Doch genug davon! Sie ſehen, ich habe kein

Glück hier, wenn ich ohne Sie bin und gehe. Neulich ſah ich mir auch das Theater des Lyceum an, in welchem die franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft Ihre Seaſon verherrlicht, und hatte hier abermals eine arge Verletzung meiner Deutſchheit zu beſtehen. Man gab nämlich Werther, jene alberne Parodie unſerer Goethe'ſchen Dichtung, in welcher auch jedes Körnchen Salz fehlt, das ſonſt noch das unbedeutendſte franzöſiſche Vaudeville würzt. Der kleine anmuthige Saal des Lyceum bleibt gewöhnlich ganz leer an Zuſchauern, und es ſcheint unter der engliſchen faſhionablen Welt keineswegs Mode, das franzöſiſche Theater zu beſuchen. Nur hier und da gewahrt man in den Logen eine junge blonde Miß, unter Aufſicht ihrer Bonne, die vielleicht eben die Reiſe nach Paris zu machen im Begriff ſteht und vorher noch einige Sprachübung hier ſucht. Ich glaube bemerkt zu haben, daß man in England noch immer allem Franzöſiſchen ſehr abhold iſt, obwohl Ihre Landsleute gegenwärtig eine ziemliche Fertigkeit darin erreichen, franzöſiſch zu ſprechen. Aber es herrſcht keine Liebe und Sympathie dafür in irgend einer Weiſe, und Engländer und Franzoſen ſind ſich noch immer antipolare Naturen, die das unwillkür-

lich Widerſtrebende auch nie an ſich überwinden werden.

Der Satz in Meidinger's franzöſiſcher Grammatik, der ſich unter der Beiſpielſammlung findet: **Les Anglais haïssent les Français et les Français haïssent les Anglais**, ſcheint wie ein Fluch über dieſen beiden Nationen zu ruhen, und ſelbſt Talleyrand hat nichts Durchgreifendes gegen Meidinger ausrichten können, deſſen Satz ſich wenigſtens auf der einen Seite noch täglich und ſtündlich bewahrheitet. Ein Engländer wird nie aufhören, etwas Antipathiſches an einem Franzoſen zu haben, und er riecht die franzöſiſche Nationalität ſchon auf hundert Schritt wie eine ſchwüle Luftart, in der er nicht mit Behagen athmen mag. Indeß hat dieſe Abneigung an ihrer Gegenſeitigkeit verloren und dadurch abgenommen, indem die andere Hälfte der Behauptung: **les Français haïssent les Anglais** gewiß nicht mehr wahr iſt *). Denn Sie begegnen in

*) Mein Landsmann, Dr. Gutzkow, iſt, wie ich höre, in den Beſitz der Meidingerſchen Grammatik gekommen, und wird hoffentlich bei einer neuen Reviſion dieſen Satz gänzlich herausſtreichen laſſen, der ſo viel Unheil in der Weltgeſchichte angerichtet hat.

ganz Frankreich keinem eigentlichen Haß mehr gegen Ihre Nation, im Gegentheil macht die Anglomanie gegenwärtig in Paris immer größere Fortschritte, und höchstens regt sich in dem Franzosen, einem Engländer gegenüber, noch dann und wann die Lust, ihn zu ridiculisiren oder eine komische Vaudevillesigur aus ihm zu machen, aber gewiß ohne alle Bitterkeit. Viele Ihrer Landsleute sind auch gar zu possirlich, wenn sie, die Arme gegen die Brust gestemmt, über die Boulevards von Paris rennen oder in den Theatern auf den ersten Blick sich verrathen. Aber sie werden in Paris in den ersten Salons gesucht und haben die französische Gesellschaft gewissermaßen erobert. Der alte Nationalhaß zwischen Frankreich und England hat sich zuerst am Kamin der modernen pariser Salonwelt freundlich besprochen, und aus den Kratzfüßen der englischen Lords auf dem Parquet der Gesellschaftszimmer suchte Talleyrand die Melodie der englisch-französischen Allianz herauszuhören. Diese Melodie hat aber nur die flüchtige Dauer einer Rossini'schen Arie gehabt, die man vergißt, sobald man das Theater verlassen. Den Engländern will sie am wenigsten im Gedächtniß bleiben, und wenn sie den Weg über den Kanal wieder zurückgemacht haben, sin-

den sie in ihren Häusern und Palästen kein Winkelchen für eine französische Sympathie übrig. Wir Deutschen finden vor den Augen Ihrer Nation mehr Gnade, und es muß uns schmeicheln, daß schon für die deutsche Persönlichkeit, sobald sie sich zeigt, ein so günstiges Vorurtheil in England herrscht, in einem Maße, wie es weder die Franzosen bei Ihnen, noch wir bei den Franzosen jemals zu gewärtigen haben. Aber wo wollt Ihr Engländer mit Euren deutschen Sympathieen hin? Wollt Ihr Philosophen werden? Gebt uns Eure Freiheit, wir wollen Euch unsere Philosophie dafür geben. In dem englischen Charakter liegt unstreitig viel speculatives Element, aber es hat sich sogleich auf die praktische Seite geworfen, und mit einer so stolzen Wendung, wie Alexander zu Diogenes, würden die Engländer zu den Deutschen sagen: Wenn wir nicht Kaufleute wären, so wären wir gern Philosophen! —

Wenn die deutsche Literatur in England schon überall so große Fortschritte gemacht hätte wie bei Ihnen, so brauchten die deutschen Schriftsteller künftig nur für Engländer zu schreiben und würden reiche Leute dabei werden. Im Stillen gibt es viele Kenner des Deutschen in England, besonders unter den Frauen, die an Sinn

und Verſtändniß für unſere Literatur bei weitem Ihre Gelehrten übertreffen, welche in der letzten Zeit davon Profeſſion gemacht. Neulich beſuchte ich auch Herrn Thomas Carlyle, den größten Deutſchgelehrten in England, auf ſeinem Landſitz in Chelſea, und freute mich an dieſer kräftigen, derben, treuherzigen Schottennatur, die ſo viel Wahlverwandtes mit deutſchem Weſen hat. Er hat ſich in das Deutſche ſo hineingelebt, daß er kaum einen Satz in ſeiner Sprache vollendet, ohne ein Wort aus der unſrigen, das ihm gerade beſonders bezeichnend erſcheint, einzumiſchen. Aber ſeine Kenntniß der deutſchen Literatur gleicht einem durcheinandergeworfenen Bücherhaufen, ohne Ordnung, Plan und Einheit, und für das, was er von ihr weiß, iſt er viel zu ſtreng und abſprechend in ſeinen Urtheilen über ſie. Ich habe ihn ſtark im Verdacht, daß er der Verfaſſer des Artikels im **Foreign Quarterly Review** iſt, der den Briefwechſel unſerer Bettine mit Goethe ſo herbe verurtheilte, denn er ſprach ſich mündlich nicht beſſer darüber gegen mich aus. Dies iſt freilich faſt die allgemein herrſchende Anſicht in England über Bettine, das Kind, und man begegnet einer ſolchen jeden Augenblick hier. Eine ſolche Natur, halb Hexe, halb Engel; halb Prie-

ſterin, halb Bajadere; halb Prophetin, halb Lügnerin; halb Katze, halb Taube; halb Vogel, halb Schlange; halb Eidechſe, halb Schmetterling; halb Morgenthau, halb Fiſchblut; halb keuſcher Mondſchein, halb übermüthiges Fleiſch; halb Blume, halb Kröte; halb Sphinx, halb Gurli; halb Ganymed, halb deutſcher Student mit Reitpeitſche und Kanonen; halb Kabale, halb Liebe; halb Sibylle, halb Amazone; halb Kind, halb Schauſpielerin; halb Mignon, halb Philine; halb Sylphe, halb Ratte; halb Diplomat, halb Unſchuld vom Lande; halb Miſtkäfer, halb Nachtigall; halb Jungfrau vom See, halb Diogenes in der Tonne; halb Jacobiner mit der Freiheitsfahne, halb Katholik mit dem Roſenkranz; halb ſchwärmende Mänade, halb gelehrtes Weib; halb Siegwart, halb Regimentstambour; halb Marketenderin, halb Elfenkönigin; halb Aventurier, halb Nonne; halb Somnambüle, halb Kokette; halb gottbegeiſterte Pantheiſtin, halb leichtfertige Tänzerin; — und ich könnte noch ſtundenlang fortfahren, ohne die Contraſte einer ſolchen Natur zu erſchöpfen, die durch dieſe überall gefallen wird, nur nicht in Ihrem England, wo man eine derartige Miſchgeſtalt eben ſo unheimlich als unbegreiflich zu finden ſcheint. Dazu kommt die

Abneigung Ihrer Landsleute gegen die Oeffentlichkeit der Gefühle, der Liebe, der Herzensbekenntniſſe, und ſo erblickt man in Bettinen, obwohl mit großem Unrecht, nichts als eine Verletzung der Scham und weiblichen Scheu. Vielmehr nimmt das höhere Leben des Weibes in ihr ſeinen Anfang, obwohl freilich meiſt noch als Fratze. Darüber ein anderes Mal mehr, wenn Sie nach Deutſchland kommen. —

Heut ſende ich Ihnen nur noch mein Tagebuch aus Paris, das ich endlich für Sie in Ordnung gebracht habe. Laſſen Sie zuweilen Ihr Auge auf meine Blätter fallen, denn dies war es, das meine Erinnerungen belebt hat! —

II.

Tagebuch aus Paris.

Digitized by Google

1.

Wanderungen mit dem Strome der Seine.

(27. März 1837.)

— In Paris treten von Zeit zu Zeit anhaltende Regentage ein, deren melancholiſche Wirkung mit nichts Aehnlichem in der ganzen Welt ſich vergleichen läßt. Dann ſieht die dämoniſche Stadt einem offenen Grabe ähnlich, ihr Chamäleonsgeſicht verwandelt ſich in eine graublaue verwaſchene Leichenfarbe, und die ganze Exiſtenz von Paris ſcheint ſich in einen unendlichen Koth aufzulöſen. Alles in der Stadt erſcheint wie auf der Flucht, die Cabriolets und Omnibus raſen noch toller als ſonſt durch die ausfließenden Rinnſteine, und der mit einer unerbittlichen Conſequenz herabplätſchernde Regen ſcheint geſchäftig alles geheime Elend von Paris auszuplaudern. Solche

düstere Pausen in dem Leben der Weltstadt währen oft wochenlang, namentlich im Frühjahr; selbst über dem Pont-Neuf liegt dann eine unheimliche Oede und Stille, und die Boulevards beleben sich erst in der Abendstunde einen stürmischen Augenblick lang, nicht etwa durch eine improvisirte Emeute, sondern durch die Theaterzeit, die unzählige Wagenreihen nach der großen Oper in Bewegung setzt, und die Oper macht noch die einzige wahrhafte Aufregung für das heutige Paris aus.

Die Straßen von Paris bieten einen immerwährenden Gewaltzustand dar, und namentlich in solchen Regen- und Kothtagen könnte man sich versucht fühlen, bei jedem Schritt Anträge zur Emancipation der Fußgänger von Paris an die Deputirtenkammer zu richten. Der Fußgänger von Paris ist in der That noch nicht emancipirt, sondern befindet sich stets in einem unfreien Verhältniß, und die im Wagen Fahrenden bilden eine Aristokratie gegen ihn mit besonderen Schutzprivilegien, die man dem fußwandelnden Volke noch immer nicht zugutkommen lassen will. Nur im Wagen ist man sicher, kein Sturzbad von den entsetzlichen Dachtraufen zu empfangen, und nicht die beweglichen Schornsteine von Paris, die ihrer

eigenthümlichen Zuſammenſetzung wegen oft bei heftigen Windſtößen herunterfliegen, auf ſeinen Kopf nehmen zu müſſen. Das pariſer Straßenpflaſter aber hat eine natürliche Beſchaffenheit, um bei der leichteſten Feuchtigkeit einen Schmutz anzunehmen, der beiſpiellos iſt, und der dem Fußgänger von allen Seiten anfliegt, ſowohl durch ſeine eigenen Tritte, als durch die Wagen, die ihm in der Enge der Straßen ſchonungslos den Koth ins Geſicht ſprützen. Man hat in den Reiſebeſchreibungen gegen die armen Flöhe von Italien faſt zu unbarmherzige Philippica gepredigt, aber den ungeheuern Straßenkoth von Paris, der ein eigenes Bild in Dante's Hölle abgeben könnte und zu einer moraliſchen Deutung hindrängt, hat noch keine Feder gebührend verherrlicht, und auch meine deutſche iſt nicht ſchwarz und ſcharf genug dazu. Das Straßenleben trennt hier noch jeden Augenblick das gehende und das fahrende Paris in zwei Unterſchiede, deren Niederreißung auf der andern Seite die franzöſiſche Geſchichte ſich hat angelegen ſein laſſen, aber Paris iſt urſprünglich keineswegs auf eine Gleichheit und Nivellirung der Stände berechnet. Doch wie wenig auch das Pflaſter hier dem armen Volke günſtig und bequem gemacht iſt, ſo hat es ſich

dagegen in einer andern Beziehung, wie zur Entschädigung, immer in einer besonderen Sympathie mit den Radicalen von Paris bewiesen. Denn bekanntlich ist kein Straßenpflaster in irgend einer Stadt der Welt so leichtwillig, sich von dem Volke aufreißen zu lassen, als diese pariser Sandsteinwürfel, die sich zugleich vorzugsweise zu einer augenblicklichen Anbringung von Verschanzungen in den Straßen selbst eignen, und so tritt man im wahrsten Sinne den Lavaboden der Revolution, wenn man über das unwegsame Pflaster von Paris schreitet.

Mehrere Tage lang hat es geregnet, aber in einem unerwarteten Moment blitzt dann plötzlich die Sonne auf, und ächt französisch hat sich nun Alles wie im Nu wieder erheitert und belebt. Die scharfe Luft von Paris hat mit unglaublicher Geschwindigkeit alle Straßen getrocknet, gereinigt, glattgefegt, mit Ausnahme derjenigen im **Quartier latin** und in der **Cité**, die niemals trocken werden und ihren glibberigen Koth selbst beim schönsten Sommerwetter behalten. Das Pflaster nimmt jetzt einen Augenblick lang eine feste Beschaffenheit und eine weiße Farbe an, bedeckt sich aber schon nach wenigen Minuten wieder mit einem dicken grauen Staub, der Kalktheile hat und sich be-

gierig auf die Lungen wirft. Nichts aber gleicht dem herrlichen Moment, wo man ſich nun wieder in das neubeginnende Getümmel von Paris hinausſtürzt; wo die wunderſamen Wellen dieſes unerſchöpflichen Lebens wieder in die Höhe ſchlagen, ziſchend, blitzend, lachend, geſichterſchneidend, kindlich tändelnd, diaboliſch murrend, prophetiſch flüſternd, mit tauſend großen Träumen und Hoffnungen gaukelnd, mit Gegenwart ſpielend, um Zukunft würfelnd, leichtes Blut und ſtolzen Muth an Alles ſetzend; wo man ſich wieder luſtig auf das kecke Roß des pariſer Daſeins ſchwingt, um im Galopp die unendliche Bahn zu durchreiten, auf der alle Preiſe der Welt ausgetheilt zu werden ſcheinen. Jetzt liegt Paris im hellen Sonnenſchimmer da, voll ſtrotzender, lebensgieriger Wirklichkeit, und doch wie eine fabelhafte Stadt, wie eine verzauberte Prinzeſſin, die von einer unendlich ſchönen, großen und freien Exiſtenz träumt, aber, in magiſchen und unheimlichen Banden feſtgehalten, niemals dazu erlöſt wird! Da liegt das verhexte Bild aller Herrlichkeit, Roſen, Neſſeln, Schlangen und Scorpionen flechten ſich in einem bunten Kranz um ſeine Schläfe, der Wahnſinn ſpielt in ſeinen flatternden Locken. Da ſteht im hellen Sonnenſchimmer Paris, die heilige Kaaba

der modernen Weltgeschichte, zu der die um Freiheit Betenden so lange ihr Antlitz hingewendet, in ihr liegt der ursprünglich weiße Stein des Engel Gabriel, der aber schwarz geworden durch die Sünden der Menschheit! Da bewegt sich Paris, das Mährchen aus tausend und einer Nacht, von süßem Ambra und betäubendem Opium duftend, voll geheimnißreicher Lebenssymbole, jauchzend vor Lust und zerrissen von unendlichen Qualen! Da schwankt vor meinen Augen Paris, die thörichte Jungfrau, die das Oel verschüttet, ehe sie den Bräutigam gefunden! Da wandelt Paris, in der Faschingstracht seiner Moden, keuchend unter der Last aller Lebensgüter, ein beweglicher Bazar aller Gegenwart, eine Göttin mit der vollen Schaale des Genusses, an deren Rändern Glück, Liebe, Reue, Verzweiflung und Langeweile sitzen! Da ist Paris mit den stolzen Fahnen seiner Welthoffnungen, mit der erschrockenen Miene seiner Täuschungen, mit seinen Frauenschönheiten, seinen Tuilerieen und seiner Marseillaise; mit seinen Journalen, Nationalgarden, Grisetten und Literaten; mit seinen Operntänzerinnen und seinen Deputirtensitzungen; mit Guizot, Thiers, Talleyrand, Chateaubriand; mit Frascati und Louis-Philipp; mit Madame Dudevant, H.

Gesetz und dem Ersten Ehrfurcht vor Dasselbe!

Ich hatte mehrere Tage lang nur in Bücher so viel und wohlgefallen, daß bei schönem Wetter Niemand Lust hatte, sich in mich zu kehren und sie der Einsicht, wo meine Stärken gelegen hätte, nur mit dem Unterschiede, daß jede Seite, welche weniger als ihre vorhergehende Zeit des Studirens, so ich hier und dort Dasselbe, Entschlossen und Entschlüsse gibt, auch ein Unwerth, und dem der Dürftige abschließlich Unzufriedenheitsgrund liegen. Ich trank mich wie auf Ich nach dem Regen wohlgemachten Straßen hinaus und schwärmte über den Gemeindeplatz, um in den Gassen zu spielen. Ich sah jetzt schärfer und tiefer den Unterschied der Handwerksburschen und dem Handwerksburschen. Diesmal fand ich jedoch die Gesellenjahre bei weitem, die ich gewöhnlich gegen jene Thüre ist, verschieden, obwohl an der Thüre die Kinder Regenwasser holt, und die Mädchen Kinder hat Gewalt gab hat und das Schlüsselloch Kinder Regenwasser holt, und die Mädchen Kinder hat Gewalt gab hat und das Schlüsselloch

freilich ernſthaft genug war, um für das Leben des Bürgerkönigs bei jeder öffentlichen Erſcheinung beſorgt zu machen, ſchien auch veranlaßt zu haben, daß die Kunſtausſtellung dem Publikum für dieſe Stunden verſchloſſen blieb, wo Louis-Philipp ſie muſterte. Ich bin gerade zu einer Zeit nach Paris gekommen, wo das Königthum der Julirevolution, an das ich die erſten politiſchen Schwärmereien meiner Jugend geknüpft hatte, in der allerwiderwärtigſten Situation ſich befindet, und beſonders in dieſem Augenblicke iſt Louis-Philipp unglücklicher als jemals. Seit dem letzten Verſuche des ſchäbigen Königsmörders Meunier lebt er wie ein Gefangener in ſeinen Tuilerien, und die beiden Reiterſchildwachten, die ſchon am Triumphbogen des Carrouſſel mit gezückten Säbeln ſtehen, beobachten die Bewegungen jedes harmloſen Spaziergängers im Tuilerienhofe. Der Bürgerkönig zeigt ſich jetzt niemals und nirgends, eine Gewitterſchwüle ruht über ſeiner perſönlichen Exiſtenz, ein Trauerſpiel ſcheint ſich zu bereiten, aber es bleibt eine Burleske, und die Franzoſen legen jetzt, wie müßige Zuſchauer, die Hände dabei in den Schooß. Aber Louis-Philipp verzagt gewiß noch keineswegs an ſeiner Sache und tröſtet ſich vielleicht mit dem Thurm von Piſa, der

auch beſtändig ſchief hängt, ohne noch jemals umgefallen zu ſein. Die ſchiefe Neigung dieſes berühmten Thurms ſoll um 13 Fuß vom Perpendikel abweichen, die Schwebe zwiſchen der Julirevolution und dem alten Regime hat man aber bis jetzt noch nicht nach dem Perpendikel gemeſſen. —

Was ſollte ich thun? Ich hatte für den heutigen Tag weiter keine Aufgabe als umherzulaufen, und beſchloß, den Quai der Seine entlang zu ſchlendern und eine Entdeckungsreiſe durch den Faubourg St. Germain zu unternehmen. Vormittagsbeſuche zu machen und Empfehlungsbriefe abzugeben, bin ich herzlich müde geworden, und ich komme beſſer ohne dieſe zu meinem Zwecke, ſeitdem ich in einige Salons eingeführt bin, wo ich ungezwungen und wie zufällig mit allen dieſen pariſer Notabilitäten, mit dieſen Großwürdenträgern des franzöſiſchen Ruhms, verkehre. Auch im Foyer der großen Oper mache ich jetzt meine beſten Bekanntſchaften, aber verſchworen habe ich es auf Zeitlebens, jemals wieder einem Franzoſen mit einem deutſchen Empfehlungsbriefe auf die Stube zu rücken. Dies hat ſchon deshalb ſeine Uebelſtände, weil man in Paris keinen Menſchen zu Hauſe antrifft, Niemand iſt hier **chez lui**,

Jeder iſt vielmehr außer ſich, und die Portière iſt in der Regel wie ein Papagey auf die Worte: il n'y est pas! abgerichtet. Wer ſich dadurch abſchrecken läßt, Bekanntſchaften in Paris zu machen, thut ſich und den Franzoſen Unrecht, aber man muß dieſe nur am rechten Orte zu finden verſtehn.

Es iſt ein großer Gewinn, in Paris zu ſein, wenn man auch nur zwecklos über die Straßen ſchlendert und dabei das ganze Babel der modernen Geſchichtsentwickelung durch ſeine Gedanken laufen läßt. Mir iſt die gelbgrüne Seine, die Paris in zwei grundverſchiedene Theile ſchneidet, der liebſte Anhaltspunkt meiner Wanderungen, es gibt keine großartigere Perſpective, als die vom Pont-Neuf herab, welcher im eigentlichſten Sinne der Brennpunkt von Paris iſt und in der Mitte ſteht zwiſchen der nördlichen und ſüdlichen Welt der Stadt und zwiſchen den unabſehbaren Brückenreihen öſtlich und weſtlich, die ſich in hohen Bögen über den Fluß ſchlagen. Wenn die Wellen der Seine verſtändlich reden könnten, würden ſie der beſte Cicerone von Paris ſein, denn es gibt Nichts von Bedeutung an der allwärts bedeutſamen Stadt, das die Seine nicht mitanſchaute und auf ihre Quais münden ſich alle Richtungen von Paris aus, die

nur irgend mitzählen in dem großen Geſpinnſt. Die Seine, in der Paris ſich ſpiegelt, iſt der Reflector, der die ganze Phyſiognomie der Stadt zurückwirft, an dem alle Strahlen ihres Angeſichts ſich brechen. Die Seine, aus der Paris ſich ſelbſt wieder trinkt, nachdem es ſich in ſie hnieingeſchüttet mit allem ſeinem Unrath, iſt der Spiegel der Selbſterkenntniß, den Rhadamanth den Schatten vorhielt. Die Seine iſt die ſtygiſche Fluth des modernen Geſchichtslebens, auf der Paris wie ein Charonsnachen einherſchwankt, zwiſchen Himmel und Hölle ſchwebend, ohne den Leitſtern des Glaubens und ohne den Kompaß eines guten Gewiſſens. Mit der Seine muß man wandeln, um an ihren Quais die wahre Geſtalt von Paris zu beſchwören, daß ſie Rede ſtehe mit Allem, was uns die große Weltbuhlerin bedeutet!

Der Seine nördliches Ufer, etwa vom **Quai de la Conférence** bis zum Pont-Neuf, welches eigenthümliche Stadtbild bietet ſie dar gegen den Süden von Paris, der ihr in derſelben Linie gegenüberliegt! Die nördliche Stadt iſt die Stadt des Vergnügens, der Leidenſchaften, der Gewerbe, der ſchönen Künſte, der Fremden und des Scandals! Hier, auf den Boulevards, an der

Börse, im Palais-Royal, im Tuileriengarten, in den Champs Elisées, und jenseit der Boulevards in den stilleren Banquierstraßen, auf der Chaussée d' Antin und der Straße Laffitte, und in den mysteriösen und zweideutigen Straßen du Helder und Taitbout, auf der andern Seite in der beständig wogenden und rauschenden Rue Richelieu und Rue Vivienne, vollbringt sich täglich und stündlich eine wahre Völkerwanderung von Lebensbildern, es ist der hochauf spritzende und zischende Schaum von Paris, der übermüthig bis an den Himmel schlägt, und in dem sich das eigentliche Wesen der hiesigen Dinge nicht offenbart, sondern vielmehr verdeckt. Ueber allem diesem Getümmel des nördlichen Paris ragt die Vendôme-Säule groß und ruhig empor, auf der Napoleon in seinem modernen Oberrock und Hut etwas seltsam gegen die colossale Dimension absticht, aber ernst scheint das Gesicht des Kaisers über dem verhängnißvollen Treiben seiner Hauptstadt zu ruhen. Eine andere Physiognomie hat der Nordosttheil von Paris, der an den Quais hinter dem Pont-Neuf, und auf den Boulevards von der Porte St. Denis an beginnt. Hier hat das pariser Kleinkrämerleben und Handwerkstreiben seine Stätte, in den endlosen Straßen St. Denis

und St. Martin, mit ihren unzähligen schmutzigen Quergassen, wuchert wie eine Schlingpflanze die Geschäftigkeit, der Handel, der Verkehr von Haus zu Haus, und in den Trödelläden am Temple kauft sich der Radicalismus von Paris für wenige Francs seinen Sonntagsrock ein. Dies Treiben mündet in die Quais der Cité aus, die sich sogleich durch ihre tumultuarische und schmutzige Vielthuerei und durch ihren lumpigen Nothhandel auffallend von den andern Quais der Seine unterscheiden. Schieben wir uns hier ein wenig durch das Marktgedränge der Cité, welche Gestalten, welche Gesichter, welche originelle Gruppen des französischen Volkslebens umringen uns hier überall! Nie werde ich eine Scene vergessen, die sich mir hier vor Augen stellte. Ein wohlgekleideter junger Mann, von fashionablem Aussehn, mit modischem Backenbart, stand und spielte die Geige, von einem neugierig herbeigelaufenen Volkshaufen umringt. Gram war ihm auf dem Gesicht zu lesen, seine verweinten Augen vermieden die Menge, und nachher lächelte er ein schmerzliches Lächeln, als er das Lied, das er zu seinem Spiel gesungen, vollendet hatte. Neben ihm erblickte man einen ziemlich stattlich aussehenden alten Herrn, mit weißen Haaren, in einem gelben Ueberrock,

er war erblindet, und hielt zitternd ein Papier in der Hand, um auf demſelben ſeine Gabe zu empfangen. Bilder dieſer Art mochten ſonſt die Refugiés im Auslande rührend und maleriſch genug dargeſtellt haben, hier in Paris war es jetzt eine befremdliche Gruppe, die ſich mit Abſicht in den entlegeneren Tumult der Cité verſteckt zu haben ſchien, und es iſt bis jetzt immer noch ſelten, daß die Armuth den Sieg davonträgt über den Stolz eines Franzoſen. Die Umſtehenden ſteuerten ſehr wenig bei für die faſhionablen Bettelmuſikanten, und die Beſſergekleideten ſchlichen ſich wie beſchämt von ihnen fort, denn man liebt in Paris das rührende Elend nicht. Die Armuth ſchwebt noch drohender als das Schwert des Damokles über dem Haupte Frankreichs, aber die Armen werden hier nicht in Thränen ausbrechen, noch in Gebete zum Himmel, ſondern in Flüche und Thaten.

Mit der Sentimentalität des Elends befaßt ſich die franzöſiſche Humanität nicht gern, aber mit dem Entſetzlichen und Grauenhaften ſpielt dafür die naive Grauſamkeit des Volkes um ſo lieber. Da wir einmal durch die Cité wandern, dürfen wir auch nicht an der berüchtigten Morgue vorübergehen, ohne einen ſcheuen Blick in dieſe

Anſtalt zu werfen, die ein Hauptvergnügen für die Bewohnerſchaft der Cité ausmacht. Die Morgue iſt ein Haus am Quai der Seine, in welchem man die Leichen öffentlich ausſtellt, die täglich aus dem Strom gefiſcht oder von den Wellen ans Ufer geſpült werden. Die Leichenfiſcherei in der Seine iſt ein einträgliches Geſchäft, für jeden aufgefundenen Todten wird ein Preis von mehreren Sous gezahlt, und man behauptet, daß nicht nur Selbſtmörder und Verunglückte hier herausgezogen werden, ſondern auch Solche, die ein verbrecheriſcher Arm aus Speculation in den Fluß geſtürzt, um ſie nachher in die Morgue abzuliefern und dort die Prämie an ihnen zu verdienen. Die Mehrzahl der Aufgefundenen ſind aber ohne Zweifel freiwillig Ertrunkene, denn die Seine hat täglich vollauf zu thun, um allen den Lebensüberdruß von Paris in ihren Fluthen unterzubringen. Auf der Morgue liegt jetzt der Körper eines ſchönen jungen Mädchens, der viel Zudrang veranlaßt und an den ſich eine myſteriöſe Geſchichte knüpft. Ein Mann tritt ſpät Abends in ein Hôtel garni, mit einer jungen Dame am Arm, und begehrt für die Nacht ein Zimmer, das man ihm ohne Weiteres gibt. Am andern Morgen iſt er ſpurlos verſchwunden, aber ſeine Be-

gleiterin findet man todt im Hofe ausgestreckt, und es ergibt sich, daß sie aus dem zweiten Stock gewaltsam heruntergestürzt sein muß. Solche Melodramenstoffe kommen hier alle Tage vor. Bis jetzt hat noch Niemand den ausgestellten Körper der armen Unglücklichen erkannt.

In die Morgue aber wandeln schon in der Frühe die schönen Seelen der Cité, und vor dem Glasfenster, hinter dem die Todten liegen, ist ein großes Gedränge der Neugierigen, besonders der Weiber, um die neuangekommenen zu mustern, vielleicht einen Bekannten herauszuerkennen. Nachher bilden sie Gruppen am Quai, und unterhalten sich lebhaft und mit wichtigen Mienen, und man sieht hier die Trödelweiber gesticuliren, daß man meinen sollte, sie führten ein Trauerspiel von Victor Hugo auf. Neulich war ich in der Porte St. Martin und sah die Lucrecia Borgia dieses Dichters, und es ist seltsam, daß ich dabei an die Morgue denken mußte, so wie ich jetzt bei der Morgue wieder an Victor Hugo denke. Wie anders als durch die Morgue und deren Nationalinteresse ist es aber zu erklären, daß die naßkalten Armesündeschauer und Leichenschweiße in der romantischen Poesie der Franzosen ein so begieriges Publikum in Frankreich gefunden ha-

Und die Thiere? Es ist gewiß, daß sie ihre Jungen lieben, und daß sie sich dem Tode aussetzen, um sie zu retten. Es ist gewiß, daß sie sich einander Gefallen thun, daß sie sich Dienste leisten, daß sie sich Treue halten. Es ist gewiß, daß sie sich Liebe und Haß, Freundschaft und Feindschaft, Neigung und Abneigung bezeigen. Dies ist es, was diese Thiere, die wir Hunde nennen, mit den Menschen gemein haben. Sie haben auch Leidenschaften, sie haben Affecten, sie haben Begierden, sie haben Ideen. Sie haben auch Ideen, sie haben Gedächtniß, sie haben Einbildungskraft, sie haben Aufmerksamkeit, sie haben Neugierde, sie haben Verstand, sie haben Vernunft, sie haben Sprache, sie haben Gewissen, sie haben Tugenden, sie haben Laster, sie haben Religion, sie haben Gottheit. Ich will alles dieses nicht weitläuftig beweisen, sondern nur kürzlich zeigen, daß sie Sprache haben, daß sie Gewissen haben, daß sie Tugenden haben, daß sie Religion haben, daß sie Gottheit haben.

Falten seiner ursprünglichen Gestalt durch die Zeiten und Umstände herausgeschält, je freundlicher und heitrer hat es auszusehen angefangen und je jünger scheint es geworden. So ist es gekommen, daß Paris jetzt zwei Basiliken von Notre-Dame besitzt, die alte von Stein auf dem Parvis der Cité, welche aber die neue ist durch so manche Veränderungen ihrer Formen, und die neue im Geist und Wort Victor Hugo's, welche aber die wahrhaft alte ist, und die ganze ehrwürdige Gestalt ihres mittelalterlichen Lebens erhalten und verewigt hat. Möchte Victor Hugo nie wieder die Morgue besuchen, und lieber, wenige Schritte weiter, in Notre-Dame beten gehn, wo die wahre Andachtstätte seiner Muse ist!

Doch ich entferne mich aus der Cité, schlendere zum Pont-Neuf zurück, und dränge mich durch das unabläſſige Treiben, das hier zu den Füßen Heinrichs IV. sich vorbeiwälzt, um die südlichen Viertel von Paris zu gewinnen und in den stilleren geheimnißreichen Faubourg St. Germain einzulaufen. Wer kann aber über den Pont-Neuf gehen, ohne daß sich ihm ein Abenteuer oder etwas dem Aehnliches in den Weg drängt? Vor einer Bude standen zwei Commissionnäre, deren Einer, wie es hier Jedem jeden Augenblick be-

gleich, daß diese Wirkung in Wahrheit nur
in der Einbildung des Kranken liegt. Ich
habe es oft erlebt, daß ein Kranker, der
sich in seiner Einbildung schon dem Tode
nahe sah, in seinem Zimmer, dem auch
nicht die geringste Gefahr drohte, in Ohn-
macht fiel, wenn er sich plötzlich in einem
Phantasiespiegel sah, der ihn in seiner
Einbildung schon als Leichnam darstellte.
Ich habe es oft erlebt, daß ein Kranker,
der sich in seiner Einbildung schon dem
Tode nahe sah, in seinem Zimmer, dem auch
nicht die geringste Gefahr drohte, in Ohn-
macht fiel, wenn er sich plötzlich in einem
Phantasiespiegel sah, der ihn in seiner
Einbildung schon als Leichnam darstellte. Ich habe
es oft erlebt, daß ein Kranker, der sich in seiner
Einbildung schon dem Tode nahe sah, in seinem
Zimmer, dem auch nicht die geringste Gefahr
drohte, in Ohnmacht fiel, wenn er sich plötzlich
in einem Phantasiespiegel sah, der ihn in seiner
Einbildung schon als Leichnam darstellte. Ich
habe es oft erlebt, daß ein Kranker, der sich in
seiner Einbildung schon dem Tode nahe sah, in
seinem Zimmer, dem auch nicht die geringste
Gefahr drohte, in Ohnmacht fiel, wenn er sich
plötzlich in einem Phantasiespiegel sah, der ihn
in seiner Einbildung schon als Leichnam darstellte.

mich aber der Glorie, Gegenſtand einer pariſer Volksſcene zu ſein, ſchleunigſt wieder zu entziehen, und ſchlug, über meine unerwartete Purification vergnügt, die Rue Dauphine ein. Nachdem ein ſolcher Reinigungsact an mir vorgenommen worden, erſchien ich mir ſelbſt erſt würdig, den legitimiſtiſchen Faubourg St. Germain zu betreten. Es iſt eine ſchöne Sache um Purification in unſerer Zeit! Wie viel grüne Seife wird nicht jetzt in Deutſchland aufgeboten, um junge ſchuldbefleckte Schreibfinger wieder zu reinigen und ſich ſo weiß zu waſchen, daß man anſtändig, wie ich jetzt, vor den Paläſten eines Faubourg St. Germain erſcheinen darf! „Weg, du verdammter Flecken! Weg, ſag' ich!" ruft jetzt mancher deutſche Schriftſteller, wie Lady Macbeth, aus, und dann beſieht er ſich noch einmal verzweifelnd ſeine Schreibhand, der man ſo viel Ehre angethan hat, von ihr zu behaupten, daß ſie nach Blut röche! „Das riecht noch immer fort nach Blut!" ſeufzt er, — „Arabiens Wohlgerüch ealle verſüßen dieſe kleine Hand nicht mehr!" — Dann nimmt er privilegirte grüne Seife, findet ſie beſſer als Arabiens ſämmtliche Wohlgerüche, reinigt ſich und tritt mit mir jetzt in das legitimiſtiſche Viertel über.

Im Faubourg St. Germain kann ich viele

Stunden lang spazieren gehen, und meine wunderbaren Phantasieen, die mich hier beschleichen, nehmen kein Ende. Mir wird seltsam zu Muthe vor manchen hohen mysteriösen Häusern, mit verhüllten Fenstern und heruntergelassenen Gardinen, und die hinter den Vorhöfen versteckten Paläste scheinen zu trauern über Etwas, das ich wohl begreife! Eine besonders schöne stille Straße mit wehmüthigen Carlistenhôtels ist die Rue Vanneau, gern wandere ich auch durch die Rue de Bourgogne und in dieser ganzen Richtung bis auf die Quais der Seine, wo diese aristokratische Provinz von Paris seltsamer Weise in der Deputirtenkammer, im Palais Bourbon, sich zuspitzt. Es geht anständiger, ruhiger, feierlicher her in diesem Viertel als in der übrigen Stadt, man sieht weniger Omnibus und Cabriolets in diesen Straßen und mehr Livreen und Prachtequipagen. Viele zurückgezogene Carlisten vom Mittelstande wohnen auch in der breiten und belebten **Rue de Sèvres**, an deren äußerstem Ende die Glöckchen der **Abbaye aux Bois** einförmig läuten, jener anziehenden Abtey, in welcher sich bei Madame Recamier die vornehmsten und geistreichsten Legitimisten zu den berühmten Soiréen zusammenfinden. Der Geist des Carlismus führt aber auch den nachdenklich Wan-

delnden hier abseits in einige Schmutzgassen, die noch undurchdringlicher sind als die Wege im **Quartier latin**; doch den größten Contrast mitten in dieser Legitimistenwelt bildet die aufrührerische **Rue de Jérusalem**, mit ihren politisirenden Weinhäusern, welche der Heerd der neuesten Umtriebe der Handwerker und Tagelöhner und die Fabrikstätte jener republikanischen Placate sind, die man jetzt wieder häufig an den Straßenecken findet. So sehen sich die Carlisten auf ihrem eigenen Revier von zwei gefährlichen Nachbarschaften umzäunt, die ihnen beständig zu denken geben können, auf der einen Seite das Palais Bourbon, auf der andern die **Rue de Jérusalem**, die Charte von 1830 und die Republik, die Scylla und die Charybdis, zwischen welcher sie sich noch immer durch künstliche Mittel ihre peinliche Stellung fristen. Auch die **Rue de Babylon** ist eine eigenthümliche Straße und nährt am Heerde des Carlismus selbst das Leben der Republik, die sich hier im Faubourg St. Germain wie ein langschwänziger Ichneumon in den Rachen des schlafenden Krokodils leise hineingesetzt zu haben scheint, um es zu tödten. —

Oestlich lehnt sich der Faubourg St. Germain an das merkwürdige **Pays latin** mit seinen schmutzi-

gen Straßen, verheiratheten Studenten, naiven Griſetten, wohlfeilen Reſtaurants und der ehrwürdigen Pairskammer. Was will dieſe freundnachbarliche Wahlverwandtſchaft bedeuten, und warum vermiſchen ſich die gelehrten Stoßſeufzer des **Quartier latin** mit den Krokodilsthränen, welche das legitime St. Germain weint? Iſt es der alte Stolz der Ariſtokratie und des Legitimismus, daß zu ihnen die Muſen und die Wiſſenſchaften ſich vorzugsweiſe geſellen, in ihren Schooß ſich flüchten und zu ihren Füßen Ruhe, Gunſt und Schutz zu erwarten haben? Ich durchſtreife die unwegſamen Engpäſſe des **Pays latin**, wate durch den ſcheuslichen Koth der **Rue St. Jacques**, gehe das berühmte **Collège de France** und die Rechtsſchule vorüber, und ſtehe vor den prächtigen Kuppeln des Panthons ſtill, dem Dom der großen Männer Frankreichs, in deſſen Grabgewölben mich neulich Voltaire's ſataniſche Miene auslachte, als ich das Echo der Mauer nach der Zukunft fragte und dies mit meiner Frage heulend durch die Halle fortlief, ſie zu dem Sarge Rouſſeau's hintrug, dort ſeufzend abprallte, zur Statue Voltaire's ſich wie ein ziſchender Blitz hinſchlängelte und an ſeiner nichtswürdigen Naſenſpitze hängen blieb. Und vor den ſcharfen Schlagſchatten auf Voltaire's

Geſicht mich beugend, verließ ich dieſe ſophiſtiſche und encyclopädiſtiſche Unterwelt, welche die Vorwelt aller Revolutionen Frankreichs iſt. Seitdem ſehe ich mit Scheu den Dom des Pantheon, und ſuche jetzt durch einige Quergaſſen mich in die lange und gelehrte **Rue de Vaugirard** zu verſetzen, um in den Luxembourg zu gehn, der eine wahre Oaſe in der Wüſte des **Pays latin** iſt. Nicht um den Palaſt des Luxembourg iſt es mir zu thun, wenn ich hierher wandere, dort trauern die ſchweigſamen Pairs in ihren Lehnſtühlen noch immer um die verlorene Erblichkeit, und rüſten ſich wieder zu einem langweiligen Königsmörderprozeß. Aber der ſchöne, breite, große **Jardin du Luxembourg** iſt es, deſſen Alleen oft eine eigene Anziehung für mich haben, und in dem ſich ein merkwürdiges Publikum verſammelt, das mein Intereſſe in Anſpruch nimmt. Die ſchattige Promenade des Luxembourg iſt der Tuileriengarten für die Bevölkerung dieſes gelehrten und zurückgezogenen Viertels, und man ſieht hier leſende und luſtwandelnde Studenten, Griſetten, Kinder, Unglückliche, Figuren aus der alten guten Zeit, einſame Denker, Penſionnaire der alten Civiliſte, Ammen, Bonnen, und verlaſſene Witwen in mittlern Jahren, die mit liebeſuchenden Augen dem jungen Schüler im Bosquet be-

gegnen. Was aber ein fröhliches Treiben hier verursacht, das sind die Kinder, deren heiteres, gesundes Leben und Weben in Paris überhaupt einen erfreulichen Anblick darbietet. Die französischen Kinder bewegen sich mehr im Freien umher, als dies in andern großen Städten der Fall ist, die weltberühmten Sperlinge im Hofe des Palais Royal, mit denen sie sich herumjagen, wissen von ihnen zu sagen, und ihr besonders den Mädchen eigenes Lieblingsspiel, das man am häufigsten im Garten des Luxembourg beobachten kann, verschafft ihnen die anmuthigste Körperbewegung. Dies besteht darin, ohne Aufhören mit dicht zusammengehaltenen Beinen über eine Schnur zu springen, die von der Bonne immerfort geschwungen wird, und wodurch sich dem Körper so viel Ausdruck, Gewandtheit und graciöse Haltung mittheilt, daß man vielleicht auf dies Kinderspiel die freiere Tournüre zurückführen kann, welche hier alle Stände auszeichnet. Eine hervorstechende Figur im **Jardin du Luxembourg** ist aber der verheirathete Student, der mit seiner Grisette am Arm spazieren geht, seiner jungen Hausfrau, mit der er sich für die Zeit seiner Studien eingerichtet hat, die ihm die Wirthschaft führt, und ihm mit den wenigen hundert Francs seines Jahrgeldes

beſte auffinden läßt, als es oft für ſich ſelbſt ein Studium iſt, ihn allen den Verſuchen, die einander, beim Streben ſich auszubreiten, zu ſtören, hemmen, legen kann, aus bem Wege zu gehen. Ein Gewächs, wenn es ſo ein wildes einmal im Zimmer iſt, kann man ſich ſchon ziehen, wie man will, es wächſt nachher. Die beſtimmte Regung ſeiner Richtung entdeckt ſich ihre Regung am leichteſten, wenn meine andere ganz klein war und beim Licht aufkeimte, in einige ganz kleine Entfernung davon mit dem Samen. Dann hält es gänzlich Stundenlang nach einmal ſeine Richtung zum Fenſter und verändert ſie nun. Meine Kommilitonen, bie ſich ein ähnliches Vergnügen machten, ſind ſo ſehr in Erſtaunen über ihre Pflanzen, daß ſie ſie ſtündlich meſſen, um ſich von ihrem Wachsthum zu überzeugen. Es iſt ſehr leicht, daß ſich ihre Pflanzen, wenn ſie ſo ſtündlich gemeſſen werden, gar nicht vom Fleck bewegen, und ſo ſind ſie ſehr verwundert, daß ſie ſo gar nicht wachſen. Ich habe mir vorgenommen, dieſe Art von Beobachtungen, wenn ich einmal Zeit habe, ſo lange fortzuſetzen, bis ich ſie ſelbſt ſo ſehr verwundert finde, daß ſie nicht wachſen, daß ſie ſich ſo ſehr ſträuben, ihre Richtung zu verändern, daß ſie ſo ſehr ſtandhaft ſind, daß ſie ſo ſehr ſtandhaft ſind, daß ſie ſo ſehr ſtandhaft ſind

Querfurchen in der Nähe des Randes, ob man sie positiv Gindrücken oder Reliefleisten, die fast den ganzen vollen Raum füllen, nennen will, in deren Mitte, freilich kaum. Sie sind mit einem weiten Bogen, der sich in seinem Scheitel dem Rande zu nähert, und in der Mitte eine Querfurche, die gleich den Seitenfurchen, aber schmäler, den Rand nicht erreicht, bis auf den Grund durchbohrt. Die Seitenfurchen, die Bogenfurche, besonders aber die Querfurche sind Gindrücken in Form der Enden, die auf diesem Gefäßtheile von Mauer-Ziegeln sich gleichsam abdrücken, wie man sie heute allgemein beobachten kann. Die Ziegel, aus denen diese Mauern bestehen, sind, wie man in den heutigen Mauern sieht, vielfachen Brüchen unterworfen, bei welchen sie, wie auch in den Gefäßen, ihre Gindrücke zeigen. Diese Brüche, die sich in den Gefäßen nicht finden, sind: Bruch in der Mitte, Bruch in der Mitte und Bruch in der Mitte, Bruch in der Mitte und Bruch in der Mitte und Bruch in der Mitte. Diese Brüche sind: Bruch in der Mitte, Bruch in der Mitte und Bruch in der Mitte, Bruch in der Mitte und Bruch in der Mitte und Bruch in der Mitte. Diese Brüche sind: Bruch in der Mitte, Bruch in der Mitte und Bruch in der Mitte, Bruch in der Mitte und Bruch in der Mitte und Bruch in der Mitte.

Ich bin dankbar, daß ich die Ehre
Ihnen zu dienen, Ihnen zu dienen,
Ihnen zu dienen, Ihnen zu dienen,
Ihnen zu dienen, Ihnen zu dienen,

französische Pädagogik vortrefflich charakterisirt: „wenn Du Gott nicht fürchtest, so fürchte doch jene Krankheit!“ Und mir wurde erzählt, daß ein junger Mann, der auch in solcher Absicht durch die Säle geführt wurde, am Schlusse dieses pittoresken Spazierganges zu dem begleitenden Arzte sagte: „Es ist in der That entsetzlich, mein Herr, alle diese Krankheitsformen zu sehen, aber es ist doch noch bei weitem tröstlicher, wahrzunehmen, wie Sie alles Dies wieder zu heilen verstehen!“ —

Ruhen wir uns endlich aus von allen unsern beschwerlichen Wanderungen und Beobachtungen in dem Grisettentheater des Pantheon, zu dem wir noch einmal durch den Schmutz des Faubourg und der Straße St. Jacques uns wagen müssen. Dies Theater ist klein, traulich, voll heimlicher Plätzchen, und wird seit Kurzem sehr besucht, besonders der spanischen Tänzer wegen, die jetzt hier dem Pays latin die Ueppigkeiten des Fandango zum Besten geben. Dieser Tanz der Liebe, gegen den der Erzbischof von Paris bis jetzt noch kein Rundschreiben an den Clerus erlassen, bringt die entzündbaren Phantasien dieses Stadtviertels in eine aufrührerische Bewegung. Wenn wir uns dem Beifallssturm dieses Theaters wieder entzie-

ist. Es ist möglich, daß diese Welt geistlich, daß sie ein Reich Gottes ist, daß sie ein Gegenstand der Liebe Gottes ist, daß sie Gegenstand der Versöhnung ist, daß sie Gegenstand der Erlösung ist, daß sie Gegenstand der Heiligung ist, daß sie Gegenstand der Verherrlichung ist, daß sie Gegenstand der Wiederkunft Christi ist, daß sie Gegenstand der Auferstehung ist, daß sie Gegenstand des Gerichts ist, daß sie Gegenstand der Vollendung ist, daß sie Gegenstand der Verklärung ist, daß sie Gegenstand der Neuschaffung ist, daß sie Gegenstand der Ewigkeit ist, daß sie Gegenstand der Anbetung ist, daß sie Gegenstand des Lobes ist, daß sie Gegenstand des Dankes ist, daß sie Gegenstand der Freude ist, daß sie Gegenstand des Friedens ist, daß sie Gegenstand der Gerechtigkeit ist, daß sie Gegenstand der Heiligkeit ist, daß sie Gegenstand der Liebe ist, daß sie Gegenstand der Wahrheit ist, daß sie Gegenstand des Lichtes ist, daß sie Gegenstand des Lebens ist, daß sie Gegenstand der Herrlichkeit ist, daß sie Gegenstand der Weisheit ist, daß sie Gegenstand der Allmacht ist, daß sie Gegenstand der Allwissenheit ist, daß sie Gegenstand der Allgegenwart ist, daß sie Gegenstand der Ehre ist, daß sie Gegenstand der Majestät ist, daß sie Gegenstand der Herrschaft ist, daß sie Gegenstand der Ruhe ist, daß sie Gegenstand der Seligkeit ist, daß sie Gegenstand der Vollkommenheit ist, daß sie Gegenstand der Unsterblichkeit ist, daß sie Gegenstand der Unvergänglichkeit ist, daß sie Gegenstand der Unveränderlichkeit ist, daß sie Gegenstand der Unendlichkeit

frei empfiehlt Ihnen von Regensburg auf mich ha-
ben Befehlen. Denen Leuten meinen Namen, von
die treuen Regensburger zu sagen, kann Gnade
und aller seiner Heiligen nicht bestehen.—

9.

Bericht des Eisenbahnrichters.

Am 1. Januar 1880.

Die Verhältnisse haben sich im Laufe des Jahres 1879 in der Weise gestaltet, daß ich mich veranlaßt sehe, Ihnen, Herr Präsident, meine Entlassung aus dem Amte des Eisenbahnrichters einzureichen. Ich bin überzeugt, daß Sie meinen Entschluß billigen werden, wenn ich Ihnen meine Gründe dafür darlege. Ich bin Eisenbahnrichter geworden, weil ich glaubte, daß ich in dieser Stellung Gutes stiften könnte. Ich habe mich getäuscht. Ich habe in meiner bisherigen Amtsführung, so viel ich weiß, nicht einen Fehler begangen, aber ich habe das Gefühl, daß ich nicht das Gute gestiftet habe, das ich stiften wollte. Ich habe Ihnen am 1. Januar 1879 meine Ansichten über die damals bestehenden Übelstände

ihn als Greis das Schickſal getroffen, nach der Rue d' Enfer auszuwandern, die für Paris nicht weniger aus der Welt liegt, als die Anſiedelungen der amerikaniſchen Hinterwäldler. Hier ſitzt Chateaubriand, das Paris der Julirevolution in ſeinem Rücken, und ſchreibt ſeine Memoiren, die ein Heldengedicht einer großen Vergangenheit ſein werden. Das Haus, welches er bewohnt, iſt ein ächt carliſtiſches Haus, es gehört zu der Infirmerie de Marie-Thérèse, welche die Herzogin von Angoulème geſtiftet zur Aufnahme armer kranker Prieſter und ſolcher Perſonen, die durch die Begebenheiten der Revolution zu Grunde gerichtet worden. Einen Augenblick lang über dieſe ſeltſame Zuſammenbringung ſich wundernd, tritt man in das Haus, durch das Chateaubriand jetzt ohne alle ſophiſtiſche Widerrede ſeine Farbe und Stellung zugeſteht, während man ſonſt ſeinen vielfach ſchillernden und kreiſenden Stern nie mit Gewißheit beſtimmen konnte. Chateaubriand, der unter der Reſtauration das bekannte Wort von ſich ſagte: „Ich bin Republikaner aus Neigung, Bourboniſt aus Pflicht, und Monarchiſt aus Vernunft," hat ſeit der Julirevolution dieſe ſeine drei Naturen in Einen Guß verſchmolzen, und iſt als armer Ritter des Carlismus gen Prag ge-

gaben, und in Bezug auf Schulen und Unterrichtsanstalten ist es nicht anders. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die Kinder, welche in Schulen und Unterrichtsanstalten gehen, viel lernen. Sie lernen viel, wenn sie in Schulen sind, aber sie lernen nicht viel, wenn sie in Schulen sind, und sie lernen nicht viel, wenn sie aus Schulen sind. Sie lernen nicht viel, weil sie nicht viel lernen können. Sie sind, wie sie sind, und sie können nicht anders sein, als sie sind. Sie können nicht anders sein, als sie sind, weil sie nicht anders sein können

mir beſtimmte Stunde vor ſeinem Hauſe anlangte und die Annäherung dieſes bewundernswürdigen Geiſtes in mir empfand! Es war mir als käme ich wallfahrten zu dieſem prophetiſchen Einſiedler von Paris, um Troſt, um Erquickung, um eine gute Verheißung für die Zukunft, und er ſchien mir der wahre Beichtvater all dieſer modernen Politik, um ihm zu beichten das ganze belaſtete Herz dieſer Zeit und an der Urne der europäiſchen Freiheit mit ihm zu weinen! Chateaubriand iſt das zarte Gewiſſen der neueren Geſchichte, das immer vor der Schuld, die in der Entwickelung iſt, zurückbebt und deshalb in beſtändigem Widerſpruch ſich ſieht mit der Geſchichte, in demſelben Moment, wo es Geſchichte bilden hilft. So hat er als Liberaler für die Legitimität und als Legitimer für den Liberalismus gewirkt, er iſt der größte und treueſte Schildhalter der Bourbonen geweſen und hat gleichzeitig für die Preßfreiheit gefochten, welche die Borbonen tädtete. Er gehört zu den wenigen Charakteren, welche ohne Schuld Geſchichte gemacht haben, aber er hat, trotz aller ſeiner Schwankungen, das Geheimniß nicht verſtanden, zu gleicher Zeit gewiſſenhaft und gewiſſenlos zu ſein, welches das Geheimniß der Geſchichte ſelber iſt, ihre göttliche Perfidie; und darum endigt

Kunstwerk bedeutsam ist als das andere. Ein Dome ist monumentale Geometrie. Er ist Mathematik, in Stein gedacht. Er ist Musik, in Stein gebaut. Er ist Architektur, in Stein getürmt. Er ist Symbol, in Stein gedeutet. Er ist Gebet, in Stein gestammelt. Er ist Ausdruck des Glaubens, in Stein gemeißelt. Er ist Ausdruck des Wissens, in Stein gemeißelt. Er ist Ausdruck des Willens, in Stein gemeißelt. Er ist Ausdruck des Könnens, in Stein gemeißelt. Er ist Ausdruck des Schauens, in Stein gemeißelt. Er ist Ausdruck des Ahnens, in Stein gemeißelt. Er ist Ausdruck des Wissens, in Stein gemeißelt. Er ist Ausdruck des Woll

ſchrieb er kurz darauf in London ſeinen wunderlichen **Essai historique**, in dem er gewiſſermaßen Liebesthränen vergoß am Halſe der Revolution und an dem ſüßen Wein der Freiheitsideen ſich faſt wie Vater Noah berauſchte, indem er ſeine Blöße dabei erkennen ließ. Dann zog ihn wie magiſch das Geſtirn Napoleons an, das immer heller und mächtiger ſtrahlte, und Chateaubriand, ſeinen Liberalismus in der Bewunderung für Napoleon abdämpfend, feierte den Engel des Friedens in ihm, den Gott ſelbſt zur Verſöhnung der Revolution geſendet. Und Napoleon bewunderte ſeinerſeits den **Genie du Christianisme**, deſſen ſchönredneriſcher Katholizismus ihm gerade in ſeine Pläne mit dem Papſte taugte, und die Geiſtlichen belobten damals Herrn von Chateaubriand als den Wiederherſteller der chriſtlichen Religion in Frankreich, obwohl ſie ſpäter ſein Buch noch mehr ehrten und es auf den Index der verbotenen brachten. Die Welt war aber damals verworren genug, um einem ſo abgeſchmackten und abergläubiſchen Buche, wie dieſer **Genie du Christianisme**, ein ſolches Aufſehn zu verſchaffen, und wenn man bedenkt, daß nicht lange vorher in Frankreich eine Griſette als Göttin der Vernunft ausgerufen worden, ſo läßt ſich begrei-

Art. 2. Die Bestimmungen dieses Gesetzes finden auf die Bürgermeister, die Beigeordneten und die Mitglieder der Gemeinderäthe der Städte Straßburg, Mülhausen und Metz keine Anwendung. Die Bürgermeister dieser Städte werden, mit Ausnahme des Bürgermeisters von Straßburg, auf Vorschlag des Gemeinderathes durch den Kaiser ernannt. Der Bürgermeister von Straßburg wird auf Vorschlag des Gemeinderathes durch den Kaiser aus der Zahl der Beigeordneten ernannt. Die Beigeordneten werden auf Vorschlag des Bürgermeisters durch den Statthalter ernannt. Die Mitglieder des Gemeinderathes werden durch den Statthalter ernannt.

Art. 3. Die Bürgermeister und Beigeordneten, sowie die Mitglieder des Gemeinderathes der Städte, in welchen Bürgermeister durch den Kaiser ernannt werden, können nur aus den Bürgern dieser Städte ernannt werden.

Art. 4. Die Bürgermeister und Beigeordneten werden auf sechs Jahre ernannt. Sie können nach Ablauf dieser Zeit wieder ernannt werden. Sie können jederzeit durch den Statthalter entlassen werden.

Art. 5. Die Mitglieder des Gemeinderathes werden auf sechs Jahre ernannt. Alle drei Jahre scheidet die Hälfte der Mitglieder aus. Die Ausscheidenden werden durch das Los bestimmt. Sie können wieder ernannt werden. Sie können jederzeit durch den Statthalter entlassen werden.

Art. 6. Die Bürgermeister und Beigeordneten können nicht zugleich Mitglieder des Gemeinderathes sein. Sie können nicht zu Mitgliedern der Commission ernannt werden, welche mit der Prüfung der Rechnungen beauftragt ist.

auch nie wieder mit dem großen Kaiser, er schlug hartnäckig alle Anerbietungen zu dessen Dienst aus, und als Napoleon stürzte, schrieb Chateaubriand Das, was er früher nur anzudeuten gewagt, mit riesenhafter und kecker Fracturschrift aus in der Brochüre: **De Bonaparte et des Bourbons!** So war er denn wirklich, der weitgereiste Mann, nach Rousseau und Voltaire, nach Amerika's Urwäldern und dem stillen Meer, nach Palästina und dem Jordan, nach den Ungeheuern des Nils, nach dem **Genie du Christianisme** und nach der Tragödie der Kaiserherrschaft, wieder angelangt bei seinen Bourbonen, und, um ein Wortspiel Hamlets auf andere Art zu übersetzen, er überbourbonte jetzt noch eine Zeitlang den Bourbonismus. Denn man liebt seine Freunde zärtlicher, wenn man sie lange Jahre nicht gesehen und geküßt. Die Restauration gab Herrn von Chateaubriand das Ministerportefeuille, den Pairstuhl und die akademische Uniform, sie verlieh ihm den eigentlichen Glanz seiner politischen Wirksamkeit, und obwohl er von Zeit zu Zeit wieder an den Bourbons irre wurde, so widmete er ihnen doch eine rührende Siegwartstreue, die bis an deren Ende aushielt. Von allem Großen aber, was er gedacht, gethan, geschrieben, wird ihn vielleicht nur ein

Einziges mit dauerndem Ruhm überleben, nämlich daß er mitten in einem so heuchlerischen und zweideutigen Jahrhundert, wie dem unsrigen, der Held der Preßfreiheit gewesen, und daß er, wie er selbst in der bekannten Vorrede seiner Memoiren von sich sagt, dadurch wenigstens zu einer Freiheit hingeleitet habe, die alle übrigen ersetze! In dieser Glorie erschien mir jetzt Chateaubriand, als ich seine Thür klinkte, und ich Deutscher hatte Ursach, mich vor seiner Größe ehrerbietig zu neigen. —

In einem kleinen länglich schmalen Zimmer von der einfachsten Ausstattung sitzt Chateaubriand vor dem Kamin, ihm gegenüber sein Secretair, denn man trifft ihn jetzt immer beschäftigt, an seinen Memoiren zu dictiren. Vom Fenster schreit aus einem goldenen Käfig ein Papagey dem Eintretenden entgegen und begleitet mit seiner schmetternden Stimme fortwährend die Unterhaltung. Chateaubriand kommt dem Besuchenden mit einer raschen Bewegung entgegen, in der sich fast unmerklich sein leises Hinken verräth. Er ist ein kleiner Mann mit einem feinen charaktervollen Gesicht, dunklem Colorit und ziemlich kräftigem Aussehn. Man sieht ihn in seinem Zimmer gewöhnlich in einem braunen Hausrock, an dem die

weiße Manſchette zierlich hervorſieht. Ein etwas maleriſch um den Kopf gewundenes Tuch, wie es faſt alle Franzoſen zu ihrer Morgentoilette tragen, verſteckt das graue Haar und läßt den Achtundſechzigjährigen um Vieles jünger erſcheinen. Seine Verbeugungen erinnern an den Hofmann. Aber der Blick ſeines Auges hat etwas Anmuthiges neben einer lauſchenden und ſtechenden Nüance, die charakteriſtiſch iſt. Zugleich iſt dies ein Auge, das den Hang ausdrückt, gelobt und geſchmeichelt zu werden, und ich konnte ihm mit gutem Gewiſſen meine eigene Bewunderung, und die man in Deutſchland für ihn hegt, zu erkennen geben. Er ſagte mir mehrmals: **J'aime l'Allemagne à la folie,**" doch war er im Verlauf unſeres Geſprächs beſcheiden genug, Das, was er in einer ſeiner letzten Schriften über deutſche Philoſophie geſagt, ſelbſt für ſehr geringhaltig und aus einer leider zu oberflächlichen Kenntniß des Gegenſtandes entſprungen auszugeben.

Chateaubriand iſt im Anfang des Geſprächs einſylbig und zurückhaltend; erſt wenn man ihn für ein Thema anzuregen weiß, wird er beredter und ſpricht dann mit einer beſeelenden Wärme, die unwiderſtehlich zu ihm hinzieht. Seine Bewegungen werden lebhaft, ſeine Worte ſcheinen ein

Lehrer Hirsch, der auf der Bank gesessen hatte, sah sie an. Er kannte sie so lange, daß er sich nicht mehr erinnern konnte, wann er sie zum ersten Male gesehen hatte. Sie war ein Kind gewesen, als er in Wien zu Besuch bei seinem Bruder gewesen war. Sie war ein Kind, als er in das neue Schulhaus kam. Sie war ein Kind, als er sich verheiratete. Sie war ein Kind, als auf dem Friedhof die Erde auf das Grab seiner Frau geworfen wurde. Sie war ein Kind, als er sich zum ersten Male in seinem Leben einsam fühlte. Sie war ein Kind, als er sich vorgenommen hatte, sie zu heiraten, wenn sie groß sein würde. Sie war ein Kind, als er sich vorgenommen hatte, sie nicht zu heiraten, wenn sie groß sein würde

daß er es nicht laſſen kann, mit der Zunge zu ſchnalzen. Ich mußte lächeln, als er mir jetzt gegenüberſaß, dieſer liebenswürdige Marktſchreier ſeiner großen Schickſale, die er an allen Ecken ausruft, und dabei verſchämt ſein Geſicht hinter dem Veilchenſtrauß der Beſcheidenheit birgt.

Chateaubriand erkundigte ſich bei mir ſehr genau und mit großem Eifer nach dem Befinden der königlichen Familie in Berlin, und gedachte ſeines eigenen Aufenthaltes in dieſer Stadt, in der er bekanntlich das Jahr 1820 als Miniſterreſident und außerordentlicher Geſandter verbrachte und Ritter des preußiſchen ſchwarzen Adlerordens wurde. Er hob den Sinn des Königs für Muſik hervor und bemerkte, daß derſelbe Gluck liebe und Roſſini haſſe. Auch nach Spontini, für deſſen Muſik Chateaubriand in Berlin eine große Vorneigung gefaßt zu haben ſcheint, fragte er mit vieler Theilnahme, und wollte von mir wiſſen, ob Ancillon, welcher ausgezeichnete Staatsmann damals noch lebte, populair ſei? Ich Aermſter wußte ihm dies Alles bei meiner gänzlichen Unkunde gar nicht zu beſtätigen, denn in Ihrem Frankreich, Herr Vicomte, weiß man wohl Alles und ſpricht auch darüber, aber in unſerm Deutſchland iſt es nicht erlaubt, Alles zu wiſſen!

Aber mir fiel ein allerliebſtes kleines Gedicht ein, das Chateaubriand in unſerm Charlottenburg gemacht, unter jenen wehenden Cypreſſen, die ein ſchönes Grabmal und ein ſchönes königliches Herz bewachen. Ich erinnerte ihn an ſeine Verſe auf das Denkmal der Königin Louiſe von Preußen, und er meinte, daß dieſe hohe Frauengeſtalt immer der vermittelnde Engel geweſen zwiſchen Volk und Thron.

Wir kamen bald auf den Zuſtand der gegenwärtigen Zeit zu ſprechen, auf die atmoſphäriſchen Bedingungen dieſer Epoche, unter denen wir jetzt athmen. Chateaubriand berührte die Auflöſung und Anarchie aller Dinge und Meinungen, wodurch ſich auf den erſten Anblick die Gegenwart charakteriſirt. Unſere Zeit ſei tief unglücklich! Aber woher komme dies Unglück? Chateaubriand meinte, es gebe kein Unglück ohne Verſchuldung. Selbſt der Arme der frierend vor ſeinem feuerloſen Kamin daſitze und kein Brot mehr mit ſeinen Kindern zu theilen habe, büße damit eine Schuld ab. Es müſſe, fuhr er fort, tief im Schooße der menſchlichen Geſellſchaft etwas Böſes (un vice) geben, ein vice naturel, das die Menſchheit ſo unglücklich mache, und ihr dieſe Buße auferlege, unglücklich zu ſein! Er erging ſich darauf in den

heftigſten Aeußerungen gegen den St. Simonismus und andere Afterrichtungen, welche das menſchliche Geſchlecht neuerdings irre geführt und abgeführt hätten von dem wahren Heil. Das Chriſtenthum werde immer dauern, und er ſei feſt überzeugt, daß keine andere als die chriſtliche Religion auch wieder die Grundlage der neuen Geſellſchaft (nouvelle société) bilden werde. Alſo glaubt Chateaubriand doch an eine nouvelle société, was mich an ihm überraſchte und auch wieder nicht, denn keine Wendung darf an einem ſo raſch ſich umſchwingenden Geiſt, wie der ſeine iſt, im Grunde befremden.

Er ſprach noch vieles Schöne über die ewige Bedeutung des Chriſtenthums. Was, rief er aus, ſoll man denn anbeten, als das höchſte Weſen in ſeiner dreifaltigen Offenbarung? Man könne vielleicht noch Manches künſteln und fabriziren an den Uebergängen und Perioden der Geſchichte, aber ein neuer Gott werde ſich nicht machen laſſen, ſo wenig, wie ein anderer Frühling als der, den die Natur ſelbſt hervorbringt! Uebrigens, ſetzte er hinzu, bin ich der Meinung, daß die europäiſche Menſchheit zu Ende läuft (s' en va) und einen Reſt geſetzt hat; wo aber auch der Schauplatz einer künftigen Cultur ſein werde, dieſelben Sterne der

Zwischen Thomas und Wilhelm von Malmesbury besteht ein Unterschied, der sich auch in ihren Werken geltend macht. Thomas ist der Mann der Theorie, der Gelehrte, Wilhelm der Praktiker, der Mann des Lebens. Thomas ist ein Mann, der sich in seine Studien vertieft, der sich in ihnen verliert, der sich in ihnen vergräbt, der sie für sich, für sein Leben, für seine Bedürfnisse treibt, der sie nicht für andere treibt, der sie nicht für andere verwendet, der sie nicht für andere verwertet, der sie nicht für andere verarbeitet, der sie nicht für andere verbraucht, der sie nicht für andere verschwendet, der sie nicht für andere vergeudet. Wilhelm ist ein Mann, der sich in seine Studien vertieft, der sich in ihnen verliert, der sich in ihnen vergräbt, der sie für sich, für sein Leben, für seine Bedürfnisse treibt, der sie aber auch für andere treibt, der sie für andere verwendet, der sie für andere verwertet, der sie für andere verarbeitet, der sie für andere verbraucht, der sie für andere verschwendet, der sie für andere vergeudet.

Die Neigung des Lesers eines Buches von Thomas ist, sich in dasselbe zu vertiefen, sich in ihm zu verlieren, sich in ihm zu vergraben, sich in ihm zu verschwenden, sich in ihm zu vergeuden, sich in ihm zu

Chateaubriands ausgesprengt hat, durchaus ungegründet und übertrieben sind. Chateaubriand ist fortwährend auf ziemlich standesmäßigen Fuß, freilich im verkleinerten Maßstabe, eingerichtet, und hat in früheren Tagen der Armuth, in denen er das Kummerbrot der Verbannung gegessen, ohne Zweifel mit größeren Entbehrungen zu kämpfen gehabt, als jetzt, wo ihm aus Carlistenfonds gewiß nicht ganz unbedeutende Unterstützungen zufließen. Von dem Staate empfängt und nimmt Chateaubriand nichts, seitdem er, um nicht Louis-Philipp den Eid der Treue zu leisten, durch seinen Austritt aus der Pairskammer auch die letzten 12,000 Francs seiner jährlichen Einkünfte aufs Spiel setzte, aber man darf nicht denken, daß er darum wie Kotzebues armer Poet wirthschafte. Der Theil der Infirmerie de Marie-Thérèse, welchen er bewohnt, hat das Ansehn einer stillen Villa, wahrhaft im Charakter einer Emigrirten-Wohnung, das Haus liegt hinter einem Vorhofe versteckt, und hinten gränzen bedeutende Gartenanlagen an. Chateaubriand versteht aber auch ohne Zweifel die Armuth romantisch und hochpoetisch zu nehmen, und seine Phantasie gefällt sich darin, daß der größte Mann Frankreichs, der sich für den Todtengräber seines Jahrhunderts hält, auf der

Bestimmung gemäß:

1. Die Bestimmungen des Gesetzes über Maß, Gewicht und Münze vom 16. Juli 1868 (Bundesgesetzblatt für 1868, Seite 277) sind, soweit sie das gesetzmäßige Maß- und Gewichtssystem betreffen, vom 1. Januar 1872 an, soweit sie das Münzwesen betreffen, vom 1. Januar 1873 an, in Kraft getreten.

2. Vom 1. Januar 1872 an dürfen gesetzliche Maße und Gewichte nur nach dem Verhältnisse des Meters und des Kilogramms, vom 1. Januar 1873 an nur nach dem Verhältnisse des Meters und des Kilogramms und des Reichsmarks gestempelt werden.

3. Vom 1. Januar 1872 an dürfen Maße und Gewichte, welche nicht nach dem Verhältnisse des Meters und des Kilogramms gestempelt sind, nicht mehr gestempelt werden.

4. Vom 1. Januar 1873 an dürfen Maße und Gewichte, welche nicht nach dem Verhältnisse des Meters und des Kilogramms und des Reichsmarks gestempelt sind, nicht mehr gestempelt werden.

5. Vom 1. Januar 1873 an dürfen Maße und Gewichte, welche nicht nach dem Verhältnisse des Meters und des Kilogramms und des Reichsmarks gestempelt sind, nicht mehr gestempelt werden.

schen Thatsachen der geschichtlichen Bewegung, sondern nur die lyrische Subjectivität der Zeit, die davon hin und hergeschaukelt wird, und Glockentöne danach von sich gibt, bald traurige, bald frohe. Solche musikalische Naturen, wie Chateaubriand, verklingen mit den Winden der Zeit, die auf ihren Saiten gespielt haben, sie leiden, weil sie durch und durch Musik sind, das Schicksal aller Musik, in die Lüfte zu verschweben. Bei aller Persi die eines Talleyrand und bei aller Redlichkeit eines Chateaubriand steht der Eine doch am Ende nicht weniger zweideutig in der Geschichte da als der Andere, und wenn man Chateaubriand nicht den Vorwurf macht, daß er Eide gebrochen, so macht man ihm den, daß er sie gehalten. So läuft im Ganzen und Großen der Geschichte Alles auf Eins hinaus. Wenn ich an Talleyrand's Metamorphosen denke, wird mir seltsam zu Muthe. Wird die Nachwelt eine Satire, eine Elegie oder ein Lehrgedicht über Talleyrand schreiben? Lehrreicheres, Wehmüthigeres und Burleskeres zugleich kann es in der That nicht geben, als die allfarbige Gestalt dieses Mannes, der ebenso viele Eide geschworen als gebrochen, ebenso viel zerstört als aufgebaut, ebenso oft für die Bewegung als für den Stillstand und den Rückschritt gefochten, ebenso oft

Es kann für Manche befremdlich scheinen, daß ich die Quelle der Moralität nicht in der Idee der Vollkommenheit, in der Idee eines Wesens, das alle Vollkommenheit in sich vereinigt, oder in der Glückseligkeit, die Manche zum Prinzip machen wollen, suche, und diese Ideen, sowohl die Vollkommenheit als auch die Glückseligkeit, beide zum Begriffe der Gottheit bringe, um sie zu Gründen der Moralität zu machen, weil ich meine Behauptung, daß sie es nicht sind, schon oft und genug habe hören lassen. Es ist also hier nicht das Publikum, welches ich zu Gehöre bringen will, sondern nur einige Personen, welche sich mit meinen Grundsätzen bekannt gemacht haben. Diese sollen mir sagen, ob sie sich bei dem moralischen Gefühle, wenn es nicht vor allem andern rein ist, und wenn es nicht seine Kraft eben darin zeigt, daß es auch alle Glückseligkeit ausschließt, wenn es sich selbst genug ist, nicht besser und erhabener fühlen, wenn sie ihre Handlungen vor sich selbst, und nicht vor andern, vor Gott, wie ihn Manche machen, vor sich selbst vor Gott, wie ihn Vernunft selbst uns kennen lehrt, rechtfertigen.

Publikum der Nationalversammlung. Hier ein chronologisches, dort chronologie monarchique. Hier ein Bürger, dort ein citoyen. Hier ein Gesetzbuch, dort ein Code civil. Hier ein Gesetzbuch, dort ein Code pénal. Hier ein Gesetzbuch, dort ein Code d'instruction criminelle. Hier ein Gesetzbuch, dort ein Code de commerce. Hier ein Gesetzbuch, dort ein Code rural. Hier ein Gesetzbuch, dort ein Code forestier. Hier ein Gesetzbuch, dort ein Code militaire. Hier ein Gesetzbuch, dort ein Code de la garde nationale. Hier ein Gesetzbuch, dort ein Code de la police municipale. Hier ein Gesetzbuch, dort ein Code de la police de la grande voirie. Hier ein Gesetzbuch, dort ein Code de la police de la petite voirie. Hier ein Gesetzbuch, dort ein Code de la police de la chasse. Hier ein Gesetzbuch, dort ein Code de la police de la pêche. Hier ein Gesetzbuch, dort ein Code de la police de la navigation. Hier ein Gesetzbuch, dort ein Code de la police de la pêche fluviale

und abſichtsvollen Widerſprüche Talleyrands? Und wie wird eine ruhige und glückliche Nachwelt übereinkommen, was man Tugend in der Geſchichte zu nennen habe? — — —

3.

Meine Madame Grenelle und die franzöſiſchen Frauen.

(15. April 1837.)

— Seit einiger Zeit ſpeiſe ich zweimal in der Woche bei einer Franzöſin im Faubourg St. Germain, die einen kleinen Mittagszirkel um ſich gebildet hat, wie es in Paris häufig mittelloſe Damen und beſonders Witwen aus den anſtändigſten Claſſen zu thun pflegen, um ihren Haushalt beſſer beſtreiten zu können. Es ſind vornehmlich Fremde, welche gegen eine nicht immer ganz wohlfeile Entſchädigung um den Mittagstiſch einer ſolchen wohlſprechenden Franzöſin ſich vereinigen und dafür den Vortheil genießen, ſchon gleich nach ih-

rer Ankunft in alle Stadtgeheimnisse, Parteigeklätsche, Liebes- und Heirathsgeschichten eingeweiht zu werden, und das Alles in einem fließenden Strom der französischen Conversation, von deren originellen Wendungen man durch einen solchen weiblichen Demosthenes in wenigen Stunden mehr ervortheilt als wenn man jetzt wochenlang die Salons oder die Deputirtenkammer besucht. Diese Damen, die sich mit vieler Würde und Anmuth hinter der Suppenschüssel repräsentiren, tragen gewöhnlich auch eine sehr bestimmte politische Färbung, und die unsrige ist eine so leidenschaftliche Carlistin, wie es kaum noch eine zweite im Faubourg St. Germain geben kann. Madame Grenelle prophezeite uns neulich auf das Gewisseste, daß Frankreich binnen fünf Monaten eine vollständige Revolution haben würde. Alle Augenblicke will sie wissen, daß sich eine gefährliche Emeute in der Stadt zugetragen, und heut erzählte sie von einem Aufstand der brotlosen Ouvriers an der Porte St. Denis, von dem man aber in ganz Paris nichts weiß. Auch kein einziges Journal meldet etwas davon, Madame Grenelle! entgegnete ich ihr — und doch behaupten Sie, daß zwei und zwanzig Menschen dabei umgekommen sein sollen. — Und was beweist das, mein Herr?

ernichtet wird Wilhelm Gemalin, schon in ihrer verfluchten Wildheit noch mit dem Zauber tiefer Leidenschaft — es braucht nicht auf die Verschiedenheit seiner Temperamente hingewiesen zu werden, um den Grund zu finden, warum sie Wilhelm, die, wie Goethe, beim Wilhelm Meister, ohne sich, wie Er, durch Bildung und Kunst zu einer Sphäre hindurchzuringen, in welcher Alles, Sinnliches und Geistiges, sich zu einem Ganzen verbindet, — warum sie Wilhelm nicht wieder Wilhelm, wie sich Lothario Frankenfeldern nennt, bis sie ihn durch neue Leiden zu seinem Wesen macht, seine neue Bestimmung vor seine Gewissheit versetzt hat, sein neues ungetrübtes Bewusstsein! Und sie, und eine solche Natur, wie sie, kann nicht Wilhelm Gemalin werden, sie kann nur Wilhelm Geliebte sein. Es ist nicht der Mangel an Bildung, der sie von dem Ziele so hoher Liebe, bei Goethe keine Stufe hat weiter zu steigen, sie ist nicht

mend und nach Maßgabe des Eindrucks, der hervorgebracht werden ſoll, ganz kunſtmäßig ſich modulirend. Madame Grenelle iſt nur eine anſtändige Bürgerfrau, denn ihr ſeliger Mann war **Epicier** geweſen in der **Rue du Bac**, aber ſie kennt die politiſche Geſchichte ihrer Nation ſo genau und bis in die Details hin, daß ſie für Deutſchland ſchon gelehrt genug wäre zu einer Profeſſur der Staatswiſſenſchaften. Sie iſt unterrichtet von Allem, was geſchieht und nicht geſchieht, ſo daß man zuweilen auf den Gedanken kommen könnte, ſie halte ſich Kundſchafter oder gebe ſelbſt einen ſolchen ab, denn häufig ſtehen Damen dieſer Art mit der Polizei in irgend einem Verhältniß. Seit einiger Zeit iſt aber Madame Grenelle etwas kränklich und empfängt uns in ihrem weißen Himmelbette liegend, in welchem ſie ſich in ihrem ſchneeweißen Negligée mit der größten Zierlichkeit bewegt. Dies hält ſie nicht ab, mit ihrer kräftigen Mannsſtimme dennoch die Koſten der Unterhaltung zu beſtreiten, und ſie erzählt uns dann von der Politik, während wir in dem offenſtehenden Nebenzimmer ſpeiſen, vor allen Gefahren dieſer verführeriſchen Situation durch eine gehörige Diſtance geſichert.

Aber man bedenke, daß Madame Grenelle

eine Frau von vierzig Jahren ist, heißt es ja nur so viele Staubkörnchen hinwerfen, und sie ist schlecht beim meinig lieber, wenn sie es nicht selber will, daß sie an den Tod sich denken sollte. Ich will gleich machen, daß sie weg kommt, und es soll ihr nicht leid thun. Ich will ihr ein Kleid machen, und ein Hut soll auch dabei sein, und ein Schleier, und ein Schleppkleid, und Handschuh, und Stiefel und alles was dazu gehört, und ein Sonnenschirm, und ein Fächer, und ein Paar Ohrringe, und ein Halsband, und ein Ring, und ein Armband, und ein Uhrgehänge, und ein Uhr, und ein Paar Strümpfe, und ein Paar Schuh, und ein Paar Pantoffeln, und ein Schlafrock, und ein Paar Hemden, und ein Paar Unterhosen, und ein Paar Unterröcke, und ein Paar Nachthemden, und ein Paar Schlafhauben, und ein Paar Nachtmützen, und ein Paar Schnupftücher, und ein Paar Taschentücher, und ein Paar Handtücher, und ein Paar Badetücher, und ein Paar Tischtücher, und ein Paar Servietten, und ein Paar Betten, und ein Paar Bettücher, und ein Paar Bettdecken, und ein Paar Kissen, und ein Paar Kissenüberzüge, und ein Paar Bettvorhänge, und ein Paar Fenstervorhänge, und ein Paar Tischvorhänge, und ein Paar Wandvorhänge, und ein Paar Teppiche, und ein Paar Fußteppiche, und ein Paar Bettteppiche, und ein Paar Bettvorlagen, und ein Paar Fußvorlagen, und ein Paar Tischvorlagen, und ein Paar Wand

zu werden, verschenkt ihren Rath wie sonst ihre Gunst und triumphirt durch ihre Lebenserfahrungen und Verbindungen, wie sonst durch ihre Toilettenkünste. In keiner Stadt aber begegnet man alten Frauen mit so satanischen Physiognomieen, wie in Paris, obwohl ich unserer Madame Grenelle keineswegs nachsagen will, daß sie dazu gehörte. Sie hatte vielmehr immer den wohlwollendsten Ausdruck, wenn sie uns den Braten vorlegte, und machte nur dann ein malitiöses Gesicht, sobald sie auf Louis-Philipp zu reden kam.

Die Pariserinnen haben wenig Anziehendes für mich und ich könnte bei ihnen leicht in den Ruf des heiligen Antonius gerathen. Aber die ihnen eigene Schönheit besteht mehr in geheimen als in sichtbaren Reizen, und gleicht manchen Gerichten (wie z. B. überzuckerten Vogelnestern), die nur ein vollkommener Gourmand zu würdigen versteht, die aber dem an eine gute und einfache Hausmannskost gewöhnten Laien widerstreben. Bei aller reizenden Tournure, ist doch die Gestalt der Pariserinnen selten ausgebildet, weder zu einer Hebe noch zu einer Juno, sondern man findet hier vorherrschend einen Mittelschlag von schönen Formen, die geschmeidig

auch vielfältig genug sind, aber ihre Vermehrung macht sie nicht besser, sie ist bloß beargert, als ob sie gebeten hat. Wie die einzige Quelle des Bösen entspringt, entdeckt auch jeglicher ein Gedankenspiel, daß wenn man sie einheitlich behielte, daß sie Bosen ausrotte, die Gedanken, daß sie sich über denen wenige die Gedanken hat, daß sie keine Zeichnung zur Thaten zu tragen vermöchte. Die ganzen Kräfte welchen aber den Gedanken von Zweifelsmuth einem Thätigkeitsfeld, daß keinen mehr wahrnehmen Gedanken hat gibt und verbindet, wenn auf und nach der Thaten Willkommen sich gebildet, die durch den Gedanken, daß man sich Gedanken nicht gibt. Die Gedanken ist eine Thaten, die mehr denn eine Thaten Gedanken hat, denn in beiden Thaten, die mehr Gedanken hat, denn in beiden Thaten, die Gedanken ist eine

Gnade, auf die Gefahr hin, daß Sie mich deshalb nur um so mehr haßen. Ich bitte Sie darum, Sie, die Allgütige, so weise zu disponiren, daß Sie mich nicht verlaßen, daß Sie mich nicht dem Elende überantworten. Ich bin, wie Sie Herrn Schwarz sagen werden, ein Sünder vor Ihnen. Ich bitte Sie daß Sie mir Ihre Gnade nicht entziehen, daß Sie mich nicht verlaßen. Ich verlange Nichts, als von Ihnen geliebt zu werden, und Ihnen dienen zu können. Ich bitte Sie, mir Ihre Gnade zu erhalten, und mir Ihre Liebe zu schenken

ris schon bedeutend herausgetreten, und zwar in allen Ständen, von den Purpurteppichen des vornehmsten Boudoirs herab bis zu der königlich thronenden **Dame du Bureau** in einem Caféhause, welche zierlich mit Wichtigkeit den Betrag jeder **demi-tasse** in ihr Buch einzeichnet. Besonders im Bürgerstande hat die Frau hier ein großes Uebergewicht über den Mann davongetragen. Sie sitzt den Tag über in der Boutique hinter ihrem stattlichen Comptoirtisch, schön, anmuthig, gewandt, immer nach der neuesten Mode gekleidet, und zieht die Käufer an, die sie mit der ausgesuchtesten Höflichkeit behandelt. Sie empfängt die Huldigungen galanter Cavaliere, sie weiß zu reden, und bleibt keine Antwort, keine sinnvolle Anspielung schuldig, während ihr Mann, der im Fond des Ladens unter seinen Gesellen arbeitet, oft ein Flegel ist und an Bildung, Lebensart und Gewandtheit des Wesens sich ihr gar nicht vergleichen kann. Dafür hält sie aber auch, im Gefühl ihrer Würde, den Mann bedeutend unter dem Pantoffel, unter dem hier fast jeder Ehemann des Bürgerstandes sich befindet, und es gibt in Paris kaum einen Hutmacher oder Handschuhfabrikanten, der eine Boutique hielte, welcher nicht auch die unumschränkte Oberherrschaft seiner schöneren Hälfte

Ehre, so bedeutet es Nichts, wenn Jemand Ehre gibt. Er bezeichnet Alle, und sie sind, wie sie sind, Nichts. Er ist Alles, und sie sind Alles. Er ist Gott, und sie sind Götter. Er ist Gott, und sie sind Gott. Er ist Gott, und sie sind Gott. Er ist Gott, und sie sind Gott

von der deutſchen Hieroglyphenſchrift der Zärtlichkeit, ſie ſpricht laut, wo Jene ſeufzt, ſie lacht übermüthig, wo Jene liebäugelt, ſie iſt ſtolz und befehlend, wo Jene verſchämt und anſchmiegend iſt. Sie theilt glänzende Ordensſterne an ihre Liebe aus, wo Jene Blumen aufſucht, die eine beſondere Bedeutung haben. Sie iſt offen, wo Jene geheim iſt, und iſt deshalb weniger coquett als Jene, denn die größte Coquetterie beſteht in dem Verſchwiegenen. Die Franzöſin iſt ein Charakter, die Deutſche iſt ein Gemüth, und das Gemüth ſpinnt überall ſeine Fäden aus, während der Charakter lieber zu einer ſtählernen Selbſtändigkeit ſich verhärtet. Daher begegnet es der Franzöſin nie, daß ſie unwillkürlich, durch bloßes Augenaufſchlagen, Beziehungen ſuche, ſie gleicht vielmehr, beſonders in ihrer öffentlichen Erſcheinung, dem kalten Eiskryſtall ſelbſt, der hell funkelt, aber nicht ſo leicht, ſelbſt unter dem höchſten Wärmegrad nicht, in Feuer dahinſchmilzt. Der gute Ton iſt es, der es hier vor allen Dingen ſo mit ſich bringt. Wenn es aber einmal ihr Wille wird, daß ſie Beziehungen ergreife und hervorlocke, dann ſchlägt ſie, wie der Pfau, ein prächtig flammendes Farbenbogenrad um ſich her, ſchillert in tauſend magiſchen Strahlen, und es gibt kein Glied, keine

Zeit nach Rom kommen, so hat er nicht nur Alles mit Rom verloren, er hat Alles verloren, was er in Deutschland gewonnen hat. Er ist ein Mann, der Alles verloren hat.

Ich habe Ihnen, Herr Minister, in meinem Schreiben Nichts von Rom, Nichts von Ihrer Stellung zu Rom gesagt. Ich habe Ihnen nur gesagt, daß Sie Alles verloren haben, wenn Sie nach Rom gehen. Ich habe Ihnen nur gesagt, daß Sie Verhältnisse und Ihre ganze bisherige Wirksamkeit verlieren, wenn Sie nach Rom gehen. Ich habe Ihnen nur gesagt, daß Sie Alles verlieren, was Sie sind, wenn Sie nach Rom gehen. Ich habe Ihnen nur gesagt, daß Sie Alles verlieren, was Sie haben

Gabriel hielt und das Wort ihre Kraft. Da empfanden sich auch die Knie, daß sie sich beugten vor ihr. Je näher in unaufhaltsamer Bewegung auf, und gleich dem Gluth werden sie heiß. Die Knie sinken hinein bis an die Knöchel. Die Knöchel verwandeln sich bald in Schenkel, bald in Lenden, und diese, wachsen sie, bis sie auch Brüste haben, bis sie ihre ganze Gestalt, Geschlechtsorgane und Haare und Adern in jenen Theilen, wachsend und heiß Gluth, Leben, wenn sie sich in Feuer gießt und heiß wird in seinen Adern, und Blut, das Feuer ist Gedanke, Gedanke ist aber nur die heißeste Glutenfeuer Blut, wo sie ist, ist auch Gedanke und ihre Adern Gedanke gebären, denn sie war Gedanke, und ihre Adern sind Gedanke, und Gedanke sind sie, und sie ist

beeifert, ihre Couriere mit dieſer Nachricht in alle Welt auszuſchicken. Thörichter Vorwitz! Was hilft es, den Talisman zu entblößen, durch welchen die Magie der Zauberin wirkt? ſie bleibt doch Zauberin, denn ſie allein verſteht den Talisman zu gebrauchen. Wenn ein Taufſchein proſaiſch genug iſt, zu der Mars zu ſagen: Du wirſt morgen 60 Jahre alt! ſo braucht ſie bloß auf den Abend in ihr Theatre français zu gehen, der Vorhang wird aufgezogen, die Lichter werfen den erhellenden Schein über ihre Anmuth, es flüſtert durch das ganze Parterre: das iſt die Mars! und jeder Enthuſiaſt zählt ihr 18 Jahre zu, und beklatſcht ſie für ihre 18 Jahre ſtürmiſch. Wenn aber die Verehrer der Mars den wahren Vortheil ihrer Jugendgöttin verſtänden, ſo würden ſie in die Journale haben rücken laſſen: daß ſie ihr achtzigſtes Jahr anzutreten im Begriff ſtehe! Denn darin beſteht eben die Jugend der Mars, daß die Mars ſo alt iſt, und je älter ſie iſt, deſto merkwürdiger erſcheint ihre Jugend. Es iſt hier eine Dialektik von Jugend und Alter, für die man Philoſoph ſein muß, um ſie wahrhaft würdigen zu können.

Ich glaube in der That, es iſt ein philoſophiſcher Zug der Franzoſen, der einzige, den ich bis

jetzt an ihnen habe entdecken können, daß sie für Jugend und Alter dieser Schauspielerin noch immer schwärmen! Die Charte von 1830 ist schon alt und grau geworden, aber die Mars ist noch immer jung! Wunder genug! — Wie schön, wie anmuthig, wie jung sie noch ist! heißt es überall in den Salons, wenn zur Abwechselung von den Theaterdingen geschwatzt wird; und an einem solchen relativen noch begeistert man sich auf eine Weise, die mir wenigstens ganz philosophisch zu sein scheint, denn die Franzosen werden dabei ihrer sonstigen Natur gänzlich untreu und beten eine Abstraction an, die sie selbst geschaffen haben. Das Letztere haben sie freilich auch in der Politik nur allzuhäufig gethan. Aber was hilft es Alles, wenn es nun einmal Mode ist, die Mars jung zu finden? —

Und wie sieht es denn mit dieser Jugend der Mars aus? Muß man wirklich den Verstand darüber verlieren, und muß man sich seiner eigenen Jugend vor ihrem Alter schämen? Ich rathe Jedem, sein Herz in Acht zu nehmen, wenn er sich im Theatre français befindet. Es gibt auf dieser Bühne, außer der Mars, noch einige andere Damen, in denen die Ehrwürdigkeit mit der Liebenswürdigkeit um die Wette geht, und denen zu

und dies ist mir bis auf jetzt [illegible] Ich habe mich nicht entschließen können, Ihnen zu schreiben, weil ich Ihnen nichts Gewisses sagen konnte, und ich es langweilig fand, so kurz Ihnen zu schreiben, daß ich nichts weiter sagen kann, als daß ich noch lebe, und daß ich Sie noch immer sehr lieb habe. Ich hoffe, Sie werden mir dieses Stillschweigen nicht übel nehmen.

Ich habe Ihnen, wie Sie wissen, einen Brief an Herrn Bürgermeister Meyer mitgegeben, und ich bitte Sie, mir zu sagen, ob Sie ihn richtig erhalten haben, und ob Sie ihn gelesen haben. Antworten Sie mir, so bald Sie können, und sagen Sie mir, ob Sie mich noch lieb haben, und ob Sie mir noch gut sind.

Ich habe Ihnen, wie Sie wissen, einen Brief an Herrn Bürgermeister Meyer mitgegeben, und ich bitte Sie, mir zu sagen, ob Sie ihn richtig erhalten haben, und ob Sie ihn gelesen haben. Antworten Sie mir, so bald Sie können, und sagen Sie mir, ob Sie mich noch lieb haben, und ob Sie mir noch gut sind.

Ich habe Ihnen, wie Sie wissen, einen Brief an Herrn Bürgermeister Meyer mitgegeben, und ich bitte Sie, mir zu sagen, ob Sie ihn richtig erhalten haben, und ob Sie ihn gelesen haben. Antworten Sie mir, so bald Sie können, und sagen Sie mir, ob Sie mich noch lieb haben, und ob Sie mir noch gut sind.

eine Gestalt. Eine runde. Er hat einen Eigennamen, auf den Klang des Eigennamen hin hat Gestalt sie gebildet, und in ihr eine Existenz damit sie existiere, hat er sie nach dem Bilde seiner Existenz gebildet. Er hat ihr Bewegung, hat sie in Bewegung gesetzt, damit sie sich bewege. Sie bewegt sich. Sie bewegt sich, sagen wir, wie sich die Erde um die Sonne bewegt. Sie bewegt sich, sagen wir, wie sich der Mond um die Erde bewegt. Sie bewegt sich, sagen wir, wie sich die Erde um ihre Achse dreht. Sie bewegt sich, sagen wir, wie sich der Mond um seine Achse dreht. Sie bewegt sich, sagen wir, wie sich die Erde um die Sonne bewegt, während sie sich um ihre Achse dreht, während der Mond um die Erde sich bewegt, während er sich um seine Achse dreht. Sie bewegt sich, sagen wir, wie sich die Sonne mit ihrem ganzen Planetensystem um den Mittelpunkt der Milchstraße bewegt, während sie sich um ihre Achse dreht, während die Erde um die Sonne sich bewegt, während der Mond um die Erde sich bewegt, während er sich um seine Achse dreht. Sie bewegt sich, sagen wir, wie sich die Milchstraße mit ihrem ganzen Sonnensystem um den Mittelpunkt der Nebelwelt bewegt, während sie sich um ihre Achse dreht, während die Sonne mit ihrem Planetensystem um den Mittelpunkt der Milchstraße sich bewegt, während die Erde um die Sonne sich bewegt, während der Mond um die Erde sich bewegt, während er sich um seine Achse dreht. Sie bewegt sich, sagen wir, wie sich die Nebelwelt mit ihrem ganzen Milchstraßensystem um den Mittelpunkt der Nebelwelten bewegt, während sie sich um ihre Achse dreht, während die Milchstraße mit ihrem ganzen Sonnensystem um den Mittelpunkt der Milchstraße sich bewegt, während die Sonne mit ihrem Planetensystem um den Mittelpunkt der Milchstraße sich bewegt, während die Erde um die Sonne sich bewegt, während der Mond um die Erde sich bewegt, während er sich um seine Achse dreht. Sie bewegt sich, sagen wir, wie sich die Nebelwelten mit ihrem ganzen Milchstraßensystem um den Mittelpunkt der Nebelwelten bewegt, während sie sich um ihre Achse dreht, während die Milchstraße mit ihrem ganzen Sonnensystem um den Mittelpunkt der Milchstraße sich bewegt, während die Sonne mit ihrem Planetensystem um den Mittelpunkt der Milchstraße sich bewegt, während die Erde um die Sonne sich bewegt, während der Mond um die Erde sich bewegt, während er sich um seine Achse dreht. Sie bewegt sich, sagen wir, wie sich die Nebelwelten mit ihrem ganzen Milchstraßensystem um den Mittelpunkt der Nebelwelten bewegt, während sie sich um ihre Achse dreht, während die Milchstraße mit ihrem ganzen Sonnensystem um den Mittelpunkt der Milchstraße sich bewegt, während die Sonne mit ihrem Planetensystem um den Mittelpunkt der Milchstraße sich bewegt, während die Erde um die Sonne sich bewegt, während der Mond um die Erde sich bewegt, während er sich um seine Achse dreht. Sie bewegt sich, sagen wir, wie sich die Nebelwelten mit ihrem ganzen Milchstraßensystem um den Mittelpunkt der Nebelwelten bewegt, während sie sich um ihre Achse dreht, während die Milchstraße mit ihrem ganzen Sonnensystem um den Mittelpunkt der Milchstraße sich bewegt, während die Sonne mit ihrem Planetensystem um den Mittelpunkt der Milchstraße sich bewegt, während die Erde um die Sonne sich bewegt, während der Mond um die Erde sich bewegt, während er sich um seine Achse dreht.

Lehrern, die Herr in sein Haus, die Schüler, die Lust, Freud' an ihm nehmen, die Schule in Ehren halten, Gott fürchten und ihn lieben, so wird Gott der Herr sein Haus segnen, daß es wird stehen, wie ein fest Schloß, Burg, ein Bollwerk, Mauer und Wehr, daß es nicht fallen noch zerstört werden kann, sondern wird bleiben, wie ein Berg Zion, der nicht fällt, sondern bleibt ewiglich. Ist es aber, daß sie nicht wollen, so wird Gott der Herr sein Haus nicht segnen, sondern wird es lassen fallen, daß es wird gehen, wie einem Garten, der keinen Zaun hat, wie einem Acker, der nicht gebauet wird, wie einem Weinberge, der nicht gehauet wird, wie einem Hause, das nicht gebauet wird, wie einem Schiffe, das nicht gebauet wird, wie einem Schiffe, das nicht gebauet wird, wie einem Schiffe

Schluß entnommen. Daß der Klang gut ist, daß Kraft und Fülle darinnen sind, daß er rund, daß er weich und voll ist, dessen bedarf es nicht. Es ist unerheblich, in welchen Tonlagen Singen und Sprechen sich bewegen, wenn nur die Stimme weich und schlank ist. Stimmen, welche in Tonlagen, welche an unsere Ohren sie nicht gewöhnt haben, Gefallen finden, sind, wie wir sahen, nicht schön, weil sie Mangel an Weichheit besitzen; und weich klingt eine Stimme, welche sich in mittelmäßigen Schwingungszahlen über Zweifel und Tiefe gleichmäßig bewegt. Diese Mittellage ist die natürliche Klangfarbe der Stimme überhaupt, ist es, weil sie Weichheit der Stimmbänder voraussetzt, gleichviel, welchen Sitz sie auf der Resonanzfläche haben, und die Weichheit ist es, welche Kraft und Fülle bedingt. Kraft und Fülle sind gleichfalls Eigenschaften der Stimme, welche sich nicht willkürlich hervorbringen lassen, sondern welche sich aus einer gesetzmäßigen Entwickelung ergeben, und es sind Grundsätze vorgeführt, nach welchen sie sich entwickeln. Wir gehen über zu den Mitteln, wie sie Ausdruck sind werden.

Ausdruck ist die verschiedene Form der Tonbildungen, hervorgerufen durch die verschiedene Art,

in Folge für die organischen Base, dem sich
Ammoniak, Kali, Natron, Kalk, Baryt, Strontian,
Magnesia, Thonerde, Eisenoxyd, Manganoxyd,
Zinkoxyd, Bleioxyd, Kupferoxyd, Silberoxyd,
Quecksilberoxyd, Platinoxyd, Goldoxyd, Palladiumoxyd
und Rhodiumoxyd, Oxyde, welche
sämmtlich mit Säuren Salze bilden, die sich
durch ihre Zusammensetzung, ihre Eigenschaften
und ihre Verwandtschaften zu einander
und zu den Säuren, mit denen sie in Berührung
kommen, in die Augen fallend ähnlich
sind. Wenn man nun auch nicht alle Salze
dieser Basen kennt, so kennt man doch die
Mehrzahl derselben, und es ist nicht zu bezweifeln,
daß man auch die noch fehlenden
Salze, wenn man sie nöthig hat, leicht darstellen
wird. Es ist daher nicht zu verwundern,
daß man, wenn man sich mit der
Darstellung der Salze einer organischen Base
beschäftigt, sogleich weiß, was man zu thun
hat, um sie zu erhalten, und daß man
sogleich weiß, was man zu thun hat, um
sie zu erhalten, und daß man sogleich
weiß, was man zu thun hat, um sie zu
untersuchen, und daß man sogleich
weiß, was man zu thun hat, um sie zu

begegnen vermag; überhaupt, wo ihn bestimmende Ursachen, wo Gründe zum Handeln und zum Wirken vorhanden sind, da ist auch Wirksamkeit, und gewissen begründet sie Ehrenrettung. Wo sie fehlt, da ist Unthätigkeit, und sie verdient Vorwurf und Tadel. Wo aber Gelegenheit dazu ist, da ist Pflicht, und sie ist Gewissenssache, und wo sie nicht ist, da ist Gewissenlosigkeit und Schuld. Wo sie nicht ist, da ist Unthätigkeit, und sie verdient Vorwurf und Tadel. Wo aber Gelegenheit dazu ist, da ist Pflicht, und sie ist Gewissenssache, und wo sie nicht ist, da ist Gewissenlosigkeit und Schuld.

Eine Gesellschaft, die sich selbst erhalten will, muß sich selbst schützen. Sie muß sich selbst vertheidigen. Sie muß sich selbst helfen. Sie muß sich selbst retten. Sie muß sich selbst erhalten. Sie muß sich selbst schützen. Sie muß sich selbst vertheidigen. Sie muß sich selbst helfen. Sie muß sich selbst retten. Sie muß sich selbst erhalten.

Wo Gefahr ist, da ist Pflicht, und sie ist Gewissenssache, und wo sie nicht ist, da ist Gewissenlosigkeit und Schuld. Wo Gefahr ist, da ist Pflicht, und sie ist Gewissenssache, und wo sie nicht ist, da ist Gewissenlosigkeit und Schuld.

Wo Gefahr ist, da ist Pflicht, und sie ist Gewissenssache, und wo sie nicht ist, da ist Gewissenlosigkeit und Schuld. Wo Gefahr ist, da ist Pflicht, und sie ist Gewissenssache, und wo sie nicht ist, da ist Gewissenlosigkeit und Schuld.

rell kennen, um zu wissen, daß es keinem lästigen Zwang sich anhaltend bequemt, sondern beständig nach Freiheit, Unabhängigkeit und Genuß sich hindrängt. Ein wenig Genuß ist auch wohl der jungen Näherin in ihrer finstern Boutique auf dem Faubourg Montmartre zu gönnen, ihre sechzehn Jahre pulsiren gewaltig in ihr, und wie schwer muß es sein, bei so vielem Herzklopfen beständig die immer gleichförmige Nadel zu führen! Nur verstohlen darf sie zuweilen den Blick auf die Straße hinauswagen, gleich schilt die gestrenge und wohlehrwürdige Directrice. Endlich findet sie einen Freund, es ist ein junger hübscher Mensch, der ihr auch recht wohlgefällt, er ist nicht reich, aber er kann ihr doch alle Sonntage ein Vergnügen machen und mit ihr zu einem Restaurant gehen, wo sie zusammen zu Mittag speisen, und nachher in ein Café, und dann noch in ein Boulevardtheater. In der Woche holt er sie des Abends aus der Boutique ab, und hat jedesmal eine angenehme Kleinigkeit, wäre es auch nur ein Bonbon, ihr mitzubringen. Sie nimmt Alles dankbar an, und gibt ihm dafür Alles, was sie nur hat und kann. Von der glückseligen Genügsamkeit dieser Geschöpfe kann man sich keine Vorstellung machen; sie beruht darin,

daß sie frohe und gutherzige Kinder sind, die nur ihr Leben genießen wollen, und die Sklaverei der täglichen Arbeit gern durch etwas Freude unterbrechen. Nun geht ihr den Tag über die Nadel weit rascher von der Hand, sie wird übermüthig und redselig im Kreise ihrer Genossinnen, ihre Laune und ihr Witz entwickeln sich, und die körperlichen Reize schießen muthwillig mit der freieren Gesinnung zugleich empor. Dies ist die erste idyllische Stufe, auf der sich der Grisettencharakter entwickelt, und man muß ein solches naive Kind sehen, um einen Leichtsinn zu begreifen, der wirklich noch mehr von der Unschuld als von der Verderbniß an sich hat. Nicht immer bleiben sie jedoch auf dieser ersten Stufe so idyllisch, oft gerathen sie schon, je nachdem nun die Vermögensumstände ihres Freundes sind, gleich zu Anfang in einen größeren Luxus hinein, und lassen sich förmlich aushalten, obwohl immer noch mit geringen Ansprüchen, wobei sie meistens noch ihre Wochenarbeit in der Boutique gewissenhaft fortsetzen.

Die zweite Lebensstufe der Grisette ist die, wo sie ihre Beschäftigung aufgibt, und mit einem begüterten Freunde, der in der Regel ihre zweite Bekanntschaft ist, Menage macht, wie man

es hier in Paris mit dem gebräuchlichen Ausdruck benennt. Dies immer mehr überhand nehmende Menagemachen in Paris verringert ohne Zweifel in einem gewissen Kreise der Bevölkerung die Zahl der Ehen, setzt aber auch auf der andern Seite der Prostitution heilsame Schranken, und führt dieselbe hier auf die verächtlichste und kleinste Ausbreitung zurück. Die Grisette, die zu ihrem Liebhaber ins Haus zieht, um als seine Freundin, Wirthschafterin und Dienerin zugleich ihn zu umgeben, befindet sich in der Regel schon auf einer ziemlich durchgebildeten Stufe, und weiß nicht nur zärtlich zu sein, sondern sie ist auch verständig, lebensklug, praktisch und häuslich. Sie bemüht sich auf jede Weise, für ihren Freund zu sorgen, ihm das Leben bequem und angenehm zu machen, und in allen Dingen sein Interesse wahrzunehmen. Je nachdem nun die Vermögensumstände ihres Herrn und Geliebten sind, richtet sie sich entweder reichlicher oder sparsamer ein, weiß immer vortrefflich hauszuhalten, und begehrt für ihre eigene Person niemals einen größeren Aufwand, als sich gerade die Mittel dazu bieten wollen. Ich sehe, daß sich hier sehr viele Fremde auf diese Art eingerichtet haben, und die Lebensgewohnheit findet keinen Anstoß mehr an

einen Circkel, durch den man sich die Breitkreise um diesen Punkt gezogen und sie dann durch Verbindung mit Linien ausgezirkelten Sinien nennt. Durch sind man sich die Breitkreise, die sich nicht kreuzen und gegen eine Kreis-Linie stehen, wenn sie sich mit den Längenkreisen kreuzen, die man dann schneiden nennt; als hier die gerade weiten, die ist und so heißen sich die gegen sich in die übrigen gleichen Breitkreisen Circkeln. Den Abstand einer beliebigen Breitkreise nennt man eg. ac, und so den Breitkreisbogen heißen gerade bis. Hier wird legt, und so den Breitkreisbogen an einen beliebigen Breitkreis, man sich begleichen Abstand nur so lange ab, als er ist. So diese Seite weit, so hat einen solchen Bogen bei Gegenkreis und Verbindung, heißen ge machen. Gleichwie hier die eigen sich abend mit der weiter ist einigen, also sie sich in gleichmäßig so setzt sind einen solchen Bogen, wie man in einem andern in der Mitte, als hier an einer Seiten, zweite. Die beiden von Ecken, Mittelpunkt und Mittelpunkt, und so sie von ihre gemachten Abstand, sie sind dann einem Ende, so haben immer die gleichen, gleichfalls und gebrochen Kreisen und seine

haltende Einfälle, sie sind die wohlthuendsten Krankenpflegerinnen, unermüdlich auf Wartung, Besorgung und Aufheiterung ihrer Schutzbefohlenen bedacht. Sie haben ihr höchstes Streben, das nach einer anständigen Unabhängigkeit ging, erreicht, und sind dankbar gegen Den, der ihnen dazu verhalf, er ist ihnen während der Zeit ihrer Verbindung Alles, ihr Gott und ihr Herr, dem sie als zärtliche Mägde dienen. Die weibliche Magdsnatur, die in den Pariserinnen der höheren Stände einem andern Charakter gewichen, findet sich bei den Grisetten in einer reizenden Vermischung mit der französischen Leichtfertigkeit erhalten. Man wird es nicht glauben wollen, daß diese Geschöpfe in ihren improvisirten Eheverhältnissen treu zu sein vermögen. Aber außer ihrer meistentheils vorherrschenden Gutmüthigkeit ist es auch die Klugheit, welche sie dazu bewegt, denn sie wissen sehr wohl, daß, je öfter sie mit ihren Verhältnissen wechseln, sie desto mehr an ihrem eigenen Werth einbüßen und dann bald auf die letzte und niedrigste Stufe, die der Untergang selbst ist, hinabsinken. Die Grisetten, die der Provinz entstammen, haben den gemüthlichsten und zuverlässigsten Anstrich, und die Gefahr, die sich bei den andern trotz aller Gutmüthigkeit zu-

weilen ereignen soll, daß sie nämlich mit allen Habseligkeiten ihres Geliebten plötzlich unsichtbar werden, ist bei den treuherzigen Provinzialinnen vielleicht am wenigsten zu befürchten.

Eine noch etwas unterschiedene Nüance von der Grisette ist die **fille entretenue**, obwohl die Grisette im Grunde nichts Anderes ist, aber die letztere macht in der Regel moralischere Ansprüche und ist auch zu denselben berechtigt, insofern die **fille entretenue** gewöhnlich vorher schon dem Bereich der Prostitution angehörte und demselben entnommen wurde, die Grisette aber von Anfang an eine gewissermaßen mehr individuelle Laufbahn eingeschlagen hat, so lange als möglich ihren Stolz darin behauptend, immer nur ein der Ehe gleichkommendes Verhältniß zu führen. Die höchste Spitze aller dieser Bestrebungen zeigt sich aber in der Operntänzerin, Figurantin und was sonst dieser Region zugehört, und in dieser Klasse sind alle übrigen wie der Saamen in der Blüthe enthalten. In einer pariser Operntänzerin schließt sich das System der ganzen Frivolität von Paris zusammen, rundet sich in ihr zu einem Ganzen ab, nimmt alle anderswo vereinzelten Richtungen des leichtfertigen Lebensgenusses wie in einem Gesammtbilde auf und spiegelt in goldenem Glanze

all dies lachende Elend wieder. Die Operntänzerin ist das Panorama der ganzen französischen Weiblichkeit. Sie ist Dame, Künstlerin, Grisette, **fille entretenue** und was es sonst nur noch irgend geben kann, zugleich und zusammengenommen. Sie hat den Stolz einer Göttin, die naive Unschuld eines Landmädchens, die Verworfenheit einer Phryne, den Luxus einer Prinzessin, die Caprice eines Teufels, die Zärtlichkeit einer Clarissa, das Gift und die Schönheit einer Schlange, den frohen Leichtsinn des Vogels; sie hat Alles, ein ganzes Schmuckkästchen voll Lust, Verzweiflung, Wonne und Reue, es ist ein von Perlen, Diamanten und Liebesblicken eingefaßtes Elend!

In Paris ist die öffentliche Prostitution bei weitem geringer als in vielen andern Städten, wie man aus dem Werke des Herrn Parent-Duchatelet ersehen kann, und die statistischen Angaben einiger deutschen Hauptstädte, z. B. Berlin und Hamburg, bieten in dieser Hinsicht viel größere und erschreckendere Zahlen dar. Dies entspringt, wie ich schon früher andeutete, daher, weil sich in Paris Alles in Verhältnissen einzurichten sucht, die, wenn auch nur momentan, eine bestimmte und geregelte Form haben. In einem Gesellschaftszustande, wo das sociale Leben selbst

Analysen für die Literatur überhaupt eine
ganz vorläufige Form besitzen, weniger für
die Tonkunst. Hier ist es
Einsicht, und selbst technisch zugleich der Grund
einer gewissen Unsicherheit, weil hier das
Element Zeit, der Veränderungsmaßstab eigent-
lich auch das Gefäß wechselt mit der Geschwindig-
keit, die entweder nach verschiedenen Zeit- und Takt-
arten oder selbst innerhalb derselben Takt-
arten. So bewegen sich selbst die Grundbegriffe
in einem Schwebezustande, der sich nur durch
genaue Kenntnis und Einsicht in die
und ihre ganzen Gebiete sich gewöhnen, einen Boden
bei diesen Begriffen. Dadurch entsteht
Verschiedenheiten von Musik ist daher die Ursache
gegenseitigen und unbedachten oft heftigen
Tonkunst wichtige und tief liegende Ursache
Ohr-, Gefühl-, und Denkform ist es
die sich vorzugsweise als künstlerische Form
Ideenform-Gleichheit. Im Bereich
Gebiete, wird die innere gedankenvolle Form
den konventionellen Schwebebegriffen
Formen, wo sie Gleichheit von den
und sich eigentliche Form sich hinter
Phrasen und Redensarten gewöhnlicher
Denken überhaupt zum unbekannten

leben ſeinem Gewühl, und das umherſchweifende Laſter genießt dort der allgemeinen großbritanniſchen Freiheit ſo unbeſchränkt, daß es durch ein beſonderes Uebereinkommen gleiche Rechte mit der Tugend zu theilen ſcheint, denn der Engländer ſucht mit Recht einen Stolz darin, daß die ungeheuere Maſſenfeſtigkeit ſeines Staats nicht aus den Fugen gebracht zu werden vermag, wenn auch tauſend giftige Inſectenſchwärme dem gewaltigen Rieſen auf ſeiner Naſe tanzen. Darum wird in England ſehr Vieles ruhig geduldet, wovon man anderswo den Untergang der Geſellſchaft befürchten würde. In Paris iſt die Straße, weil ſie beſtändig bedeutſamere Elemente in Bewegung ſetzt, auch gefährlicher für das Ganze, und die Polizei hat deshalb hier fortwährend im offenen und geheimen Kampf gelegen mit den Maſſen, die ſich täglich und ſtündlich über die Trottoirs fortwälzen, um die ſchädlichen Stoffe auszuſpähen, zu überwachen und zu bewältigen. Die pariſer Straßenpolizei iſt in ihrer Weiſe ein ebenſo großartig organiſirtes Syſtem, als die engliſche Freiheit. Der Pariſer ſtürzt ſich zügellos in den Strudel ſeiner Hauptſtadt und bildet ſich ein, frei zu ſein, während er doch beſtändig an dem Gängelbande der Polizei ſchwebt, die alle ſeine Bewegungen

meiſtert. Der Engländer iſt frei, es iſt das einzige Volk im gegenwärtigen Europa, welches das polizeiliche Element in ſeinen Lebensbewegungen völlig überwunden hat, und darum iſt es ein großes, humanes, ſich ſelbſt zügelndes Volk, das ſich ſorglos auf der einen Seite der gänzlichen Ungebundenheit überlaſſen kann, weil es auf der andern die edelſte moraliſche Gebundenheit in ſich ſelber trägt. Der Franzoſe iſt unfrei, weil er ſich zu ſchaukeln glaubt, während er gehalten wird, und weil ſeine Freiheit jedesmal ſeiner eigenen innern Haltungsloſigkeit wieder erliegt.

Es muß große Mühe gekoſtet haben, das pariſer Straßenleben ſo zu zügeln, wie es gegenwärtig vor mir daliegt. Louis-Philipp iſt es, dem das große Werk gelungen, der vielköpfigen Hydra einen Zaum umzuwerfen und blos noch eine ſchnatternde Gans aus ihr zu machen, die ſich nicht mehr zu regen wagt, wenn ihr ein Knabe zu ſeinem Spaß auch nur Kreideſtriche über die Flügel gezeichnet. Louis-Philipp hat zu ſeinem Vortheil ſehr klug daran gehandelt, die pariſer Straßen von allen ihren früheren Sünden rein fegen zu laſſen, denn auf dieſen Straßen tummelten ſich alle Gefahren Frankreichs im jubelnden Geſpenſterreigen aufundnieder. Er be-

gann vor allen Dingen die alte Lastergrube, das Palais-Royal, zu säubern von dem seit Jahrhunderten dort aufgehäuften Unrath, und griff dadurch die öffentliche Unsittlichkeit bei der Wurzel an. Das Palais-Royal war bis auf Louis-Philipp eine glänzende Oase aller pariser Lasterhaftigkeit gewesen, wogegen die übrigen verlasseneren Stadtviertel sich ordentlich ihrer Tugend rühmen konnten, und es diente, im Mittelpunkt der Stadt gelegen, zum Karavanenhaus, wo der ganze Sündenzug von allen Seiten her einlief und herbergte. Es war der Brennpunkt, in welchem alle mephitischen Stoffe der Hauptstadt zusammentrafen und entloderten, der Maskensaal, in dem Unzucht, Spiel, Modethorheit, Schwelgerei, Luxus und Verderbniß jeder Art alle Verkleidungen aufboten, um zu reizen, zu übersättigen und zu Grunde zu richten. Louis-Philipp stieß hier zuerst die Tische des Lasters um und jagte in seinem Zorn die Sünder und Sünderinnen aus der Halle, die hier früher ihre Saturnalien in aller Nacktheit gefeiert hatten. Auch aus dem Tuilerieengarten vertrieb er die Schaaren der umherschweifenden Sünderinnen, die sich nun in ihrer Angst zahlreicher als sonst auf die Hauptstraßen entleerten, auch dort durch Louis-Philipps

entflammten Tugendeifer in ihren Wanderungen angehalten wurden und allmälig in die entlegeneren Winkel zerſtoben. Jetzt bieten die Straßen von Paris in der That einen tugendhaften Anblick dar, wie es noch zu keiner Epoche vor Louis-Philipp der Fall geweſen, und wenn ich Abends aus dem Palais-Royal heraustrete, um in die Rue St. Honoré einzubiegen, ſpielt mir regelmäßig jedesmals ein Leierkaſten ſogar den Jungfernkranz von Carl Maria von Weber in die Ohren. Der Jungfernkranz iſt hier, wie es ſcheint, noch nachträglich ſehr beliebt geworden, und auch in den Concerts Musard, wo man viel buntgemiſchte Welt antrifft, iſt es Mode, faſt jeden Abend dieſen deutſchen Jungfernkranz zu ſpielen, was mich natürlich eigens rührte. Selbſt wenn man Abends über die Boulevards ſpaziert, wo die alten Sünden von Paris noch am meiſten ihre verſtohlenen Streifzüge fortſetzen, wird man doch jetzt überwiegend zu Tugendbetrachtungen hingedrängt, indem man das ſo ſeltſam ſich abdämpfende Leben der großen Hauptſtadt an ſich vorüberſchleichen ſieht. Ein tugendhafter Bürgerkönig hat Alles dies zu Stande gebracht, ein Bürgerkönig, der ſich ungeſtraft dem Sultanismus des alten Regime wieder zuneigen darf, ohne

Lande und Gemeinden, die Bildung der Bezirke und Landtagswahlen.

Die Verfassung trat am Verkündungstage in Kraft (§ 1). Sie hat bis heute keine Abänderung erfahren. Nur durch Gesetz vom 29. Juli 1921 (GBl. 1921 S. 125) wurde der Staatsgerichtshof für Württemberg (§ 19 Abs. 2) aufgehoben und durch Gesetz vom 16. Juli 1923 (GBl. 1923 S. 161) wurde der Staatsgerichtshof für das Deutsche Reich (§ 19 Abs. 1) für zuständig erklärt, Streitigkeiten zwischen Reich und Land zu entscheiden, die sich auf die Verfassung beziehen. Der Staatsgerichtshof für das Deutsche Reich ist auch zuständig für Streitigkeiten zwischen Land und Gemeinden, die sich auf die Verfassung beziehen. Durch Gesetz vom 30. Juli 1923 (GBl. 1923 S. 169) wurde § 19 Abs. 3 dahin abgeändert, daß der Staatsgerichtshof für das Deutsche Reich auch für Streitigkeiten zwischen Land und Gemeinden zuständig ist, die sich auf die Verfassung beziehen. Durch Gesetz vom 30. Juli 1923 (GBl. 1923 S. 169) wurde § 19 Abs. 4 dahin abgeändert, daß der Staatsgerichtshof für das Deutsche Reich auch für Streitigkeiten zwischen Gemeinden zuständig ist, die sich auf die Verfassung beziehen.

gerichtet, und obwohl es natürlich die Aufgabe
Gottes, die Sünde für sich und ihre Folgen zu
tilgen, so ist doch auch die Sünde des Menschen
nicht ohne Folgen für ihn selbst. Wenn er
auch sich erhebt und seine Augen, wie einst Cain
auf den Segen Abels hin, dem Lamme Gottes zuwendet,
so bleibt es doch wahr, daß er Cain
gleich, ein Flüchtling und Unstäter auf Erden
sein muß, und daß er sich dessen bewußt ist.
Ohne Bewußtsein der Sünde kann auch von einer
wahren Bekehrung nicht die Rede sein.

Ferner ist es ein Grundgedanke unserer Religion,
daß der Mensch, der sich in Gemeinschaft
mit Gott befindet, sich auch in Gemeinschaft mit
seinen Mitmenschen befindet. Wenn der Mensch
Gott liebt, so muß er auch seinen Bruder lieben.
Wenn er aber seinen Bruder haßt, so ist
er ein Mörder und kann nicht wissen, daß er
das ewige Leben hat. Die Liebe Gottes ist
die Liebe, die uns verbindet, und wir können
nicht Gott lieben, ohne unsere Mitmenschen
zu lieben. Wenn wir nun die Sünde
als Trennung von Gott bezeichnen, so ist
sie auch Trennung von unseren Mitmenschen.
Wenn wir Gott lieben, so müssen wir

ren Männern und Geliebten, die schalkhafte Ouvrière, welche die ganze Woche über anstrengend gearbeitet hat, kommen hieher, und tanzen nach der beliebten Quadrille des Musard, welches jetzt der Strauß der Franzosen ist. Im Ganzen geht es auch auf dem **Bal Montesquieu** ziemlich sittlich her, obwohl die Gestalten, die man hier sich aufundniedertummeln sieht, oft frecher, oder vielmehr naiver in ihrem frechen Treiben sich zeigen, als man es bei ähnlichen Gelegenheiten in Deutschland antrifft. Diese Volksbälle werden aber von der pariser Polizei sehr streng überwacht, und sowie ein Paar sich einfallen läßt, in einer unzüchtigen Attitüde zu tanzen, was nicht selten geschieht, winkt ihnen der herantretende Sergeant blos bedeutungsvoll zu, ohne weiter ein Wort zu sagen; sie verstehen auch sogleich diesen Wink und müssen sich auf der Stelle aus dem Saal entfernen, kommen aber gewöhnlich nach einigen Minuten zu einer andern Thür wieder herein. Ich sah hier ein junges liebliches Mädchen, das mit ihrem Tänzer die Quadrille in einer Stellung tanzte, die mehr als zweideutig war und vor aller Welt an eine polizeiwidrige Ueppigkeit sich hingab, aber sie war so naiv und unbefangen dabei, daß, wer wollte, sie für ein Sinnbild der

Kapitel. Von neuen Kauf. Wo und wie, und wann man Kauf soll thun. Wer Kauf thut, der soll sich in drey Stunden besichtigen, ob ihm was zu Verderb innerhalb Thore, oder ausserhalb. Wer Kauf thut, der soll die bezahlen. Kommen wir heute bis an einen Kauf, und wollen wir den thun, so sollen wir ihn nachmittag, das wir nach der Mahlzeit wieder kommen, und nicht vor der Mahlzeit, angesehen, es kommen viel Leute, die wollen den Kauf nicht leiden, die vom Kaufe nicht wissen. Wer Kauf thut, der soll ihn bezahlen. Wer Kauf thut, der soll ihn nicht verbieten. Wer Kauf thut, der soll ihn nicht heimlich thun, sondern offenbar. Wer Kauf thut, der soll ihn nicht verwirren, sondern ihn, wie er herkommen, gehen lassen. Wer Kauf thut, der soll ihn nicht verbergen, sondern ihn, wie er herkommen, gehen lassen. Wer Kauf thut, der soll ihn nicht verbergen, sondern ihn, wie er herkommen, gehen lassen.

4.

La Mennais von Perſon

(20. April 1837.)

— Ich hatte ſchon öfter einer guten Gelegenheit entgegengeſehen, um den Meiſter Féli, wie ſeine Jünger und Anhänger den Abbé de la Mennais zu nennen pflegen, von Perſon zu begrüßen. Herr Baron von Eckſtein, der jetzt ſehr vertraut mit La Mennais iſt, und öfter mit ihm in einem kleinen geſellſchaftlichen Kreiſe zuſammentrifft, dem auch der Dichter Lamartine zugehört, war ſchon mehrmals im Begriff, mich mit dieſem verlorenen Sohn des Papſtthums bekannt zu machen. Jetzt haben ſich Eckſtein und La Mennais miteinander entzweit, über einen Artikel, welchen der Erſtere unter der Ueberſchrift: „du sacerdoce et ses rapports avec le christianisme“ in der neugegrün-

deten Revue française et étrangère hat drucken laſſen, und wodurch ſich La Mennais für perſönlich beleidigt anſehen wollte. Ich mußte daher an einer andern Hand in das Zimmer des merkwürdigen Mannes einzutreten ſuchen, denn ich war begierig zu ſehen, ob der Abbé de la Mennais wirklich eine Perſon ſei, und nicht etwa der fabelhafte Vogel Phönix, der zwitſchernd auf der Aſche der römiſchen Cleriſei ſitzt, und ſich an ſeinem neuen Wahlſpruch: Papſt und Volk! Papſt und Volk! wieder langſam zu Tode gurgelt? Ich konnte mir nicht vorſtellen, wie das Alles in eine einzige menſchliche Perſönlichkeit hineinpaßte, was La Mennais ſo Widerſprechendes verbunden und gepredigt hat, wenn ich auch wußte, daß in manchen Naturen die Vorzüge des Herzens an den Widerſprüchen des Kopfes Schuld ſind, und daß es eine Elaſtizität des Gemüths gibt, welche immer in ein trügeriſches Syſtem der Liebe zu vereinigen weiß, was dem Verſtand ewig als ein feindſelig Getrenntes erſcheinen muß. Ein ſolches Herz und ein ſolches Gemüth hat La Mennais, ich wußte es; aber was ſeinen Kopf anbetrifft, ſo war er mir immer wie eine Carikatur vorgekommen, die ſich der ironiſche Zeitgeiſt aus einer Hoſtie geſchnitzelt.

Wenn ich mich mit La Mennais beſchäftigt, iſt mir immer auch Chateaubriand dabei eingefallen, und beide bieten in der That nach ihren verſchiedenen Richtungen hin bedeutende Aehnlichkeiten. Es iſt ebenſo zufällig, daß Chateaubriand mit der Legitimität geendigt hat, als daß La Mennais jetzt in dem Volke die letzte und höchſte Spitze ſeiner Ideen und Beſtrebungen findet. Es ſind nur entgegengeſetzte Rettungsufer, an die ſich zwei verwandte ſchiffbrüchige Geiſter auf dem großen Ocean des Tages verſchlagen ſehn, und ſie gewähren ſich nicht einmal den Troſt, daß ſie ſich einander zurufen? Chateaubriand und La Mennais ſind Landsleute, ſie entſtammen beide aus der Bretagne und ſind daſelbſt beide auf St. Malo geboren; die Starrheit des bretagniſchen Provinzialcharakters liegt gleich bedeutſam in ihnen ausgedrückt. Denn die Weichheit dieſer Männer, mit der ſie ſich allen widerſprechenden Richtungen hingegeben haben, iſt doch eigentlich nur eine Starrheit, und es liegt in ſolcher leichten Verſöhnlichkeit gegen die eine Tendenz doch immer nur eine Oppoſition gegen die andere verborgen. Dieſe romaneſken Vielſeitigkeiten, die das Widerſtrebendſte in ſich aufzunehmen und zu vereinigen trachten, ſehen wie Vermittelung aus, aber ſie

kommen im Grunde nur aus einer zur Opposition geborenen Natur hervor, die, je geschmeidiger sie sich durch alle Einzelnheiten der Geschichte hindurchgewunden zu haben scheint, am Ende nur um so starrer dem allgemeinen Zustande oder Fortschritte gegenüber verharrt. Beide, Chateaubriand und La Mennais, haben ihre fixen Ideen gehabt, an die sie das Beste und Eigenthümlichste ihres Geistes gefangen gegeben. Was für Chateaubriband die Bourbons gewesen, war für La Mennais das Papstthum. Den Einen hat ein Kind, den Andern hat ein Vater ins Unglück gestürzt. Chateaubriand suchte politische Vaterstelle an dem unmündigen Kinde zu vertreten, und La Mennais quälte sich die ganze Zeit seines Lebens ab, ein gutes unmündiges Kind des frommen Vaters zu bleiben. Den heiligen Vater vernunftgemäß seinem Jahrhundert zu construiren, hatte La Mennais schon seinen jungen Geist angestrengt und seinen Verstand in Sack und Asche gethan. Die erste große Heilsentdeckung, mit welcher La Mennais in der Welt auftrat, war die bekannte Definition, die er von dem Papste abgab, daß dieser nämlich nichts Anderes als „die Vernunft der Gesammtheit" sei! Mit dieser Vernunft der Gesammtheit, die der Vernunft des

Einzelnen keine Ehre macht, ſchleppte er ſich hin bis zu ſeiner zweiten Wallfahrt nach Rom, die er ſchon in der ketzeriſchen Abſicht unternahm, die Vernunft der Geſammtheit zur Vernunft bringen zu wollen, denn er verlangte damals, ganz im Widerſpruch gegen alle Sitte ſeiner Kirche, von dem Papſte eine Prüfung der Grundſätze des Avenir. La Mennais hatte der Menſchheit ein ſanftes Kopfkiſſen ausgedacht, auf der Vernunft der Geſammtheit ſollte die Vernunft des Einzelnen ſich ruhig ſchaukeln können, und das wäre ſüß geweſen für die arme ſchwache Menſchheit, für die Gedanken eine Pein ſind und die zeitlebens bis an das Grab dem Gedankenfrieden nachjagt. Es iſt entweder die höchſte Philoſophie oder der höchſte Mechanismus, einen Richterſtuhl zu gründen, vor dem ſich alle Gedanken der Menſchheit ſchlichten, und welchem die Zweifel, die in ſich ſelbſt nicht gelöſt werden können, ſich gläubig unterwerfen, ihren Schiedsſpruch mit verbundenen Augen hinnehmend. Zu dieſem Richterſtuhl der Vernunft wollte La Mennais den heiligen Stuhl von Rom noch einmal erheben, und nachdem dieſer Mechanismus im Mittelalter etwas großartig Poetiſches gehabt, wollte er jetzt die höchſte Philoſophie daraus machen, die aber

doch immer nur ein Stuhl blieb, er mochte ihn ſtellen wie er wollte. Unter der Reſtauration war die Blüthezeit des Minneverhältniſſes zwiſchen dem Abbé de la Mennais und der Vernunft der Geſammtheit geweſen. Damals ereigneten ſich in Frankreich mancherlei Bewegungen, welche zu einem Schisma mit den römiſchen Grundſätzen hindrängten, und La Mennais entwickelte hier zuerſt ſeine große Sachwalterberedtſamkeit, mit der er die wahre Freiheit der Kirche noch immer auf den Stuhl St. Peters zu ſtützen ſuchte. Nachdem er in Paris wegen ſeines Eliaseifers vor Gericht geſtellt worden, trat er ſeine erſte Pilgerſchaft nach Rom an, um als guter Sohn es ſeinem Vater zu ſagen, was Frankreich bereitete gegen den ewigen Fels der römiſchen Kirche! Damals war er noch der gute Sohn, und man ſagt, daß ihm der Cardinalshut angetragen worden, den er aber nicht annahm. Er blieb auch fortwährend der gute Sohn, aber ſein Verhältniß zu der Vernunft der Geſammtheit geſtaltete ſich doch etwas anders, nachdem er von ſeiner zweiten römiſchen Wallfahrt zurückgekehrt war. —

Durch Herrn Carnot, den Sohn des berühmten Directeur, wurde ich endlich bei La Mennais eingeführt, und fand ihn gerade ſo liebenswür-

dig als ich ihn mir gedacht hatte. Seitdem er das Journal: **Le Monde** herausgibt, hat er seine frühere Wohnung in der gelehrten und entlegenen Rue Vaugirard verlassen, und man findet ihn jetzt in der schönen Straße Rivoli, dicht hinter den Tuilerieen. Hier sitzt er in einer sehr elegant eingerichteten Mansarde, und blickt ruhig auf den ihm gegenüberliegenden Tuilerieengarten, der seine grünen Bäume und bunten Blumen nahe unter ihm ausbreitet. Während er hier dem König Louis-Philipp fast in die Fenster sehen kann, predigt er dabei in seinem „Monde" gegen das Königthum und die Juliregierung, und spricht von den verlorengegangenen Illusionen des Throns für die Völker; statt der Zwillingsphrase „Thron und Altar" seine neue Combination „Altar und Volk" ausrufend.

La Mennais erschien in einem einfachen Schlafrock, mit einer Brille über den Augen. Er ist ein kleiner Mann, mit einem weichen gemüthlich sinnenden Gesicht, seine Nase hat etwas Sinnliches, wie man es häufig bei Priesterphysiognomieen antrifft. Sein Abbécostum soll er schon seit der Restauration abgelegt haben, und er hat überhaupt mehr weltliche als geistliche Züge in seinem Wesen, denn obwohl er schon im Jahre 1811

die Tonsur genommen, so hatte er doch erst den Umweg durch die Welt zur Kirche gemacht, und Lebenserfahrung, Liebe, Unglück und Genuß waren, wie man sagt, in ziemlicher Gründlichkeit die Vorbereitungen zu seinem geistlichen Beruf gewesen.

La Mennais scheint mit Besuchen sehr überhäuft zu werden, wir unterbrachen ihn in einem lebhaften Gespräch mit einer Dame, die sich bei ihm befand, und noch mehrere Vorzimmer waren mit Wartenden angefüllt, die auf eine Vorlassung harrten. Dieser Andrang zu ihm mag jetzt besonders durch sein Wirken im „Monde" entstehen, wodurch er sich namentlich unter der französischen Jugend viele Sympathieen zu erwerben angefangen. Aus diesen geistreichen jungen Leuten, die sich um ihn gruppirt haben, wird vielleicht einmal ein System seiner Ansichten, mit mehreren verwandten Richtungen zu einem Ganzen combinirt, hervorgehen und dadurch eine praktische und politische Wirkung machen. Eine politische Partei aber wird La Mennais selbst niemals bilden, weil er nicht praktisch und populair genug dazu ist, aber er wird immer auf die Gestaltung der Meinungen einen großen Einfluß ausüben. Er ist der Talleyrand der Theorie, denn

die Theorie muß auch ihren Talleyrand haben. Aber erst, wenn La Mennais volksthümlich wäre, würde er für seine eigene Person ein gefährliches Element in Frankreich abgeben, doch Alles, was er in der letzten Zeit geschrieben, vermag nicht in die Volksklassen überzugehn, obwohl es im Sinne und Interesse derselben unternommen sein soll. Das Journal: **Le Monde** ist jetzt das entschiedenste demokratische Blatt in Paris, denn La Mennais bildet sich wirklich ein, nunmehr ein vollständiger Demokrat zu sein, aber dies Blatt ist in einer Sprache der Speculation geschrieben, die das Volk nicht versteht, und wird deshalb ungefährlicher. Die demokratischen Grundsätze haben ihm indeß manchen geistreichen Mitarbeiter zugeführt, und auch Herr Carnot, der vielleicht jetzt die bestimmteste und consequenteste Gesinnung in ganz Frankreich hat, ist dem Monde beigetreten. Es fehlt dem Journal jedoch noch sehr an Abonnenten, und man sieht es an den öffentlichen Oertern und in den Lesecabinets selten ausliegen, obwohl die Ankündigungen davon an allen Straßenecken mit Riesenbuchstaben prangen, die nicht etwa auf Papier gedruckt, sondern in die Mauer eingeätzt sind, worüber man sich hier in den Gesellschaften häufig lustig macht. Aber es gibt

einige gebildete Kreiſe, in denen der Monde ſtark geleſen wird. —

In den Zimmern des Abbé de la Mennais ſieht es ziemlich elegant aus, und Tapeten, rothe Teppiche und Blumen zieren den Sitz dieſes neuen Papſtes der Ouvriers. Nach einigen Hinundherwendungen des Geſprächs kamen wir auf Börne und auf deſſen meiſterhafte Ueberſetzung der **Paroles d'un Croyant** zu reden, die, weil ſie in Paris gedruckt worden, in Deutſchland faſt gänzlich unbekannt geblieben. La Mennais wollte von der Wirkung ſeiner **Paroles** bei uns in Deutſchland erfahren, und er betheuerte lächelnd ſeine Unſchuld, die er eine wahre Kinderunſchuld nannte, als er hörte, daß man ihm in Deutſchland eine noch bei weitem größere Gefährlichkeit beilegte als in Frankreich und zu Rom. In Rom ſei er blos verketzert, höchſtens verdammt, in Paris ſei er blos die Stimme eines Predigers in der Wüſten, aber an andern Orten dürfe er nicht einmal genannt werden. Nachdem er dies verwundert mitangehört, erzählte er Einiges von Börne, mit dem er früher zuweilen bei einem kleinen Reſtaurant in der Rue Valois zuſammen zu Mittag geſpeiſt. Es ſchien, als ſei Börne in einer völligen Hoffnungsloſigkeit an dem Werden der Zu-

stände dahingeschieden, aber La Mennais meinte, er sei nicht ganz ohne Hoffnung gestorben. Es gibt, setzte er mit seiner anmuthsvollen Salbung hinzu, keinen großen und ausgezeichneten Menschen, der nicht fest an die Zukunft geglaubt, und dem sich nicht am allermeisten in der Todesstunde dieser Glaube als ein Lichtengel an schwarzer Pforte darstellte. Dieser Meinung ließen sich freilich viele widerlegende Beispiele aus der Geschichte gegenüberstellen, denn, um nur eines anzuführen, wer starb kleinmüthiger als Luther, der auf seinem Todbette sein ganzes Werk bereute, und die Zukunft desselben nicht begriff? Mir fiel, dem La Mennais gegenüber, der große Reformator um so eher ein, da der Verfasser der **Paroles d'un Croyant** oft für den Luther der französischen Bibelsprache gegolten, aber die hohe Einfalt des volksthümlichen Ausdrucks, wodurch Luther gewirkt, vermochte ein La Mennais in seinem gezierten biblischen Volkston nicht zu erreichen, und sowohl die Natur seiner Sprache als seine eigene Persönlichkeit mußten ihm dabei im Wege stehen.

Gewiß war es auch das volksthümliche Element in den Worten eines Gläubigen, das den guten Börne, der zuletzt wohl gern nach jedem heilversprechenden Strohhalm griff, angezogen oder

verführt hatte, sich damit zu beschäftigen. Die Paroles sind ohne Zweifel ein unbesonnenes Buch, das sich aus keinem Gesichtspunkte rechtfertigen läßt und mehr verdirbt als es zu nützen vermag. Diese Demagogie mit einem Heiligenschein um das Haupt ist widerlich und hat etwas Gleißnerisches. Einen Augenblick lang imponirte mir die Sprache dieses Buches, denn La Mennais ist ohne Zweifel ein großer Rhetoriker und Sprachkünstler, und darin besteht nicht nur sein hauptsächlichstes Verdienst als Schriftsteller, sondern auch manches Innere seiner Richtungen erklärt und leitet sich aus diesen Richtungen bei ihm her. Aber nachher kam mir das Ganze vor wie ein das Abendmahl nehmender Straßenaufruhr, und ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte über diese Carikatur unserer Epoche. Jetzt, wo die Geschichten in Lyon, die Aufstände der brotlosen Seidenarbeiter und anderer Ouvriers, wieder so große Unruhen zu erregen angefangen, erscheinen solche Bestrebungen, mit denen sich der Abbé de la Mennais an das arme hungrige Volk gewandt hat, nur um so thörichter, da sie durchaus keine Heilmittel für die Sache selbst in sich tragen. Die Worte eines Gläubigen regen den Magen des armen Volkes auf, und doch sind sie immer

nur Worte, Worte und nichts als Worte, aber kein Brot! Glaubte La Mennais mit seinen Worten den arbeitslosen und hungernden Ouvriers Brot geben zu können? Er reizt sie dazu an, es zu nehmen, aber sollte auch die Frage von der Armuth in der Geschichte selbst auf solche Art einmal sich lösen, so mag man sich doch hüten, dieser Empörung des Magens in der Weltgeschichte voreilig ein philosophisches Prinzip entgegenzubringen oder gar mit dem rebellischen Hunger fromme Erbauungsstunden zu halten! Ehe man aufreizt zu nehmen, versuche man zu lehren, und zeige dem armen Volke, wie es so lange als möglich durch erworbenes Brot sich seinen Hunger stille.

Es ist ein unglückliches Beginnen vom Abbé de la Mennais, welches man durchaus zurückweisen muß, das Christenthum auf diese Art in die neuesten Wirren hineinzuziehen. Das Christenthum wandte sich allerdings vorzugsweise den Armen zu, aber Christus verstand unter seinen Armen, denen er das Evangelium verkündigte, keine brotlosen Ouvriers und keine lyonner Seidenarbeiter, die sich nicht mehr anders helfen können als durch Emeuten gegen die Reichen; sondern die Armen des Evangeliums sind fromme Arme, die

ſelig ſind in ihrer Armuth und von dem Herrn ſelbſt die Seligſprechung ihrer Bedürftigkeit empfangen haben. La Mennais aber bringt das Chriſtenthum an die vom Hunger gereizten Ouvriers und benutzt es dazu, nicht ſie zu tröſten, ſondern den Reiz ihres Magens noch mehr zu ſtacheln. Die Anwendung der chriſtlichen Gleichheit auf die bürgerlichen Verhältniſſe muß man überhaupt unpraktiſch nennen im höchſten Grade, und das Unpraktiſche und mit der Wirklichkeit Davonlaufende iſt es, was den Worten eines Gläubigen am meiſten zum Vorwurf gereicht. Auch iſt es nicht wahr, daß Chriſtus Arme und Reiche gleich gemacht habe! Es liegt offenbar eine Bevorzugung der Armen im Chriſtenthum, den Armen hat Chriſtus gewiſſermaßen ein Privilegium auf das Himmelreich gegeben, in das zu gelangen für die Reichen ſich bei weitem ſchwieriger ſtellt. Daraus folgt aber nach dem Chriſtenthum, daß die Armen arm bleiben ſollen, weil ſie ſonſt dieſes Himmelsſegens der Armuth verluſtig gehen würden. Es iſt daher eigentlich ein ſchneidender Widerſpruch mit der überlieferten chriſtlichen Geſinnung, wenn La Mennais dieſe in die Politik des modernen Staatenlebens dergeſtalt verflicht, daß danach die Armen von nun an die

Reichen werden ſollen! Ebenſo iſt es nichts als eine andächtelnde Sophiſterei, aus dem Chriſtenthum die moderne Freiheit herzuleiten. Aus der eigenen Art der chriſtlichen Liebe ergeben ſich allerdings Begriffe der Freiheit und Gleichheit, die in ihrer Beſchränktheit doch ausreichend und erquicklich genug ſein mögen für das Gemüth. Aber was als die hauptſächlichſte Lebensſtimmung dem Chriſtenthum im Sinne liegt, iſt doch die Unterwerfung, die Demuth und das ſüße Gefühl, durch das Unterdrücktſein auf Erden erſt die rechte Anwartſchaft auf den Himmel zu erwerben. Das Erſte bei einem wahren Chriſten iſt es, zu dulden, denn in der Duldung des Uebles ſoll ſich die ächte chriſtliche Geſinnung zeigen. Wer einen Backenſtreich auf die eine Wange empfängt, ſoll auch ruhig die andere darbieten, um in der höchſten Grundwahrheit des Chriſtenthums, welche das Leiden iſt, vollkommen zu werden. Es iſt nicht abzuſehn, wie daraus die bürgerliche oder politiſche Freiheit entwickelt werden kann. Das Chriſtenthum iſt nicht dazu in die Welt gebracht worden, um aus ſeinem rein idealen und gemüthlichen Charakter politiſche Formen abzuleiten; vielmehr würde die größte Anarchie des Lebens danach entſtehen, wenn man, ſo wie der Abbé de la

Mennais, das Chriſtenthum gewiſſermaßen politiſch ausbeuten und in eine Staatsform bringen wollte! Die chriſtliche Religion begünſtigt mindeſtens ebenſo ſehr den Despotismus als die Freiheit, und wenn ſie auch lehrt, den Despotismus geiſtig zu überwinden, ſo liegt es ihr doch gänzlich fern, das Beſtehen deſſelben in ſeiner weltlichen Form hindern zu wollen. Es heißt daher, das Chriſtenthum verfälſchen durch Politik, und die Politik in ihren Wirren gleißneriſch zudecken mit dem chriſtlichen Mantel, wenn man den Wahlſpruch annimmt: **La liberté reelle et l'esprit chretien sont inséparables**, den La Mennais noch neulich wieder in ſeinen **Affaires de Rome** mit großem Prunk wiederholt hat. Die Worte eines Gläubigen ſind mir aber noch deshalb ganz beſonders verhaßt geworden, weil ſie, nach ſo vielen ketzeriſchen Zweideutigkeiten, doch nur wieder in die größte Rechtgläubigkeit und in eine orthodoxe Erklärung der heiligen Dreieinigkeit auslaufen, und mit einem bigotten Blick zum Himmel ſchließen, der am Ende als das ächte Vaterland, um das man ſich zu bekümmern habe, übrig bleibt. Was ſoll man zu dieſer frommen Politik ſagen, die erſt durch die Monſtranz die Welt in einen irdiſchen Aufruhr bringt, und wenn Alles in Be-

wegung gerathen, ruhig zum Himmel zeigt, wo allein die höchste Staatsform zu verwirklichen sei? Auch führen die **Paroles d'un Croyant** gewissermaßen auf eine Theokratie hin, indem sie die bisher bestehende bürgerliche Gesetzlichkeit aufzulösen suchen, und statt der Richter z. B. fromme Alte vorschlagen, die das Gesetz nach religiöser Gesinnung handhaben sollen. Dergleichen haben wir in Deutschland schon besser gehabt, und das prachtvolle theokratische Gebäude unseres Görres hatte wenigstens die Vorzüge einer größeren Poesie und einer titanenhafteren Geisteserhebung, mit der es sich in den Himmel hineinwölbte. —

La Mennais kam auch auf seine **Affaires de Rome** zu sprechen, die gewissermaßen das neueste Testament seines Verhältnisses zu der „Vernunft der Gesammtheit" sind. Er glaubt, in diesem Buche die letzte demokratische Stadie seiner Entwickelung so unzweideutig umzeichnet zu haben, daß kein Zweifel mehr darüber obwalten könne. Es liegt allerdings darin ein offenes Glaubensbekenntniß zu Tage, oder vielmehr das Bekenntniß eines großen Unsinns, welchen der Abbé de la Mennais für seinen Glauben ausgibt. Diese Angelegenheiten Roms betreffen vornehmlich die zweite Wallfahrt zum heiligen Stuhl, die La

Mennais an der Spitze der Herausgeber des Avenir unternahm, um die in dieſem Journal verfolgten Grundſätze zu den Füßen des heiligen Vaters, der darüber ſehr ungehalten war, zu rechtfertigen. Der Avenir war unter den für den Katholizismus ſo gefährlichen Bewegungen der Julirevolution hervorgegangen, um einer Epoche entgegenzuwirken, welche die Staatsreligion aufgehoben hatte, und der La Mennais die Unabhängigmachung der Geiſtlichkeit vom Staate gegenüberſtellen wollte. Aber die katholiſchen Geiſtlichen ſelbſt bezeigten ſich damit keineswegs zufrieden, denn La Mennais, dieſer Mann des kindlichen Gemüths, war ſo liebenswürdig geweſen, dabei zu gleicher Zeit die Armuth der Kirche zu predigen, und auch der Papſt wollte ſich dadurch nicht geſchmeichelt fühlen, ſondern erließ vielmehr das bekannte Rundſchreiben gegen den Avenir. In dieſer Zeitſchrift hatte La Mennais allerdings eine ſehr beſtimmte Tendenz durchzuführen geſucht, wenn man Beſtimmtheit nennen kann, was nichts als ein blendend combinirter Widerſpruch iſt. Es war die Tendenz geweſen, die Sache der Kirche, wie er es dort ausdrückte, mit der Sache der Völker und der Freiheit zu vereinigen, und ſomit auch das alte Bündniß

zwiſchen der Kirche und den weltlichen Souverainetäten, das jedoch immer mehr ein ſcheinbares als ein wirkliches geweſen, zu zerbrechen.

Es muß komiſch geweſen ſein, als nun dieſe Pilgrimme Gottes und der Freiheit — wie La Mennais ſich und die ihn begleitenden Mitherausgeber am Avenir nannte — in Rom angelangt waren, als gehorſame Söhne zwar, denn ſie hatten ja ſogleich bei der erſten mißfälligen Aeußerung des Papſtes die Fortſetzung ihrer Zeitſchrift aufgeſchoben, aber doch als Solche, die, indem ſie Rechenſchaft geben wollten, doch auch Rechenſchaft zu verlangen ſchienen. Der Papſt Gregor XVI. aber ließ anfangs die Abgeſandten des Avenir gar nicht vor ſich, und nachher geſtattete er es nur unter der Bedingung, daß ſie von dem eigentlichen Endzweck ihrer Wallfahrt nach Rom gar nicht zu reden anfangen ſollten. War es nicht ſchrecklich, daß ihnen Gregor XVI. auch nicht ein Sterbenswörtlein ſagte, während ſie eine ganze und vollſtändige Auseinanderſetzung ihrer Doctrinen auf der Zunge hatten? Aber der Papſt ging dabei von der vollkommen richtigen Anſicht der römiſchen Kirche und ſeiner eigenen Stellvertreterſchaft Chriſti aus. Denn was ſollte aus ihm werden, wenn er ſich auf

Erklärungen einlaſſen wollte! Nur über die Preßfreiheit, die auch im Avenir verfochten worden, ſoll er ſich beiläufig geäußert und gemeint haben: wenn auch die Klugheit erfordere, ſie als ein nothwendiges Uebel unter gewiſſen Umſtänden zu dulden, ſo dürfe ſie doch niemals einem wahren Katholiken als ein wünſchenswerthes Gut erſcheinen! Von ſeinem Rundſchreiben aber ſind folgende allgemeine Sätze, die er bei dieſer Gelegenheit wieder einſchärfte, am bekannteſten geworden: daß es Wahnſinn ſei, jedem Menſchen Gewiſſensfreiheit zuzugeſtehen; daß Widerſetzlichkeit ſelbſt gegen Tyrannen verdammenswürdig ſei; daß man nichts mehr verabſcheuen müſſe als Preßfreiheit; und daß es einen Hochmüthigen und Thoren verrathe, die Geheimniſſe des chriſtlichen Glaubens erforſchen und dem Nachdenken unterwerfen zu wollen!

So viel Auskunft hatten nun die „pelerins de dieu et de la liberté“ der Vernunft der Geſammtheit abgewonnen, und damit zogen ſie wieder nach Paris, wo ſie in die dortigen Blätter die Erklärung einrücken ließen, daß ſie außer Stande ſeien, ihre bisherigen literariſchen Beſtrebungen, namentlich im Avenir, fortzuſetzen, weil ſie dadurch mit dem Willen des von

Gott eingesetzten Herrschers der Kirche in eine Opposition treten würden, indem sie es für ihre Pflicht hielten, sich als wahrhafte Katholiken zu einer beständigen Unterwürfigkeit gegen die höchste Autorität des Statthalters Christi zu bekennen, mit diesem Bekenntniß aber den Kampfplatz verließen, auf dem sie zwei Jahre lang redlich gefochten hätten. La Mennais selbst zog sich in eine ländliche Einsamkeit zurück, um, wie man sagte, mit Ausarbeitung einer Theodicee sich zu beschäftigen, aber er schien dennoch beträchtlich abgekühlt zu sein in seinen Sympathieen für den heiligen römischen Stuhl.

Doch man irrte sich, wenn man glaubte, daß der Abbé de la Mennais zu einem wirklichen Bruch mit dem Papste kommen würde! Nachdem er aus seiner Einsamkeit plötzlich als ein vollständiger Demokrat wieder herausgetreten, grub er auch einige Stücke seiner alten päpstlichen Sympathieen wieder aus der Asche. Wenn auch in den Affaires de Rome eine Gereiztheit gegen den Papst nicht zu verkennen ist, so schlägt er demselben doch zugleich die kräftigsten Mittel vor, sich von Neuem zu stützen, man müßte denn etwa diese Mittel selbst für Ironie gegen den heiligen Vater halten wollen, was aber keineswegs der Fall ist. La

Mennais ruft nämlich dem Papſtthum zu: es ſolle ſich mit dem Volke verbinden, und wie es früher die Könige unterjocht und darauf von den Königen unterjocht worden, ſo müſſe es jetzt ein neues Verhältniß eingehn mit dem Volke, das dann durch ſeinen ſtarken und ſiegreichen Arm die päpſtliche Oberhoheit neu befeſtigen werde. Dies ſei die höchſte und zeitgemäße Entwickelung der Autorität des Papſtes, volksthümlich zu werden, und mit einer zu Rom eingeſegneten Demokratie ſich zu umgeben. Welch eine ſeltſame Idee, dem Papſt nun endlich noch die Freiheitsmütze aufzuſetzen! Iſt La Mennais nicht ein wunderlicher Heiliger?

In dem Avenir hatte La Mennais ſeine Verherrlichung des Papſtthums meiſtentheils mit einer gewiſſen ſanften Melancholie und ſüßen Traurigkeit ausgedrückt. Es war eine gewiſſe päpſtelnde Sentimentalität, die ihn wie einen girrenden Täubrich des römiſchen Stuhls, wie einen Mondſcheinſchäfer des Papſtthums erſcheinen ließ. Dabei klapperte er zuweilen wie wahnſinnig mit den beiden Papſtſchlüſſeln, und wollte mit dem Klang derſelben die Freiheitsſtunde läuten. Er rief die Freiheit aus, aber er lehrte, daß die wahre darin beruhe, unter dem päpſtli-

chen Pantoffel zu ſtehen. Er ſchwatzte von Freiheit während er Knechtſchaft des Geiſtes lehrte durch Unterwerfung der Vernunft unter die Vernunft der Geſammtheit. In der neueſten Zeit aber, wo er mannhafter, ritterlicher und praktiſcher auftreten wollte, ſchien er Alles das zur Drohung gegen den Papſt zu benutzen, was er ihm in der früheren zärtlichen Periode zur Schmeichelei geſagt. Früher konnte die Freiheit nicht ohne den Papſt beſtehn. Jetzt, in den Affaires de Rome, kann der Papſt nicht länger ohne die Freiheit beſtehen. Früher ging er vom Papſt aus und wollte damit zur Freiheit gelangen. Jetzt geht er von der Freiheit aus und will damit zum Papſt gelangen. Es iſt Alles Einunddaſſelbe bei ihm, immer kommt daſſelbe Schauſpiel heraus, daß er ſich die geweihte Hoſtie als Freiheitskokarde vor die Jacobinermütze geklebt hat. Iſt La Mennais nicht wirklich eine Carikatur? Er kommt mir vor wie ein mit Rouſſeau geſchwängerter Kirchenvater, der Tagesſchriftſteller geworden, und ich muß lachen über ihn. La Mennais hängt mit manchen Ideen und Richtungen der Gegenwart zuſammen, wegen welcher es mir eine Zeitlang nützlich ſchien, daß er auch bei uns in Deutſchland Einfluß gewann,

und man ihm Aufmerkſamkeit ſchenkte. Aber was ſollen wir länger mit ſeinen Schriften anfangen, in denen er ſich aus ſeinen römiſch katholiſchen Irrthümern gar nicht herausarbeiten kann, und welche die neuen Beſtrebungen der Menſchheit mehr verwirren als löſen helfen? —

Spätere Nachſchrift. La Mennais hat ſich von der Herausgabe des Monde zurückgezogen und ſich wieder in die Einſamkeit begeben. Es gingen verſchiedene Gerüchte über ſeine plötzliche Entfernung aus Paris, das er jedoch lediglich mit einem Landaufenthalt vertauſcht hat, während ihn Einige Trappiſt werden, Andere zum dritten Mal gen Rom pilgern laſſen. Zu dieſer letzteren Vermuthung hat wohl das merkwürdige Schreiben Anlaß gegeben, welches der Trappiſtenbruder Maria Joſeph von Geramb öffentlich an den Abbé de la Mennais gerichtet, um ihn zu bewegen, die Reiſe mit ihm nach Rom zu machen und ſich zu den Füßen des heiligen Vaters niederzuwerfen, wegen der neuen Sünden, die er abermals durch die **Paroles d'un Croyant** und die **Affaires de Rome** auf ſein Haupt geladen. Daraus ſcheint auch die Angabe entſtanden zu ſein, daß

La Mennais ſelbſt das Trappiſtengelübde angenommen. Unſere Zeit, die das Reden nicht mehr ertragen kann, wäre reif genug dazu, Trappiſtenklöſter für ihre großen Geiſter zu ſtiften, um das Schweigen vollſtändig zu organiſiren. Aber ich glaube, daß La Mennais zu ſehr Rhetoriker iſt, um jemals Trappiſt werden zu können. —

5.

Das arme hungrige Volk und die höhere Gesellschaft in Paris.

— Die Verhältnisse der brotlosen Arbeiter in Lyon zeigen einen immer bedrohlicheren Charakter, und es gibt dort unter 160,000 Einwohnern in diesem Augenblicke 30,000, welche sich nicht ernähren können und von der Stadt versorgt werden müssen. Das Elend steigt täglich und scheint eine sehr gefährliche Wendung zu nehmen, da es auch auf die Stimmung der Armen in der Hauptstadt eine aufregende Rückwirkung äußert. Vor einigen Tagen las ich hier frühmorgens an den Mauern der **Rue Beaubourg** folgendes Placat: **Fraternité, égalité, indivisibilité!** nebst einem Aufruf zu den Waffen an das französische Volk. Diese Anschläge, die oft auch Aufforderungen zu Brandstiftungen enthalten, tragen gewöhnlich

das Zeichen: de l'imprimerie de la république! und können, von welcher Seite sie auch ausgehen mögen, als Vorboten der moralischen Verwilderung gelten, mit welcher der sociale Krieg zwischen Armuth und Reichthum seinen Anfang nimmt. Diese Entsittlichung zeigt sich auch in Lyon bereits im Gefolge der Armuth, und auf den Straßen, in denen man jetzt alle Morgen Verhungerte findet, laufen häufiger als jemals Frauen, Mädchen und Knaben umher, die sich aus Mangel dem Laster preisbieten. Die Demoralisation soll unter den jungen Frauen der Ouvriers besonders groß geworden sein, und es ist schrecklich, wenn die Armuth noch das Letzte und Höchste verliert, das sie besitzt, nämlich ihre Tugend. Aber erst die entsittlichte Armuth wird gefährlich, und ganz Paris hat in diesen Tagen zu zittern angefangen wegen der Gefahren, welche die Hungrigen den Gesättigten drohen. Die ganze höhere Gesellschaft von Paris ist nach den neuesten Nachrichten aus Lyon in Bewegung gerathen, und fängt jetzt an, zu tanzen und zu walzen, zu galoppiren und zu musiziren, Bälle zu geben und Concerte zu veranstalten, und das Alles zum Besten der armen Seidenarbeiter von Lyon und zum Besten aller übrigen Armenkategorien, die sich nur irgendwo in der Haupt-

ſtadt oder in der Provinz von Frankreich darbieten. Ich werde mir keine dieſer ſingenden und tanzenden Wohlthätigkeitsvergnügungen hier entgehen laſſen, denn es iſt ſpaßhaft, die Reichen aus Todesangſt tanzen zu ſehen für die Armen, und während ich mir aus den Journalankündigungen ſorgfältig jedes Feſt dieſer Art aufzeichne, um keines zu verſäumen, ſtoße ich dabei ſonderbarer Weiſe jedesmal auf die Anzeige der: **Pommade de Lyon!** die, als thue gerade bei der jetzigen Aufregung Pommade Noth, in allen Zeitungen ausgeboten wird und auch mit ellenlangen Buchſtaben auf den Anſchlagzetteln der Straßenecken prangt. —

Das arme Volk in Frankreich beſitzt ein außerordentlich feines Ehrgefühl, und wird ſich deshalb ſo lange, als es ihm irgend möglich iſt, zu retten ſuchen ohne eine äußerſte Gewaltthat. Die oft bewundernswürdige Ehrlichkeit, welche man hier bei den geringeren Klaſſen antrifft und die beſonders bei den Cabrioletkutſchern zuweilen auf eine merkwürdige Art hervorſticht, iſt ebenfalls aus jenem Ehrgefühl und Ehrgeiz zu erklären, welche die eigentliche Moral im franzöſiſchen Charakter ausmachen. Der Arme behilft ſich in Frankreich bis auf den alleräußerſten Punkt, um dem Rei-

chen gegenüber eine ehrenhafte Selbständigkeit zu bewahren; er haßt den Reichen, weil er reich iſt, aber der Stolz des Armen iſt hier noch größer als ſein Haß, und erſt wenn der Stolz, der gewiſſermaßen die Keuſchheit ſeiner Armuth iſt, an ihm niedergedrückt und gebeugt worden, wird er eine gewaltthätige Stellung zu dem Reichen annehmen. Alles, was jetzt von der höheren Geſellſchaft in Paris zur Beſchwichtigung und Linderung der Armuth ausgeht, verletzt den Stolz und nährt den Haß des Armen, weil die franzöſiſchen Reichen zu ſehr mit ihrer Mildthätigkeit prunken. Es iſt in der That ſeit einigen Tagen ein Spectakel mit dieſer Mildthätigkeit hier in Paris, daß es mir wie ein glänzender Carneval der Bettelei vorkommt, der lächerlich und widerwärtig zugleich erſcheint. Dies rührt daher, weil man ſehr wohl weiß, daß die Franzoſen nicht aus Mitleid ihren Armen geben, denn Barmherzigkeit iſt im Allgemeinen eine dem franzöſiſchen Charakter durchaus fremde Tugend. Man gibt hier entweder aus Furcht, um ein ſo bedenkliches Elend loszuwerden und zu mäßigen, oder man benutzt ſeine Geſchenke, die man austheilt, dazu, um ein prahleriſches Geräuſch damit zu machen und die eigene Eitelkeit zu befriedigen, wie dies auf den Con-

nehm mit Wein die Ju ungen Kamm ge-
schnitt. Wie nun die Hennen wieder ins
Haus kommen, so ist es ihnen ein Zeichen,
daß sie ihre Jungen in, und in acht Tage
darauf auch wieder heraus lassen können.
Wenn aber eine oder zwo von den Hennen
sich in Gärten, Aer, und Saat, wagen, so
ist es ein Zeichen, daß sie ihre Jungen nicht
in acht Tagen wieder ins Haus lassen.

Wenn sie nun ihre Jungen in, und heraus, in acht Tagen wieder lassen kommen, so ist es ihnen ein Zeichen, daß sie ihre Jungen nicht mehr lassen ins Haus kommen, sondern sie müssen sie in Gärten, Aer, und Saat, lassen gehen, und ihre Nahrung suchen, und sie sind also, bis sie Eyer legen, und Junge bringen, in Gärten, Aer, und Saat, zu finden.

alten Brettern einen Tisch sich zusammengezimmert, einige fast schon verkommene Bücher aufgetrieben und handelt damit als Antiquarin, den Band zu wenigen Sous verkaufend. Gewiß, es ist bitter, arm zu sein, aber bitterer noch, den Hunger zu sehn und selbst gesättigt zu sein. Es scheint, daß die Demokratie sich an der Armuth ein neues Prinzip in der Geschichte gewinnen wird. Die Sache des Volkes hat allerdings in der letzten Zeit theils eine drohende Miene gemacht, theils so schmähliche Stöße und beschimpfendes Unglück erlitten, daß es Manchen, die früher sein Interesse verfochten, sicherer, schöner und bequemer geschienen hat, sich wieder zur Aristokratie hinzuwenden. Dies hat sich sowohl in Frankreich als in Deutschland letzthin bemerklich gemacht. Aber soll man das arme Volk verlassen, weil es Hunger hat, und soll man es noch gewaltsam zurückstoßen von dem ungewissen Ziel, zu dem die Geschichte es zu berufen scheint und zu dem es zitternden Trittes hinwankt? Soll man das arme Volk verlassen, weil seine Kleider nach den dunstigen Kellern und Hofwohnungen riechen, in denen es sein kümmerliches Dasein verbirgt? Einige junge Leute, die sich bei uns in Deutschland an den liberalen und volksthümli-

den Zuwachs in Form weiterer Adern ein. Ähnliche Verhältnisse finden sich bei Cyclopteris (Fig. 1 c), wo die Adern ebenfalls in Gabeln entspringen, aber neue in Lücken, und bei Alethopteris (Fig. 1 d), wo die Adern ebenfalls in Gabeln entspringen, aber neue in Lücken, und bei Alethopteris (Fig. 1 d), wo die Adern ebenfalls in Gabeln entspringen, aber neue Adern, welche sich zwischen die Gabeln einschieben, sich nicht bis zum Rande fortsetzen. Bei Neuropteris finden sich in einige Nähe des Randes Anastomosen, wie bei Fig. 1 e, bei Odontopteris (Fig. 1 f) sind sie noch zahlreicher, bei Sphenopteris (Fig. 1 g) sind sie noch zahlreicher, bei Pecopteris (Fig. 1 h) sind sie noch zahlreicher, bei Nephrolepis (Fig. 1 i) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 k) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 l) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 m) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 n) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 o) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 p) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 q) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 r) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 s) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 t) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 u) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 v) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 w) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 x) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 y) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 z) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 aa) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 bb) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 cc) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 dd) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 ee) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 ff) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 gg) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 hh) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 ii) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 jj) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 kk) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 ll) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 mm) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 nn) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 oo) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 pp) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 qq) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 rr) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 ss) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 tt) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 uu) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 vv) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 ww) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 xx) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 yy) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 zz) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 aaa) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 bbb) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 ccc) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 ddd) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 eee) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 fff) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 ggg) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 hhh) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 iii) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 jjj) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 kkk) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 lll) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 mmm) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 nnn) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 ooo) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 ppp) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 qqq) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 rrr) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 sss) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 ttt) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 uuu) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 vvv) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 www) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 xxx) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 yyy) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 zzz) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 aaaa) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 bbbb) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 cccc) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 dddd) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 eeee) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 ffff) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 gggg) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 hhhh) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 iiii) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 jjjj) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 kkkk) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 llll) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 mmmm) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 nnnn) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 oooo) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 pppp) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 qqqq) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 rrrr) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 ssss) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 tttt) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 uuuu) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 vvvv) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 wwww) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 xxxx) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 yyyy) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 zzzz) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 aaaaa) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 bbbbb) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 ccccc) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 ddddd) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 eeeee) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 fffff) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 ggggg) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 hhhhh) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 iiiii) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 jjjjj) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 kkkkk) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 lllll) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 mmmmm) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 nnnnn) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 ooooo) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 ppppp) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 qqqqq) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 rrrrr) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 sssss) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 ttttt) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 uuuuu) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 vvvvv) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 wwwww) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 xxxxx) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 yyyyy) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 zzzzz) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 aaaaaa) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 bbbbbb) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 cccccc) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 dddddd) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 eeeeee) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 ffffff) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 gggggg) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 hhhhhh) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 iiiiii) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 jjjjjj) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 kkkkkk) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 llllll) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 mmmmmm) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 nnnnnn) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 oooooo) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 pppppp) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 qqqqqq) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 rrrrrr) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 ssssss) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 tttttt) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 uuuuuu) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 vvvvvv) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 wwwwww) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 xxxxxx) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 yyyyyy) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 zzzzzz) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 aaaaaaa) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 bbbbbbb) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 ccccccc) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 ddddddd) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 eeeeeee) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 fffffff) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 ggggggg) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 hhhhhhh) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 iiiiiii) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 jjjjjjj) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 kkkkkkk) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 lllllll) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 mmmmmmm) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 nnnnnnn) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 ooooooo) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 ppppppp) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 qqqqqqq) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 rrrrrrr) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 sssssss) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 ttttttt) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 uuuuuuu) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 vvvvvvv) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 wwwwwww) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 xxxxxxx) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 yyyyyyy) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 zzzzzzz) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 aaaaaaaa) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 bbbbbbbb) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 cccccccc) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 dddddddd) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 eeeeeeee) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 ffffffff) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 gggggggg) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 hhhhhhhh) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 iiiiiiii) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 jjjjjjjj) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 kkkkkkkk) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 llllllll) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 mmmmmmmm) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 nnnnnnnn) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 oooooooo) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 pppppppp) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 qqqqqqqq) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 rrrrrrrr) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 ssssssss) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 tttttttt) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 uuuuuuuu) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 vvvvvvvv) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 wwwwwwww) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 xxxxxxxx) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 yyyyyyyy) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 zzzzzzzz) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 aaaaaaaaa) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 bbbbbbbbb) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 ccccccccc) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 ddddddddd) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 eeeeeeeee) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 fffffffff) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 ggggggggg) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 hhhhhhhhh) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 iiiiiiiii) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 jjjjjjjjj) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 kkkkkkkkk) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 lllllllll) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 mmmmmmmmm) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 nnnnnnnnn) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 ooooooooo) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 ppppppppp) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 qqqqqqqqq) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 rrrrrrrrr) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 sssssssss) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 ttttttttt) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 uuuuuuuuu) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 vvvvvvvvv) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 wwwwwwwww) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 xxxxxxxxx) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 yyyyyyyyy) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 zzzzzzzzz) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 aaaaaaaaaa) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 bbbbbbbbbb) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 cccccccccc) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 dddddddddd) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 eeeeeeeeee) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 ffffffffff) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 gggggggggg) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 hhhhhhhhhh) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 iiiiiiiiii) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 jjjjjjjjjj) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 kkkkkkkkkk) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 llllllllll) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 mmmmmmmmmm) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 nnnnnnnnnn) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 oooooooooo) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 pppppppppp) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 qqqqqqqqqq) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 rrrrrrrrrr) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 ssssssssss) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 tttttttttt) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 uuuuuuuuuu) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 vvvvvvvvvv) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 wwwwwwwwww) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 xxxxxxxxxx) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 yyyyyyyyyy) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 zzzzzzzzzz) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 aaaaaaaaaaa) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 bbbbbbbbbbb) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 ccccccccccc) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 ddddddddddd) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 eeeeeeeeeee) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 fffffffffff) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 ggggggggggg) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 hhhhhhhhhhh) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 iiiiiiiiiii) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 jjjjjjjjjjj) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 kkkkkkkkkkk) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 lllllllllll) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 mmmmmmmmmmm) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 nnnnnnnnnnn) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 ooooooooooo) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 ppppppppppp) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 qqqqqqqqqqq) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 rrrrrrrrrrr) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 sssssssssss) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 ttttttttttt) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 uuuuuuuuuuu) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 vvvvvvvvvvv) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 wwwwwwwwwww) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 xxxxxxxxxxx) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 yyyyyyyyyyy) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 zzzzzzzzzzz) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 aaaaaaaaaaaa) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 bbbbbbbbbbbb) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 cccccccccccc) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 dddddddddddd) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 eeeeeeeeeeee) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 ffffffffffff) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 gggggggggggg) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 hhhhhhhhhhhh) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 iiiiiiiiiiii) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 jjjjjjjjjjjj) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 kkkkkkkkkkkk) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 llllllllllll) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 mmmmmmmmmmmm) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 nnnnnnnnnnnn) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 oooooooooooo) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 pppppppppppp) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 qqqqqqqqqqqq) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 rrrrrrrrrrrr) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 ssssssssssss) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 tttttttttttt) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 uuuuuuuuuuuu) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 vvvvvvvvvvvv) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 wwwwwwwwwwww) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 xxxxxxxxxxxx) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 yyyyyyyyyyyy) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 zzzzzzzzzzzz) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 aaaaaaaaaaaaa) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 bbbbbbbbbbbbb) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 ccccccccccccc) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 ddddddddddddd) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 eeeeeeeeeeeee) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 fffffffffffff) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 ggggggggggggg) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 hhhhhhhhhhhhh) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 iiiiiiiiiiiii) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 jjjjjjjjjjjjj) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 kkkkkkkkkkkkk) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 lllllllllllll) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 mmmmmmmmmmmmm) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 nnnnnnnnnnnnn) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 ooooooooooooo) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 ppppppppppppp) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 qqqqqqqqqqqqq) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 rrrrrrrrrrrrr) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 sssssssssssss) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 ttttttttttttt) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 uuuuuuuuuuuuu) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 vvvvvvvvvvvvv) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 wwwwwwwwwwwww) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 xxxxxxxxxxxxx) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 yyyyyyyyyyyyy) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 zzzzzzzzzzzzz) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 aaaaaaaaaaaaaa) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 bbbbbbbbbbbbbb) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 cccccccccccccc) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 dddddddddddddd) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 eeeeeeeeeeeeee) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 ffffffffffffff) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 gggggggggggggg) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 hhhhhhhhhhhhhh) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 iiiiiiiiiiiiii) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 jjjjjjjjjjjjjj) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 kkkkkkkkkkkkkk) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 llllllllllllll) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 mmmmmmmmmmmmmm) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 nnnnnnnnnnnnnn) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 oooooooooooooo) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 pppppppppppppp) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 qqqqqqqqqqqqqq) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 rrrrrrrrrrrrrr) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 ssssssssssssss) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 tttttttttttttt) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 uuuuuuuuuuuuuu) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 vvvvvvvvvvvvvv) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 wwwwwwwwwwwwww) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 xxxxxxxxxxxxxx) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 yyyyyyyyyyyyyy) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 zzzzzzzzzzzzzz) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 aaaaaaaaaaaaaaa) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 bbbbbbbbbbbbbbb) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 ccccccccccccccc) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 ddddddddddddddd) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 eeeeeeeeeeeeeee) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 fffffffffffffff) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 ggggggggggggggg) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 hhhhhhhhhhhhhhh) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 iiiiiiiiiiiiiii) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 jjjjjjjjjjjjjjj) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 kkkkkkkkkkkkkkk) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 lllllllllllllll) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 mmmmmmmmmmmmmmm) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 nnnnnnnnnnnnnnn) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 ooooooooooooooo) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 ppppppppppppppp) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 qqqqqqqqqqqqqqq) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 rrrrrrrrrrrrrrr) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 sssssssssssssss) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 ttttttttttttttt) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 uuuuuuuuuuuuuuu) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 vvvvvvvvvvvvvvv) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 wwwwwwwwwwwwwww) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 xxxxxxxxxxxxxxx) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 yyyyyyyyyyyyyyy) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 zzzzzzzzzzzzzzz) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 aaaaaaaaaaaaaaaa) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 bbbbbbbbbbbbbbbb) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 cccccccccccccccc) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 dddddddddddddddd) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 eeeeeeeeeeeeeeee) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 ffffffffffffffff) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 gggggggggggggggg) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 hhhhhhhhhhhhhhhh) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 iiiiiiiiiiiiiiii) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 jjjjjjjjjjjjjjjj) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 kkkkkkkkkkkkkkkk) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 llllllllllllllll) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 mmmmmmmmmmmmmmmm) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 nnnnnnnnnnnnnnnn) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 oooooooooooooooo) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 pppppppppppppppp) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 qqqqqqqqqqqqqqqq) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 rrrrrrrrrrrrrrrr) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 ssssssssssssssss) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 tttttttttttttttt) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 uuuuuuuuuuuuuuuu) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 vvvvvvvvvvvvvvvv) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 wwwwwwwwwwwwwwww) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 xxxxxxxxxxxxxxxx) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 yyyyyyyyyyyyyyyy) sind sie noch zahlreicher, bei Asplenium (Fig. 1 zzzzzzzzzzzzzzzz) sind sie noch zahlreicher, bei Aspidium (Fig. 1 aaaaaaaaaaaaaaaaa) sind sie noch zahlreicher, bei Gleichenia (Fig. 1 bbbbbbbbbbbbbbbbb) sind sie noch zahlreicher, bei Hymenophyllum (Fig. 1 ccccccccccccccccc) sind sie noch zahlreicher, bei Trichomanes (Fig. 1 ddddddddddddddddd) sind sie noch zahlreicher, bei Schizaea (Fig. 1 eeeeeeeeeeeeeeeee) sind sie noch zahlreicher, bei Lygodium (Fig. 1 fffffffffffffffff) sind sie noch zahlreicher, bei Marattia (Fig. 1 ggggggggggggggggg) sind sie noch zahlreicher, bei Ophioglossum (Fig. 1 hhhhhhhhhhhhhhhhh) sind sie noch zahlreicher, bei Botrychium (Fig. 1 iiiiiiiiiiiiiiiii) sind sie noch zahlreicher, bei Osmunda (Fig. 1 jjjjjjjjjjjjjjjjj) sind sie noch zahlreicher, bei Todea (Fig. 1 kkkkkkkkkkkkkkkkk) sind sie noch zahlreicher, bei Struthiopteris (Fig. 1 lllllllllllllllll) sind sie noch zahlreicher, bei Blechnum (Fig. 1 mmmmmmmmmmmmmmmmm) sind sie noch zahlreicher, bei Woodwardia (Fig. 1 nnnnnn

Maß noch Inhalt hatte! Jetzt coquettirt ihr auf Einmal mit dem Alten, weil das Neue euch persönliches Unglück bereitet hat, und es gibt nichts Neues mehr für euch als das Veraltete!

Das Volk ist allerdings das vielköpfige Ungeheuer, wie man es oft mit Zagen und Beben genannt hat. Aber dies Ungeheuer bedarf entweder eines Despoten oder eines Lehrers. Da aber die sultanischen Illusionen von der Menschheit gewichen, so bedarf das Volk eines Lehrers, der ihm die Stätte bereitet, und der ihm das Wort gibt, dessen es nöthig hat, um sich von der dumpfen unfreien Gährung seiner Massen zu erlösen und den Bann abzuschütteln, der schwer über den Augen seines Bewußtseins liegt. Der Hunger trotzt freilich aller Erziehung und hat eine höhere Gewalt wie alle Vernunft, wenn er einmal mächtig geworden ist. Der Hunger des Volkes wird als diabolischer Stachel in der Geschichte wirken, aber man muß bei Zeiten dafür sorgen, durch Lehre und Wort, daß dieser Hunger nicht auch die guten Elemente verschlinge, die lebendig erhalten werden müssen. Darum ist es im Interesse aller Parteien, wenn die, welche dem Volke helfen können und ihm nahe stehen durch Sinn, Begabung und Abstam-

mung, nicht abtrünnig werden von ihm, denn man kann überzeugt ſein, daß Gott und die Geſchichte das Volk doch nie verlaſſen werden. Es iſt beſſer zu denken, daß Gott mit dem Volke iſt, als falſch zu ſpielen mit einem angenommenen Conſervatismus, der am Ende auf keiner Seite Erfolg und Vertrauen findet. — —

Mit dieſen Gedanken ungefähr begab ich mich in das erſte Concert, das au profit des ouvriers de Lyon hier angekündigt wurde, und in dem es ſehr tumultuariſch herging, da man nur die nachläſſigſten Voranſtalten dafür getroffen. Es waren die kleinen Säle des Prytanée dafür hergegeben, einer für Sprachcurſe neugegründeten Anſtalt, und man hatte dies ſchlechte Local wahrſcheinlich aus dem Grunde gewählt, weil es nichts koſtete. Wo kein Geld zu verdienen, ſind die Künſtler und Unternehmer in Paris läſſig, und als das Publikum ſchon verſammelt war, hatte man noch nicht einmal die Lichter angezündet. So ſaß man eine Zeitlang im Dunkeln, wobei mehrere Lächerlichkeiten vorfielen, ſo daß dies einer ſo unglücklichen Veranlaſſung wegen veranſtaltete Concert durch eine ziemlich übermüthige Stimmung eingeleitet wurde. Es war im Saal ſo eng, daß man in die Verlegenheit hätte kommen kön-

nen, eine Ducheſſe auf ſeinen Schooß zu nehmen, wenn es deren in dieſer Verſammlung gegeben hätte, aber ich traute den meiſten dieſer faſhionablen Geſtalten nicht, die mich hier im Prytanée umgaben. Das Prytanée liegt in einer kleinen ſchmutzigen Straße, einige Damen, die vorgefahren kamen, wollten gar nicht erſt ausſteigen, und warfen die halbgeöffnete Wagenthür wieder hinter ſich zu, mit der naſerümpfenden Bemerkung: **il n'y a pas de file**, weil keine lange Wagenreihe vor dem Concerthauſe hielt und es ihnen deshalb entwürdigend ſcheinen mochte, in ein ſolches einzutreten. So iſt hier die höhere Geſellſchaft, und vielleicht iſt ſie überall mehr oder weniger von dieſer Art. Was die angekündigten berühmten Künſtler anbetraf, die in dieſem Concert mitwirken ſollten, ſo blieben auch dieſe zum Theil aus, und ſo lief dieſe erſte Wohlthätigkeitsmuſik ziemlich lächerlich ab, obwohl man einen ſehr hohen Eintrittspreis hatte zahlen müſſen. Doch will ich nicht vergeſſen, unter den Virtuoſen, die ſich wirklich hören ließen, des berühmten Klavierſpielers Liſzt zu erwähnen, der, wie immer, mit enthuſiaſtiſchem Beifall begrüßt wurde, als er ſich an ſein Inſtrument ſetzte; mit faſt abwehrend

Eine Schrift auf die Wiedertaufe.

Antwort, wie man Kinder taufen soll, und ob sie recht getauft werden, wenn sie nicht glauben. Es ist dieses ein Brief, so Hugo Bloem, Prediger zu Amsterdam, an einen Mennoniten, der in Emden wohnte, geschrieben hat, und Anfangs Augusti 1609 ausgegangen. Er redet mit vielen Ursachen, und beweiset, daß die Kinder recht getauft werden, wenn sie gleich nicht glauben. Und ist dieses auch gegen die Lehre der Mennoniten, die meinen, daß die Kinder nicht recht getauft werden, wenn sie nicht glauben. Dieses ist nun ein Irrthum, den sie aus eigenem Sinne, ohne Verstand der Schrift, erdichtet haben. Denn sie wissen nicht, daß Gott mit den Kindern seinen Bund hat, den er durch sie hat lassen ins Fleisch schneiden, und daß sie also durch Gottes Bund, und durch die Beschneidung, Gottes Kinder sind, und also durch die Taufe, die an Stelle der Beschneidung ist

dieſer Stadt, von der ſich aber das modiſche Publikum ſehr gelangweilt fühlte und ſie lächerlich zu finden ſchien, denn dem Pariſer iſt es unangenehm, wenn man auf dieſe Weiſe zu ſeinem Mitleid ſprechen will, während er nur ſein Vergnügen geſucht hat; daß aber die Rede am Ende dennoch beklatſcht wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Der Redner gab in einer einfachen, aus dem Herzen kommenden Sprache und in einem gefühlvollen Tone einen Abriß der Geſchichte Lyons und ſeiner Bedeutſamkeit für Frankreich zu den verſchiedenen Epochen, worauf er mit näheren Einzelnheiten den heutigen Zuſtand und die gegenwärtigen mercantilen Verhältniſſe der Seide ſchilderte. Das Publikum ging fort, noch ehe das Concert ganz beendigt war, denn bei der Unordnung, die überall ſtattfand, wußte Niemand, ob noch andere Muſikſtücke nachfolgen würden. Das Unglück gehört nicht in die ſogenannte gute Geſellſchaft, es iſt überhaupt nicht anſtändig, unglücklich im Leben zu ſein, und inſofern hatte jener Redner ſchon in der Abſicht gefehlt, indem er eine elegante und geputzte Verſammlung zur offenen Rührung bewegen wollte. Mit Theaterunglück auf den Brettern iſt es eine andere Sache, da weint man hübſch in die geſtickten Schnupf-

tücher hinein, weil es das Trauerspiel verlangt, sowie man lacht, wenn Lustspiel ist. Aber ein reelles Unglück, wie das von Lyon, geht schon über den Spaß hinaus, und die höhere Gesellschaft kann wohl etwas dafür thun und eine Steuer zahlen von ihrem gewöhnlichen Aufwand und Vergnügen, aber sie kann sich nicht mit dem Unglück als Gefühlsangelegenheit befassen. Wer dies verlangt, weiß nicht, was gute Gesellschaft ist. —

Dies Concert im Prytanée, obwohl es so geringen Erfolg gehabt und fast gar keine Aufmerksamkeit in der Stadt zu erregen schien, hatte doch das Verdienst, den Anfang solcher Unternehmungen gemacht zu haben. Nun folgten bald Andere nach, und auf Einmal ist es an der Tagesordnung in ganz Paris und ist Mode geworden, daß die Reichen, um den Armen etwas abzugeben, ihre glänzenden Lustbarkeiten — nicht etwa auf vierzehn Tage einstellen, sondern dieselben vielmehr verschwenderischer als je betreiben, aber dabei eine freiwillige Abgabe von ihrem eigenen Luxus erheben, die nun in die Büchse der Armuth fließt. Diese staatsökonomische Balancirung ist aber durchaus in der Ordnung, sie hat ihre dialektische Berechtigung in dem ganzen Gesellschafts-

zuſtande, und es würde thöricht ſein, es anders zu verlangen. Die Eintrittspreiſe für dieſe Bälle und Concerte der Wohlthätigkeit werden jetzt außerordentlich hoch angeſetzt, noch mehr Glanz und Pracht aber zeigt ſich dabei in den aufgewandten Coſtümen und Toiletten, und es ließe ſich allerdings die Frage aufſtellen, ob nicht für die Armen noch mehr herauskommen würde, wenn die Reichen dieſe Wohlthätigkeitsbälle nicht veranſtalteten, und ſtatt der Eintrittspreiſe lieber die Koſten der Toilette ihnen aufopferten? aber dieſe Frage iſt nur ſcheinbar ſtatthaft, denn einmal iſt ſie indiscret, und dann iſt es, wie ſchon vorhin bemerkt, ſtaatsökonomiſch ganz richtig, daß der Arme nicht an der Aufopferung des Reichen, ſondern an dem Luxus deſſelben ſeine Unterſtützung findet. Ob die Geſchichte fortfahren wird, die Richtigkeit dieſes ſtaatsökonomiſchen Grundſatzes anzuerkennen, iſt eine andere Sache, über die man nicht nöthig hat, auf einem Ball nachzudenken. Mich umgibt der hochſchimmernde Saal der Académie royale de musique, Louis-Philipp ſelbſt hat ihn auf Koſten ſeiner Civilliſte mit den reichſten Tapiſſerieen und Feſtguirlanden neu behängen laſſen, Muſard führt das Orcheſter, viele tauſend Kerzen brennen feenhaft in dem unermeßlichen

Saal, das glänzende Gewühl ſchöner Frauen im herrlichſten Schmuck wogt aufundnieder und läßt eine Zaubernacht träumen, wie man ſie nur in Märchen kennt. Da zeigt ſich ganz Paris im glänzendſten Wohlthätigkeits-Luxus, denn die Contretänze und Galoppaden dieſes Balls rauſchen nur deshalb ſo eifrig an mir vorüber, um den armen Lyonnern Brot zu tanzen! Das iſt ein lobenswerthes Stück Arbeit, und wer ein gutes Herz im Leibe hat, muß tanzen! Aber es wird für die tanzende Philanthropie, die ſo athemlos dahinfegt, faſt zu enge in dem großen Saal. Immer mehr Gäſte ſtrömen hinzu, man ſieht hier alle Notabilitäten der Politik, der Kunſt und der Mode ſich drängen, alle Berühmtheiten, Schönheiten und Eleganzen der Hauptſtadt wetteifern ſich zu zeigen und bemerkt zu werden, und das wachſende Getümmel benimmt zuletzt jeden Raum für die Tanzenden. Aus dem Tanzen wird ein allgemeines Spazierengehen, eine elegante Völkerwanderung ſchiebt ſich in allen dieſen bunten Maſſen durch den Saal, das Orcheſter Muſard's ſpielt dazu eine beliebte Cavatine aus dem Poſtillon von Lonjumeau, und am Ende iſt auch jede ſchrittweiſe Bewegung gehemmt, es entſteht einen Augenblick lang eine ſtille Pauſe, während

weiß man bei Ed. Bar. bei Wolff bei Mühlenbruch, daß Ulpian, Paulus, Papinian, Modestin, Gaius, Julian, Marcian, Scävola, Sabinus, Cassius, Proculus, Pomponius, Neratius, Celsus, Celsinus, Africanus, Marcellus, Tryphonin, Florentin, Arrian, Hermogenian, Menander, Callistratus, Claudius, Saturnin, Gregorius, Herennius, Modestin, Hermogenian, Tarrutenius, Paulus, Ulpian

ſtreng geſondert und namentlich gegen die Aufnahme von Schauſpielern, Künſtlern und allen einer ſchwankenden Kategorie zugehörigen Perſonen abgeſperrt als in Paris, wo nur Der auf eine geſellſchaftliche Ebenbürtigkeit Anſpruch machen kann, der völlig unabhängig in ſeinen Verhältniſſen und ſich ſeine Erſcheinung niemals bezahlen läßt. Die Taglioni hat übrigens noch von einer andern Seite her gewiſſe Ausnahme-Anrechte an die höhere Geſellſchaft, denn ſie iſt ſeit zwei Jahren verheirathete Gräfin Gilbert des Voiſins und hat nur als Künſtlerin ihren Namen Marie Taglioni beibehalten. Aber ſie tanzte dennoch mitten unter dieſem franzöſiſchen Hochtorythum nur ein einziges Mal, und zwar mit ihrem — Vater. Es war mir intereſſant, dieſe Grazie in der Nähe betrachten zu dürfen. Sie hat ernſte Augen, eine ſehr ſtark gewölbte, aber ſchöne Stirn, und eine merkwürdige, etwas gedrängte Bildung des Hinterkopfes. Ihr Körper iſt zart, dünn, ätheriſch, durchſichtig. Marie Taglioni iſt gütig und einfach in ihrem Weſen. Sie iſt ſehr gebildet, und ſoll ſich in fünf Sprachen mit Leichtigkeit ausdrücken, in keiner aber mit ſo ciceronianiſcher Beredtſamkeit, als in der ihrer Füße.

Auf dieſem Ball verabredeten die hohen Da-

men des Faubourg St. Germain das Concert für die Lyonner, das bald darauf im Saal des Vaurhall ſtattfand und wo der Eintritt zu 20 Frcs. angeſetzt war. Wie man in dem Saal Ventadour getanzt, ſo wurde hier im Vaurhall geſungen, nur mit dem Unterſchied, daß die Ariſtokratie beſſer tanzt als ſingt, beſonders wenn ſie aus ſo großer Angſt ſingt, wie es hier Lyons wegen geſchah. Für einen Penſionnair der alten Civilliſte legitimiſtiſch zu tanzen, iſt keine ſo große Kunſt für den Faubourg St. Germain, denn dieſe Penſionnaire ſind nie gefährlich geweſen; aber für die halbverhungerten Seidenarbeiter von Lyon, welche die reiche Ariſtokratie aus dem Takt zu bringen drohen, noch mit den richtigen Takten zu ſingen, muß eine ſchwierige Aufgabe ſein. Daraus erkläre ich mir wenigſtens, daß es mit der Muſik der Haute-Volée auf dieſem Concert ſo ſchlecht ging, denn man hörte nur wenige gute und ſichere Stimmen darunter, und die meiſten detonirten auf eine Weiſe, daß man hätte denken ſollen, die ganze Ariſtokratie würde auf der Stelle umſchlagen. Die Ariſtokratie hat lange genug in der Weltgeſchichte Falſett geſungen, hier im Saal des Vaurhall aber that ſie es zum Beſten des hungrigen Volkes, und da mußte man ſchon klatſchen.

Die interessante und geistreiche Gräfin Merlin und ihr Salon sind der eigentliche Mittelpunkt der vornehmen musikalischen Welt von Paris, und das Vaurhall-Concert ist seinen Virtuosen nach aus diesem Salon hervorgegangen. Die Gesellschaft der Gräfin Merlin beabsichtigt jetzt, ihre Privataufführungen zu einer Reihe von öffentlichen Concerten für die Armen zu machen, und das für die Lyonner, das 80,000 Frcs. eingebracht haben soll, war das erste dieser Art gewesen. Ich hatte noch nie einen solchen Reichthum von natürlicher Schönheit und glänzenden Toiletten auf einem Raum vereinigt gesehen, als in dem Concert des Vaurhall, in welchem die schöngeschmückte Gräfin Merlin, deren Stirn mit Rosen gekrönt war, was man in den diesjährigen Frühjahrsalons häufiger bemerkt, sowie Frau von Sparre und Dubignon nebst Duprez, der seit Kurzem bei der großen Oper angetreten ist, die hauptsächlichsten Solos übernommen hatten. Unser lieber und guter Landsmann Meyerbeer saß am Fortepiano.

Volk und Aristokratie haben lange in der Geschichte gewetteifert, wer die erste Stimme singen solle, und es schien vergeblich, ein harmonisches Concert beider Elemente zu Stande zu

bringen. Jetzt, wo das Volk die Magenſtimme zu ſingen anhebt, fängt die Ariſtokratie an, ſich einen Ton tiefer herabzulaſſen und, wenn auch nicht mit dem Volke, doch für das Volk zu ſingen. Als muſikaliſche Herablaſſung wirkte dieſe Tonveränderung unharmoniſch, da, wie ſchon bemerkt, ſo viele Detonirungen dabei vorfielen; ob aber eine politiſche Harmonie herauskommen werde, hängt von den weitern Modulationen der Magenſtimme des Volkes ab. —

verlangt helle Farben und reichen Schmuck, und so schimmert und funkelt Alles darin von natürlicher und künstlicher Schönheit. Während der Zwischenacte tummelt man sich in den schönen geräumigen Corridors der Logen und im Foyer herum, das bei der großen Oper glänzender eingerichtet ist als in allen übrigen Theatern, und in der bunten Durcheinanderbewegung von allerlei Gruppen und Gestalten ein besonderes Interesse darbietet.

Die Musik von Meyerbeer's Huguenotten steht seinem Robert dem Teufel in gewisser Hinsicht nach, indem sie nicht so gediegen verarbeitet ist wie dieser, aber es ist in den Huguenotten ein unverarbeiteter Reichthum von bedeutenden Ideen, durch die sich der Componist zum Theil auf einen höheren und reineren Standpunkt zu schwingen sucht, als in seinen früheren Leistungen. Dieser Standpunkt scheint mir besonders darin ein eigenthümlicher, daß sich Meyerbeer in den Huguenotten zum ersten Mal von dem italienischen Opernstil loszusagen und auf eine selbständige Manier hinzuwenden strebt. Was aber dieser Musik noch fehlt, ist die künstlerische Einheit und ein vollendet ausgesprochener Gesammtcharakter. Man stößt in den Huguenotten auf ein Chaos von lauter einzelnen musikalischen Sätzen, die wie von allen

Winden und aus allen Weltgegenden zuſammengeweht erſcheinen, und mit denen ein ſeltſamer Wucher getrieben wird. Es iſt bald ein Maskenball, bald ein Trödelmarkt, bald ein Schlachtgewühl, bald ein feierliches Hochamt von Tönen. Es iſt eine, ich weiß nicht ob abſichtliche, Unruhe in Meyerbeer's Muſik, die ſich noch immer nicht ſetzen kann, er ſchlägt tauſend reichhaltige Themen an, führt kein einziges durch, läßt plötzlich Alles liegen, und überraſcht am Ende durch eine ungeahnte Wendung, die an ſich vortrefflich iſt, aber keinen Frieden gibt. Man wälzt ſich in ſeiner Muſik wie im Fieber herum, man wird geküßt und umarmt, aber auch geſtoßen und geprügelt von ihr, man muß mit ihr durch Feuer rennen und durch Waſſer ſchwimmen und Alles in Einem Athem und athemlos. Kein Glied iſt vor Anfechtung ſicher, wenn Meyerbeer Muſik macht. Seine Töne packen uns vor die Bruſt, ſchleifen uns bei den Haaren, kratzen uns die Augen aus, ſaugen ſich mit Leidenſchaft an unſer Herz an, trinken unſer Blut und entzünden eine krampfhafte Wonne in unſern Nerven. Sie buhlen ſich mit unſerer ganzen Reizbarkeit zu Tode. Ueberdruß und Erſchöpfung balgen ſich mit dem Entzücken, ein ſchöner Engel ſpielt die Orgel und

als durch dasselbe Medium, aus welchem sie hervorgehen, und dieses Medium ist der Aether. Wenn also Licht, Wärme und Elektricität von einer Stelle zu einer andern übergehen, so geschieht dieß durch Vermittlung des Aethers, und wenn Licht, Wärme und Elektricität von einer Stelle ausgehen, so muß der Aether dieses thun können, und wenn er dieses thun kann, so muß er, auf Körper, die nur in ihn sind, eine Kraft ausüben können, und diese Kraft muß eine Abstoßungskraft sein, weil sie sonst nicht Licht, Wärme und Elektricität ausgehen machen könnte. Diese Abstoßungskraft muß aber eine solche sein, daß sie nicht nur auf Körper, die nur in ihn sind, sondern auch auf Körper, die in ihm und außer ihm sind, wirken kann, weil sonst Licht, Wärme und Elektricität nicht durch ihn hindurchgehen könnten. Diese Abstoßungskraft muß also eine solche sein, daß sie auf Körper, die in ihm sind, wirken kann

klügelt. Meyerbeer iſt der Eklektiker in der Muſik, und macht als ſolcher eine zeitgemäße Wirkung auf die blaſirten franzöſiſchen Nerven, die mit Reizmitteln überſchüttet werden müſſen. Man kann nicht ſagen, daß die Sirenenſtimme der Sinnlichkeit in Meyerbeer's Muſik überwiegend ſei, wie es bei Roſſini iſt, deſſen Pauken und Blechinſtrumente ſich plötzlich wie von ſelbſt in berauſchende Opiate verwandeln, die uns in einen himmliſchen Leichtſinn verſetzen; bei Meyerbeer iſt der Verſtand das erſte, und die Sinnlichkeit macht bei ihm den Umweg durch den Verſtand, der mit Abſicht ſinnliche Wirkungen hervorzurufen und ausfündig zu machen ſtrebt. Aber ihm iſt noch nicht dieſe künſtleriſche Verſchmelzung beider Elemente gelungen, durch welche ſich zum Beiſpiel Halévy in der letzten Zeit ausgezeichnet hat, obwohl dieſer von den Franzoſen bei weitem weniger geſchätzt wird als Meyerbeer.

Nachdem ich die meiſterhafte und eigenthümlich gearbeitete Ouverture der Huguenotten bewundert, und von dem erſten Act ſo vielerlei Anregungen durch einander erhalten hatte, daß mir der Kopf zu ſpringen drohte, ſtürzte ich im Zwiſchenact in das Foyer hinaus und fand hier einen durchein-

andergewirrten Knäuel der allerverschiedenartigsten Gestalten. Am darangränzenden Corridor des ersten Ranges sah ich auch Herrn Jules Janin wieder, den ich einige Tage zuvor besucht hatte, und der mir hier am Arm seiner hübschen und chinesisch frisirten Marquise begegnete. Herr Janin genießt einer großen Popularität in Paris, und wenn er in den Foyers der Theater in den Zwischenacten sich ergeht, erlebt er jeden Augenblick das horazische digito monstrari, und man sieht es ihm an, daß er in seinem großen Ruhm glückselig plätschernd umherschwimmt wie der Fisch im Wasser. Er ist ein junger fettgenährter Mann, mit einer außerordentlichen Legerität des Betragens, die zuweilen liebenswürdig, zuweilen unausstehlich ist. Er hat ein Gesicht, wie Murillos seine Bauerjungen so unnachahmlich originell zu malen pflegt, auch in demselben Colorit, und dieselbe Schalkhaftigkeit und Naivetät verrathend. Was an seinem Stil, wenn er schreibt, oft etwas Reizendes hat, kann man anders dies behagliche und coquette Sichausstrecken auf dem Faul- und Lotterbette einen Stil nennen, Das wiederholt sich an seiner eigenen Persönlichkeit weniger anziehend, und erscheint in dieser entweder als Mangel an Le-

bensart oder verräth noch den aus der Provinz gekommenen Schriftsteller. Vor mehreren Jahren erinnere ich mich eine sehr liebenswürdige biographische Skizze von Janin gelesen zu haben, die er selbst über sich geschrieben und seinen hoffmannisirenden **Contes fantastiques et littéraires**, die an sich wenig taugten, vorgesetzt hat. Da thut Janin naive Geständnisse über das Glück eines jungen Mannes, der plötzlich aus seinem freudlosen Departement mitten unter die glänzenden und feenhaften Genüsse der Hauptstadt, in Theater, Oper, Concert und Salon sich versetzt sieht, der durch den Reiz und Stachel aller dieser Herrlichkeiten zum Schriftsteller und Recensenten wird, dessen Stimme immer mehr als eine entscheidende sich geltend macht in dem modischen Kunstleben von Paris, der endlich als berühmter Kritiker seine eigene Loge im Theater hat und Abends am Arme einer schönen Dame hineinwandelt, um gesehen, beneidet, gefürchtet und in seiner Miene, was sie wohl urtheile, belauscht zu werden. Alles dies und noch mehr hat Herr Jules Janin nun erreicht, er ist ein großer Feuilletonist geworden, bezieht 30,000 Frcs. jährliche Einkünfte blos für seine Montagsartikel im Journal des Débats, hat im Theater seine Loge, und dazu eine wunderschöne Marquise, die er

Abends an seinem Arm in diese Loge führt. Der Glückliche, hat er nicht Alles, was er sich mit so reizenden Farben ausgemalt? Ich könnte ihn beneiden, um sein Feuilleton, um seine Honorare, um seine Loge und um seine Marquise, wenn er nicht nebenbei noch Jules Janin wäre! Auch beklagte er es einmal gegen mich, daß er unglücklicherweise kein Wort Deutsch verstände! Nun möchte ich gar nicht Jules Janin sein, und bekäme ich auch sein Feuilleton, seine Honorare, seine Theaterloge und seine Marquise! Das bischen Deutsch, das man versteht, wenn man auch in Deutschland selbst viel Unglück damit haben kann, ist doch immer etwas werth, und wer hat nicht in Frankreich seine deutsche Sprache neu liebgewonnen, sollte er auch in seinem Vaterlande daheim besser thun, als Schriftsteller karaibisch zu schreiben denn deutsch, um weniger Argwohn zu erregen. Aber was ich im Französischen weltmännisch und conventionnell ausdrücken muß, dem verschaffe ich im Deutschen eine reinere und vollere menschliche Genugthuung, und selbst das vielverschrieene deutsche Herz und die sehr berüchtigte deutsche Geduld, insofern sie dem deutschen Ausdruck immer unverkennbar anhaften, erscheinen mir in der Fremde wie Familienmaale

mit Schriften, in denen man gerade hält dieser Materie suchen.

Ich habe mich bemühet, alle diese Bücher zusammen zu bringen, welches, da sie [illegible] schwer gewesen, weil sie in unterschiedlichen Orten zu finden. Ich habe sie alle durchgelesen, und mir die Mühe gegeben, die Meinungen der Autoren, die sie darinnen vorgetragen, zu sammeln, und sie in eine Ordnung zu bringen, damit ich sie desto leichter mit einander vergleichen könnte. Wenn dann eine jede absonderlich, und alle zusammen gegen einander gehalten worden, habe ich mich bemühet, die Wahrheit zu finden, und sie von dem Irrthum zu unterscheiden. Wie ich mich aber bey dem Ausgange, und einem jeden Capitel dieses Buches aufgeführet, das will ich hier nicht erzählen, sondern ich will den Leser auf die Vorrede selbst gewiesen haben, in welcher er alles finden wird, was er zu wissen verlanget.

Ich habe mich bemühet, alle diese Bücher zusammen zu bringen, welches, da sie [illegible] schwer gewesen, weil sie in unterschiedlichen Orten zu finden. Ich habe sie alle durchgelesen, und mir die Mühe gegeben, die Meinungen der Autoren, die sie darinnen vorgetragen, zu sammeln, und sie in eine Ordnung zu bringen, damit ich sie desto leichter mit einander vergleichen könnte. Wenn dann eine jede absonderlich, und alle zusammen gegen einander gehalten worden, habe ich mich bemühet, die Wahrheit zu finden, und sie von dem Irrthum zu unterscheiden. Wie ich mich aber bey dem Ausgange, und einem jeden Capitel dieses Buches aufgeführet, das will ich hier nicht erzählen, sondern ich will den Leser auf die Vorrede selbst gewiesen haben, in welcher er alles finden wird, was er zu wissen verlanget.

finger, der in seiner unversehrten Gestalt der Finger eines Gottes ist, abgehauen zu werden verdient, sobald er sich für Geld krümmt und statt der freien Feder eine bestochene führt. In der That hat Janin's Ruf in der letzten Zeit sehr gelitten, weil sein Schreibfinger käuflich geworden und nicht mehr der Finger des unschuldigen Amor ist, der sonst in seinen Schriften so harmlos gaukelte. Janin schreibt jetzt für Geld, aber für vieles Geld, Alles, was man von ihm verlangt, und macht auch selbst in seiner offenen Weise kaum ein Hehl davon. Er ist der bezahlte Gelegenheitskritiker von ganz Paris geworden und weiß jedes Ding gleich hübsch herauszustellen, mag es nun Tragödie oder Lustspiel, eine Hochzeit oder eine Leichenfeier, eine industrielle Unternehmung, ein philosophisches System, ein diabolischer Roman, eine Hofceremonie oder ein Vaudeville sein, für Alles hat er seinen gewandten und gleißnerischen Stil in Bereitschaft, der mit ganz Frankreich lustig zu buhlen versteht. Es ist in der That ein Unglück, einen so gewandten Stil zu haben, denn nichts verführt leichter zur Grundsatzlosigkeit als der Stil, wenn dieser nicht selbst schon aus einem grundsatzfesten Charakter hervorging. Janin's Stil ist die leichtgeschürzte und

Kärnthen, Mähren, Krain und Tirol. Ferdinand, Erzherzog von Oesterreich, Sohn Kaiser Ferdinand des Ersten, wurde 1564 zum Regenten in Kärnthen, Krain und Görz ernannt, und starb 1595. Sein Sohn, Ferdinand der Zweyte, wurde 1619 zum Kaiser erwählt, und starb 1637. Ferdinand der Dritte, sein Sohn, wurde 1625 zum König in Ungarn gekrönt, und starb 1657. Leopold, sein Sohn, wurde 1655 zum König in Ungarn gekrönt, 1656 zum König in Böhmen gekrönt, und 1658 zum Kaiser erwählt, starb 1705. Joseph, sein Sohn, wurde 1687 zum König in Ungarn gekrönt, 1690 zum König in Böhmen gekrönt, 1690 zum Römischen König erwählt, und starb 1711. Carl, sein Bruder, wurde 1711 zum Kaiser erwählt, und starb 1740. Maria Theresia, seine Tochter, wurde 1740 Königin in Ungarn und Böhmen, und starb 1780. Joseph, ihr Sohn, wurde 1764 zum Römischen König erwählt, 1765 zum Kaiser erwählt, und starb 1790. Leopold, sein Bruder, wurde 1790 zum Kaiser erwählt, und starb 1792. Franz, sein Sohn, wurde 1792 zum Kaiser erwählt, und regiert noch.

Geiſter der franzöſiſchen Literatur über ihm, wie namentlich Lamartine und Madame Sand, die er außerordentlich verehre und niemals erreichen werde. Ich beſtätigte ihm dies, ſo viel es franzöſiſche Höflichkeit und deutſche Gutmüthigkeit erlauben wollten, und erzählte ihm nur noch von dem bedeutenden Erfolg, den ſein Barnave in Deutſchland gehabt, wo es ſeltſamer Weiſe einige Bewunderer dieſes Romans gibt, die denſelben über Alles ſtellen, was in neueſter Zeit hervorgebracht worden. Herr Janin mochte damit zufrieden ſein, obwohl ihm an deutſchem Ruhm wenig gelegen ſcheint, da ihm derſelbe kein Geld einbringen kann. Der deutſche Schriftſtellerruhm iſt in der That eine rumford'ſche Hunger- und Knochenſuppe gegen den franzöſiſchen; deutſcher Schriftſtellerruhm bringt wenig Geld, verſchafft keine Marquiſe, und höchſtens eine freie Wohnung an einem unwillkommenen Ort. Jules Janin beſchäftigt ſich faſt gar nicht mehr mit größeren Werken, zu denen auch ſein aphoriſtiſches Talent, worin er allerdings eine Aehnlichkeit mit Heine hat, nicht ausreichen mag; und er denkt auch inskünftige alle Productionen, die einen längeren Athem erfordern, zu meiden. Er ſteht des Morgens um elf Uhr auf und ſchreibt dann ſeine

Wenn einzelne Buchstaben, wie Haase
die Kinder mit in die Lehre nahm, nicht
mehr genügten, so wurden Silben gebildet,
z. B. Ba, Be, Bi, Bo, Bu, Bä, Bö, Bü,
Ab, Eb, Ib, Ob, Ub, Äb, Öb, Üb, Ba-ba,
Be-be, und Haase ist überzeugt, daß sie
sich in großer Zahl, und in Verbindung mit
Buchstaben, auch mit Wörtern, wie Ba-ba,
Be-be, Bi-bi, Bo-bo, Bu-bu, Bä-bä, Bö-bö,
Bü-bü, Ab, Eb, Ib, Ob, Ub, Äb, Öb, Üb,
bei Haase finden werden. Ich habe mich
nicht so weit verstiegen, wie Haase, und
Bö- oder Bü-bü, Öb- oder Üb-bü gebildet,
weil ich nicht weiß, ob sie in der Sprache
vorkommen. Ich habe mich auch nicht
getraut, Wörter, wie Ba-ba, Be-be, Bi-bi,
Bo-bo, Bu-bu, Bä-bä, Bö-bö, Bü-bü, Ab,
Eb, Ib, Ob, Ub, Äb, Öb, Üb, Ba-ba, Be-be,
Bi-bi, Bo-bo, Bu-bu, Bä-bä, Bö-bö, Bü-bü,
in meine Fibel aufzunehmen, weil ich
nicht weiß, ob sie in der Sprache

seinen Anfang, und wir dürfen Beide keine Note von Duprez versäumen, Sie aus Rücksicht auf Ihr Feuilleton, und ich aus Rücksicht für meine Reisebeschreibung, von der ich Ihnen ein Exemplar zur Beurtheilung in Ihrem Feuilleton zusenden werde! Duprez hat in der That eine wunderbare Stimme und ich habe noch von keinem Tenor ein so schönes Adagio vernommen, in welchem dieser Sänger das Ausgezeichnetste hören läßt. Man war im Publikum sehr gespannt, ob Duprez in dieser Rolle des Raoul genügen werde, da seine vorzüglichsten Leistungen bisher nur dem entschiedenen italienischen Gesange angehört hatten, aber jetzt wogt der unermeßliche Saal fast von Enthusiasmus über und man kann sich selbst nicht genug thun in Beifallsbezeugungen. Das französische Theaterpublikum ist so feuerfangend, daß es, einmal aufgeregt, kaum das Ende einer Arie erwarten kann, um seinen fürchterlichen Beifallssturm loszulassen, es unterbricht damit rücksichtslos die Scene und allen Zusammenhang, und verdirbt sich selbst durch seinen Enthusiasmus den eigentlichen Kunstgenuß, auf den es ihm freilich bei einer Oper weniger ankommt. Das französische Publikum hat im Allgemeinen keinen gebildeten Sinn für Musik, es folgt überhaupt bei

Kunſtgenüſſen nur einem nicht immer allzuglücklichen Inſtinct, oder es läßt ſich durch ſeine eigenthümliche Rage leiten, die meiſtentheils die Stelle der Begeiſterung bei ihm vertritt. Meyerbeer könnte jetzt einen wichtigen Durchgangspunkt für die muſikaliſche Bildung der Franzoſen abgeben, wenn er die bedeutſame Aufgabe, die ihm in Frankreich zu Theil geworden ſcheint, richtig ins Auge faßt und verfolgt. Er hat ſich jetzt einen Ruhm in der pariſer Kunſtwelt erworben, den man einen herrſchenden nennen kann, da man hier in der Muſik faſt nichts mehr als Meyerbeer zu kennen ſcheint, und ſeinem Genius, der ſich allerdings nicht ohne Gewaltſamkeit ſo geltend machen konnte, überall die größten Huldigungen entgegenkommen. Nachdem er aber nun einmal feſten Fuß gefaßt, ſollte er raſch durch einen genialen Wurf die Sache umkehren und es mit den Franzoſen ſo machen, wie ein großer und großmüthiger Feldherr, der die Barbaren nur deshalb mit Feuer und Schwert beſiegt hat, um ihnen unter ſeinem Scepter die mildere Cultur beizubringen. Nachdem Meyerbeer durch manche Gräuel ſeiner bisherigen Muſik die Franzoſen ſich unterworfen, nachdem ſeine Töne durch Feuer, Schwert und grauſames Ket-

tengeraſſel den franzöſiſchen Geſchmack beſiegt und ihn vor ihren Triumphwagen geſpannt haben, iſt es nun Zeit für ihn, ſich als den wahren Friedensgott in der Muſik zu demaskiren. Jetzt iſt es Zeit für Meyerbeer, ein milderes Weltalter ſeiner Töne regieren zu laſſen. Nachdem er bisher in ſeinen Opern nur Krieg geführt, und in der That einen Krieg gegen die Barbaren, denn nur gegen ſolche bietet man dieſe Bomben, Böller und Höllenmörſer auf, muß er jetzt darauf bedacht ſein, Frieden mit den Muſen zu ſchließen, oder vielmehr das Reich der wahren Muſen in Frankreich zu begründen. Es fragt ſich, ob er nun im Stande ſein wird, einen einfachen, ſeelenhaften, deutſchen Ton in der Muſik anzuſchlagen, um dadurch den franzöſiſchen Kunſtgeſchmack zu läutern und gediegen zu machen? Dieſen letzteren Einfluß auszuüben, käme, wie es mir ſcheint, nur auf Meyerbeer an, da das Beſſere hier, wenn auch nicht durch die Sache ſelbſt, doch durch ſeinen Namen in die Mode gebracht werden könnte! Mitunter ſcheint es wirklich in den Huguenotten, als ſei Meyerbeer im Begriff, eine Metamorphoſe ſeiner Manier vorzunehmen, oder er ſetzt wenigſtens darin zu einem Stil an, der eine Anwartſchaft auf eine höhere

Bodenleben, ob. Bei ob'n bin ich zu Hause, bei ob'n ist mir wohl, bei ob'n ist mir's lieb, bei ob'n ist mir's recht, bei ob'n ist mir's wohl, bei ob'n möcht' ich sein, bei ob'n möchte ich bleiben, bei ob'n möchte ich wohnen, bei ob'n möchte ich zu Hause sein, bei ob'n möchte ich zu Hause sein, bei ob'n möchte ich zu Hause sein

treu und gut mit der Kunſt ſelbſt, als daß er nicht ſeine wichtige Stellung, zu der er jetzt in der Muſik durchgedrungen, lieber zu dauernden Einwirkungen, als zu bloßen Tagestriumphen benutzen ſollte. Freilich darf man ſich nicht verhehlen, wie gewagt es ſein muß, dem größeren pariſer Publikum etwas Beſſeres zu geben, als es haben mag und aufzunehmen verſteht. Aber es finden ſich ſo viel halsbrechende Wageſtücke in Meyerbeer's Muſik, daß er wohl auch noch das Wageſtück mit dem guten Geſchmack hier in Paris verſuchen könnte! Das Publikum zeigt hier einen großen Muſikenthuſiasmus, es iſt wahr, aber man ſehe die beiden ſchön coſtumirten Damen auf der Vorderbank meiner Loge, und gebe Acht, bei welchen Stellen ſie ihr: **c'est très bien! c'est beau! c'est admirable!** ausrufen und wie ſie mitten in einer Arie klatſchen, als wenn ſie beſeſſen wären! Mir wurde dieſer Enthuſiasmus allmälig ſo läſtig, daß ich froh war, als am Ende des zweiten Aufzugs der Vorhang fiel und ich wieder hinaus eilen konnte auf die Corridors. —

Draußen traf ich wieder Herrn Janin mit ſeiner Marquiſe, aber ich ſtürzte mich diesmal eiligſt in das Gewühl des Foyer, um anderer Geſtalten habhaft zu werden. Hier begegnete ich Herrn

Eugène Scribe, deſſen perſönliche Bekanntſchaft ich Herrn Meyerbeer zu verdanken habe, da dieſer allezeit beſchäftigte und im Gebären begriffene Schriftſteller ſonſt nicht leicht einen Fremden in ſeinem Hauſe empfängt. Scribe iſt jetzt offenbar der geldreichſte Schriftſteller in ganz Europa und hat an ſeinen zahlloſen Werken ein laufendes Capital, das ſich ihm täglich verzinſt, da er für jede Aufführung ſeiner Stücke auch auf der kleinſten Winkelbühne Frankreichs bei der Einnahme betheiligt iſt. Ich betrachtete mir dieſen Crösus der Schreibfeder mit einem aufrichtigen Staunen, und auch jetzt, als ich ihn das zweite Mal ſah, hätte ich ihn gern nach dem gegenwärtigen Cours ſeiner Papiere gefragt, denn er kam mir wie ein Banquier vor, und in der That erſcheinen die meiſten der heutigen franzöſiſchen Literaten mehr wie Banquiers ihres Talents, denn wie Schriftſteller. In ihren prächtig eingerichteten Wohnungen ſitzen ſie gewöhnlich wie in einem glanzvollen Kaufmannsgewölbe zur Schau und vermehren durch dies aufſehenerregende Gepränge, wie jeder kluge Kaufmann, ohne Zweifel noch ihre guten Geſchäfte. Wenn in den Journalen ſteht, daß ſich dieſer oder jener Literat von ſeinen Honoraren ein Landgut gekauft oder einen goldenen

Stiefelknecht, ein perlenbesponnenes Sopha und einen mit Diamanten besetzten Schreibtisch angeschafft hat, so steigt dadurch sein nächsterscheinendes Werk gewiß bedeutend im Preise. Herrn Scribe aber kann man mindestens nicht vorwerfen, daß er aus wenigem Geist vieles Geld zu machen verstanden, denn ursprünglich liegt seiner leichtsinnigen und frivolen Schöpferkraft sogar viel Geist zu Grunde, aber man kann dennoch nicht läugnen, daß ihn das Geld mehr treibt als der Geist. Der Geist vermehrt in der Welt bei weitem nicht so stark und so schnell seine Capitalien, und die ganze Geschichte beweist, wie langsam es geht, ehe der Geist seine Procente einbekommt. Herr Scribe konnte sich nur dadurch Landgüter erwerben, daß er auf einen schnelleren Umsatz seiner Capitalien bedacht war, und so machte er bei Zeiten seinen Geist gänzlich zu Papiergeld und zog in kurzer Frist unermeßliche Zinsen davon zusammen. So faßte er in seinen Stücken den Zeitgeist richtig auf, indem er ihn zu Geld machte, und gewiß hat aus allen Parteiwirren dieses Jahrhunderts Niemand einen so reellen Vortheil gezogen als Scribe. Selbst die Weltgeschichte wird sich nicht rühmen können, soviel dabei verdient zu haben. —

Als ich jetzt mit Herrn Scribe das Gedränge des Foyer durchlief, fragte er mich nach den Eigenthumsverhältnissen der dramatischen Schriftsteller in Deutschland, da er gehört, daß ein dasselbe betreffendes und schützendes Gesetz auch bei uns im Werke sei. Ich erwiederte ihm, wie ich nicht glaubte, daß etwas Erhebliches dafür in Deutschland geschehen würde, weil man in unserm Vaterlande Literatur und Kunst nicht unterstützt, sondern immer entweder eine feindliche Stellung zu den geistigen Hervorbringungen der Nation angenommen oder sie ihrem eigenen precären Schicksal überlassen hat. Ist man doch noch nicht einmal über die unbedingte Unzulässigkeit des Nachdrucks bei uns im Klaren. Geschieht aber etwas für diese Sache wie überhaupt für die Sicherstellung des literarischen Eigenthums in Deutschland, so kommt es gewiß aus Preußen, wo man darüber die edelsten und liberalsten Grundsätze hegt. In der That, es wäre recht hübsch, Herr Scribe, wenn Sie auch von jeder Uebersetzung, die von Ihren Stücken auf einer deutschen Bühne gegeben wird, eine Steuer erheben könnten! Ihre Capitalien würden sich zwar dadurch nur um ein sehr Geringes vermehren, aber wenn sich dies immer weiter ausdehnt, dürften Sie bald, wie

Philipp II., ſagen, daß in Ihrem Reich die Sonne nicht untergeht. Denn gibt es wohl einen nur irgend theatraliſch bewohnten Welttheil ohne Scribe, und nun an allen die'en Weltenden bei der Einnahme betheiligt zu ſein, — mir ſchwindelt der Kopf, Herr Scribe!

Eugène Scribe iſt noch ein Schriftſteller im rüſtigſten und lebhafteſten Mannesalter, und bei der reißenden Geſchwindigkeit, mit der er ſeine Arbeiten von ſich ſchleudert, kann er ſeine Capitalien noch unendlich vermehren. Seltſam, ich hatte mir unter Scribe einen ſteinalten Mann vorgeſtellt, da ſeine ungeheuere Nachkommenſchaft, in der er es noch viel weiter gebracht als Vater Priamus in Troja, mir längſt auf ein patriarchaliſches Alter hinzudeuten ſchien, denn wer kann ſeine Stücke zählen, ohne dieſe Fruchtbarkeit mit ehrfürchtigem Staunen zu bedenken! Freilich ſteht er zu vielen ſeiner Stücke nur im Verhältniß einer ſolidariſchen Vaterſchaft, indem er ſie mit ſeinen ſogenannten Collaborateurs gemeinſam verfertigt, und dieſe oder jene von den unter ſeinem Namen erſchienenen Komödien, die beim Billardſpiel entſtanden, weiß vielleicht gar nicht, wem ſie ihre arme Seele zu verdanken hat. Es iſt ein Glück für dieſe Bagatellen, daß ſie nicht un-

ſterblich ſind, ſonſt würden ſie nach ihrem Tode in die größte Verlegenheit gerathen, ob ſie ſich der Monade des Herrn Scribe oder des Herrn Melesville oder des Herrn Deſaugiers zurechnen ſollen. Scribe hat eine intereſſante und ſcharfpointirte Perſönlichkeit, die dem ſchnellen, belebten, geſellſchaftlich gewandten und ſtechenden Weſen ſeiner Stücke entſpricht, und in ſeinem Geſicht gibt es einen etwas maliciöſen Zug, der auch an die Pointe in einigen ſeiner Komödien erinnert, z. B. an: **Une chaumière et son coeur**, worin mit einer geiſtreichen Satire aller Idealität der Gefühle Krieg erklärt und Hohn geſprochen wird. Herr Scribe macht ſich darin luſtig über den ſüßen Hang der Liebe nach Abſonderung von der Wirklichkeit, über jenen Idealismus der zärtlichen Seele, die nichts begehrt als eine niedrige Hütte, grobes Brot und ein geliebtes Herz, um glücklich zu ſein. Dieſen Idealismus eines edlen weiblichen Gemüths, wie ſchneidend hat ihn Scribe in ſeinem Drama zu erniedrigen verſtanden! Es iſt eine Blasphemie gegen jede empfindſame Seele, aber das Allerſchlimmſte iſt noch dabei, daß Scribe — Recht hat, oder daß wenigſtens die Wirklichkeit ihm Recht gibt! Um ſo weniger aber gefiel mir der Zug in ſeinem Geſicht, der **Une chaumière**

et son coeur geſchrieben. Es war ſonſt eine Favoritphraſe der franzöſiſchen Sentimentalität: une chaumière et son coeur! An die Stelle von Herz und Hütte ſind aber in der heutigen Welt Esprit und Salon getreten, das Herz iſt aus der Mode gekommen, und die Liebe accommodirt ſich der guten Geſellſchaft. Der fatale Scribe, wie Recht er hat, daß er Herz und Hütte lächerlich macht!

Herr Scribe hat ſehr oft in ſeinen Stücken Recht, weil er niemals in irgend einer einſeitigen Richtung des Gemüths oder einer Parteianſicht befangen iſt, ſondern es ſtets vorgezogen hat, ſich über alle Richtungen und Parteien zuſammengenommen zu moquiren. Dadurch beſonders hat er in Paris, wo man überall Stichwörter des Tages herauszuhören ſucht, eine ſolche faſt univerſaliſtiſche Wirkung gehabt, da ſich in ſeinen Stücken ein ſatiriſches Volksbewußtſein darzuſtellen ſchien, das alle Parteien neckt, jede beobachtet und von keiner ſich imponiren läßt. Nur das Juſtemilieu fährt geradezu ſchlecht in ſeinem Monſieur Cagnard, und bekommt in dieſem artigen Vaudeville von der linken Seite ſowohl als von der rechten Prügel, indem ſich dabei auf eine handgreifliche Weiſe ſeine eigene Vielſeitigkeit an ihm rächt. Dies ironiſche Darüberſtehen über allen

Parteien, das allerdings der Komödie geziemt, ist jedoch bei Scribe, wie es mir scheint, nicht das Werk eines höheren Bewußtseins, sondern lediglich das Thun des geistreichen Modeschriftstellers, der das prickelnde und reizende Prinzip in der Gesellschaft abgibt. Wirklich repräsentirt vielleicht kein Schriftsteller so treu als Scribe die heutige pariser Gesellschaft, ihre geniale Gemüthlosigkeit, ihre lachende Zerfallenheit mit den Prinzipien, jene glänzend schimmernde Humanität, die Alles gewährt und Nichts, und jene penetrirende und zersetzende Säure, die überall Parteiungen bildet und doch auch wieder jede Partei in sich selbst paralysirt.

Das neueste Stück von Scribe ist jetzt: **La Camaraderie**, das auf dem Theatre français unaufhörliche Aufführungen und mit beständigem Beifall erlebt. In dieser Komödie hat Scribe wirklich den Nagel auf den Kopf getroffen, um die Charlatanerie heimischer Lebenszustände nach einer gewissen Richtung hin zu bezeichnen. Hier haben wir eine ächt moderne Komödie, die ganz auf politischen und realbürgerlichen Interessen gegründet ist, eine zeitgemäße Gattung, die, wenn es einmal gelingen sollte, sie nach Deutschland zu verpflanzen und in die höhere poetische Sphäre

des deutschen Tiefsinns hineinzuheben, dort einen großartigen Umschwung der ganzen Nationalliteratur hervorrufen würde. Dieser Camaraderie von Scribe aber gebricht die innere Macht der Poesie, es muß diese satirische Behandlung der bürgerlichen Verhältnisse auch etwas dichterischen Morgenthau und feuchten Schmelz haben, sonst steht sie gar zu frostig und schneidend auf der Bühne da. Scribe behandelt sein Thema, wie immer, mit eleganter Leichtigkeit und einer gewissen Symmetrie, mit durchdringendem Scharfblick und einer kurzangebundenen Abfertigung der Charaktere und Verhältnisse, aber es macht mehr den Eindruck eines dramatisirten Journalartikels oder einer theatralischen Gelegenheitsschrift, als einer poetischen Gattung, welches die Komödie ungeachtet aller ihrer bürgerlichen Freiheiten immer bleiben muß. Die neuere französische Poesie hat aber darin einen unglücklichen Takt bewiesen, daß, während sie im Trauerspiel zu bizarren und phantastischen Mißgeburten einer der Wirklichkeit nicht gemäßen Schrecklichkeit sich verirrte, sie dagegen in der Komödie an das Gewühl des Alltagslebens sich verloren hat, dessen Gestalten sie unmittelbar von der Straße aufrafft, ohne sich auch nur die Mühe zu geben, ihnen zuvor ein hochzeitliches

Kleid anzuthun. Die Komödie soll natürlich nicht idealisiren, aber sie soll, wenn sie auch die baarste Stubenwirklichkeit wiedergibt, dieselbe doch mit einigen Sonnenstäubchen poetischer Intention besprengen. Was aber die zeitgemäße Bedeutung von Scribe's Camaraderie anbetrifft, so ist besonders diejenige Gruppe, welche in seinem Stück die Association der Mittelmäßigen bildet, von einer stechenden und höchst beziehungsreichen Wirkung. Dieser Grundgedanke ist geistreich, auf die Association der Mittelmäßigen in dem heutigen Gesellschaftszustande hinzuweisen, und zu beschreiben, wie diese durch ein enges und auf Gegenseitigkeit gegründetes Bündniß Bedeutung und Ansehen, Deputirtensitze und Ehrenstellen erlangen, indem sie in ihren Erfolgen sogar das Talent zu überflügeln wissen. Zwar bleibt von dem scribe'schen Stücke am Ende die Moral übrig, daß das, wodurch man sich in der Welt halte, doch nur das Talent sei, aber er hat die außerordentliche Macht, welche die Mittelmäßigkeit bereits in der Welt gewonnen, nicht minder in großen und eindringlichen Zügen hingestellt, denn die Mittelmäßigkeit ist es hier, die alle diese Intriguen und Verwickelungen angezettelt und eine Bewegung verursacht hat, wie sie das Talent durch sich

ſelbſt und zu ſeinen Gunſten nicht hervorbringen konnte, wenigſtens nicht in dieſem gegenwärtigen Moment der politiſchen und ſocialen Verhältniſſe. Ich glaube, man kann in dieſer Anſchauung noch weiter gehen, und behaupten, daß es einen Augenblick lang einen Triumph der Mittelmäßigkeit in der heutigen Weltepoche geben wird. Freilich nur einen Augenblick lang, aber einen ſchrecklichen, peinlichen, langweiligen Augenblick. Dieſer Augenblick kann vielleicht mehr an der Menſchheit verwüſten, als alle Anarchie und aller Despotismus früherer Zeiten, als alle Ausſchweifungen de rgenialeren Epochen. Alle Anſtalten zu dieſem Augenblick ſind in den Combinationen der heutigen Zuſtände getroffen. Louis-Philipp hat zuallererſt ein ſolches Weltalter entſchieden angedeutet, indem er eiferſüchtig den Einfluß der Talente von ſeinem Cabinet zu entfernen ſuchte, indem er ſich immer mehr bemühte, ſich mit ſoliden Mittelmäßigkeiten in ſeinem Regierungsrath zu umgeben. Nur diejenigen Combinationen des Miniſteriums, die faſt aus lauter mittelmäßigen Köpfen zuſammengeſetzt ſind, erweiſen ſich jetzt als dauernde Umgebungen des Julikönigthums, und mit ihnen verſteht Louis-Philipp einträchtig zu haushalten, während er mit den früheren großen

Talenten, die sich im Dienst der Juliregierung hervorthaten, weder regieren noch verwalten konnte, obwohl das Verwalten an sich schon den Prinzipien des Julikönigthums zuwiderläuft. Louis-Philipp selbst ist ohne Zweifel ein Talent, aber man muß ein Genie sein, um mit Talenten regieren zu können. Louis-Philipp besitzt das Talent der Abdämpfung aller Zustände, es gibt kaum eine Richtung mehr in Paris, die nicht abgedämpft wäre, und die ganze Opposition hat gegenwärtig den Einschläferungsopiaten der Mittelmäßigkeit nicht länger widerstehen können. In der heutigen Deputirtenkammer hat die Mittelmäßigkeit eine glänzende Majorität über die Talente davongetragen, die Deputirtenkammer von 1837 gleicht fast einer zur Corporation erhobenen Camaraderie der Mittelmäßigen. —

Ich drückte Herrn Scribe meine Bewunderung aus für Das, was an seinem Stück wirklich zu bewundern ist, und hätte mich gern gegen ihn über einige deutsche Analogieen ausgesprochen, die bei uns die Epoche der Mittelmäßigkeit bezeichnen, aber Herr Scribe wußte gar nichts von Deutschland, und scheint sich sehr wohl dabei zu befinden. Er kennt von Deutschland nichts als Herrn Meyerbeer, für den er wieder einen neuen

Operntext ſchreibt, und Herrn — Theodor Hell, deſſen Name wirklich zu ihm gedrungen und den er auch ziemlich richtig auszuſprechen wußte. Dieſe unermüdliche deutſche Ueberſetzungsfirma ſeiner Stücke muß Herrn Scribe in der That gerührt haben und er ſprach mit vieler Anerkennung von dieſem Mann. Herr Scribe iſt übrigens im Begriff, ſeine Capitalien noch durch einen neuen Anlagefonds bedeutend zu vermehren, indem er bisher eiu noch nicht rentbar geweſenes Talent in ſich flüſſig gemacht hat, nämlich das, Romane zu ſchreiben. Seine Novelle: **la loge d'Opéra**, in dem Journal **La Presse**, in der ſie gegenwärtig fortgeht, hat einen außerordentlichen Erfolg hier in Paris, und dieſe neugegründete Zeitſchrift ſoll ſeitdem um einige tauſend Abonnenten zugenommen haben. —

Doch ich wünſche Ihnen einen guten Abend, Herr Scribe, es iſt Zeit, zu den Huguenotten zurückzukehren! — Je mehr ich von dieſer Muſik höre, je mehr bewundere ich die reiche und geniale Arbeit daran, aber ich kann vor all dieſer Arbeit nicht recht zu der eigentlichen Muſik durchdringen. Die Muſik erſcheint mir als Arbeit, aber die Arbeit will mir nicht wieder zur Muſik werden. Vielleicht verſtehe ich aber auch dieſe Oper noch

gar nicht, oder es ist vielmehr die Musik darin auf einer höchsten und noch unbekannten Stufe der Vollendung angelangt, auf einer Stufe, wo sie gar nicht mehr Musik ist, und das ist eben das Eigenthümliche einer völlig neuen und höchst glänzenden Manier, die dem Temperament der Franzosen sehr zusagt, deren Erfolg aber in Deutschland noch keineswegs entschieden ist. Meyerbeer's Musik ist eine ächte pariser Musik, Meyerbeer hat sich in seiner Musik das Bürgerrecht von Paris erworben. Diese Musik ist Paris selbst, mit allem seinem ungeheuern Gewühl und großartigen Trödelkram, mit seinen labyrinthischen Lebenskrümmungen, vulcanischen Eruptionen, albernen Stutzersprüngen und hochtragischen Gespensterlarven; und da Meyerbeer mit Recht Paris als den Ausgangspunkt seiner europäischen Reputation genommen — denn wo sollte man in der Welt noch eine Reputation herbekommen, wenn nicht hier — so machte es sich wie von selbst, daß er die ganze Lebens- und Modestimmung von Paris in seiner Musik ausdrückte und wiedergab. Es kommt nun Alles darauf an, ob und wie Meyerbeer seine europäische Reputation, die er doch ja jetzt sicher hat, mit dem deutschen Künstler aussöhnen und in Einklang setzen werde, denn

da er alle Liebenswürdigkeit und Gemüthlichkeit des deutſchen Menſchen an ſich behalten, ſo glaube ich auch noch an den deutſchen Künſtler in ihm. Vorausſehen läßt es ſich nicht, welche Bahnen ſein reichbegabter Genius noch einſchlagen wird, da er für ſo viele Richtungen zugleich empfänglich und angelegt ſcheint. Sehr viel erfinderiſchen Geiſt hat Meyerbeer in der Balletmuſik gezeigt, und auch in der heutigen Aufführung der Huguenotten waren wieder mehrere neue Tänze von ihm eingelegt. Nur in ſeinen Chören muß er ſich oft vor einem ganz ſeltſamen Typus in Acht nehmen. —

7.

Beſuch bei Victor Hugo.

(27. April 1837.)

— In Paris geweſen, und Herrn Victor Hugo ohne Beſuch vorübergegangen zu ſein, hätte ich mir niemals vergeben können! Ich ſchlenderte daher heut die Boulevards entlang bis zum Baſtilleplatz, und ließ mich dann nach dem Marais hinweiſen, welches ein ganz eigenthümliches Stadtviertel von Paris iſt. In demſelben wohnt Victor Hugo, auf dem ſtillen, abgeſchiedenen Place Royale, in einem alten Hauſe, das noch aus dem ſiebzehnten Jahrhundert herſtammen ſoll. Ich hatte an ihn einen Empfehlungsbrief ſeines genauen Freundes, des Herrn Marquis von Cuſtine, in der Taſche, und ſo durfte ich mir auf dieſe Einführung eine freundliche Aufnahme bei dem Oberhaupt der franzöſiſchen Romantik verſprechen, die

mir denn auch zu Theil wurde. Es thut mir jedesmal ſelbſt leid, wenn ich einem großen Mann auf die Stube gedrungen bin, aber was kann ich dafür, daß dieſe franzöſiſchen Literaten alle ſo berühmt ſind und ſo ſehr Epoche gemacht haben, daß man ſie nothwendig geſehen haben muß! Die franzöſiſchen Schriftſteller werden von Beſuchern aus allen Weltgegenden ſo überlaufen, jeder will einige Seiten ſeines Reiſejournals mit ihnen ausfüllen, daß man es nicht verdenken kann, wenn ſie ſo viel als möglich gegen Fremde ſich abſperren, und nur ausnahmsweiſe einen freundlichen Empfang mit herablaſſenden Magnatengeſichtern bewilligen. Mancher, der ſich in unſerm armen Deutſchland ſeinen Scheffel Lobſprüche eingeſammelt und nun auch ein berühmter Mann zu ſein glaubt, verlangt vielleicht noch gar, daß Victor Hugo, Lamartine oder Chateaubriand ihn kennen ſollen, wenn er zu ihnen ins Zimmer tritt; der bedenkt nicht, daß ein Deutſcher, der bei den Franzoſen berühmt werden will, in Paris gänzlich von vorn anfangen muß! Ich glaube aber, daß viele mißliebige Urtheile in neueſter Zeit wegen ſchlechter Aufnahme, die man hier fand oder gefunden zu haben glaubte, entſtanden ſind. Man muß nur den franzöſiſchen Charakter nehmen, wie

er iſt, und wird ſich dann gewiß bei weitem weniger verletzt hier fühlen. Der Franzoſe ſieht es recht gern, wenn man aus weiter Ferne angereiſt kommt, um ihm zu huldigen, er iſt ſogar oft großſinnig genug, einen ſolchen Beſuch unter dem höchſten Geſichtspunkt anzuſehn und darin eine Repräſentation zweier Nationen zu erblicken, die ſich einen Augenblick lang in Sympathie becomplimentiren, mag es auch immerhin nur ſchöne Rhetorik ſein, was er dabei Euch äußert. Demgemäß benimmt er ſich aber auch würdevoll, freilich kalt, doch immer mit Rückſicht; und in dem Gefühl, ſich ſelbſt und ſeine Nation dem Fremden gegenüber zu repräſentiren, überläßt er ſich einer gewiſſen Grandezza, die ihm ſonſt im Leben nicht gerade eignet. Man wird mit der Aufnahme eines Franzoſen jedes Mal zufrieden ſein, wenn man nur keine Hingebung, keine gevatterſchaftliche Vertraulichkeit und Mittheilſamkeit von ihm begehrt. Der Franzoſe iſt abgemeſſen und ſpärlich in den Zugeſtändniſſen, die er einer fremden Perſönlichkeit macht.

Herr Victor Hugo war ſehr liebenswürdig. Er iſt in ſeiner Häuslichkeit vornehm und elegant eingerichtet, was jedoch bald nicht mehr ein ausſchließlicher Ruhm der franzöſiſchen Autoren ſein

wird, denn ſeit einiger Zeit fangen auch unſere deutſchen Berühmtheiten an, ſich auf einen glänzenderen Fuß als ſonſt zu ſtellen und im Schaugepränge der häuslichen Einrichtung den Franzoſen nachzuahmen, nachdem deren glänzende Menagen ſo viel Lärm in den Zeitungen gemacht haben. Die deutſche Schlafrock- und Pantoffelwirthſchaft gab ſonſt ein idylliſches Schauſpiel ab in der Häuslichkeit manches berühmten Deutſchen, den man beſuchte; jetzt kommt eine Literaturzeit, wo die deutſchen Schriftſteller ſich von der gemüthſeligen Dachſtube emancipirt haben und es dafür den Banquiers gleichzuthun oder ſelbſt Banquiers und Geſchäftsleute zu werden trachten.

Victor Hugo hat etwas in ſeinem Weſen, das ihn von dem gewöhnlichen Typus der meiſten andern Franzoſen unterſcheidet und dieſer Unterſchied muß namentlich jeden Deutſchen wohlthuend anſprechen. Es iſt etwas Stilles, Gediegenes, Gehaltenes in ihm, das vielleicht auch auf dem Bewußtſein ſeiner Größe beruht, denn ich vermuthe, daß ſich Victor Hugo jetzt für den größten Dichter nicht nur Frankreichs, ſondern ganz Europa's hält, und wenn man ihn ſieht, ſcheint er ſich immer wie auf dem Königsſtuhl ſeines Dichterruhms zu ſchaukeln. Das Feierliche in ſeiner Erſcheinung

iſt aber auch als ein ſpaniſches Element an ihm anzuſehn, das ihm durch Einflüſſe ſeiner Erziehung angeflogen ſein mag, die er bekanntlich zum Theil in Madrid erhalten. Victor Hugo ſieht jetzt etwas blaß aus und es tritt Anlage zum Fettwerden bei ihm hervor, was man ſeltſamer Weiſe öfter als Symptom alt werdender oder verfallender Notabilitäten beobachten kann, denn ſelbſt die Freunde Victor Hugo's dürfen ſich nicht läugnen, daß ſein Dichterſtern ziemlich aus dem Scheitelpunkte gewichen und andere Geſtirne ihn in der letzten Zeit am Himmel Frankreichs überſtrahlt haben. Victor Hugo iſt zu ſehr ein Dichter des bloßen Gefühls, der lyriſchen Schönheit, der phantaſievollen Anſchauung, als daß er für die in der letzten Zeit ſo bedeutend geſtiegenen und noch immer ſteigenden Geiſtesbedürfniſſe der Franzoſen nachhaltig ausreichen könnte. Frankreich bedurfte der lyriſchen Jugendkraft, der naturfriſchen Phantaſie dieſes Dichters, um ſich daran ſein poetiſches Leben zu erneuern und den Klaſſicismus, der ſtarr und hart wie der Winter auf ihm gelegen, in einen neuen Frühling aufzulöſen. Dieſen Frühling empfand der junge Victor Hugo am ſtürmiſchſten in ſeiner Bruſt und bot gewaltig alle Frühlingsblumen und alle Frühlingskobolde auf, um den klaſ-

ſiſchen Winter zu verſcheuchen. Es war damals ein großes Leben, und der Romanticismus rief ſelbſt vom deutſchen Mai einige Blocksbergsfratzen herüber, um hoffmanniſche Geſpenſter gegen die Geſpenſter des Klaſſicismus zu hetzen. Aber das franzöſiſche Leben dreht ſich ſo mächtig ſchnell um ſeine eigene Axe, daß ein Zuſtand immer ſogleich einen andern bei ihm hervorbringt, und ſo hatte Victor Hugo kaum ſein Blüthenfüllhorn ausgeſchüttet, als auch ſchon die Zeit des Frühlings wieder vorüber war und andere Geiſter und Dämonen in Frankreich regierten. Denn die romantiſchen Bewegungsſchauer waren nur eine raſche Durchgangsperiode für den franzöſiſchen Geiſt. Der Romanticismus hatte die Nationalpoeſie wieder auf eine reale Lebenswirklichkeit hinzuwenden geſucht, aber die Tiefen und Dimenſionen, der eigentliche Inhalt dieſer Wirklichkeit waren noch nicht von Victor Hugo und ſeinen Mitſtrebenden ergriffen. Weit größer als Erſcheinung und Leiſtung ſind daher die Schriften von George Sand, die, wenn auch mit ſkeptiſcher Speculation, doch das ganze Weſen der Lebensrealität in der Poeſie aufgenommen haben, während Victor Hugo meiſtens nur in lyriſchen Formen und Allgemeinheiten die Wirklichkeit umſchreibt. Victor Hugo iſt

ein schöner Nachtfalter, der mit den Frühlingslüften kost und spielt, bald auch mit grauen Nachtgespenstern buhlt, aber in die tieferen Nachtgeheimnisse des Lebens ist er nicht eingedrungen.

Ein Kreis von jungen Leuten, die ihm ihren unbedingten Weihrauch zufächeln, bildet jetzt meistentheils die Umgebung dieses Großmeisters der neufranzösischen Poesie. Victor Hugo will aber nun zu seinem Ruhm noch einen neuen Thurm anbauen, indem er auf das Gebiet der Politik und der Tagesdebatte hinauszutreten beabsichtigt, und mit diesem zerbrechlichen Thurm könnte sein ganzer Ruhm leicht vollends zusammenstürzen. Als ich ihn sprach, machte er sich Rechnung darauf, in die Deputirtenkammer einzutreten, und erging sich viel in Aeußerungen, welche feste und entschiedene Stellung er darin einzunehmen gedenke. Soviel ich jetzt von der Sache verstehe, muß ich glauben, daß diese parlamentarische Stellung Victor Hugo's doch am Ende nur ein schönes rhetorisches Justemilieu abgeben würde. Die raisonnirenden Artikel, welche er in der letzten Zeit zuweilen für das Journal **La Paix** geschrieben, tragen eine sehr schillernde Farbe an sich, es ist ein doctrinairer Verstand und ein royalistisches Herz darin, denn man darf nicht glau-

ben, daß dies letztere gänzlich aufgehört hätte, in Victor Hugo's Bruſt zu ſchlagen. Dies royaliſtiſche Herz, mit welchem der franzöſiſche Romanticismus zuerſt in die Schranken trat, hatte bei Hugo gewiß die größte Aechtheit gehabt, denn ſeine Königsſympathieen waren ihm ſchon mit der Milch ſeiner Mutter eingeflößt. Es lag freilich in der Natur der Sache, daß die romantiſche Bewegungspartei bald eine liberale Wendung nehmen mußte, da ihre Wirkung an ſich ſchon für die Freiheit war und auf eine Erlöſung der Geſinnung zielte. Bei Victor Hugo ſelbſt traten zuerſt ſtatt der königlichen Sympathieen kaiſerliche ein, indem er ſich, wie er es ſelbſt damals ausdrückte, zum Memnon der Sonne Napoleons in ſeinen Gedichten machte. Mit der Julirevolution ging aber alle und jede politiſche Bedeutung des Romanticismus verloren, und es gab keinen Romanticismus mehr, der theils als Dünger der Zeiten verbraucht worden war, theils mit dem Poſitiven, das er wirklich an ſich hatte, in die Gewohnheit des Lebens und der Nation überging. Victor Hugo, der jetzt kein Romantiker mehr iſt, wird vielleicht ein Doctrinair werden, der zuweilen alte royaliſtiſche Herzensbeklemmungen hat.

Von der Politik kamen wir auf den gegen-

wärtigen Einfluß der Poesie zu sprechen, und Herr Victor Hugo behauptete, daß noch zu keiner Epoche der Einfluß der Poesie auf die Zeitverhältnisse so groß und bedeutend gewesen sei als in der unsrigen, was für Frankreich — und ein Franzose denkt immer nur an Frankreich bei allen seinen historischen Anschauungen — gewiß eine unläugbare Richtigkeit hat. Denn wenn ein Poet jetzt lediglich wegen seines Dichteransehens hoffen darf, in die Deputirtenkammer gesetzt zu werden, so stellt sich ihm ein doppelter Einfluß dar, den er durch sein Talent gewinnt, indem er nicht nur durch den Zauber seiner Dichtungen gewaltig auf die Stimmung seiner Nation einwirken kann, sondern auch auf dem praktischen und bürgerlichen Wege die unmittelbare Wirksamkeit auf den Staat sich ihm eröffnet. In der That, die Dichter haben jetzt in Frankreich eine bedeutende Stellung gewonnen, und während sie Ludwig dem Vierzehnten noch unterwürfig schmeichelten und um sein Lächeln buhlten, bekümmert sich jetzt Louis-Philipp ängstlich um das Lächeln der Dichter und möchte wohl gern Schildwachten an den Rändern ihrer Tintenfässer aufstellen. Louis-Philipp versteht sich aber auch auf seinen Vortheil, und er läßt

manchen Dichter ruhig in die Deputirtenkammer gelangen, denn dieſe iſt jetzt eine Anſtalt, wo die ſchönſten Talente unſchädlich gemacht werden. Aber trotz aller gegenwärtigen Paralyſirungen der Verhältniſſe in Frankreich läßt es ſich doch nicht läugnen, daß Victor Hugo mit ſeiner Behauptung Recht behält, denn die öffentliche Meinung iſt in dieſem Lande außerordentlich empfänglich und geſchmeidig dafür, ſich nach poetiſchen und literariſchen Einflüſſen zu bewegen. Einem Deutſchen dreht ſich dabei das Herz im Leibe um, vor Neid und Wehmuth. Früher war der Literat in Deutſchland ein verachteter armer Teufel und das war noch ſeine ſchönſte und blühendſte Periode. Jetzt, wo der Literat bei uns zu größerem Anſehn gelangt iſt und man ihn nicht mehr für einen armen Teufel hält, hält man ihn für einen wahren Teufel und für den leibhaften Beelzebub ſelbſt, der nichts Geringeres im Sinne hat, als mit ſeinen Schriften die Religion, die guten Sitten und die Ordnung des Staats zu zerſtören. Und doch wird die Literatur, die ſo verdächtig ſein ſoll, nur unter Aufſicht des Staats bei dieſer Nation gedruckt, und hat für ſich ſelbſt gar keine eigene Stätte und Heimath. Die ſchöne Literatur hat aber in Deutſchland noch einen andern Feind, der

zu ihrer Verachtung beiträgt, dies ist seltsamer Weise die Fachgelehrsamkeit. Ihr glaubt nicht gute Franzosen, wie sehr erhaben sich bei uns in Deutschland ein großer Fachgelehrter, hätte er auch sein Lebelang nur lateinische Partikeln mit seinen Elephantenfüßen getreten, über einen Dichter dünkt! Bei Euch in Frankreich wendet sich auch die Gelehrsamkeit bei weitem mehr zur schönen Literatur, um von deren Schönheit der Darstellung auch für die Wissenschaft etwas zu gewinnen, und das ist beiden Theilen vortheilhaft und gibt eine heilsame Mischung für die ganze Nationalbildung.

Victor Hugo sprach viel mit mir über den deutschen Charakter und drückte seine Vorliebe für denselben auf eine sehr schöne Weise aus. Er sagte auch, was mir auffiel, daß das französische Wesen ihm oft gar zu frivol und leger vorkomme, und er vermisse zuweilen schmerzhaft den tiefern Ernst in seiner Nation, den er für etwas Großes und Heiliges halte an Deutschland. — Es wäre doch wahrhaftig ein Spaß, wenn auch die Franzosen einmal sich in den Kopf setzten, daß sie zu frivol und leichtsinnig wären, sowie sich auch neuerdings thörichter Weise manche Deutsche in den Kopf gesetzt haben, daß der deutsche Na-

tionalcharakter zu ernſt und idealiſtiſch ſei. Was gibt es denn noch Idealiſtiſches in Deutſchland? Wir haben im Gegentheil alle Ideale bei uns aufgegeben und ſind mit dem Allergemeinſten und Alltäglichſten um uns her zufrieden. Eine ſo ſchneidende Bewußtwerdung der eigenen Widerſprüche, wie ſie in der deutſchen Nationalität ſich geltend gemacht hat, wird aber ſchwerlich in der franzöſiſchen jemals aufkommen, die Franzoſen müßten denn aufhören, Franzoſen zu ſein, wozu ſie ſich aber wohl nicht ſo leicht verſtehen werden wie die Deutſchen, die aus Irrthum und mancherlei Nöthen wohl von Zeit zu Zeit ſich wünſchen, keine Deutſchen zu ſein.

Victor Hugo hat ſchon oft eine Reiſe nach Deutſchland machen wollen, und denkt nächſtens wenigſtens bis an den Rhein zu gehen, zu einer voyage de fantaisie, wie er es nannte. Dieſer ſinnige Dichter liebt ſehr unſre deutſchen Bauwerke und ſchwärmt für den wunderbaren Geiſt dieſer mittelalterlichen Architektur, zu deren wahrer Auffaſſung er in der That unter allen Franzoſen die größte Befähigung der Phantaſie hat. Seine Notre-Dame de Paris iſt eine Architekturdichtung im erhabenſten Stil, und ich ſagte ihm, er möchte einen Roman, wie Notre Dame, auch

für die deutſchen Bauwerke ſchreiben. Ich machte mir den Spaß, ihn zu fragen, ob ihm nicht der deutſche Roman: Erwin von Steinbach, von Theodor Melas, bekannt ſei, in welchem bereits etwas Aehnliches geleiſtet worden? Denn da wir jeden ſchlechten Roman, der in Frankreich erſcheint, kennen und leſen, ſo wäre es ja nicht unmöglich geweſen, daß Victor Hugo von dieſem guten, der in Deutſchland erſchienen, wenigſtens gehört hätte, denn man ſagt ja jetzt allgemein, daß die deutſche Literatur in Frankreich große Fortſchritte mache! Es kann aber nichts Komiſcheres geben, als einen deutſchen Diogenes, der in Paris die deutſche Literatur mit der Laterne ſucht. Ich erzählte Herrn Victor Hugo, daß der Verfaſſer des Erwin von Steinbach eigentlich Theodor Schwarz heiße, daß dieſer Schriftſteller die liebenswürdigſte deutſche Perſönlichkeit habe, voll edler Einfachheit und kraftvoll ausgedrückter Gemüthlichkeit, mit einer Geſtalt, wie ſie nur in unſerm Deutſchland zu Hauſe gehöre; daß er Landprediger ſei zu Wiek in Wittow auf der ſchönen oſſianiſchen Inſel Rügen. Victor Hugo wußte ebenſo wenig etwas vom Erwin von Steinbach, als von Wiek in Wittow auf Rügen, und nachher ſagte ich ihm, daß es nur ein Scherz von mir geweſen, ihm alles dies zu erzählen,

um zu ſehen, wie die deutſche Literatur einen der größten Franzoſen, der bei uns in Deutſchland ebenſo populair ſei als in Frankreich, langweile! —

Herr Victor Hugo beſitzt das größte Glück, das einem Poeten eigen ſein kann, eine herrliche Frau. Sein häusliches Verhältniß, das eine Zeitlang geſtört war, iſt jetzt wieder vollkommen hergeſtellt, und Victor Hugo hat ſich mit ſeiner Gattin durch das ſchöne Gedicht: **Date Lilia**, welches ſich in ſeinen **Chants du crépuscule** findet (**Oeuvres complètes de V. Hugo, Tom. V. p. 325**) verſöhnt. Dieſe lyriſch-gemüthliche Wiedereinrichtung einer gebrochenen franzöſiſchen Ehe iſt gewiß nicht häufig in Paris und bezeichnet den liebenswürdigen Sinn dieſes Dichters, dem nur einige Schauſpielerinnen am Theatre français gefährlich geworden waren, darunter die verführeriſche Madame Dorval, die auch in der That eine gar zu üppige Geſtalt hat. Victor Hugo's Gattin iſt eine geborne Foucher, eine Schweſter des bekannten Paul Foucher, und war ſchon eine Geſpielin und Jugendgeliebte ihres Dichters im Kloſter der Feuillantiner, in dem Hugo als Kind wohnte. —

8.

Salon und Theater

(28. April 1837.)

— In Paris läßt es die eigenthümliche Art der Geſelligkeit zu, Geſellſchaft und Theater bequem an einem Abend zu vereinigen, ſo daß man aus den Theatern in die Salons, und aus den Salons wieder in die Theater fährt, ohne weder hier noch da das Ende abzuwarten, und ein faſhionabler Menſch beſucht in der Regel an einem Abend mehrere Geſellſchaften und mehrere Theater zugleich. Dieſe Vielthuerei des geſellſchaftlichen Lebens iſt nur in Paris möglich. In England wäre eine ſolche Allerweltsgeſellſchaftlichkeit gewiſſermaßen gegen die Keuſchheit und Strenge des Familienumgangs, und der freie franzöſiſche

Verkehr, dies improviſirte Zuſammenkommen und Auseinandergehen, wird dort niemals in Aufnahme gerathen, denn die Engländer lieben keine ungebetenen Gäſte in ihren Salons, und ſchon dadurch, daß man bei ihnen in einer Geſellſchaft der Einladung für werth gehalten worden, bringt man eine Garantie mit und einen Stempel, unter dem man mit einer gewiſſen Gültigkeit auftritt, während man ſich in einer franzöſiſchen Geſellſchaft jede Geltung erſt durch ſein Auftreten erobern muß. In Deutſchland iſt jene Vielgeſellſchaftlichkeit, die aus einem Salon in den andern läuft, noch weniger an ihrer Stelle, das tägliche Daſein zeigt ſich hier zu arm an Stoffen und die Mittel des Verkehrs ſind zu beſchränkt, um einen ſo ſchnellbeweglichen Umſatz des Tagescapitals nöthig und möglich zu machen, denn in Paris iſt es das wuchernde Capital des Tages, das ſich mit dieſer reißenden Geſchäftigkeit vertheilt, es ſind die Dröhnungen der ganzen öffentlichen Lebensbewegung, die in den Gruppen der Salons unaufhörlich nachzittern. Die deutſche Geſellſchaft iſt charakterlos, weil ſie keine Stoffe hat, die engliſche gleicht einer Freimaurerloge, wo man erſt geprüft, verbrieft und verſiegelt ſein muß, um Zutritt zu haben, aber die franzöſiſche Salongeſellſchaft hört

auf eine Gesellschaft zu sein und nähert sich in der Regel, indem sie keine umschlossenen Gränzen und gar keine Beziehung auf die Häuslichkeit hat, einer öffentlichen Versammlung an. Die politischen Formen und Bedürfnisse Frankreichs haben ohne Zweifel auch auf sein Gesellschaftsleben den größten Einfluß geübt, und um die Losungen der Tagesdebatte auswechseln, behorchen und vertheilen zu können, schlagen sich diese Salons wie offene und leichte Zelte auf, in denen man ohne Vorbereitung und mit schneller Berührung zusammen- und auseinanderstiebt. Man fährt an einem Abend in sechs Salons, kann in wenigen Stunden alle seine Freunde, Bekannte und Parteigänger sprechen, gewinnt einen raschen Ueberblick über den Stand der Dinge nach einer ganzen Richtung hin, und trifft noch gegen elf Uhr zu rechter Zeit in einem Theater ein, um das letzte Stück mitanzusehn und am andern Tage von dessen Erfolg reden zu können. Bequemlichkeit, Nutzen und Behagen an der Ungebundenheit sind bei dieser Geselligkeitsweise in die Augen springend, nicht minder anzuschlagen ist aber die Zeitersparniß, die sich dadurch ergibt. Die deutsche Geselligkeit ist auch hinsichtlich des Zeitaufwandes viel kostspieliger als die französische, welche letztere

bei weitem nicht ſo anſpruchsvoll iſt, indem ihr die Wichtigkeit des Inhalts durchaus über die ceremonielle Form geht. Die läſtigen und philiſterhaften Vormittagsviſiten nehmen in Deutſchland ſo viel ſchöne Zeit weg und ſind doch dort ſo nöthig, daß jeder Freigeiſt, der ſich darüber hinwegſetzt, allmälig aus dem ſocialen Verbande herausfällt und als ein Abtrünniger und Ausgeſtoßener niemals wieder zum Thee eingeladen wird. Der Pariſer erweiſt ſeine groß- und weltſtädtiſche Natur zuerſt dadurch, daß er alle dieſe lächerlichen Verpflichtungen, mit welchen der Deutſche ſein Geſellſchaftsleben belaſtet hat, gar nicht kennt, und es gibt im Grunde keine geſellſchaftliche Verpflichtung in Paris. Man wird im Salon zum erſten Mal vorgeſtellt, man erſcheint im Salon wieder an dem anempfohlenen Tage, wo Salon iſt, man wird zu beſonderen Geſellſchaften beſonders eingeladen, aber der Franzoſe iſt nie ſo kleinlich, Euch nachzurechnen, ob Ihr ihm eine Viſite ſchuldig ſeid, denn er ſelbſt glaubt Euch keine ſchuldig zu ſein. Wenn man einen treuherzigen Deutſchen ſieht, wie er in ſeiner heimiſchen Gewohnheit den Franzoſen mit Vormittagsviſiten angeſtürmt kommt, ſo muß man ihn und die Franzoſen beklagen. Denn

um die Zeit, wo ſich ein redlicher Deutſcher bei ſich zu Hauſe in Frack wirft, um im Schweiß ſeines Angeſichtes auf Viſiten auszuziehen, iſt der Franzoſe gewöhnlich beſchäftigt und arbeitet ämſig, denn an keinem Ort in der Welt wird vielleicht ſo viel gearbeitet als in Paris, und wer kann auch zu etwas kommen, ohne zu arbeiten? Der Deutſche iſt auch ein fleißiges Volk, aber es arbeitet ſich immer zur unrechten Stunde und am unrechten Orte ab, das beweiſt ſeine ganze Geſchichte. Der Deutſche verbringt zu viel Zeit mit ſeinen conventionnellen Morgenviſiten, darum hält man ihn vielleicht am Abende aller Geſchichte für einen Tagedieb, der nichts gethan und nichts geleiſtet. Was er bei der Nachtlampe Mühſames und Großes zuſammenſtudirt, wird am Ende gar nicht angenommen. Dann wird er ſich auf alle die Häuſer berufen, in denen er eingeführt war, und wo auf jede Taſſe Thee, die er erhielt, drei freiwillige Vormittagsviſiten kamen. In Paris iſt es aber beim beſten und redlichſten Willen ſchwer, ſeine Frühbeſuche an den Mann ſowohl wie an die Frau zu bringen, und mancher Deutſche mag ſich ſchon in Verzweiflung von dieſer geſellſchaftlichen Barbarei abgewandt haben, denn als ſolche erſcheint es ihm anfangs. Ein Franzoſe iſt ſelten

für ſolche Gäſte zu Hauſe, manche haben beſtimmte Sprechſtunden, gewöhnlich zu einer ſehr unbequemen Zeit, und von andern, wenn man den Portier fragt, heißt es ſogar: Monsieur n'a pas d'heures. Bei Damen Viſite zu machen, iſt noch ſchwieriger, die meiſten nehmen grundſätzlich gar keine Vormittagsbeſuche an, einige laſſen ſich um elf Uhr ſprechen, ſind aber ſchon zwei Minuten nach Elf ausgefahren.

Der Pariſer ſpart und nutzt unendlich viel Zeit durch die zweckmäßige Tageseinrichtung, die er getroffen! Man hat in Paris ſehr viel Zeit, weil man durchaus an keine Bedingung der Stunde gebunden iſt, indem man, wenn man will, frühmorgens zu Mittag eſſen und Abends frühſtücken kann, und überall Alles zu jeder Tageszeit bereit findet. So nur iſt es möglich, daß der Zeitgeiſt hier ungeſtört und unaufhaltſam ſeinen beſtändigen Geſchäften und Tumulten nachgehen kann, weil er nicht nöthig hat, wie in Deutſchland, zu einer beſtimmten Stunde zu Mittag zu eſſen und dann das träge Verdauungsfieber zu bekommen. Von einer Sieſta bemerkt man zu keiner Stunde des Tages etwas auf den Straßen von Paris, es iſt immer daſſelbe Gewühl der Maſſen, ſie mögen ſich nun mit leerem oder gefülltem Magen

dahinſchieben. Charakteriſtiſch ſcheint es zu ſein, daß vor der Revolution die Tageszeiten in Paris verändert waren. Man ſpeiſte unter dem alten Regime früher zu Mittag, die Geſellſchaften und Theater nahmen früher ihren Anfang, und ſelbſt die große Oper begann ſchon bald nach fünf Uhr. Der Zeitgeiſt konnte damals eher den Tag vertrödeln, er wirthſchaftete nicht ſo im Großen und hatte nicht alle Hände voll zu thun, wie jetzt. Seitdem aber die Revolutionen in Frankreich ein ganz anderes politiſches und öffentliches Leben geſchaffen haben, bedarf dieſer ungeheure Prozeß, der ſich täglich in Paris vollbringen muß, einer willkürlicheren Ausdehnung der Stunden, und die Exiſtenz muß ſich nun hier bis ſpät in die Nacht verlängern, um mit Allem fertig werden zu können. Die große Oper und die italieniſche Oper beginnen jetzt um 8 Uhr, das Theatre français gegen 7 Uhr, die Opera-Comique um 6½, die vornehmeren Boulevards- und Vaudeville-Theater nicht vor 6, die Porte-St. Martin, ihrer endloſen Schauderſtücke wegen, gewöhnlich bald nach 5, und ſelbſt die kleinſten Winkeltheater für das arme Vorſtadtvolk haben heutzutage ihre Anfangszeit in der Regel nicht früher, als unter dem alten Regime die große Oper. Indeß ſteht zu

erwarten, daß durch das Julikönigthum, das ſich in ſo manchen Dingen der alten Zeit Frankreichs wieder angenähert hat, auch in den Tageszeiten von Paris wieder Aenderungen eintreten werden, und die Theater dürften wieder genöthigt ſein, früher anzufangen, weil man ihnen wahrſcheinlich verbieten wird, ſo ſpät in die Nacht hinein zu ſpielen, was auch in der That die Nerven der ganzen Bevölkerung zu zerſtören droht *).

Paris könnte jedoch ohne ſeine Theater ebenſo wenig beſtehen wie ohne ſeine Salons. Die Theater ſind die Abzugscanäle, durch welche das pariſer Leben mit ſeinen tauſend verſchiedenartigen Elementen ſich ergießt und in dieſen Röhren abläuft, um nicht an ſeiner eigenen Maſſenhaftigkeit ſich zu verſtopfen. Die pariſer Theater ſind die beſtändig bewegten Blaſebälge, durch welche die athemloſe Stadt ſich in ruhigeren Zwiſchenpauſen Luft zufächelt und zur Beſinnung zu bringen ſucht. Sie ſind die Poren und Schwitzlöcher, durch welche der große Rieſe Paris ſeine Tranſpiration vollbringt, um leichteren Blutumlauf danach zu haben. Sie ſind Rettungsanſtalten für die Geſellſchaft, indem ſie den Leichtſinn, den

*) Der Polizei-Präfect von Paris hat ſeitdem wirklich ein ſolches Verbot erlaſſen.

Müßiggang, die Leidenschaften und das Verbrechen mehrere Stunden lang unschädlich machen oder ihm Zerstreuung verschaffen. Sie sind Tempel eines künstlichen Friedens, worin die kranken Gewissen sich einen Augenblick hindurch beschwichtigen, wo das Unglück sich eine Ecke zum Ausruhen und Vergessen sucht, und die Liederlichkeit einen schönen Vorwand findet, um die Zeit hinzutäuschen. Die Theater sind auch hier alle, bis auf das kleinste und erbärmlichste, jeden Abend so angefüllt, daß selbst bei unbedeutenderen Gelegenheiten oft ihre Räume nicht ausreichen, trotzdem, daß die Zahl der pariser Theater jetzt mehrere zwanzig beträgt. Schon dadurch erweisen sie sich als das nothwendigste Auskunftsmittel, dessen die einheimische Bevölkerung sowohl als die Uebermasse der Fremden bedarf, um sich zu sondern, zu vertheilen, und für das Tagesleben eine bestimmte Pointe zu gewinnen. Sind die Theater gegenwärtig die Abzugscanäle, so sind dagegen die Salons die Springröhren des öffentlichen und politischen Lebens von Paris. In ihnen sprudelt oft aus der ersten Quelle das Wasser, welches nachher zur Woge des Tages wird und meist gerade Die verschlingt, welche es mit ihrem Zauberstab aus dem Felsen herausgeschlagen

haben. Die Salons ſind das Uhrzifferblatt des Staatslebens, worauf man ſehen kann, was es geſchlagen hat und ſchlagen wird, noch ehe der Pendel der großen Glocke ſelbſt laut geworden. Die Salons haben aber in dieſem Augenblick mehr ein theatraliſches als ein politiſches Intereſſe, indem die Parteinüancen, deren poſitive Aeußerungen faſt gänzlich gelähmt ſind, mehr in einem ceremoniellen Gepränge darin aufmarſchiren, um wenigſtens durch Repräſentation zu zeigen, daß ſie noch da ſind. Die verſchiedenen Meinungen befinden ſich nur wie auf der Lauer, ſelbſt bei verwandten Richtungen belauſcht eine Gruppe mißtrauiſch die andere, aber keine einzige Nüance zeigt ſich in einer thatſächlichen Bewegung, und ſelbſt die Verabredungen, die getroffen werden, richten das Handeln nach diplomatiſcher Beobachtung der Gegenmeinungen ein. Der gegenwärtige Zeitpunkt der Politik, die Winterſonne Louis-Philipp im Zeichen des Miniſteriums Molé, hat alles Leben der Parteien erſtarren und einfrieren laſſen, aus den Meinungen iſt ein Glatteis geworden, auf dem es unangenehm iſt große Sprünge zu machen, und nur der Bürgerkönig ſelbſt verſteht es, geſchickt darüber hinzugleiten wie ein großer Schlittſchuhläufer. —

Bei aller Freiheit des franzöſiſchen Salonlebens fehlt ihm jedoch auch keineswegs jene geſellſchaftliche Pruderie, ohne welche die Formen des geſelligen Verkehrs nirgend beſtehen können, die aber in Paris mit einer ſtrengeren Ausſchließlichkeit auftritt als man vielleicht, wenn man nicht in dieſen Sphären gelebt hat, ſich vorſtellen mag. Die pariſer Geſellſchaft iſt nichts weniger als ein freier Tummelplatz willkürlich zuſammengeſchobener Elemente, und wie elaſtiſch ſie auch ſein mag, auf die ungezwungenſte Weiſe alle möglichen Beſtandtheile in ſich aufzunehmen, um ſo hartnäckiger und peinlicher iſt ſie auch wieder in der Ausſchließung ſolcher Geſtalten, die vor dem Richterſtuhl der geſellſchaftlichen Pruderie nicht beſtehen können. Die höhere pariſer Geſellſchaft will nur Perſonen in ihrem Kreiſe ſehn, die wenigſtens den Schein der Makelloſigkeit als einen glänzenden Firniß aufzulegen wiſſen, mögen ſie auch ſonſt in ihren verborgenen Verhältniſſen der allgemeinen Depravation hingegeben ſein, auf welche Weiſe ſie wollen. Wer aber jemals auf eine auffallende Art mit der ſogenannten öffentlichen Moral oder der traditionnellen Sitte gebrochen hat, iſt hier für die Geſellſchaft ſo gut wie abgethan und man läßt ihn nicht mehr in das Allerheiligſte des

pariſer Lebens, den Salon, eintreten. Eine Frau, die ſich einmal hat entführen laſſen, die offenkundig in einem ungeſetzmäßigen Verhältniß lebt oder der irgend eine ſociale Lächerlichkeit und Unregelmäßigkeit anhaftet, iſt in Paris keine geeignete geſellſchaftliche Erſcheinung mehr, mag ſie auch noch ſo geiſtreich, liebenswürdig und trefflich von Charakter ſein. Es iſt ſelbſt möglich, daß man außerhalb der Geſellſchaft mit ihr umgeht, daß man ſie ſucht und mit ihr in freundſchaftlicher Beziehung ſteht, aber man wird ſie niemals einladen, wenn man Geſellſchaft bei ſich hat. Herr Jules Janin iſt für ſeine Perſon gewiß in jedem Salon willkommen, nur nicht am Arm ſeiner ſchönen Marquiſe, die wieder für ihre eigene Perſon alle Achtung verdient, aber ihres Verhältniſſes wegen nicht in den Salons erſcheinen kann. Ein berühmter deutſcher Arzt, der ſeit elf Jahren in Paris lebt und mit ſeiner Praxis faſt nur in den höchſten Zirkeln ſich bewegt, darf nicht einmal ſeine eigene Frau in die Geſellſchaft führen, und dieſe wird in den vornehmeren Salons niemals miteingeladen, weil auf dieſer bekannten Heirathsgeſchichte eine gewiſſe Lächerlichkeit ruht. Madame Dudevant, der die naſeweiſe Ethik des jungen Niſard und neuerdings

die aristokratische Pedanterie eines Comte Walsh gewissermaßen einen moralischen Steckbrief vor aller Welt ausgefertigt, hat ihre Person mit einem eigenen interessanten Kreis umgeben, der aus den glänzendsten Geistern und Talenten besteht, aber mit Dem, was man hier in Paris die Gesellschaft nennt, lebt sie ebenfalls auf einem gespannten Fuße. Indessen spricht man jetzt viel von ihrer gänzlichen Bekehrung, die durch ihren Umgang mit dem Abbé de la Mennais bewerkstelligt worden sein soll und welche sich, wie man sagt, gegenwärtig in einer bestimmten christlichen und christkatholischen Richtung bei ihr verräth. Die Spuren davon sind auch in der That unverkennbar in den fünf Briefen, welche sie neuerdings in des Abbé de la Mennais Journal: **Le Monde** mitgetheilt hat, und schon in der Erzählung: **le dieu inconnu**, welche die Andeutung einer solchen Wendung ist, scheint dieser Einfluß bei ihr zu beginnen. Dies Trachten nach Versöhnung, in welchem ihre gesellschaftlichen Zerwürfnisse jetzt Frieden zu schließen sich sehnen, ist gewiß keine Schwäche, sondern es entspringt aus einer liebenswürdigen Eigenschaft, die man oft an dem Schriftsteller George Sand verkannt, nämlich aus dem ächt weiblichen Gemüth, das allen ihren

Darſtellungen und ihrer ganzen Weltanſicht immer zum Grunde gelegen, und das vorhanden iſt trotz der Beinkleider und der Redingote, in denen ſie zuweilen am Arme eines Freundes in das Boulevardsgetümmel ſich miſcht. Ihre Weiblichkeit iſt es, die ſie jetzt zur Verſöhnung hindrängt, denn auch das heldenmüthigſte Weib weiß zuletzt nichts Schöneres als den Frieden, und gibt ſich gefangen an den Zauber der Ruhe. Sie muß immer eine Bruſt haben, an die ſie ſich mit aller Gewalt ihrer Seele anklammern und feſthängen kann. Die Dudevant hatte erſt ihre Schmerzen und Zweifel, an deren Bruſt ſie ſich mit Leidenſchaft geworfen, es war ihre erſte Liebesinbrunſt, mit der ſie ihre ſchöne Stirn gegen die Dornen des Lebens drückte. Jetzt, nachdem das Feuer ihrer Jugendſchmerzen erkaltet, fängt ihr die Dornenkrone vielleicht an langweilig zu werden, oder ihr Blick fällt plötzlich wie erſtaunt auf die Roſen, die neben den Dornen hängen und die ſie bis dahin gar nicht beachtet hatte. Es ſind die Roſen der Gläubigkeit und Harmloſigkeit, mit denen ſie ſich jetzt freudig ſchmückt, und wer möchte ſie darüber tadeln, daß ſie auf Einmal glücklich wird? In ihren neueſten Romanen hat ſie die ſocialen Kämpfe ganz unterlaſſen, ſie will

mit ihren Darstellungen sich selbst und die Andern geistreich und anmuthig unterhalten, sie will weiter nichts und sie hat Recht. Jetzt wird man vielleicht in der Gesellschaft ihre neubeginnende Ungefährlichkeit ebenso belächeln, wie man früher die Gefährlichkeit ihrer Schriften und ihres persönlichen Beispiels rügte, und beidemal verübt man Unrecht an ihr. Wer könnte aber auch mit der Gesellschaft so stehen, daß man Recht in ihr behielte? Man wird sich gegen die Gesellschaft immer im Nachtheil befinden mit seinem individuellen Recht, denn die Gesellschaft darf von der Persönlichkeit Opfer verlangen, welche diese nicht verweigern kann, ohne sich in einen Bann zu begeben. —

Die Abperrung der höheren französischen Salonwelt ist besonders für Reisende, die nur kurze Zeit verweilen, empfindlich, denn es ist durchaus nicht Stil, viele Fremde in den hiesigen Gesellschaften zu haben, und für einen Ankömmling, den nicht eine besondere Stellung auszeichnet, ist es in der Regel besser, an irgend einen Epicier oder kleinen Gewürzkrämer empfohlen zu sein, der alle seine Gastfreundlichkeit aufbieten wird, um Euch in einem großen Lichte zu erscheinen, als an eine pariser Celebrität, in deren Kreise es

nicht Mode iſt, ſich viel mit Fremden zu befaſſen. Engländer und vornehme Ruſſen ſind diejenigen ausländiſchen Geſtalten, welchen man am häufigſten in den Salons begegnet, und beſonders ſind die Ruſſen jetzt ſehr bevorzugt in der hieſigen höheren Geſellſchaft, der ſie ſich mit ebenbürtiger Eleganz angeſchmiegt haben. Es zeigt ſich alſo, daß man auch in Paris keineswegs über geſellſchaftliche Vorurtheile erhaben iſt, und man wird deren immer mehrere hier entdecken, je länger man dies Leben und Treiben nach allen ſeinen Richtungen hin verfolgt. Gerade je mehr das franzöſiſche Leben zu einer kopfüber ſchlagenden Vermiſchung aller Elemente hingedrängt hat, um ſo eiferſüchtiger hütete die Geſellſchaft ihre Gränzen und wehrte ſich gegen jede Zumuthung, durch die ſie in den chaotiſchen Strudel mitfortgeriſſen werden könnte. Auf die Gemäldeausſtellung im Louvre begebe ich mich oft, um mich an dieſer bunten Combination aller Stände, die ſich hier durcheinander tummelt, zu ergötzen, aber ich ſchlage dieſe brüderliche Ständevermiſchung jetzt nicht mehr ſo hoch an, ſeitdem ich weiß, daß es einen Tag in der Woche gibt, wo der Salon keineswegs jedem Fiacrekutſcher und jeder Ducheſſe mit gleichem Recht und zu gleicher Zeit offenſteht. Den Sonn-

abend in jeder Woche hat sich die ausgewähltere Gesellschaft für ihre Gemäldeschau vorzugsweise freidehalten, und man kann an diesem Tage nur gegen eine Karte eintreten, die man sich vorher verschaffen muß und die freilich ebenfalls unentgeldlich ausgegeben wird, wenn auch durchaus nicht an Jedermann. An diesen Sonnabenden aber trifft man dann die fashionablesten Gestalten von Paris in dem Salon des Louvre, und sucht vergeblich das arme Gesindel, das sich sonst in der Woche auch schaulustig vor diesen Bildern drängt. —

Man spricht davon, daß die spanischen Tänze, die jetzt hier so beliebt geworden, aus den Theatern in die Salons übergehen sollen und in einigen der elegantesten Zirkel ist, wie man sagt, bereits die Cachucha als Gesellschaftstanz eingeführt. Ein schöner spanischer Tanz sind auch **Las Manchegas di Lapia**, ein Madrider Hoftanz, den ich neulich von der Spanierin Dolorès-Serral auf dem Theater ausführen sah, und dessen Pointe darin besteht, daß sich am Schluß desselben endlich die Geliebte ihrem Freunde ergibt, nachdem sich beide in allen Stellungen lange herumgehascht, gesucht und gemieden haben. Sie ergibt sich kniend und er umfängt sie mit einem

graciöſen Pas. Nur die ſpaniſchen Tänze ſind wahrhafter Tanz, weil ſie immer ein charakteriſtiſches Verhältniß der Tanzenden zu einander ausdrücken und auf einer eigenthümlichen Gegenſeitigkeit der Geſchlechter beruhen, aus der im Grunde alles Tanzen entſtanden iſt. Die ſpaniſchen Tänze ſind Tänze der Liebe, und darum kann ich mir gar nicht denken, daß ſelbſt die harmloſeſten derſelben hier oder anderswo in der Geſellſchaft eingebürgert werden könnten. Fanny Elsler hat nicht nur in der großen Oper, ſondern auch auf einigen Privatbällen die Cachucha mit wahrhaft ſpaniſchem Blut getanzt, aber Eure ganze mühſam zuſammengehaltene Geſellſchaftsordnung müßte ja zuſammenbrechen, wenn Ihr das ſpaniſche Tanzen auf Euern Dielen heimiſch machen wollt! Kommt dies von hier aus in Mode, ſo wird es der ſpaniſche Tanz ſein, welcher eine geſellſchaftliche Revolution zu Stande bringt, die dem St. Simonismus nicht gelingen konnte. Wenn man aber ſieht, wie die Franzöſinnen tanzen, ſo wird man nicht daran glauben, daß ſie es jemals dem Tanz verſtatten werden, die kalte geſellſchaftliche Convenienz zu überſchreiten. Die Franzöſinnen repräſentiren ſich im Tanze mehr als daß ſie wirklich tanzen, ſie repräſentiren ſich mit der feinſten Grazie, aber ſie

meiden jede Leidenſchaft und Gluth der Bewegung mit froſtiger Etiquette. In Deutſchland könnte der ſpaniſche Tanz eher auch in die Geſellſchaft verpflanzt werden, weil die Deutſchen mit einer Inbrunſt und Hingebung zu tanzen verſtehn, von der die Franzoſen in der Regel keinen Begriff haben. Es gibt deutſche Mädchen, die im Stande ſind, ſich zu Tode zu tanzen, was einer Franzöſin nicht ſo leicht begegnen wird. Die deutſchen Frauen deuten oft nur im Tanz die ganze Gluth an, deren ihre Seele fähig iſt, und die ſie in der gewöhnlichen Lebensbewegung ſorgfältig hüten; darum zeigt ſich auch Jede in der Art und Weiſe des Tanzes von einem verſchiedenen und individuellen Ausdruck, während es in der franzöſiſchen Damenwelt mehr einen allgemeinen Typus gibt, nach dem ſich Jede bewegt. Die Franzoſen würden den Tanz gänzlich entbehren können und ihr geſellſchaftliches Leben bliebe daſſelbe, ebenſo arm und ebenſo reich, ebenſo bewegt und ebenſo heiter. Man könnte vielleicht in Paris ſelbſt Bälle ohne Tanz veranſtalten. In Deutſchland aber würde eine große Veränderung der Geſellſchaft vorgehen, wenn es keinen Tanz gäbe; in vielen deutſchen Städten iſt es nur der Walzer, der die Menſchen und Geſchlechter einigermaßen anein-

der kettet, und den deutschen Mädchen und Frauen wäre fast der einzige Schauplatz ihrer Thaten, auf dem sie sich bewegen können, genommen. Die Ressourcen- und Gesellschafts-Bälle, die Kirchweihfeste und Volksbälle sind daher in Deutschland vorzugsweise ein nationales Hab und Gut, und es gibt außer diesen wenig Nationalbewegungen mehr, die eine so nothwendige Stelle in der Gesellschaft hätten. In Frankreich ist es nur die Provinz, welche einigermaßen eine charakteristische Bedeutung der Volksfeste aufbewahrt hat; was man in Paris selbst von Volksbällen sieht, ist nüchtern, bedeutungslos oder raffinirt genug. Neulich wagte ich mich hier auf einen der niedrigsten Volksbälle, die es in Paris gibt, in der Rue St. Honoré Nr. 216, gegenüber dem Palais-Royal, wo man das Sonntagsvergnügen der niedrigsten und ärmsten Klassen der hiesigen Bevölkerung beobachten konnte. Denn der Zutritt kostet in diesem Tanzsalon nur 50 Centimes, wovon noch die Hälfte en consommation gegeben wird, wie es auch in Berlin an solchen geringeren Volksörtern der Fall ist, doch sind in Paris außerdem noch die Tänze frei, während ein armer deutscher Handwerksbursche, der sich mit seiner Liebsten im Walzer oder Galopp dreht,

jeden Augenblick nach der verhängnißvollen Klingel hören muß, die ihn an das Bezahlen seines Tanzes mahnt. Hier in der Rue St. Honoré gab es gewissermaßen ein Oberhaus und ein Unterhaus des Tanzes, indem nämlich im obern und untern Stockwerke zugleich getanzt wurde, wie man es in Süddeutschland, namentlich in München, häufig an solchen Vergnügungsörtern antrifft. Im Oberhause ging es etwas fashionabler her; ein Buckliger bewegte sich hier im Contretanz mit der bewundernswürdigsten Zierlichkeit und trug offenbar, was den Anstand betraf, den Sieg über alle Andern davon. Arme Handarbeiterinnen im bescheidensten Putz drehten sich um ihn her, und zwei Tanzmeister, mit scharlachrothen Bändern geziert, vertheilten an die Schönen Preise, welche hier von einer noch mit dem Eintrittsgelde verbundenen Lotterie gewonnen worden. Es war dies jedoch der letzte Ball, der in dieser Saison hier stattfand, aber gegen den Schluß trat noch der Wirth auf und hielt eine Rede, um seine Gäste noch zu einem feierlichen Schlußbanquet auf Subscription zu veranlassen. Dies wurde einstimmig genehmigt. Einer der Gäste, ein wahrer Lump, der mit einem erbärmlichen Rock angethan war, erhob sich jedoch

noch und machte die Proposition, daß man zu diesem Banquet nicht anders als im Costüm zugelassen werden solle. Dies wurde ebenfalls genehmigt. Uebrigens ist das Benehmen der pariser Volksklassen gegen Fremde, die sich bei solchen Gelegenheiten als Zuschauer eingemischt haben, sehr lobenswerth und beweist einen außerordentlichen Takt, welcher den gemeinen Mann in Frankreich überhaupt auszeichnet. Sie scheinen einen solchen Zuschauer gar nicht zu bemerken, oder es kommt ihnen darauf an, gerade ihm zu zeigen, daß sie so viel gute Lebensart verstehen, um einen Fremden auch nicht durch einen Blick zu belästigen. —

Jemehr sich in neuester Zeit die sogenannte gebildete Gesellschaft von dem Volksleben abgekehrt und getrennt hat, je ehrgeiziger scheint das Volk selbst geworden, und dieser Ehrgeiz verschuldet leider den immer mehr sichtbar werdenden Verfall aller Volksthümlichkeit im modernen Leben. Was sonst das Poetische am Volksleben war, diese Abgränzung auf einem eigenthümlich für sich bestehenden Gebiet von Ideen, Gewohnheiten und Sitten, wird jetzt vom Volke selbst nur als Schranke empfunden, die es von den Genüssen und Vortheilen der bevorzugten Gesellschaft

trennt, und ſtatt der poetiſchen Seite des Volksthümlichen fängt allmälig eine politiſche Frage daraus zu entſtehen an. Die höhere Geſellſchaft iſt jetzt eine ganz eigene Welt für ſich, die ſich in allen Ländern und unter allen Verhältniſſen ziemlich ähnlich ſieht, weil ſie überall daſſelbe conventionnelle Uebereinkommen, dem Volksleben gegenüber, getroffen hat. Das Volk dagegen beginnt ſeine Volksthümlichkeit als eine Zurückſetzung und Ausſchließung ſich zum Bewußtſein zu bringen, und trachtet danach, dasjenige loszuwerden, wodurch es auf dieſe Weiſe geſondert und bezeichnet daſteht. Dies kann man jetzt namentlich in Paris vielfältig beobachten, wo z. B. die kleinen Volkstheater, welche das intereſſanteſte Bild gewähren könnten, blos deshalb ſo ſchlecht ſind, weil ſie es den großen Theatern gleich zu thun ſuchen, ſtatt lediglich Stücke für das Volk und aus den Sphären deſſelben aufzuführen. Die Theater des Luxembourg, der Vorſtadt St. Antoine, die Folies-dramatiques und viele andere dieſer Art würden Volkstheater ſein, wenn ſie mit ihren Darſtellungen mehr im Kreiſe des bürgerlichen und örtlichen Lebens verweilten, ſtatt es auf große Spectakelſtücke und Schauermelodramen abzuſehen. Auch in das Am-

bigu-Comique, wo es einige gute Sänger für das Vaudeville gibt, ist jetzt der dumpfe geschraubte Ton von der benachbarten Porte St. Martin eingedrungen. Parterre und Logen sind in diesen Theatern gewöhnlich von der ärmeren Bevölkerung dieser Stadttheile besetzt, doch in der Avantscene und den Sperrsitzen des ersten Ranges findet sich zuweilen ein vornehmeres Publikum ein, das aber in der Regel nur hiehergeht, um sich zu moquiren und lustig zu machen, und den harten provinziellen Dialekt, den diese aus der Provinz gekommenen Schauspieler und Schauspielerinnen meistentheils noch an sich tragen, fast laut nachzuschnarren, worin sich besonders der pariser Kleinkrämerdandy aus der Straße St. Denis, der mit seiner Maitresse im ersten Rang sitzt, auszeichnen wird. Wie aber das arme Volk in seinen Theatern sich gewissermaßen über seine eigene Sphäre zu erheben sucht, so zeigt es auch bei allen andern Gelegenheiten einen ähnlichen Hang, so viel wie möglich das Vornehmere sich anzueignen. In seinen kleinen Winkelrestaurants macht es für wenige Sous dieselben Gänge und Schüsseln nach, die in der fashionablen Welt üblich sind, und es muß auf seiner Speisecarte Beefsteak, Volauvents, Pasteten und dergleichen haben, aus

wie jämmerlichen Stoffen diese auch zusammengebacken sein mögen. So verdirbt sich das pariser Volk vorläufig noch den Magen an diesen Versuchen, es der höheren Gesellschaft gleich zu thun; es wird schlimm sein, wenn es einmal heftiges Magenweh danach bekommt.

9.

Pariſer Parterre

(30. April 1837.)

— In Deutſchland wie in Frankreich ſind in neueſter Zeit Theaterſucht und Geſellſchaftsſucht beide zu einem Gipfel geſtiegen, auf dem ſie ſich meines Wiſſens vorher noch nie in der Welt befunden haben; und dies iſt ein um ſo merkwürdigeres Symptom, da es weder für die Höhe der theatraliſchen Kunſt noch für den fortſchreitenden Geiſt der Geſellſchaft etwas beweiſt. Im Gegentheil iſt die Geſellſchaft mehr als je zur abſtracten Form geworden, und die Theater ſind immer mehr zu einem blos geſellſchaftlichen Intereſſe herabgeſunken, das mit den eigentlichen Muſen wenig mehr gemein hat. Es wäre daher zu wünſchen, daß auf der Stufe, wo die Theater gegenwärtig bei uns ſtehen, ſie ſich völlig geſellſchaftlich einrichten möchten, wie in Italien,

wo man in den Theaterlogen mit seinen Freunden zusammentrifft und seine Soireen hält. Die deutsche Bühne wenigstens dürfte auf diese Weise um Vieles erträglicher gemacht werden, sobald man nicht nöthig hat, immerfort nur nach den Schauspielern zu sehn, und es würde längst dahin gekommen sein, wenn der Deutsche reicher wäre, aber bis jetzt liegt es in seiner Natur, redlich auszuhalten für sein Geld und sein Wort von dem Stück zu verlieren, wie sehr es ihn auch langweilen mag. Dennoch ist auch in Deutschland das Theaterinteresse nur ein gesellschaftliches; es ist ein gesellschaftliches Mittel, die Zeit hinzubringen, in einer homöopathischen Anwendung der Langenweile gegen die Langeweile. So sind es auch jetzt mehr die Persönlichkeiten der Schauspieler und Schauspielerinnen, die ein Band zwischen ihnen und dem Publikum unterhalten, als strenggenommen ihre Kunstleistung selbst. Die Griechen, die als rückwärts liegende Ideale in jeder Art der Bildung so unerreichbar hinter uns stehen, kannten weder Theatersucht noch Gesellschaftssucht in ihrem Leben, obwohl sie zuweilen ganze Tage lang Tragödie und Komödie spielten und in ihren Symposien stundenlange Reden gehalten haben. Die Griechen kannten aber auch das moderne Bedürfniß nach Zerstreuung nicht, das bei uns unbewußt aus einer Un-

Digitized by Google

ruhe und einem Schmerz und aus dem Nichthaben jenes Mittelpunktes hervorgeht, der dem antiken Daſein in allen ſeinen Ausſtrahlungen eine nationale Fülle und Inhalt verlieh. Wir laufen heut wie beſeſſen durch alle unſere Theater und Geſellſchaften, wir wiſſen was uns fehlt, aber wir verſtehen weder das Suchen noch das Finden, und ſo bleibt es bei der geſchäftigen Langenweile, bei dieſer Vielthuerei des Nichts, die uns verzehrt. Die Alten waren beſonders dadurch groß, daß ſie Alles das nicht hatten, was wir haben. —

Wer ſich geſellſchaftlich zerſtreuen will, kann es aber nicht beſſer thun, als in der bunten Welt eines pariſer Parterre. Dies Getümmel gewährt zugleich einen treuen Abdruck der jedesmaligen Tagesſtimmung, wenn dieſelbe nicht etwa ſo charakterlos iſt, wie es gegenwärtig der Fall. Jetzt erregen die Abendjournale, die gegen acht Uhr im Parterre der Theater ausgerufen werden, wohl noch eine augenblickliche Bewegung, man zahlt die wenigen Sous dafür, lieſt ſie herzlich gähnend während des Zwiſchenacts durch, lorgnettirt dabei abwechſelnd nach den ſchönen Damenköpfen in den Logenreihen, zerknittert das Blatt endlich ärgerlich in ſeiner Taſche, und dreht ſich ungeduldig nach dem Vorhang um, deſſen Wiederaufgehen ſtürmiſch gefordert wird.

Wenn die schnarrenden Ausrufer der Zeitungen, der kleinen Theaterblätter und der Piece selbst, die aufgeführt wird, einen Augenblick verstummt sind, kommen die Verkäufer von Erfrischungen, die mit gellender Stimme ihre Waaren ausschreien und wie geschickte Seiltänzer über die Bänke weghüpfen, oder es entsteht auf einmal ein Jubel und Gelächter im ganzen Publikum, Alle sehen auf einen Punkt hin, und endlich gewahrt man einen Mann, der sich aus einer der mittlern Logen herausgelegt hat und Gesichter schneidet, die in der That merkwürdig sind. Es gibt solcher Grimassiers von Profession eine ziemliche Anzahl in Paris, sie zeigen ihre ordentlichen Vorstellungen gewöhnlich Sonntags in den Champs-Elisées, und suchen zuweilen das Theater-Publikum in den Zwischenacten freiwillig zu unterhalten. Es war in dem Theater des Palais-Royal, wo ich einen solchen Gesichterschneider plötzlich die wunderbarsten Fratzen in das Publikum hineinwerfen sah, so daß man meinen konnte, Physionen des französischen Zeitgeistes zu haben; aber ich glaube, daß in den größeren und vornehmern Theatern dergleichen nicht leicht vorkommen wird.

Das französische Parterre hat aber noch bestimmte Sympathieen, die ehrenwerth sind und es in einer gewissen Verbindung mit dem guten Geschmack er-

Digitized by Google

halten. Dieſe Sympathieen ſind freilich jetzt nur noch überlieferte und halb verblaßte Erinnerungen aus der glorreichen Vergangenheit des franzöſiſchen Theaters, aber ſie beſtehen doch noch als Denkmäler derſelben und wirken bei manchen Gelegenheiten wieder friſch lebendig. Das Theatre français iſt freilich in der letzten Zeit ziemlich in Verfall gerathen, ſeine großartigen Kräfte für die Tragödie ſind theils ausgeſtorben, theils alt geworden, und für die Komödie haben ſich nur wenige bedeutende und jugendliche Talente neu hinzugefunden. Nichtsdeſtoweniger kann man zuweilen noch vortrefflichen Darſtellungen des Molière auf dieſer Bühne beiwohnen, und Molière iſt die eine jener Sympathieen, durch welche der Geſchmack des heutigen pariſer Parterres ſich noch merkwürdig auszeichnet. Ich ſah eine meiſterhafte Vorſtellung des Tartuffe, die ſo gelungen, abgerundet und genial durchdacht erſchien, wie ich bis dahin noch nie etwas Aehnliches auf einer Bühne erlebt. Hr. Périer gab den Tartuffe, dieſen Urtypus aller Heuchelei und des Muckerthums der modernen Zeitgeſchichte, mit einer außerordentlichen Vollendung bis auf die kleinſte Gebärde herab. Dieſer ausgezeichnete Schauſpieler ſchien wie zu ſeiner Rolle geboren, und man hätte ſchwören können, nur eine ſolche Geſtalt, nur

ein solches Gesicht, nur einen solchen Blick und nur einen solchen Ton der Stimme kann ein Tartuffe gehabt haben. Périer gab den Tartuffe zugleich mit einer gewissen modernen Anmuth, die durchaus an ihrer Stelle war, denn es ist zugleich nicht zu verkennen, auf welche merkwürdige Weise Molière selbst ein großes Interesse für den Tartuffe zu erregen gesucht hat. Dies Stück ist unsterblich, und wird nie veralten, weil der moderne Tartuffismus selbst sich beständig neu hervorbringt von Geschlecht zu Geschlecht. Jede Zeit hat eine Richtung, in der Tartuffe wiedererscheint, und gewöhnlich kommt er in unsern heutigen Zuständen keineswegs so schlecht fort, wie bei Molière, der ihn mit naiver Gerechtigkeit der Polizei überliefert. Im Gegentheil lebt er bei uns heutzutage meist in sehr bedeutenden Verbindungen, was in der Regel daran hindert, ihn zu demaskiren. Tartuffe ist ein ächt modernes Individuum, die Alten kannten ihn ebenso wenig, wie sie unser Gesellschaftswesen kannten, und Molière hat ihn gar nicht national, sondern so allgemein menschlich gehalten, als wäre er dabei von einer prophetischen Ahnung über die welthistorische Bedeutung dieser Figur befallen gewesen. Merkwürdig ist aber ebenfalls das Bezeigen des französischen Publikums bei solchen Vorstellungen, und Molière wird wie ein

ganz neuer und frischer Dichter von seinen heutigen Zuschauern aufgenommen. Besonders seit Kurzem ist er gewissermaßen von Neuem in die Mode gekommen, das große Haus ist jedesmal überfüllt bei seinen Stücken, und jede Pointe, jeder launige Vers, jede scharftreffende Naivetät, woran dieser unerschöpfliche Dichter so reich ist, werden mit den lebhaftesten Aeußerungen des Enthusiasmus begleitet. Es beweist sowohl für die Franzosen als für Molière, daß er noch immer der Lieblingsdichter seiner Nation ist, und daß seine heutigen Landsleute sich keineswegs gestört fühlen durch manches Altfränkische in seiner Manier und Behandlungsweise. Dies Altfränkische, wenn man Einiges in Molière so nennen will, macht aber meistentheils gerade einen Bestandtheil der eigenthümlichen Grazie und Naivetät dieses Dichters aus, und muß in dieser Art als eine Würze seiner Laune genossen werden. Molière's komischer Genius ist von Natur einfach und sucht auch immer einfach zu wirken, indem er sich jedesmal ein bestimmtes Thema zu behandeln vorsetzt, in dessen Gränzen er sich mit einer symmetrischen Abgemessenheit bewegt, das er nie überschreitet, aber in allen Theilen möglichst erschöpft. Er zeigt es sichtlich, daß er sich in seinem Stück ein festes Thema genommen, von dem er ausgeht, und man sieht ihm

geſpannt zu, mit welcher ſchalkhaften Anmuth und klaſſiſchen Einfalt er die Fäden verſchlingt, wieder einige Geſtalten und Carricaturen ſeiner Zeit hineinſetzt, und mit einer den Nagel auf den Kopf treffenden, obwohl in der Erfindung nicht ſehr ingeniöſen Pointe ſchließt. —

Die andere Sympathie, von welcher das franzöſiſche Parterre noch lebhaft erfüllt wird, iſt die alte Tragödie, und es iſt hier Mode, noch immer in ein Stück von Corneille und Racine zu gehen, obwohl die Darſtellung derſelben auf dem Théatre français nichts weniger mehr als den frühern Glanz dabei aufweiſt. Die großartige Pedanterie der alten franzöſiſchen Tragödie erſcheint jedoch in dieſem Augenblick dem Leben entrückter als jemals, und wie pedantiſch uns auch ebenfalls jetzt Manches an Molière's Naivetäten vorkommen mag, ſo ſind die Beziehungen ſeiner Komödie doch noch friſcher und weniger veraltet, als der auf hohen Wolken wandelnde Paradeſchritt jener tragiſchen Muſe. Dieſe Tragödie liegt wie eine erhabene Ruine da, unter deren Rieſenpfeilern man mit Staunen verweilt, die alten wunderbaren Geiſter gehen noch unter den Trümmern auf und ab ſpazieren, doch in unſere Geiſterſchauer miſcht ſich ein modernes Lächeln, das uns in der wahren Andacht ſtören will. Aber die Franzoſen ſitzen vor

ihrer alten Tragödie mit nationalen Sympathieen da, und betrachten ſie als ein Monument ihrer Geſchichte, zu dem ihr Stolz ebenſo gern wallfahrtet als zu jedem andern Triumphbogen, den Siege und Schlachten ihres Volkes ſich errichtet. So langweilt man ſich hier im Théatre français des Nationalruhms wegen fürchterlich, und ſelbſt der zerſtreute Dandy findet ſich regelmäßig vor Corneille und Racine ein, um gähnend den Stolz jener großen Glanzepoche ſeines Volks zu genießen, die ſich ihm hier noch einmal repräſentirt. Dieſe Darſtellungen würden aber noch mehr lebendiges Intereſſe auch für den Augenblick darbieten, wenn die jetzt darin beſchäftigten Schauſpieler bedeutender und dafür geeigneter wären. Der leider ſchon hochbejahrte Joanny iſt faſt noch der einzige, der die alte Tragödienaufführung würdig und in manchen Momenten wahrhaft großartig vertritt. Es iſt aber ſeit langer Zeit im Parterre des Théatre français hergebracht, gewiſſe Stellen in Corneille und Racine mit dem äußerſten Enthuſiasmus zu beklatſchen, und ſo bringt das Publikum an ſolchen Abenden, wo der Kunſtgenuß überhaupt mit der Tradition gemiſcht iſt, auch für den Beifall, den es an den Tag legt, ſchon eine gewiſſe Ueberlieferung mit. Ein ſolches Stichwort für den Beifall iſt z. B. im Cinna die berühmte

Stelle: soyons amis, Cinna! die jedoch Joanny nichts weniger als ausgezeichnet ſprach, wie denn auch die ganze Vorſtellung dieſer Tragödie ſehr mittelmäßig ablief. Joanny gab überhaupt ſeinen Auguſt etwas zu ſalopp und benutzte in ſeiner Erſcheinung allzuwenig die Draperie, die zum Ceremoniell der alten Tragödie nothwendig gehört. Ein merkwürdiges Schauſpiel wird es aber immer bleiben, bei ſolchen Gelegenheiten den hohen Kothurngang der franzöſiſchen Sprache von der Bühne herab zu vernehmen. Sie klingt den Franzoſen noch immer mit einer beſondern Feierlichkeit in die Ohren, und gleicht einer erhaben dahinrauſchenden Gewitternacht, durch welche Löwen brüllen, Wölfe heulen, und Marionetten mit wackelnden Peruquenköpfen ſich hin und her ſchieben.

Ich will heut nicht auf die Einzelnheiten einer tragiſchen oder komiſchen Aufführung im Théatre français eingehen, ſondern über eine andere Art von Theatern etwas bemerken, die Paris vielleicht einzig und allein aufzuweiſen hat. Dies ſind die Kindertheater, deren es vornehmlich zwei hier gibt, das Theater des jeunes élèves in der Paſſage Choiſeul, und das Gymnase enfantin in der Paſſage d'Opéra. Dieſe Theater, in denen nur Kinder

ſpielen, ſollen eigentlich Schulen zur Heranbildung von Schauſpielern ſein, aber die Speculation der Unternehmer iſt wohl die Hauptſache dabei, denn aus den armen Geſchöpfen, die hier ihre Kinderzeit zum Opfer bringen müſſen, mag wohl ſelten etwas Tüchtiges und Ausgezeichnetes hervorgehen, weil die Schule ſie ſchon zu Grunde richten muß, noch ehe ſie Meiſter werden können. Die Mehrzahl wird hier ſchon im Kindesalter in ihren jungen Kräften ſo verbraucht und abgerieben, daß kaum noch Etwas an ihnen übrig bleiben kann, um ſich ſpäter als herangewachſene Künſtler auszuzeichnen, aber das Publikum, das in der ganzen Welt, beſonders jedoch in Paris, eine Hinneigung zur Grauſamkeit verräth, erfreut ſich an dieſen Spielen der lieben Unſchuld, die in der That oft überraſchend gut ausfallen. Dieſe Bühnen bilden eine Art dramatiſches Findelhaus, und wenn man bedenkt, daß die hier zuſammengerafften Kinder vielleicht größtentheils als Vagabunden auf den Straßen umherlaufen und betteln würden, ſo läßt ſich der Sache außer dem äſthetiſchen allerdings noch ein anderer Geſichtspunkt abgewinnen. Wie man in unſerm Vaterlande Anſtalten zur Beſſerung ſittlich verwahrloſeter Kinder gegründet hat, ſo ſind aber dieſe Theater, wie es mir

ſcheint, Anſtalten zu einer ſittlichen und phyſiſchen Verderbniß der Kinder, die dort zu Schauſpielern gebildet werden ſchon in der erſten ſonnigen Frühe ihres Lebens. Man ſieht oft ſehr ſchöne und liebenswürdige Kinder beiderlei Geſchlechts darunter, in einem Alter von vier, fünf bis zu neunzehn Jahren, auch noch ältere, da einige Rollen immer von Erwachſenen geſpielt werden. Aber ſchon die Theaterſchminke auf den Wangen der ſechsjährigen Unſchuld zu ſehen, iſt ein widerwärtiger und ekelhafter Anblick, und nimmt gegen dieſe ganze Unternehmung ein. Die Wahl der Stücke, welche man gibt, iſt ſonſt inſofern vernünftig, als ſie immer dem kindlichen Alter angemeſſen ſind und meiſtentheils auf Verhältniſſe aus der Kinderwelt ſich beziehen. Ich ſah auf dem Theater in der Paſſage Choiſeul ein Stück, le Mari de cinq ans, das ſehr artig geſpielt wurde. Zwei Kleinen, die ſich lieb haben, ſehen nicht ein, warum man nicht auch Kinder mit einander verheirathe, und wenden ſich deshalb an ihren Großvater, der mit einer weiſen Laune darauf eingeht, mit der Bitte, ſie beide zu Eheleuten zu machen, ſowie es die großen Leute untereinander thun. Der Großvater veranſtaltet ihnen alſo ein förmliches Hochzeitsfeſt, alle Kinder der Nachbar-

ſchaft werden dazu eingeladen, man beglückwünſcht ſie als Mann und Frau, und nach vollzogener Feier läßt man ſie miteinander allein. Die Kleinen ſehen ſich verwundert an und fragen ſich, warum man ſie allein gelaſſen. In dieſer Scene fallen, wie man ſich denken kann, einige choquante Anſpielungen vor. Sie wiſſen endlich gar nicht, was ſie anfangen ſollen, und gähnen herzlich. Da werden ihnen Rechnungen gebracht, das Hochzeitsfeſt, das ordentlich mit einem Balle gefeiert worden, hat ſehr viel Geld gekoſtet, und ſie ſollen ſo und ſo viel hundert Francs dafür bezahlen. Vergeblich verweiſen ſie die Schuldner an ihren Großvater. Dieſer bezahlt nur ſo lange, als der kleine Mann noch Garçon war, aber für den Verheiratheten, für den mari, weigert er ſich auch der geringſten Auslage. Das junge Ehepaar iſt in der größten Verlegenheit und Rathloſigkeit, und ſagt endlich, es werde ſpäter bezahlen. Man läßt es nun wieder miteinander allein. Der fünfjährige Ehemann ſchlägt vor, einen Spaziergang in einen öffentlichen Garten zu unternehmen, um ſich zu zerſtreuen, aber die junge Frau meint, das werde aller Welt verrathen, daß ſie ſich ſchon am erſten Tage der Ehe ſo ſchrecklich mitſammen langweilten. Sie

nehmen darauf die Puppe vor, entzweien ſich über dieſelbe, und prügeln ſich am Ende tüchtig ab. Der Großvater kommt dazu und trennt ihre Ehe wieder, indem er ſie belehrt, warum Kinder noch nicht heirathen können. Dieſe Moral fällt freilich ſehr lahm aus; der gute Großvater meint: weil ſie ihre Schulden noch nicht ſelbſt bezahlen können, indem ſie noch nichts zu erwerben im Stande ſeien. Nach einigen andern Stücken folgte an demſelben Abend noch ein Ballet, denn auch zu einem Ballet enfantin haben es ſchon dieſe Theater gebracht, in welchem man alle Pirouetten und Entrechats des großen Opernballets in einer Miniaturüppigkeit wiedergenießen kann. Beſonders iſt auf dem Théatre des jeunes élèves die kleine Beatrice als Tänzerin berühmt, und ſie wird auf dem Anſchlagezettel gewöhnlich als „Taglioni de six ans“ angekündigt. In dieſem Ballet enfantin geht doch wohl Alles verloren, was man aus einem philanthropiſchen Geſichtspunkte zur Entſchuldigung dieſer pariſer Kindertheater ſagen könnte! Im Privatleben Kinderbälle zu geben, was neuerdings auch in Deutſchland ſehr in Mode gekommen, mag eher hingehen, obwohl es widerwärtig und dem kindlichen Lebensalter unangemeſſen genug iſt. In einer Zeit, wo es ſo viel abſtracte und hoch-

müthige Moral gibt, daß man ſelbſt einer kräftigen und natürlichen Sinnlichkeit ſich ſchämt, ſollte man doch dieſe Kinderbreiſinnlichkeit mindeſtens ekelhaft finden. Vielleicht habe ich aber auch dieſe ganze Sache zu ernſthaft genommen.

In dieſe Kindertheater gehen aber die pariſer Mütter und Gouvernanten, meiſtentheils der Bourgeoiſie angehörig, mit ihren Kindern, um ihnen eine Freude zu machen. Wie in Paris Alle Alles haben können, ſo haben auch die Kinder hier ihre Kinder-Primadonna, ihr Kinder-Ballet, ihr Kinder-Vaudeville und ihre Taglioni von ſechs Jahren! —

* * *

— Ich werde kein beſonderes Tagebuch mehr führen, und wenn Sie wiſſen wollen, theuerſte ***, was mir in Paris den Monat Mai über an ſeltſamen Begebenheiten und Geſtalten vorgekommen, ſo leſen Sie die Briefe, die ich an meinen Freund, den deutſchen Kleinſtädter, während jener Zeit geſchrieben und worin ich getreulich Alles niedergelegt habe. Ich werde ſie Ihnen nächſtens überſenden, und bitte

Sie im Voraus um Entſchuldigung, wenn es in dieſem Mai von Paris noch ſtark hagelt und ſchneit, denn ich habe das Wetter nicht gemacht und es iſt jetzt in der ganzen Welt verdorben. **God bless you!** —

Druckfehler.

S. 99. Z. 8. v. u. lies: Murillos ſtatt Murillo.
S. 209. Z. 10. v. u. lies: Pantheon ſt. Panthon.
S. 232. Z. 7. v. o. in einigen Exempl. lies: ſie ſt. ſich.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Neueſte Unterhaltungs-Schriften!

So eben ſind bei mir erſchienen, und in allen ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands, Oeſtreichs, der Schweiz u. ſ. w. zu bekommen:

DER DELPHIN.
1838.
Almanach
von
Th. Mundt.

elegant gebunden 1 Rthlr. 12 Gr.

Th. Mundt, der gefeierte Schriftſteller, liefert hier den erſten Jahrgang eines Taſchenbuches, das unter der großen Zahl der Erſcheinenden bald einen ehrenwerthen Platz einnehmen wird.

E. Souveſtre's Schriften,
überſetzt von
J. Schoppe.

1 — 6. Band. 8. elegant geh.

Der 1. und 2. Band enthält unter dem Titel:

Frauenloos

eine Sammlung von 4 Erzählungen: die Frau aus dem Volke, — Die Bürgerin, — Die Griſette, — Die Dame, welche ſich durch treue Schilderung der verſchiedenen Stände, durch intereſſante Scenen und eine blühende und ergreifende Sprache ganz beſonders auszeichnen. Beide Bände koſten 2 Rthlr. 8 Gr.

Der 3. und 4. Band enthält den in Frankreich mit ungetheiltem Beifalle aufgenommenen Roman:

Reich und Arm

(Preis 2 Rthlr. 8 Gr.) und wird hiermit allen denen, welche eine geistreiche und unterhaltende Lectüre wünschen, dringend empfohlen, da in neuester Zeit nichts Aehnliches erschienen ist.

Der 5. und 6. Band enthält:

Das rothe Haus

2 Bände

von höchst interessantem Inhalte.

Eine Fortsetzung von E. Souvestre's Schriften folgt ehestens, da die günstige Aufnahme unserer Uebersetzung dazu auffordert.

Die typographische Ausstattung kann wohl mit Recht ausgezeichnet genannt werden.

Erinnerungen
aus meinem Leben
in kleinen Bildern

von

Amalie Schoppe, geb. Weise.

2 Bände. 8. geh. 3 Thlr.

Wer wäre nicht begierig auf die Erinnerungen aus dem Leben einer unserer beliebtesten Schriftstellerinnen? Amalie Schoppe hat durch ihre zahlreichen Schriften sich in allen Theilen Deutschlands Freunde und Verehrer erworben und sie wird der kleinen Zahl talentvoller und geistreicher Schriftstellerinnen zugezählt. Die jetzt erschienenen Erinnerungen verdienen die ganze Aufmerksamkeit des lesenden Publicums; die trefflichsten Schilderungen von Ereignissen und merkwürdigen Charakteren reihen sich an einander, und geben von Neuem ein Zeugniß von der großen Welt- und Seelenkenntniß der Verfasserin. Die gewandte einfach schöne Sprache beurkundet das vortreffliche Talent der Erzählerinn und fesseln den Leser bis zu Ende. Die Ausstattung ist schön zu nennen.

Spaziergänge

und

Weltfahrten.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Spaziergänge

und

Weltfahrten.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Band.

I. Deutschland in Frankreich.
II. Meerfahrt.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1838.

Inhaltsverzeichniß.

I. Deutschland in Frankreich. Briefe an einen deutschen Kleinstädter.

1. Frankreich freit um Deutschland. — Prinzessin Helene. — Die Weltgeschichte in kleinen Städten. — Ludwigslust. — Spöttereien der Franzosen. — Die provinziellen Elemente in Deutschland. — Neueste Bemühungen der Franzosen für ihre Provinz. Guizot. — Der alte Adel im Faubourg St. Germain und die Prinzessin Helene. — Soirée bei Thiers und Gespräche über Helene. — Rückerinnerungen an den Aufenthalt der Prinzessin Helene in Jena. Ein Vers von Goethe im Prinzessinnengarten. — Ein Besuch bei Victor Cousin. Ueber deutsche Literatur und Philosophie. . . . S. 3—23.

2. Der Namenstag Louis-Philipp's. Popularität durch schönes Wetter. Die Marseillaise im Tuilerieengarten. Feuerwerk am Quai der Seine. — Die Kunst Louis-Philipp's. Der Königsmörder Meunier. — Die Farce der Königsmörder in der Epoche der Juliregierung. — Der Place de la Concorde. Das unschuldige Blut in der Geschichte. Bekenntnisse eines Königsmörders von dem Philosophen Ballanche. L'homme sans nom. — Ob die Franzosen die Früchte der Revolution geerntet? — Der Beschwichtigungsmann Guizot. — Die Bezwingung der Revolution durch die Doctrin. — Casimir Périer als Heros des Beschwichtigungssystems. — Der Bürgerkönig und Versailles. — Der Park von Versailles. — Das Nationalmuseum und der Charakter der Juliregierung. — Die Beseitigung der Doctrinairs im neuen Cabinet. Vernichtung der

politiſchen Intereſſen in Frankreich. — Der Conſeilspräſident Molé. — Ausführungen der Symphonieen Beethoven's im pariſer Conſervatoire. S. 24—54.

3. Der Frühling und die Mode. — Das franzöſiſche Landleben. — Bekanntſchaft mit der Giraffe im Jardin des Plantes. — Was iſt eine Giraffe? — Die Giraffe als Repräſentant des Modernen. — Louis-Philipp vor der Giraffe. — Eine Sitzung im Inſtitut de France. Charles Dupin. Lacretelle. Betrachtungen über Lamartine's Geſicht. Lamartine als Politiker. . . . . S. 55—75.

4. Der Todestag Napoleon's. Die neufranzöſiſche Kirche im Faubourg St. Martin und ihr Todtenamt für Napoleon. Beſchreibung des Tempels der neufranzöſiſchen Kirche. Der Abbé Chatel. Mittheilungen aus der Todtenmeſſe für Napoleon. Die Predigt des Abbé Chatel über den großen Capitain. Napoleon als Schutzheiliger der neufranzöſ. Kirche. Vergleich Napoleon's mit Chriſtus. Die ökonomiſchen Verhältniſſe dieſer Kirche. Sorgen um die Miethe. Das Publicum der neufranzöſiſchen Kirche. — Die Beſtrebungen des Abbé Chatel. Vergleich mit La Mennais. Das religiöſe Bedürfniß in Frankreich. Die Erhaltung des Katholizismus bei den Franzoſen. — Beſuch bei Herrn Mignet. Seine ausführliche Geſchichte der Reformation in zehn Bänden. Verſchiedene Bedeutung der Reformation für Frankreich und Deutſchland. Einfluß der Reformation auf den dritten Stand in Deutſchland. — Herrn Mignet's Talent als Geſchichtſchreiber. Seine Perſönlichkeit. Mignet ein Orthodox der franzöſiſchen Sprache. . . . . S. 76—98.

5. Die Ertheilung der Amneſtie. Unzufriedenheit der Doctrinairs. Die Halbheit der von Louis-Philipp ertheilten Amneſtie. Anſprüche unſerer Zeit auf Amneſtie. Amneſtie in Deutſchland. — Eine Sitzung in der Deputirtenkammer. Die Architektonik des Saales und der Parteien. Der theatraliſche Eindruck. Dupin als Präſident. Mangel an Disciplin in der Kammer. Mißcredit der gegenwärtigen Deputirtenkammer bei der öffentlichen Meinung. Schöngeiſtige Charlatanerie in dem heutigen Parlamentskörper. Die dialektiſchen Zergereien

der Parteinüancen. Abgelebte Dialektik der französischen Parteien. Die Intrigue der Prinzipien. Die Macht des Journalismus in Frankreich. Gegenwärtige Prinzipiosigkeit des französischen Volkes. Die Emeute und die Volksgesichter. Volksthümliche Elemente der Zerstörung in Frankreich. — Die Demokratie als Räthsel der Zukunft. Die Persönlichkeit des französischen Nationalcharakters. Die Sprache als demokratisches Organ in Frankreich. Die Sprache in Deutschland als bevorzugtes Organ der Gebildeten. Ueber die Volksthümlichkeit der französischen Sprache. Der nationelle Charakterausdruck in der französischen Sprache. Hindeutung auf eine volksthümliche Entwickelung der deutschen Sprache in der Prosa. Trennung der deutschen und französischen Bildungsinteressen. Veralteter Gegensatz von Conservatismus und Liberalismus. Fortschritte des dritten Standes in Frankreich. Das Ehrgefühl im französischen Volke. Die Bedienung. — Gespräche mit Herrn von Eckstein. Seine Persönlichkeit. Seine Correspondenzartikel in der Allgemeinen Zeitung. — Die Franzosen und die deutsche Theologie. — Neue Wendung für das Christenthum in Frankreich. Der Katholizismus als neue Mode. — Eckstein's Ansichten über das Verhältniß der Franzosen zur deutschen Literatur und Wissenschaft. — Das Talent in Frankreich und Deutschland. — Eckstein's Werk über Indien. S. 99—149.

6. Die Kunstausstellung im Louvre. Die Bilder der deutschen Maler in dem diesjährigen Salon. Vorurtheile gegen die deutsche Malerei. — Eigenthümliche Vorzüge der neuesten französischen Maler. Die Schule von David und Gros überwunden durch Horaze Vernet und Delaroche. — Fleiß und Technik in den französischen Malerschulen. — Die Vortrefflichkeit der Modelle in Paris. Ein alter Italiener als Modellsteher. — Bemerkungen in den Sälen der Ausstellung über die Frage von der Uebervölkerung. . . . . S. 150—158.

7. Ueber H. Heine. — Abschweifungen auf das junge Deutschland. — Selbstbekenntnisse Heine's über sein Schaffen. — Die Philosophie und die Franzosen. — Die Bonmots der Déjazet. . . S. 159—175.

Besuch bei Ballanche. Seine Persönlichkeit. Seine Philosophie und die Franzosen. Die Philosophie der Geschichte im Verhältniß zur politischen Freiheit. Geschichtsphilosophie und das deutsche Naturell. Die allgemeine Geschichtsformel des Herrn Ballanche. Sein theosophischer Katholizismus. — Auszüge aus seiner beiden Palingenesie. . . . . S. 176—195.

8. Spanien bei Thiers. — Eine Aeußerung von Thiers über Ancillon und die Politik des preußischen Hofes. — Die gegenwärtige Rathlosigkeit des Parti-Thiers. — Thiers' Verhältniß zum Tage und seine jetzige Haltung. Seine Persönlichkeit. Thiers der Sündenbock der französischen Politik. Die ungerechten Urtheile über ihn in Deutschland und Frankreich. Ueber Talent, Charakter und Moral in der Politik. — Thiers und Louis-Philipp als Schüler Talleyrand's. Thiers' früheres Verhältniß zum Julikönigthum. Guizot und Thiers und ihre Wahlverwandtschaft mit Louis-Philipp. Thiers als Doctrinair. Thiers als Conseilspräsident und sein Uebergang zum Tiers-Parti. Charakteristik des Tiers-Parti. Dupin. Thiers und die spanische Frage. Vergleich zwischen Thiers und Talleyrand. Der Moralgesichtspunct. — Etwas über moderne Charakterbildung. Dogmatisirende Schelme. — Bekanntschaft mit dem Marquis von Custine. Sein Werk über Spanien. — Hippolyte Carnot. — Börne's Grab. S. 196—215.

II. Meerfahrt. Unterhaltungen auf der Esmeralda.

1. Theodicee auf dem Meere. . . . S. 219—224.
2. Leben, Tod, Schönheit und Gott. . „ 225—230.
3. Eine deutsche Geschichte. . . . . „ 231—262.
4. Die Liebe. . . . . „ 263—274.
5. Trümmer einer Reisephilosophie. . „ 275—279.

I.

Deutſchland in Frankreich.

Briefe an einen deutſchen Kleinſtädter.

Digitized by Google

1.

Paris, den 1. Mai 1837.

— Mein trauter Kleinſtädter! Es iſt recht gut, daß Sie Ihre Abſicht noch nicht ausgeführt haben, Ihr Kleinweltwinkel zu verlaſſen und hieher nach Paris zu kommen. Denn obwohl Frankreich gegenwärtig um Deutſchland freit, ich meine nicht etwa eine Literaturhochzeit beider Völker, ſondern einen wirklichen Brautgang um Fleiſch und Blut, und zwar um eine Prinzeſſin aus einer kleinen deutſchen Stadt — ich möchte ſehen wie Sie ſich freuen, Kleinſtädter! — ſo iſt doch bis auf dieſen Augenblick noch nicht Ihre Epoche hier in Paris gekommen. Bisjetzt wehrt ſich noch ganz Paris aus Leibeskräften gegen alles Gute und Schöne, das ihm aus einer kleinen deutſchen Stadt kommen ſoll, und Sie können unter einem Volke, das durch ſeine Galanterie berühmt iſt, gegenwärtig in allen Geſellſchaften

und Journalen die beleidigendsten Ausfälle gegen unsere deutsche Kleinstädterwirthschaft und gegen kleinstädtische deutsche Liebe hören. Es wäre also jetzt eine schlimme Zeit für Sie und Sie dürften hier in den Salons nicht anders als mit verstopften Ohren erscheinen, wenn Sie nicht die bittersten Sarkasmen gegen Alles, was Sie bei sich zu Hause und hinter Ihrem Ofen lieb haben, vernehmen wollen. Aber warten Sie nur, bis die schöne Prinzessin Helene selbst hier angelangt ist, dann wird sich plötzlich die ganze Scene in Paris verändern, und die Franzosen, die es jetzt mit Ludwigslust so machen, wie vorzeiten die Juden mit Bethlehem, werden aufhören zu fragen: was kann uns Großes kommen aus Ludwigslust? Helene wird kommen, gesehen werden und siegen! —

Sie haben Recht, mein Freund, mit Ihrer Behauptung, daß es Pflicht und Schuldigkeit der Weltgeschichte sei, sich auch einmal in den kleinen Städten niederzulassen, und ich glaube sogar, daß bald eine historische Nothwendigkeit dafür eintreten wird, da es gegenwärtig in den großen Hauptstädten Europa's fast gar keine Geschichte mehr giebt und man dort mit allen Dingen in der Welt beschäftigt ist, nur nicht damit, Geschichte zu machen. Der Zeitgeist geht jetzt als verlorner Sohn der Weltgeschichte umher; wann

wird er wieder zu ſeiner Mutter zurückkehren und ſich an ihren Buſen werfen? Aber geben Sie Acht, wenn Sie jetzt des Morgens, mit Ihren Acten unter dem Arm, durch die kleinen, freundlichen, blumenduftigen Straßen Ihres Städtchens gehen, ob Sie nicht vielleicht unverſehens der Weltgeſchichte begegnen werden? Da die Geſchichte offenbar im Begriff iſt ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen, ſo wird ſie vielleicht Eremit in Pommern oder Oekonomierath in Mecklenburg werden, wie Sie, mein Freund, und Sie können dann Ihren alten Lieblingswunſch erfüllt ſehen, daß Sie mit der Geſchichte Arm in Arm durch Ihr ochſenäugiges Stadtthor ziehen, ihr alle Merkwürdigkeiten von Kleinweltwinkel zeigen, am friedfertigen Predigerhäuschen mit ihr vorüberwandeln, auf Ihren idylliſchen Taubenſchlag mit ihr klettern und mit ihr das Provinzialwochenblatt leſen. Im Ernſte, ich glaube mit Ihnen, daß auch die kleinen Städte und ſelbſt die Dörfer noch an die Reihe kommen müſſen, hiſtoriſch zu werden, und iſt denn nicht vonjeher an kleinen Oertern das Größte geſchehen? Chriſtus wurde auf einem Dorfe geboren, und die neue Thronerbin Frankreichs hat das Licht der Welt in Mecklenburg erblickt und verbrachte den größten Theil ihres Lebens in Ludwigsluſt!

Ich muß laut lachen, wenn ich jetzt in den pariſer Blättern leſe, wie die Franzoſen ſich gar nicht darüber beruhigen können, daß der höchſte geographiſche und hiſtoriſche Glanzpunct der Prinzeſſin Helene Ludwigsluſt heißt. Ludwigsluſt iſt ein ganz kleines Städtchen, das freilich noch nicht einmal im deutſchen Converſations-Lexicon ſteht (letzteres indeß mit Unrecht), und das den ungeographiſchen Franzoſen, die es bisjetzt vergeblich auf ihren Karten geſucht haben, als ein äußerſt fabelhafter Punct oder Komma auf dem bewohnten Weltball erſcheint. Vornehmlich das Charivari und der Corſaire ſind ganz raſend vor Erbitterung, und werfen himmelſchreiende Witze aus gegen das alte ſowohl wie gegen das junge Mecklenburg, beſonders aber gegen das arme Ludwigsluſt, das doch niemals etwas Böſes gethan. Wüßten die Franzoſen, was Ludwigsluſt iſt, ſo würden ſie nicht ſo thöricht wüthen in ihrer Verachtung gegen das kleinſtädtiſche Deutſchland. Was Verſailles für die Geſchichte Frankreichs iſt und geweſen iſt, das wird Ludwigsluſt für die Geſchichte Mecklenburg-Schwerins ſein, verſteht ſich, ſobald dies letztere eine Geſchichte bekommt. Ludwigsluſt hat alle Anlagen zu einem zweiten Verſailles und übertrifft daſſelbe noch durch die Begünſtigungen, welche ihm die über alle klein-

lichen Rücksichten erhabene Mutter Natur verliehen, bei weitem. Ich habe einige schöne Tage in Ludwigslust verlebt, mein Freund, und Sie können sich daher denken, wie mitleidig ich die Achseln zucke über die Angriffe der französischen Journale auf unser Ludwigslust. Unser Ludwigslust, mein Theuerster, ist ein reizendes Städtchen, das ich noch in der Erinnerung gern feiere, in dessen stille zierliche Straßen mit den kleinen holländischen Häusern und den symmetrischen Kettenguirlanden vor der Thür ich mich noch oft versetze. Eine gewisse kühle und kleinliche Vornehmheit weht durch die Straßen, es ist wahr, und verräth den Hofflecken, der in den Geographieen gewöhnlich nur als Marktflecken aufgeführt steht.*) Aber Sie müssen in den Schloßpark spazieren und in dessen Alleen sich das herrliche Bildniß der Prinzessin Helene vergegenwärtigen, die hier oft ihren Fuß setzte, dort auf der Terrasse in Rahel's Briefen las und dort am See ein sinniges Gedicht in ihr perlenbesponnenes Portefeuille eintrug. Dieser Schloßpark von Ludwigslust ist die Musenstätte der gebildetsten Fürstentochter Deutschlands, Helenen's hoher und edler

*) Seitdem ist die Residenz von Ludwigslust nach Schwerin verlegt worden.

Geiſt hat ſich da entfaltet und mit allen Muſen und Grazien ſich beſprochen. In Ludwigsluſt kann man außerdem Alles haben, beſonders was eßbare Gegenſtände anbetrifft, und wenn man der Gegenwart hier überdrüßig iſt, kann man das Alterthum ſtudiren in dem Friderico-Franciſceum, wo eine höchſt merkwürdige Sammlung von mecklenburgiſchen Alterthümern aufgehäuft iſt. Auf dem Schloſſe iſt auch eine Gemälde-Galerie, wo man mit den Bildern ſich unterhalten kann, im Fall man zu wenig Menſchen in Ludwigsluſt findet, und wenn Sie ſchöne Todesgedanken haben wollen, ſo wallfahrten Sie mit mir nach dem Schweizerhauſe an das Grab der Herzogin Louiſe, das von dem Geiſt anmuthiger Elegieen umſchwebt iſt. Und in der Nähe finden Sie das Dorf Wöbbelin, da haben Sie ſchon gleich ein hiſtoriſches Dorf, wo die Geſchichte, als ſie Mecklenburg flüchtig anſtreifte, dem gefallenen Theodor Körner ein Denkmal geſetzt hat. Was will man denn mehr? —

Sie ſehen, auch ich habe Sinn für deutſche Kleinſtädte und Dörfer, und ich begreife Ihren Haß gegen die großen Hauptſtädte, wie ſie heutzutage ſind, inſofern dieſelben auf einem geſpannten oder vielmehr abgeſpannten Fuß mit der Geſchichte leben. Die großen Städte ſind gegenwärtig nichts Anderes

als die raffinirten und künstlich zurechtgemachten Producte des gesammten Nationalcharakters eines Volkes, das hier den ursprünglichen Kern seines Wesens kaum mehr wiedererkennt. Dieser verbirgt und bewegt sich oft noch in seiner Unmittelbarkeit in dem provinziellen Leben, und zuweilen wäre es einer Nationalität allerdings gesund, wenn sie sich noch einmal in ihre eigenen Provinzialelemente zurückbilden könnte, um sich wieder an ihrer Wurzel zu stärken und zu erfrischen. Deutschland verdankt seinen kleinen und mittlern Städten unendlich Vieles, und es wäre längst in sich selber zu Grunde gegangen, wenn Das, was sein Gift ist, diese Kleinstädterei, nicht auch wieder eine Heilkraft in sich trüge, die wenigstens einen Ersatz für die Gesundheit darbietet. Schlägt nicht der deutsche Geist in Blüthe aus an allen Ecken und Enden, soweit nur unser liebes Vaterland reicht, und wird er sich nicht noch auf den kleinsten Puncten, auf die er zurückgedrängt ist, um so mächtiger geltend machen? Die kleinen deutschen Städte sind die elektrischen Verbindungslinien des deutschen Charakters, auf denen er immer in stillen Flämmchen und Feuerzeichen auf- und abwandelt und hier aufblitzt, wenn er dort erlöschen. Eine deutsche Bevölkerung wird niemals so leicht zu unterjochen sein, als die eingestaltige fran-

zösische, denn ein Deutscher ist gewohnt, in einer Kammer zu hausen, wenn er aus der Stube herausgeworfen wird, aber in seiner Kammer — nun, was denn? — ja, in seiner Kammer wird er sich alles Mögliche denken! Die kleinen Universitätsstädte in Deutschland haben gerade deshalb, weil sie kleine Städte sind, eine so große geschichtliche Bedeutsamkeit, und können mit ihrem Sonnensystem Intelligenz, in eine unabhängige Diogenestonne gesperrt, noch immer größere erwerben. Manche kluge Franzosen haben in letzter Zeit ebenfalls angefangen, mit der Provinz sich zu beschäftigen und diesem Aschenbrödel von Frankreich zu einer Ebenbürtigkeit mit ihrer stolzen Schwester Paris zu verhelfen. Staatsmänner, wie Guizot, haben an der Decentralisation von Frankreich gearbeitet, um der Spinne Politik, die Alles aussaugt, das Netz zu zerreißen, denn man kann, glaube ich, die Bestrebungen Guizot's zur Pacification des Landes nicht besser charakterisiren, als wenn man sie antipolitische nennt. Diese Bemühung, die Provinz zu einem wesentlicheren Element in der Geschichte von Frankreich zu machen, ist jedoch als eine Abstraction stehen geblieben, und hat weder in Paris noch in der Provinz selbst einen nachhaltigen Anklang gefunden. Die Provinz schnappt nach wie vor nach Paris, wie

die Mücke nach dem Licht, und Paris dreht sich in einem diabolischen Selbstbewußtsein um seine eigene Axe. Der Journalist Fonfrède ist seit einer Reihe von Jahren fast die einzige Celebrität der Provinz gewesen und auch er begab sich endlich nach Paris, um seinen Ruf zu einem hauptstädtischen zu machen.

So wenig aber die Franzosen begreifen mögen, daß in Valenciennes auch nur ein erträglicher Romanschreiber leben könne, ebenso wenig mögen sie sich noch immer dazu verstehen, große Hoffnungen auf Das zu setzen, was ihnen jetzt aus Ludwigslust kommen soll, und man gebärdet sich dabei allgemein so seltsam, wie ich es in meinem Leben noch nicht mitangesehn. Die Notabilitäten des alten Adels im Faubourg St. Germain beweisen sich sehr ungebärdig und namentlich haben es die Herzogin von Broglie und die Prinzessin von Tremouille ausgeschlagen, die Stellen einer Ehrendame bei der künftigen Königin von Frankreich anzunehmen. Jetzt hat sich die Mareschallin von Lobau, ein Name von neuer Celebrität, zu diesem Ehrenposten verstanden, und sie wird nun zu Denen gehören, welche der Prinzessin Helene bis an die Gränze entgegenreisen sollen. Noch schlimmer zeigt sich in ihrem großartigen Bettelstolz die Gazette de France, die freilich

bei dieſer Gelegenheit beweiſen muß, daß ſie der Ehrenwächter Frankreichs iſt, der für den Ruhm der Dynaſtie und der alten Ahnen ficht, und während das Journal des Débats der Braut des Herzogs von Orleans die Bezeichnung „Königliche Hoheit" giebt, nennt die erbitterte Gazette ſie ſchlechtweg nur das Fräulein von Schwerin (**Mademoiselle de Schwerin**). Wenn ſich aber das allgemeinere öffentliche Urtheil noch etwas verſtimmt zeigt bei dieſen bräutlichen Wirren der Juliregierung, ſo hat Louis-Philipp ſelber durch das Apanagegeſetz für ſeine Söhne den größten Anſtoß dazu gegeben. Die Verhandlungen darüber in der Kammer und in den Journalen haben dem Bürgerkönig ſelbſt außerordentlich in den Augen der Bevölkerung geſchadet; denn beſonders dem gemeinen Franzoſen iſt Geiz ungemein verhaßt und Uneigennützigkeit gilt ihm als die erſte königliche Tugend. Man hebt hier überall den großen Reichthum Louis-Philipp's hervor und verargt es ihm, daß ein ſo reicher Mann ſo Viel für die Ausſteuer ſeiner Söhne gefordert. In dieſe ſchlimme Kriſe ſind nun auch die Unterhandlungen über den Brautſchatz der Prinzeſſin Helene hineingezogen worden. Das Apanagegeſetz für den Herzog von Orleans wurde indeß, wie bekannt, glücklich in der Kammer votirt, und das Charivari hat ausgerechnet,

daß, wenn die 3 Millionen, welche das Land bei Gelegenheit dieſer Heirath zahlen müſſe, in Fünffrankſtücken auseinandergelegt würden, man damit das ganze Großherzogthum „**Mechant-Bourg-Serin**“ zehnmal würde pflaſtern können. Alle dieſe ſchnöden Stimmen werden ſchweigen und einer allgemeinen Begeiſterung Raum geben, wenn nur erſt das junge Ludwigsluſt ſich in Frankreich befindet und Helene Franzöſin geworden iſt. Dann aber wird bei Ihnen in Mecklenburg der Schloßgärtner von Ludwigsluſt, der aus alter Anhänglichkeit noch den Namen Helene auf einem Blumenbeet pflanzt, mit langer Naſe abziehen müſſen, als wäre er ein Hochverräther.

Neulich war ich in einer Soirée bei Herrn Thiers, wo faſt den ganzen Abend nur von der ſchönen Prinzeſſin Helene die Rede war und Jeder fragt mich, ob ſie denn auch wirklich ſchön ſei, ſodaß ich mir durch meine Erzählungen gegenwärtig eine große Wichtigkeit in den pariſer Salons erwerben könnte, — denken Sie ſich, Kleinſtädter! Manche ſind der Meinung, Helene ſei rothhaarig, Andere haben gehört, ſie hinke, und ein dritter Franzoſe behauptet mir gerade ins Geſicht, ſie habe einen unförmlich geſtalteten Vorderzahn im Munde. Stellen Sie ſich vor, mein Herzensfreund, mit welchen Schwierigkeiten ich hier als Deutſcher zu kämpfen

habe, um die tadelloſe Liebenswürdigkeit einer deutſchen Prinzeſſin zu verfechten. Indeß iſt man der neuen Thronerbin in dem Zirkel des Herrn Thiers im Ganzen ſehr günſtig, während man dagegen in den Soiréen des Faubourg St. Germain auf jede Weiſe ſeine Abneigung gegen dieſe **petite et protestante princesse** ausmalt. Thiers iſt auch gewiſſermaßen der diplomatiſche Altarzeuge dieſer Heirath geweſen, da noch unter ſeinem Miniſterium die Unterhandlungen darüber zwiſchen Frankreich und dem König von Preußen, der dieſe Angelegenheit mit beſonderer Vorliebe betrieben, angeknüpft wurden. An der Kaminſeite neben Madame Thiers ſaß Herr Victor Couſin, der mir in den Salons immer eine komiſche Erſcheinung iſt, indem ſeine ſonſt etwas bärenhafte Geſtaltung in den ſeidenen Strümpfen und Schuhen, durch die er ſich geſellſchaftlich faſhionable macht, gar zu wunderlich dahingleitet. Herr Couſin behauptete in dieſer Soirée, es werde wenigſtens hinſichtlich der Etiquette immer fühlbar werden und als Verlegenheit erſcheinen, daß die Prinzeſſin proteſtantiſch ſei. Auch dies wollte Thiers, der mit ſeinen Händen in den Seitentaſchen unerſchütterlich jedem Argument gegenüberſteht, nicht gelten laſſen, und meinte, dieſer Anſtoß werde bald ſo ſpurlos verſchwinden, daß es nach wenigen Mo-

naten Niemanden in Frankreich mehr einfallen würde, an den protestantischen Glauben der Prinzessin zu denken. Und er kann Recht haben, denn Thiers, dieser personificirte Zeitteufel, hat in vielen Stücken Recht, und vielleicht selbst da, wo er nicht recht thut. Ich werde Ihnen später noch Mehreres über Thiers schreiben, in dem ich den Charakter der ganzen französischen Politik, diese ganze dialektische Kobolds-philosophie, in einem so frappanten Spiegelbild ausgedrückt finde, wie bei keinem andern Franzosen, seinen Lehrer und Meister Talleyrand natürlich ausgenommen, diesen alten Herenmeister der Politik, welcher der ewige Jude von Frankreich zu sein scheint. Kommt es Ihnen aber nicht spaßhaft vor, daß die Franzosen, die nämlichen, welche die Aufhebung der Staatsreligion feierlich erklärt haben, sich jetzt so viel Sorgen über den protestantischen Glauben einer Prinzessin machen? —

Ich sah die künftige Erbin des Throns der Franzosen vor einigen Jahren sehr häufig in einer kleinen deutschen Stadt, wo sie Botanik und Philosophie studirte, schöne Spaziergänge über die Berge machte, Gespräche über die neueste Literatur liebte, zur Abwechselung einem Maler zu ihrem Bilde saß, das leider ziemlich mittelmäßig ausfiel, und sich bei Gelegenheit auch einen jungen deutschen Literaten vor-

ſtellen ließ, der ſich gerade dort aufhielt. Dieſe kleine Stadt war eine kleine deutſche Univerſitätsſtadt, das bergumkränzte Jena, das ſich mit ſeinem unſcheinbaren und dürftigen Häuſerhaufen an den maleriſchen Ufern der Saale hingelagert hat und ein herrliches, trauliches, gemüthvolles und geiſtig bewegtes Leben hinter grauen Mauern verbirgt. Es war damals in Jena allgemein Mode geworden unter den Frauen, Botanik zu ſtudiren, und man konnte keiner Jenenſerin auf der Straße begegnen, die nicht irgend eine Pflanze in der Hand getragen oder tiefſinnig vor ſich hin gebückt einen lateiniſchen Namen auf den Lippen bewegt hätte. Ich muß annehmen, daß mich das Schickſal zum künftigen Geſchichtſchreiber dieſer wichtigen Begebenheiten auserwählt, indem es mich als Augenzeugen daran theilhaben ließ, und ſchon damals mußte ich mir ſagen, daß dieſe Prinzeſſin, die ſelbſt deutſche Profeſſorenköpfe und jenenſiſche Mädchen in eine aufregende Begeiſterung verſetzte, noch zu großen Dingen in der Welt berufen ſein würde! Und ſie zählte damals erſt neunzehn Jahre! Es war aber zu dieſer Zeit noch um zwei Verſe von Goethe eine große Bewegung in allen Köpfen und Gemüthern von Jena entſtanden, und was nur dort zur guten Geſellſchaft gehörte, war einige Tage lang außer ſich. Es giebt nämlich in Jena einen recht

anmuthigen Garten, welcher der Prinzessinnengarten heißt, in dem sich ein kleines Monument mit einer Inschrift befindet, die von Goethe ist und auch sogleich an seinen Geist wie an seine Manier unverkennbar erinnert.

„Zierlich denken, süß erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern.“ —

Diesen auf den ersten Anblick vielleicht etwas hieroglyphischen Versen begegnete damals Helene auf einem Spaziergang durch den Prinzessinnengarten und griff sie in ihrer sinnig lebhaften Weise sogleich für das Gespräch und für die anmuthig grübelnde Dialektik auf. Diese goethe'schen Zeilen hatten bisher hinter den dunkeln Gartengebüschen so gut wie geschlummert und in ganz Jena war Niemand gewesen, der diese träumenden Kinder der Weisheit aus ihrem Versteck hervorgezogen hätte. Nun ging es plötzlich an ein Deuten, Auslegen, Streiten, Zweifeln und Verzweifeln darüber, denn es gab unversehens einige Freigeister, die auf die schreckliche Idee kamen, daß jene Verse baarer Unsinn wären. Und doch ging das wieder nicht, denn sie waren ja von Goethe und man befand sich noch dazu hier auf großherzoglich weimarischem Gebiet. Jemehr man über dies zierliche Denken nachzudenken anfing, um so heilloser verwickelten sich Herren sowohl wie Da-

men in ihrem nichts weniger als zierlich ausfallenden Denken, und man begriff den Spruch nicht, weil man die Sache ſelbſt, das Leben im tiefſten Innern, nicht begriff. Aber die Prinzeſſin Helene begriff und erklärte ihn, und wenn man ſie reden hörte, verſtand man was zierlich Denken heißt, man ſah in ihren eigenen Augen, was ſüß erinnern iſt, und man fühlte das Leben in ſeinem tiefſten Innern. Der alte Goethe wird doch noch auf großherzoglich weimariſchem Gebiet verſtanden werden können! —

Sie irren ſich aber ſehr, Kleinſtädter, wenn Sie glauben, daß die Prinzeſſin Helene, die Braut des Herzogs von Orleans, eine Kleinſtädterin iſt! Sie beſitzt vielmehr, trotz Jena und Ludwigsluſt, die großweltlichſte Bildung, ſie hat einen umfaſſenden Weltſinn, und iſt zum Herrſchen über große Verhältniſſe geboren. Ihr ſchlanker und königlicher Wuchs drückt etwas Stolzes aus, aber es iſt der Stolz einer edeln und alles Gemeine beſiegenden Seele. Sie hat blaue Augen, dunkelblondes Haar und ein anmuthiges Profil, die Franzoſen mögen ſagen, was ſie wollen! Sie ſpricht das Franzöſiſche vortrefflich und dies ſtellt ihr in einem Lande, wo die Sprache Alles iſt, ſchon von vorn herein ein günſtiges Horoſcop, und wenn noch die leiſeſte Spur von einem deutſchen Accent hörbar ſein ſollte, wofür

der Franzoſe ein ſo ſcharfes und unerbittliches Ohr hat, ſo wird vielleicht durch ſie dieſer deutſche Accent in Paris mehr zu Ehren kommen, als es bisher der Fall geweſen. Sie wird bei ihrem hieſigen Erſcheinen gewiß vielfach mit ihren ſinnreichen Einfällen debutiren, die ſie immer mit einer gewiſſen piquanten Abſichtlichkeit herausſagt, und wovon dann die Zeitungen voll ſein werden. Nur über ihren Einfluß auf die Anerkennung deutſcher Literatur in Frankreich muß man die Achſel zucken, wenn man manchen armen Teufel von Deutſchen, der hier für 30 Sous die Sprache Thuiskon's an die Gallier verkauft, darüber in ſchönen Phraſen ausbrechen hört. Sie wiſſen, daß ich die deutſche Literatur in Frankreich für ein fabelhaftes Geſchöpf halte, das gar nicht exiſtirt und von deſſen Leben nur wir Deutſche ſelbſt in unſerm lächerlichen Schnappen nach dem Auslande einen ſo großen Lärm erhoben haben. Wenn Sie hieher kommen, ſo werden Sie ſich überzeugen, daß die deutſche Literatur hier nur die zweideutigſten Lebenszeichen von ſich giebt und daß ſie noch keineswegs Mode geworden, weil in der guten Geſellſchaft auch nicht die geringſte Sympathie für ſie vorhanden iſt. Die engliſche Sprache und Literatur gehört hier gegenwärtig zum guten Ton, aber die deutſche wird es ſchwerlich jemals dahin bringen, in Paris faſhio-

nable zu werden, ebenſo wenig als die hier lebenden Deutſchen ſelbſt. Die Prinzeſſin Helene wird daher auch nichts Eifrigeres hier zu thun haben, als ganz und gar Franzöſin zu werden, und wenn ihr der deutſche Vetter Michel in Paris begegnet, wird ſie zu ihm ſagen: **Monsieur, parlons bas! — Pauvre garçon, que je te plains!**

— Ich will Ihnen zum Schluß noch etwas über Victor Couſin ſchreiben, da wir hier einmal auf die Vermählungspräliminarien zwiſchen Frankreich und Deutſchland zu reden gekommen, und Couſin ein alter Eheſtandscandidat der deutſchen Wiſſenſchaft iſt. Dieſer unglückliche Liebhaber hauſt in der finſtern Sorbonne und ich fand ihn in einem kleinen Kabinet ſitzen, das täuſchend einem Käfig glich, worin man zum Spaß eine Nachteule gefangen hält: ein paſſendes Bild der Weisheit, um die es ſich Couſin in ſeiner Philoſophie ſo ernſtlich hat angelegen ſein laſſen. Er iſt eine dunkle und hagere Geſtalt, und nahm mich für ſeine Weiſe wohlwollend genug auf, aber er hat eine ſeltſame Art das Franzöſiſche mit den ihn beſuchenden Deutſchen zu ſprechen. Um dem ſchwerfälligen Ohr des Ausländers ſehr deutlich zu werden, bemüht er ſich gewaltig zu ſchreien und zu gleicher Zeit feierlich, langſam und gemeſſen zu reden, ſo daß man mit einem grollenden

Donnerwetter, das in eine Schlafmütze einschlägt, zu thun zu haben glaubt. Durch diese Manier, mit Deutschen zu reden, zeigt dann Herr Cousin, daß er selbst in Deutschland gewesen und das deutsche Naturell zu behandeln versteht. Er erkundigte sich bei mir lebhaft nach der berliner Universität, und nach den Schicksalen der hegel'schen Philosophenschule, auf die er gegenwärtig sehr ergrimmt zu sein scheint, weil sein eigener Eklekticismus, oder vielmehr die Brosamen, die er in Berlin von den Tischen der Reichen gesammelt und wovon er in Frankreich eine ganz neue Pastete der Philosophie gebakken, von den Berlinern nicht anders als verhöhnt worden. Cousin hatte auch schon von der neuen pietistischen Nüance der hegel'schen Philosophie gehört, konnte aber unmöglich den Namen Göschel über seine Zunge bringen, den auszusprechen er mehrmals ansetzte, immer wieder stolperte und endlich, alle seine Germanomanie bei Seite lassend, von dem unmöglichen Beginnen abstand. **C'est Mr. Göschel, fiel ich endlich ein, qui a tâché de reconcilier le hegelianisme avec la bible et la tradition. — Qu'est-ce que cela signifie, Mr. le Docteur?** fragte mich Victor Cousin, denn er beweist seine Kenntniß von Deutschland auch darin, daß er beim Titel nennt, was einem andern Franzosen, der nicht

in Deutſchland geweſen und nicht deutſchgelehrt iſt, natürlich nicht einfallen kann. — **Cela signifie quelque chose de triste et bien ridicule, Monsieur** Cousin! antwortete ich ihm ſchlechtweg, denn mir fiel in der Geſchwindigkeit nicht gleich ſein Titel bei. — **Oui, oui, Monsieur Cousin**, fuhr ich fort, **on s'occupe vraiment de telles absurdités en Allemagne!** — Aber Couſin wollte das ganze Unternehmen der göſchel'ſchen Speculation nicht recht begreifen, und ſchüttelte den Kopf auf eine Weiſe dazu, daß mir dadurch klar wurde, der eigentliche Mittelpunct des deutſchen Philoſophirens ſei ihm fremd geblieben, denn nur wer den Sinn verſtanden hat, kann auch den Unſinn faſſen. Ich erzählte ihm darauf von dem Buche des Profeſſors Gans: „Rückblicke auf Perſonen und Zuſtände," welches beweiſe, wie heimiſch die Deutſchen in neueſter Zeit in Paris geworden und wie ſie mit einer glänzenden Leichtigkeit, die von den Franzoſen als ebenbürtig anerkannt zu werden verdiene, ihre Anſichten von Frankreich hinſtellten. Victor Couſin aber meinte, daß Herr Gans Paris noch lange nicht kenne, das gehe nicht ſo ſchnell und laſſe ſich nicht auf einigen Promenaden durch die Salons und über die Boulevards erwerben. —

Da haben Sie auch noch meinen Beſuch bei

Couſin, von dem es mir leid thut, daß er etwas ironiſch ausgefallen zu ſein ſcheint, weil es ſchon gar zu häufig vorgekommen, daß man ſich über dieſen Mann luſtig gemacht. Ich muß jetzt nach den Tuilerieen und den Champs-Eliſées eilen, denn heut iſt der Namenstag Louis-Philipp's, man bereitet große Feſtlichkeiten und fürchtet Unruhen. Ein unendliches Getümmel wogt und drängt über die Straßen. Ich werde Ihnen morgen ſchreiben, was es gegeben hat. —

2.

Paris, den 2. Mai 1837.

— Werden Sie es glauben? Während noch vor wenigen Stunden und Tagen aller Anschein der öffentlichen Meinung gegen Louis-Philipp gekehrt war, hat er durch einen einzigen Tag, durch seinen gestrigen Namenstag, unerwartet wieder an neuer Sympathie gewonnen bei den Franzosen. Und wissen Sie wodurch? Weil an seinem Namenstage schönes Wetter war. Es war gestern in der That der erste wahrhaft schöne Lenztag in diesem kalten regnerischen Frühjahr, von welchem alle Welt nicht weniger hat ausstehen müssen als von den langweiligen Nebelgespenstern der gegenwärtigen Tagespolitik. Fast einen ganzen Monat hintereinander hat es hier in Paris geregnet, auch heut macht der Himmel schon wieder ein trauriges Aschermittwochsgesicht, aber gestern, am Tage des Bürger-

königs, spannte er sich lächelnd und ätherklar mit einer wahren Maisonne über die pariser Bevölkerung aus. Schon am frühen Morgen blitzte die Sonne mit siegerischem Stolz aus den Wolken hervor und verbreitete eine ungewöhnliche Wärme, wie wir sie seit lange hier nicht empfanden. Ich fühlte mich wohl, segnete den Tag Louis-Philipp's, bestellte den Garçon ab, der mir eine neue Lieferung Holz zum Einheizen bringen wollte, und als ich in den Tuilerieen anlangte, sah ich, daß an diesem einen Tage die Bäume merklich ein dichteres und volleres Grün angesetzt hatten. Das Volk war schon von Mittag an in ungeheuerer Masse auf den Beinen, und strömte die Quais entlang durch den Tuilerieengarten in die Champs-Elisées hinein, wo es Tanzorchester gab, Kletterstangen mit ausgesetzten Preisen, zwei Pantomimentheater mit Militairgefechten, Türkenkriegen, Wildentänzen und sonstigen Kämpfen aus der neueren Geschichte, in denen aber die Franzosen jederzeit Sieger blieben; dann Gaukler, wilde Männer und Frauen, Herkulesse, Künstler, Boutiquen und Gelage aller Art.

Wäre wieder schlechtes Wetter gewesen, so hätten die Franzosen, die alles Unangenehme jedesmal dem König und dem Ministerium aufbürden, es ohne Zweifel dem Louis-Philipp in die Schuhe ge-

ſchoben und ſo gethan, als ſei ſeine Regierung Schuld daran; in dieſem Betracht iſt das franzöſiſche Volk wie die Kinder und wird es bleiben. Nun aber, da der Sonnenſchein ſelbſt ſo glänzend das Feſt verherrlichte, der Sonnenſchein, für den die Franzoſen ſo empfänglich ſind, mußte davon auch auf Louis-Philipp ein Wiederſtrahl zurückfallen, er mußte in dieſem günſtigen Lichte ſeines Namenstages einigermaßen wieder an Popularität gewinnen. In einem Lande wie Frankreich kommt Alles auf die Beleuchtung und die Perſpective an, und eine ganze Lebensrichtung kann hier durch ein Sonnenſtäubchen mehr oder weniger in ihr Gegentheil umgeſchlagen erſcheinen.

Die Sonne ſah auch wirklich ſo heiter drein, daß man ſich nicht erwehren konnte, auf gute, verſöhnliche und himmelblaue Gedanken zu kommen, was mir, wie Sie wiſſen, häufig bei ihrem Schein begegnet, und wann ſie untergegangen iſt, wird man wieder melancholiſch. Ich wundere mich freilich auch oft über den unbegreiflichen Leichtſinn der Sonne, daß ſie manchen Tag mit ſo luſtigen Strahlen aufgehen kann und über dies graue Gewühl und Zeitgetümmel, das andern Leuten ſo viel Herzweh verurſacht, einen ſpielenden und tändelnden Schimmer ausbreitet, als ſei Alles gut! So ging auch am

Louis-Philipp's-Tage die Sonne auf, als sei Alles gut, trotzdem, daß in der Mehrzahl der pariser Journale geschrieben stand, es sei Alles schlecht. Und nachdem die Sonne wieder untergegangen war, gab es im großen Carré des Tuilerieengartens ein Concert, und als ich Louis-Philipp, von seinen Hofleuten und Generälen umgeben, oben auf dem Balcon stehen sah, auf den er dankend hinausgetreten war, glaubte ich meinen Ohren kaum zu trauen, da ich unten, einige Schritte von mir, von dem aufgestellten Orchester wirklich die Marseillaise spielen hörte! Ja, liebster Kleinstädter, die Marseillaise, die sich Louis-Philipp an seinem Ehrentage vorspielen ließ, und welche man ohne seine ausdrückliche Bestellung gewiß nicht aufgeführt hätte! Diese sonst ins Blut stechende Melodie ging aber diesmal ganz eindruckslos vorüber und fand unter den versammelten Volkshaufen auch nicht den geringsten Anklang, sowie man vor einem alten Heiligenbilde keine Anbetung mehr fühlt, das ein Wucherer zum Verkauf ausstellt, während man es nur damals anbetete, als es noch in seiner geweihten Nische die ihm naturgemäße Stelle behauptete. Der Anblick des Tuilerieengartens aber, der inzwischen malerisch erleuchtet worden, gewährte ein wahrhaft erhabenes Schauspiel, und nachdem die Marseillaise fertig war, wen-

dete ſich das Volk wie mechaniſch zu den Feuerwerken, deren zwei an dieſem Abend abgebrannt werden ſollten. Das eine war auf dem Quai d'Orſay beſtellt und das andere fand an der Barrière du Trône ſtatt, wo man der dort wohnenden unruhigen und aufgeregten Bevölkerung, namentlich aber dem jetzt gänzlich verarmten Stadtviertel des Faubourg St. Antoine, ein beſonderes Vergnügen bereitet hatte, um es dadurch abzuleiten und von den Tuilerieen zurückzuhalten. Ich ſah das Feuerwerk am Quai d'Orſay, die bald in Nacht, bald in Gluth getauchte Seine, die in heller Lohe aufgehende Landſchaft, das brennende Hotel der Invaliden, die mit Feuer übergoſſene leuchtende Deputirtenkammer und das Tuilerieenſchloß, das hinten im Wiederſchein aller dieſer tauſend Raketen, Schwärmer und Feuerräder flammte; und dann folgte ich wieder der wogenden Menge, die von neuem in die elyſäiſchen Felder zurückſtrömte und in den feenhaften Lichterreihen ſich hintummelte bis zum Arc de Triomphe, der ſich wie ein majeſtätiſches Nachtbild mit Napoleon's Großthaten dagegen abzeichnete. Alles ging ruhig den ganzen Tag bis in die ſpäte Nacht, nirgends äußerte ſich auch nur ein zweideutiger Laut unter den Volksmaſſen, nicht einmal ein heftiges Gedränge entſtand irgendwo, man konnte mitten im Tumult über Louis-

Philipp und die Juliregierung nachdenken, ohne dabei weder von der Linken noch von der Rechten Rippenstöße zu bekommen.

Was hilft aber alles Nachdenken über Louis-Philipp und die Juliregierung? Die größten Weisen unserer Zeiten müssen über dies Thema zu Schanden werden, denn es ist ein Chamäleon, dessen Farbe und Bedeutung man nie erkennen kann! Louis-Philipp selbst ist der einzige Mann in Frankreich, der aus der Julirevolution klug geworden zu sein scheint, er allein weiß genau was er will, und das ist vielleicht der Grund, weshalb es die Uebrigen nicht wissen. Das ganze dialektische Gespinnst der neuesten Geschichte ist in Louis-Philipp zur Person geworden, und darum schlägt unter dieser Regierung jedes Ding, jede Meinung, jedes Ereigniß in sein Gegentheil um. Der König versteht sogar aus Unglück Glück zu machen und aus Mordattentaten sich ein neues Leben zu bereiten. Durch die rührende Begnadigung des Königsmörders Meunier hat er letzthin sogar in das sentimentale Genre hinübergespielt. Meunier war nur ein armseliger Dilettant, und in seinen Antworten und Aeußerungen, die er vor dem Pairshofe abgab, benahm er sich wie ein Schulknabe, der kein Talent hat. Die Franzosen hatten ihn schon vor Beginn seines langweiligen

Proceſſes durch ein Bonmot beſeitigt, welches hier immer die wirkſamſte Hinrichtung iſt. Man ſagte nämlich, daß derjenige zu bedauern ſei, der auf Meunier folgen würde, weil er bei der Hinrichtung auf demſelben Blutgerüſte die Gefahr einer Anſteckung liefe; denn Meunier litt an Ausſatz und Epilepſie. Louis-Philipp aber, um ſeinen künftigen Mörder nicht zum Voraus abzuſchrecken, hat dieſe Anſteckung zu verhüten geſucht, indem er den Meunier zur Deportation begnadigte: das Klügſte, was er wohl überhaupt thun konnte, da ſich dieſe Attentate ſo volksthümlich ausbeuten ließen. Unſere Geſchichtsperiode iſt die Periode der welthiſtoriſchen Burleske. Was ſonſt Tragödie war unter den Völkern und tragiſch nachwirkte im Herzen des ganzen Univerſums, das nimmt heutzutage ſo leicht einen niedrigkomiſchen Charakter an und zerfließt in das Poſſirliche. In den Geſchichten aller Völker erſcheint der Königsmörder als eine hochtragiſche Geſtalt, den Eumeniden iſt ſein entſetzliches Haupt verfallen und die Erde ſelbſt ſcheint unter ſeinen Geſpenſtertritten zu weichen. Im Volksbewußtſein lebte eine unheimliche Scheu vor dem Königsmörder und man wandte ſich vor ihm zurück, um von den Flüchen des Schickſals, die ihn umwehten, nicht berührt zu werden. Trägt ſchon jeder gewöhnliche Mörder das Kains-

zeichen an ſeiner Stirn, ſo ſchien doch der Himmel dem Königsmörder noch einen beſonderen Stempel des Vorwurfs aufgedrückt zu haben, vor dem das ganze Menſchengeſchlecht erſchrak. Unter Louis-Philipp aber hat dieſe fluchbeladene Figur der Geſchichte zum Theil einen wahrhaft burlesken Anſtrich bekommen, das pariſer Volk macht Witze und Bonmots, die Journale Caricaturen dazu, und man ſpricht hier von einem neuen Königsmörder wie von einem neuen Schauſpieler oder Sänger, der entweder Furore oder Fiasco macht. Die große Menge dieſer Perſonen in der letzten Zeit hat ihr Handwerk ſo ſehr heruntergebracht, und durch die ſchonerwähnte Dialektik der Louis-Philipp's-Periode iſt der alte Fluch des Königsmörders jetzt in den entgegengeſetzten umgeſchlagen, daß dabei gar keine geſchichtliche oder ſonſt eine Bedeutung mehr herauskommt, wenn ein ſolcher Attentatmacher auf die Bühne tritt. Hat er eine angemeſſene Perſönlichkeit oder andere Talente und Eigenſchaften, die ihn über das Gewöhnliche hinausheben, ſo gewährt ſein Prozeß und ſein Tod wenigſtens ein theatraliſches Schauſpiel und ein Königsmörder kann es jetzt, wenn auch nicht mehr zum tragiſchen Entſetzen, doch dahin bringen, daß er als Galanterieſache verarbeitet und auf modiſchen Schnupftabaksdoſen abgebildet wird; und es

leichtes sind, daß Jedes sich auch von dem andern Theile mit Bestimmtheit absondern läßt. Alle diese einfachen Begriffe scheinen, wiederum auch unter sich, von Verschiedenheit, Einheit, Vielheit, Identität und Aehnlichkeit, sich zum großen Theile scheiden zu lassen. Ferner, Ursache und Wirkung, Zweck und Mittel, Zeit, Raum, Bewegung, Veränderung, Gegensatz und Verbindung, Ganzes und Theile, Allgemeines und Besonderes, Sein und Nichtsein, Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit, Substanz, Accidenz und Eigenschaft, Verhältniß, Zahl, Maß, Gestalt, Art und Gattung, Gesetz, Regel, Freiheit, Ordnung, Verwirrung, Schönheit, Erhabenheit, Lächerlichkeit, Gut und Böse, Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Pflicht, Verdienst, Strafe, Belohnung, Glückseligkeit, Unglückseligkeit, Leben, Tod, Seele, Geist, Gott, Unsterblichkeit, Offenbarung, Religion, Kirche, Staat, Regierung, Gesetzgebung, Gesetzgeber, Gesetzausleger, Richter, Urtheil, Strafe, Belohnung, Gnade, Verbrechen, Sünde, Laster, Tugend, Pflicht, Verdienst

lution, die Sünden der ganzen franzöſiſchen Geſchichte auf ſeine Schulter nehmen mußte, um damit in den Tod zu gehn. Die Franzoſen haben dieſen Platz ſpäter umgetauft und nennen ihn Place de la Concorde, um an gar keinen Ludwig mehr an dieſer Stätte zu erinnern, aber wenn man in der Mitte dieſes großartigen und zugleich zierlich umgränzten Raumes ſteht, wenn man die Augen bald zu den elyſäiſchen Feldern hinüberſchweifen läßt und dort auf der Straße von Neuilly die ſtattlichen Wagen und Reiter in ihrem Lauf verfolgt, bald wieder mit ſeinen Blicken nachdenklich auf der Säulenhalle der Deputirtenkammer ruht, die ihr erhabenes Portal uns entgegenbreitet, bald die Tuilerieen ſucht, deren unermeßliche Häuſerreihe ſich halb zeigt, halb verbirgt: dann vermag man, im Mittelpunct des franzöſiſchen Lebens ſich befindend, unter ſo vielen hiſtoriſchen Mahnungen der Vergangenheit und Gegenwart, auch des Gedankens ſich nicht zu erwehren, daß die Geſchichte dieſe Stelle, wo man ſteht, mit heißem Blut getränkt hat, mit dem Blut der Unſchuld. Selbſt wenn der heiterſte Sonnenſchein über dem Concordeplatz liegt, glaubt man zuweilen in ſeinen dampfenden Strahlen jenes Wehen zu ſpüren, das wie ein unabläſſiger Geiſt der Erinnerung dieſen Platz umdüſtert, und nachher muß man

lächeln über seine eigene Phantasie, wenn man sich wieder fortgerissen sieht von dem glänzenden und leichtsinnig frohen Treiben, das hier zu Fuß und zu Roß und in allen Aufzügen und Kostümen des lebendigen Lebens sich vorüberbewegt. Die Gegenwart ist leichtsinnig und muß es sein, denn wie könnte man ohne Leichtsinn leben? — und nichts kommt dabei heraus, wenn man traurig wird über das unschuldige Blut, das die Geschichte vergossen. Die Geschichte ist begierig nach unschuldigem Blut und sie stillt ihren Vampyrdurst an der Brust der Könige wie der Bettler. Man muß die Geschichte mit Eisen und Feuer, aber nicht mit Thränen schreiben, denn sie läßt keinen versöhnlichen Gesichtspunct zu. Auf dem Platz, wo den guten und unschuldigen Ludwig die Guillotine, dies Nationalbarbiermesser, getroffen, hatten die Franzosen ihm schon längst ein versöhnendes Monument aufrichten wollen, aber es kam nie zu Stande und seit der Julirevolution hat man, mit zu vielen andern Dingen beschäftigt, nicht mehr daran gedacht. Die Juliregierung hat bloß den Obelisk von Luxor hiehergestellt, dessen Hieroglyphen an alte längstverstorbene Könige Aegyptens erinnern, an Rhamses und Sesostris, aber an keinen Ludwig. Dem letzteren hat eine große Seele in Frankreich Elegieen gewidmet, die erhabener und

großartiger tönen als alles Erz der Monumente, und zwar in Bekenntniſſen eines Königsmörders, worin alles Hochtragiſche und Geſpenſterhafte, das in dieſe Sphäre des menſchlichen Bewußtſeins fällt, mit dem Griffel eines Meiſters abgebildet iſt. Dieſe Darſtellungen werden Ihnen vielleicht noch nicht bekannt ſein, da ſie ſelbſt in Frankreich nur den allerkleinſten Leſerkreis zählen und niemals in die eigentliche große Welt von Paris hinausgetreten ſind aus ihrer gedankenſtillen Klauſe. Denn ſie ſind von dem Philoſophen Ballanche, deſſen tiefſinnige Weisheit hier in Paris wie ein verlaſſener Eremit umhergeht, aber freilich wie ein ſtolzer Eremit, denn ſie iſt ein ächtes Kind des Himmels und hat außerdem noch ein carliſtiſches Herz. Ich werde Ihnen ſpäter noch Manches über Ballanche ſchreiben; heut mache ich Sie nur auf ſeine Pſychologie eines Königsmörders aufmerkſam, die er in ſeiner Schrift: **l'homme sans nom** geliefert hat, denn der religiös-politiſchen Keuſchheit ſeiner Vorſtellung erſcheint dieſer Verbrecher als der namenloſe und unnennbare Menſch, den mit dem rechten Wort zu bezeichnen ſelbſt die Sprache Scheu trägt. Es iſt ein Mitglied des Nationalconvents, deſſen Reue, Buße und Seelengeſtändniſſe Ballanche an uns vorübergehen läßt und in dem ſich die Schuld der gan-

zen Nation als individuelles Gewiſſen zuſammenfaßt, das die Anklage des Königsmordes mit lautem Jammer erhebt. Ballanche iſt zwar geneigt, das franzöſiſche Volk von einer immerwährenden Buße für dieſe hiſtoriſche Schuld freizuſprechen, aber er verfolgt im Individuum, das daran ſein Theil hat, die Qual und Rache des ſündhaften Bewußtſeins bis auf die leiſeſte Zuckung, die ſich in das menſchliche Herz verſteckt. Er macht ſich hier zugleich zum Beichtvater und zum Richter des Königsmordes und ſpricht dabei als Apologet das gefallene Opfer ſelig, indem er den Heiligenſchein aufzeigt, der das blutige Haupt Ludwig's XVI. umſchwebte. Der elegiſche Nimbus, in den dieſe ganze Darſtellung getaucht iſt, hat etwas Ergreifendes, es tönt ſich in dieſen Zeilen eine hiſtoriſche Wehmuth aus, die aus einem religiöſen Standpunct der modernen Geſchichtsbetrachtung hervorgeht. Ich hatte nicht geglaubt, daß ein Franzoſe des neunzehnten Jahrhunderts dergleichen ſchreiben könnte! Auf eine ſeltſame Art aber ließen ſich dieſe Elegieen perſifliren, wenn man ſie einem verunglückten Königsmörder aus der Periode Louis-Philipp's in den Mund legen wollte! Da würde ſtatt eines großen Pathos der menſchlichen Leidenſchaft überall die Frivolität einer ſchaalen politiſchen Komödie ſich offenbaren. —

Wenn man auf dem Place de la Concorde ſteht, und dieſe Dinge ſich unwillkürlich durch das Gedächtniß ſchieben, muß man auch lächeln über den Namen, mit dem die Franzoſen in einem etwas flatterhaften Verſöhnungseifer dieſe bluttriefendſte Stelle der Revolution umgetauft haben! Welch eine himmelſchreiende Gutmüthigkeit, dieſe Stelle zu einem Platz der Eintracht zu ſtempeln, der Eintracht und der Einigkeit, zu der das franzöſiſche Volk wenigſtens durch den Tod Ludwig's XVI. gewiß nicht gelangte, und deren es ſich ſelbſt ſeit der Zeit, wo die Charte eine Wahrheit iſt, noch nicht rühmen kann und auch niemals zu rühmen haben wird! Oder wären Sie etwa geneigt, mit Herrn Guizot anzunehmen, daß die Franzoſen jetzt wirklich die Reſultate und Früchte der Revolution geerntet hätten, und daß dieſe Reſultate in der That da wären, zum Glück und Heil der Nation, die ſich ihrer nur zu bemächtigen brauche? Der große Beſchwichtigungsmann Guizot hat dies neulich in der Kammer behauptet, und die doctrinaire Beſchwichtigung iſt die ätzende Weisheit der heutigen politiſchen Epoche, nach der Revolution die größte Zuchtruthe der Menſchheit. Die Bezwingung der Revolution durch die Doctrin hat ſich gewiß von viel nachtheiligeren Folgen erwieſen als die Revolution

selbst, die sogar in ihrem schrecklichsten Walten noch ein göttliches Element in sich behält, aus dem sich am Ende der neue moralische Zustand als ein Berechtigtes emporbildet. Aber die Doctrin fällt in alte Fehler zurück, um neue zu vermeiden, und anstatt ein ächtes System der Weisheit im Staatsleben zu begründen, sieht sie sich doch endlich zu kleinen Taschenspielerkunststücken genöthigt, die den eigentlichen Geist ihrer Politik ausmachen. Casimir Périer war noch ein zu leidenschaftlicher Heros dieses Beschwichtigungssystems, das er erfunden hat, es gehört eine kalte und affectlose Seele dazu, um mit diesem Gliedermännchen, dem Doctrinarismus, zu buhlen. Darum ärgerte sich Casimir Périer an dieser Beschwichtigung der historischen Elemente zu Tode, er ist das erste und wahrhaft tragische Opfer dieser Periode der Politik. Louis-Philipp dagegen ist der einzige Mann seiner Zeit, der sich nicht geärgert hat; er ärgert sich nicht an der Weltgeschichte und das ist seine Größe. Alle Parteien ärgern sich jetzt mehr oder weniger an der Weltgeschichte zu Schanden; Louis-Philipp allein ärgert sich nicht und darin beruht sein Geheimniß, daß er über allen Parteien zu stehen scheint, und allen Parteien doch am Ende, er allein, überlegen ist. So ist Louis-Philipp der größte Philosoph seines Jahrhunderts,

denn welche größere Philoſophie kann es geben als die, ſich an der Geſchichte nicht zu ärgern? Man ſprach in dieſen Tagen davon, daß der Bürgerkönig beabſichtige, die Reſidenz wieder nach Verſailles zu verlegen, und dort, unter den langgeſchnitzten Gartenwänden der altfranzöſiſchen Zeit, auf idylliſchen Spaziergängen durch den Park in Gedanken an das ancien Regime ſich vertiefend, wird er ohne Zweifel noch ruhiger von allen Anfechtungen eines politiſchen Aergers ſeine Tage hinbringen, denn dies wäre ein neuer und bedeutender Schritt zur Decentraliſation von Paris, die von der Doctrin ja ebenfalls als ein Mittel angegeben worden, den wilden Renner Revolution abzuſatteln und fortan zu einem lahmen Klepper zu machen. In einigen Tagen will ich wieder nach Verſailles fahren, um der Namensfeier Louis-Philipp's beizuwohnen, die auch dort in dem weltberühmten Park durch nachträgliche Feſtlichkeiten, und zwar mit einer ächten Vergnügung aus dem alten Regime, den Waſſerſpielen, begangen werden ſoll. Ich muß Ihnen aufrichtig geſtehen, mir gefällt es in Verſailles und ſo oft ich bisjetzt dageweſen, durchwanderte ich mit eigenen Empfindungen die ſchöne Stadt, die herrlichen Straßen mit den ſymmetriſchen hohen großartigen Häuſern, den Schloßpark, dieſen Bazar der Sünden und Ver-

gelegenen bei dem Hochwald, in welchen diese vom Feind unter Befehl seiner Generalen in Bewegung sei und nicht Stopfen anhielten. Die erhaltene Nachricht sei, daß sie noch nicht, sondern sie sich nur theilweise bei allerhöchstihren Armeen vereinigten hätte, daß sie noch, wie bisher, in zwo Heeren, die zwischen Zwittau und Leipe, so weit sich ersehen lassen, vorgingen, stünde. Diese gestrige Aussichtsreise in der Absicht bei gegen Morgend ist noch unbekannt Wind hatte vorgegangen sei, und den nächsten Marsch machen sollten, sie in genau acht Stunden zu thun hätte, auch daß die Generalen Laudon den Befehl hatte, mit seiner Armeeregung, wo möglichen

mechaniſchem Wege herbeiſchaffen muß. Es iſt aber ſchön von Louis-Philipp, daß er dieſe Waſſerkünſte des ancien Regime nicht in Verfall gerathen läßt, obwohl es ihn jedesmal mehr als 30,000 Frcs. koſten ſoll, wenn ſie ſpielen, was gewöhnlich an ſeinem Namenstage geſchieht; und Einige rechnen dies ſeinem antiquariſchen und künſtleriſchen Sinn, Andere ſeinen neuerwachten altdynaſtiſchen Sympathieen zur hohen Ehre an. Dennoch iſt, wie man ſagt, der große Dragon entzweigegangen und wird diesmal nicht ſpielen. Dieſe Waſſerkünſte mögen einzig in ihrer Art ſein, und werden vielleicht nur durch die, welche ich in Oeſterreich in Hellbrunn geſehen, an Sinnigkeit und Mannichfaltigkeit, wenn auch nicht an großartiger Pracht übertroffen. Dies rauſchende, ziſchende, ſprudelnde und ſtrahlende Prachtſchauſpiel macht jedoch bald, wie der ganze Park von Verſailles, die Miene einer erhabenen Langenweile, und man verſetzt ſich hier mit einem coloſſalen Gähnen in den Glanz des alten Hoflebens zurück. Dieſe Verſchwiſterung von Genuß und Peinlichkeit, von Ueppigkeit und Pedanterie, wie ſie in der Phyſiognomie dieſes Parks und in den Annalen dieſes ancien Regime ſich gleicherweiſe charakteriſiren, iſt uns doch heutzutage zu raffinirt für unſere Nerven wie für unſere Grundſätze, und es läßt ſich nicht

läugnen, daß unſer Jahrhundert ſelbſt noch in der Wolluſt eine gewiſſe moraliſche Freiheit anzuſtreben geſucht hat, die zur Zeit Ludwig's XIV. der Ehrfurcht gegen das Staatsoberhaupt zuwider geweſen wäre. Damals nahmen auch die Liebe und das Vergnügen einen ſervilen Charakter an und die Wolluſt wurde dadurch noch verheerender, daß ſie abſolutiſtiſch war und im Genuß ihres Gegenſtandes zugleich ein Feudalrecht ausübte. Im Park von Verſailles trägt auch Alles den Anſchein dieſer ehrerbietig wollüſtigen Servilität, es iſt eine abſolutiſtiſche Grazie, zu der die Bäume und Laubgänge mit ſymmetriſcher Scheere zugeſchnitten ſind, und die Geſträuche und Blätterwände, die ihr natürliches Gelock nicht frei ſchütteln dürfen, ſtehen alle wie unterthänige Diener an der Seite, um eine Hofgeſellſchaft durchzulaſſen. Alles iſt hier künſtlich und ſelbſt die romantiſche Wildheit, wo ſie abſichtlich angelegt iſt, trägt doch unverkennbar eine Peruque. Dieſer Garten liegt wie ein verſteinertes Feenmärchen da, es ſpielt eine wunderſame Magie durch das Ganze wie in ſeinen Theilen, aber der Zauber iſt hier dem Schöpfer gewiſſermaßen unter den Händen erſtarrt zu einem prächtigen Geſellſchaftsſalon, in den die grüne Natur ſich verwandelt hat. Wäre der Zauber vollendet, ſo müßten Blumen von Gold und Diamanten,

Bäume mit Tressen und Ordenssternen, Cascaden, die sinnreiche Hofschmeicheleien von sich spritzen, Blüthenhecken und Gesträuche, die sich fußfällig vor den Schritten eines großen Herrn zu neigen verstehn, in diesem Park von Versailles prangen! Aber bis zu dieser Stufe, die Natur abzurichten und zu verwandeln, hatte es das alte Regime doch nicht gebracht, und so ist die Schöpfung eigentlich nur halb in diesen Lustgärten der Despotie, weil die Unnatur noch nicht zum Reich der Wunder gelangt ist, das nach Aufhören der Natur beginnen müßte. Selbst die weißen Nymphen im Bosquet, die von Meisterhand in Stein gehauen, mögen hier oft begehrlich auf das Wunder geharrt haben, wünschend, daß ihr kalter Marmor ihnen in Fleisch und Blut aufgehe, denn wie viel Dinge von Fleisch und Blut haben nicht die Nymphen in dem Park von Versailles mitangesehn, Dinge, die einem Stein wohl heiß machen konnten, und das wenigstens ist ein Wunder, daß sie hier Nymphen geblieben! —

Versailles hat jetzt ein Nationalmuseum erhalten, ein neuer Beweis der Aufmerksamkeit und Sympathie, den Louis-Philipp für diese geweihte Stätte des alten Frankreichs an den Tag legt. Diese historische Rumpelkammer der französischen Geschichte, eine Idee der Juliregierung, entspricht dem eklekti-

schen Charakter, den überhaupt der Thron Louis-Philipp's angenommen, und der sich in der Politik immer mehr in einem Zusammensuchen und Ausleſen aller möglichen Meinungsbestandtheile verrathen hat. Wie die Trümmer und Fetzen der verschiedenartigsten politischen Grundsätze von der Juliregierung combinirt worden, und diese Combination ist nichts Anderes als die Doctrin, so sind auch in diesem Nationalmuseum, wie es scheint, Ruinen und Denkzeichen aller Epochen auf einen geordneten Haufen zusammengebracht. Die feierliche Eröffnung dieses Museums war schon für den diesmaligen Namenstag des Königs bestimmt, aber sie ist wieder hinausgeschoben worden, um bei den Vermählungsfestlichkeiten des Herzogs von Orleans mit der Prinzessin Helene stattzufinden, und so muß man noch der Dinge harren, die da kommen sollen. Inzwischen gewinnt Louis-Philipp jetzt die Miene einer neuen Popularität sowohl durch die Anstalten zu dieser Hochzeit als durch manches Andere, was bei dieser Gelegenheit politisch nebenhergehen wird. Auch macht man viel Wesens davon, daß er bei der Bildung des neuen Cabinets, von dem Guizot gänzlich ausgeschlossen worden, die Doctrinairs bei Seite geschoben, was Einige so ansehn, als ob damit ein entscheidender Moment zum Beginn einer

neuen Politik für Frankreich gegeben sei. Ich für mein Theil begreife weder, wie Louis-Philipp auf lange Zeit seiner getreuen Schildknappen, der Doctrinairs, wird entbehren können, noch sehe ich ein, wie er jemals eine Politik zu ändern vermag, die wesentlich auf eine Vernichtung aller Politik abzielt. Damit hat sich auch Guizot in der letzten Zeit beständig getragen, das politische Interesse in Frankreich zu ertödten und an die Stelle des politischen das literarische Element zu pflanzen, in welchem Sinne jetzt unter seinen Auspizien ein neues Journal begründet werden soll, für das auch mehrere Deutsche zum Mitarbeiten aufgefordert worden. Diese literarische und wissenschaftliche Pacification des Landes gehört überhaupt unter jene deutschthümlichen und deutschthümelnden Elemente, mit denen sich der französische Doctrinarismus versetzt hat.

Wenn aber Louis-Philipp die Doctrinairs beseitigte, so hat er es sich selbst vorbehalten, ganz allein die Doctrin zu sein, und dies kann ihm auch nicht fehlschlagen bei der Eigenschaft des neuen Ministeriums, welches das Ministerium der Unbedeutendheit ist, und von keiner einzigen energischen und selbständigen Persönlichkeit getragen wird. Der jetzige Conseilspräsident Molé hat durchaus die Art und Weise eines vollendeten Hofmanns, sein

kaliſcher Schluß bei Ihnen das diaboliſche Gelächter, welches die Tagespolitik Ihnen abzuzwingen pflegt. Ich für mein Theil habe dieſen Segen der Beſänftigung oft empfunden, wenn ich in die Sonntagsconcerte des Conſervatoire ging, um hier in das Himmelsgetümmel und den Weltgerichtsjubel einer Symphonie von Beethoven mich zu verlieren. Oft lechzte mein mattgewordenes Herz viele Tage lang vergebens nach Troſt und Erlöſung, wie ein lächerlich geſtalteter Eisklumpen lag mich anſchauernd die ganze Welt vor mir, und mich peinigte das Bewußtſein, daß ein einziger Hauch der Wahrheit, welcher auf dieſen Eisklumpen, dieſe erſtarrte Lüge eindränge, Alles in einen großen Dunſt auflöſen würde! Wenn Sie ſolche Stimmungen haben, ſo rathe ich Ihnen, etwas von Beethoven zu hören, aber dies wird Ihnen freilich in der ganzen Welt nicht ſo geboten werden, als hier von den Schülern des Conſervatoire, die in der Ausführung dieſer Symphonieen das Höchſte und Bewundernswürdigſte leiſten. Dieſe Concerte finden Mittags von zwei bis vier Uhr ſtatt und verſammeln ein muſikandächtiges und auserleſenes Publikum, denn es iſt faſt eine Gunſt hier den Zutritt zu erhalten, da der kleine Saal nur eine geringe Anzahl von Zuhörern faßt und deshalb oft für vieles Geld kein Platz

mehr erlangt werden kann. In dieſem Saal herrſcht eine Weihe und ein edler Enthuſiasmus, der mit der Frivolität des franzöſiſchen Tageslebens wieder verſöhnen kann, und die Wunder des Gemüths, die man hier erlebt, ſind um ſo größer, da es etwas Unbegreifliches hat, daß die Franzoſen, bei denen ſonſt die deutſche Muſik ſo wenig einzudringen vermochte, gerade Beethoven's auf eine ſo meiſterhafte und ſympathievolle Art ſich bemächtigt haben. In dieſer Ausführung ſeiner Symphonieen im Conſervatoire iſt zuerſt vornehmlich die ebenſo geiſtreiche als geiſtverwandte Auffaſſung des Ganzen hervorſtechend, und dann muß man die bis zu einer unglaublichen Vollendung gebrachte Technik des Spiels bewundern, die den materiellen Körper der Inſtrumente überwunden und zu Geiſterſtimmen verklärt zu haben ſcheint, ganz wie es Beethoven verlangt. Herr Habeneck führt wie ein Zauberer das Orcheſter, ein Klang löſt ſich aus dem andern wie ſpielend los und ein Ton hebt den andern in geiſtiger Gemeinſchaft zur Himmelfahrt empor. Alte Muſikgefühle aus meiner frühen Jugend erwachen in mir bei dieſem Spiel, es löſt ſich ſo manche hartnäckige Verſtocktheit, die man im Herzen mit ſich herumträgt, wieder einmal in Wohlgefallen auf, und, die karge und harte Realität unſerer Zeit zu-

rücklaſſend, labt man ſich an der himmelſtürmenden und zugleich gläubigen Kraft, mit welcher der tranſcendente Beethoven ſich das Jenſeits anbaute. Es ſind lauter idealiſtiſche Illuſionen, aus denen dieſe kühne Muſik zuſammengewebt iſt, aber iſt es denn nicht ein Glück, daß man eben bei einem ſo großen Genius alle die unſchätzbaren menſchlichen Illuſionen wiederfindet, die uns das Leben entriſſen und die man aufgegeben hatte aus Verzweiflung am Leben? Hier bei Beethoven ſtrömen noch in geheimnißvollen Quellen die Thränen der Menſchheit und es weint das Entzücken und das Leid ſich aus zu Gott dem Herrn, der die liebebedürftige Creatur umſchlungen an ſeinem Buſen hält. Hier bei Beethoven ſingen alle die leiſen Zuckungen des Herzens, denen man heut in der Welt keine Gerechtigkeit mehr geben will, ihren frommen Hymnus in die Schöpfung hinein, und die Natur, die alte Mutter Natur, donnert und rauſcht auf ſeinen Saiten mit bangen Frühlingsſtürmen. Als ich ein Kind war, hatte ich Andacht zu den Sternen, die am hohen Himmel ſtanden wie Liebesaugen und mich damals glücklich machten wie nachher kein anderes Auge der Liebe, und als ich ein gebildeter Menſch wurde, verlor ich die Sterne aus dem Geſicht. Eine Symphonie von Beethoven macht mich auch wieder zum Kind, und ſchenkt mir

die Illusion an den Sternen und Liebesaugen der ganzen Welt wieder. Engel, an die man aufgehört hatte zu glauben, steigen aus den glühenden Abendwolken herab, und beginnen mit der Menschenseele holde Spiele und tändeln sich mit ihr träumend in Unsterblichkeit und Ewigkeit hinein. Oder es ergreift den Meister der Töne seine bacchantische Wuth, die ihn zuerst wie ein riesenhafter Zorn über die Nichtigkeit der Erde befällt und in der seine Klänge das flammende Schwert der Cherubim schwingen, daß man die Zerstörung des ganzen Alls wie eine himmlische Wollust in allen Nerven empfindet. Dann lodert der Lebenstraum in einem ungeheuern Weltbrand empor, Alles stürzt in ein schreiendes Chaos durcheinander, die süßesten Stimmen des Daseins ersticken und ersterben, aber ein Harfenton, der am anhaltendsten und wunderbarsten das ganze Getümmel durchzittert, scheint den Tod der ganzen Welt zu überleben und kommt in den Himmel, es ist die Liebe. Aber auch an der Glorie der Liebe hängen schwere Thränentropfen der Erde und das Ganze war ein Schmerz. —

Wenn man sich im Saal des pariser Conservatoire solchen Phantasieen überläßt, ist man wohl davor gesichert, nicht allzusehr in eine transcendente

und überirdiſche Sphäre zu verſchweben, denn wie merkwürdig und lauter hier auch die Begeiſterung des franzöſiſchen Publikums für dieſe Muſik ſich ausſpricht, ſo iſt es doch faſt unmöglich, daß ein Concert in Paris ohne lächerliche Störungen ablaufe, wodurch man dann oft aus der höchſten Höhe ſeiner Kunſtgenüſſe plötzlich wieder auf den platten Erdboden hinabgeworfen wird. Das letzte Concert, das in dieſer Saiſon im Conſervatoire gegeben wurde, war beſonders erhaben durch die Muſikaufführung und beſonders lächerlich durch einige Störungen. Man hatte eben das Duett der Höllenſcene aus Gluck's Armide beendigt, in der zwei ſchöne junge Franzöſinnen den Haß und die Liebe vorſtellten, und wobei ſich zeigte, daß Gluck's Muſik für franzöſiſche Kehlen eine Unmöglichkeit iſt, als plötzlich, indem eben eine beethoven'ſche Symphonie beginnen ſollte, im Parquet eine unruhige Bewegung entſtand. Der Kronleuchter hatte angefangen zu tröpfeln, und drohte auf eine unbarmherzige Weiſe alle Toiletten zu verderben, die gerade unter dieſem gefährlichen Scheitelpunct ſaßen. Es entſtand ein Geſpräch zwiſchen dem Publikum und dem Dirigenten, der Rath ertheilte und die ſchnellſte Abhülfe verſprach. Bald darauf ward eine Servante in ihrem Küchenanzuge ſichtbar, die, mit einem groß-

mächtigen Wiſchlappen verſehen, mitten unter das elegante Publikum hineinkletterte; ſie ward ihres Aufzuges wegen mit lautem Gelächter und einem Beifallsklatſchen empfangen. Mittlerweile tröpfelte aber das Oel immer fort, bei der großen Ueberfüllung des Saals war es ſchwer auszuweichen, einige Damen hatten ihre Regenſchirme aufgeſpannt und dabei gab es ein beſtändiges Lachen, Witzeln und luſtiges Getümmel. Der Kronleuchter mußte heruntergelaſſen werden, um die Lampen anders zu befeſtigen, und dann ging es an ein Aufwiſchen von den Bänken. Endlich hat die Servante mit dem rieſenmäßigen Wiſchlappen ihr Werk vollendet, ſie lächelt, und wird mit einem allgemeinen Applaus wieder entlaſſen. Nun wird Ruhe geziſcht und der göttliche Beethoven kommt an die Reihe. Solche Störungen ſind hier gewiſſermaßen normal und ein franzöſiſches Publikum iſt ſo ſehr an dieſelben gewöhnt, daß es ſie ſehr leicht nimmt und eine heitere Unterbrechung darin findet. Das deutſche Publikum iſt in derartigen Dingen ernſthafter und verſteht darin weniger Spaß; es ereignet ſich ihm auch ſeltner, weil die Bedienung bei ſolchen öffentlichen Anſtalten in Deutſchland ſorgfältiger und ſtrenger gehalten iſt. In Paris aber zeigt ſich bei der Bedienung außer

der Nachläſſigkeit oft auch noch ein ſchadenfroher Geiſt, dem es Vergnügen macht, den allgemeinen Tumult durch eine kleine Nachwirkung zu vermehren. —

3.

Paris, den 3. Mai 1837.

— Der Mai hat noch immer nicht den Lenz gebracht, aber er bringt wenigstens allmählig die neuen Frühlingsmoden, die in den Gärten und auf den Spaziergängen von Paris ihre bunten Aufzüge halten. Die veränderte Mode der Anzüge ist das erste Frühlingszeichen in Paris, doch ist man hier in Verzweiflung, wenn das Wetter nicht auch gleichzeitig in den Tuilerieen die Blumen und Blüthen hervortreibt, damit man daran ein Relief habe für die Schaustellung der Toiletten auf den Mittagsspaziergängen. Die große Modenpromenade nach Longchamp, die schon im März stattfindet, und auf der die elegante Welt zuerst die neue Frühjahrsgesetzgebung der Toilette proclamirt, war diesmal viel zu voreilig gewesen und mußte bei der größten Kälte in verschlossenen Wagen und mit Mänteln

geſchehen, ſodaß man ſowohl um die Grazien des Frühlings wie der Moden dabei betrogen wurde. Dies iſt heuer ein Jahr ohne Frühling, ein Jahr, in dem es gar nichts giebt, keine Politik, keine Geſchichte, keinen Haß und keine Liebe, und nun auch keinen Frühling! Wenn bei dieſer langen Kälte nur die Geſchichte litte und einfröre, das hätte weniger zu ſagen, aber daß auch nicht einmal die Mode ſich frei entfalten kann bei einer ſo ungünſtigen Jahreszeit, das iſt ſchlimmer als Alles und beeinträchtigt die ganze Lebensbewegung. In Frankreich iſt die Mode ebenſo wichtig als die Politik und vielleicht wird die franzöſiſche Mode länger die Welt beherrſchen als die franzöſiſche Politik, welche letztere an ihrer europäiſchen Bedeutung immer mehr einbüßt. Die Mode iſt eine Potenz in der Weltgeſchichte, die man noch zu wenig unter einem höheren Geſichtspunct gewürdigt hat. Man hat bisjetzt das Philoſophiſche in der Weltgeſchichte zu hoch angeſchlagen und dagegen das Philoſophiſche in der Mode zu gering geſchätzt; die Mode wird ſich dafür an der heutigen Menſchheit rächen durch eine Univerſalherrſchaft, die ſie ſogar über die Prinzipien der Welt davonzutragen im Begriff ſteht. Die Mode wird ſich Alles unterwerfen, das innere und das äußere Leben dieſer Zeit, und ſie hat einen ſolchen Erobe-

vergaßen an ihre heutige Geschicklichkeit ihren Ursprung. Es sind Kinder, die in der Schulstube gelernt und noch Wochen gehen hat der Gebrauch, vergeblichen Versuch, Geschicklichkeit zu Verwendung, bis sich am Zusammenspiel gelingend und gewandt wird. Ein solcher Übergang vom Lernen zum Können ist im Zusammenhange und in den Zusammen, wie Kinder sich hier als verbindende und abgeschlossene, aber zum Anfange sich neu und neu anfangende Personen von Jahreszeiten treffen und Gleiche sich in den Kreis ihrer eigenen Wirkungen, und Gleiche und Ähnliche in andern. Wie sie, wenn man sich sieht, sich in Blicke und mit Worten, wenigst sagen, mit Worten kennen. Wird darauf ein, ob man sie Blicke und mit Worten ist. Die Kinder machen sich zugleich Zeichnungen über einander Aufgaben in den Blick, wenn sie Gleiche und Ähnliche finden wollen und Ungleiche und Unähnlichen sich gefallen, und sich in den Reihen gewöhnlichen tut, wenn man sich Zeuge, Ungleiche und Unähnlichen, Ungleiche und Unähnliche, ist, so heißt es, daß sie sich in Blicke und Worten in Blicke und Worten, Blicke und Worten in Blicke und Worten. Die Blicke und Worte, Blicke, Worte und Gebärden, Gebärden und Blicke sind sich in Wechselwirkung und Blicke!

Etwas wärmer wehen heut doch schon die Lüfte des Mai's, und vor den Cafehäusern des Palais Royal werden Stühle ins Freie hinausgesetzt, was ebenfalls zu den Zeichen des Frühlings in Paris gehört. Viele Salons haben sich schon aufgelöst und man fängt jetzt an mit Begierde das Landleben aufzusuchen, das auch eine unumgängliche Sache der Mode für den Franzosen ist. Es ist der Ueberdruß an dem gefräßigen Ungeheuer Paris, das mit den ersten lauen Winden des Frühjahrs Jeden von dannen treibt, der nur irgend der Stadt entkommen kann, und doch zieht dieser magische Drache noch vor Beginn des Herbstes unwiderstehlich Alles, was ihm gehört, wieder in sein Bereich zurück. Aber nur bei heiterm Wetter und unter heitern Umgebungen vermag der Franzose das Landleben zu ertragen; düstere Romantik sagt ihm wohl bei der Lecture seiner neumodischen Schriftsteller zu, aber im praktischen Leben widerstrebt sie seiner ganzen Sinnesart, und auf seinen Landsitzen wird man meistentheils alle Naturmelancholie vermieden finden. Die Naturempfindung ist dem französischen Gemüth keineswegs fremd, ja sie äußert sich in ihm oft auf eine sehr reichliche und sentimentale Weise, doch steht der Franzose auch gern mit der Natur mehr nur auf einem gesellschaftlichen Fuß, wo ein leichtes Behagen

herauskommt, als daß er sich jemals im Umgang mit ihr das Herz sollte schwer machen lassen. Um meine Sinne in reinere Frühlingslüfte zu tauchen und den grünen Lenzflor zu suchen zur Labung der Augen, ging ich heut zum ersten Mal in den herrlichen Jardin des Plantes, und machte dort eine Bekanntschaft, die von großem Einfluß für mich zu werden anfängt, denn sie hat mir seitdem einen unerschöpflichen Stoff zu Betrachtungen und eine Reihe von Anschauungen über unsere Zeit geliefert, in die ich mich immer mehr vertiefe und von denen Einiges in dies Schreiben an Sie, theuerster Freund, überfließen soll.

Dies ist meine Bekanntschaft mit der berühmten Giraffe.

Wenn ich gewußt hätte, daß diese wunderbare und räthselhafte Giraffe mir so Viel zu denken geben könne, ich würde ihren Umgang nicht so lange über den französischen Politikern und Schöngeistern versäumt haben, denn ich fand die Bekanntschaft dieser afrikanischen Celebrität in der That für mich ergiebiger als die mancher pariser.

Was ist aber eine Giraffe?

Diese Frage zu beantworten ist schwierig und kann die größten Naturforscher in Verlegenheit setzen, denn es läßt sich wirklich gar nicht sagen, was die

Giraffe Alles iſt! Die Giraffe iſt nicht das, was ſie ſcheint, und ſcheint nicht das, was ſie iſt, noch iſt ſie das nicht, was ſie nicht iſt, ſondern ſie iſt Alles und Nichts zu gleicher Zeit, was Ihnen immer klarer werden wird, je mehr Sie Sich in das Anſchauen ihrer außerordentlichen und geheimnißvollen Geſtalt verſenken. Die Giraffe iſt die kunterbunte Zeit ſelbſt, in ihrem Schein und Sein, in ihrem Alles und Nichts, in ihrem gaukelnden Formenwechſel, in ihrer lächerlichen Durcheinandermiſchung widerſtreitender Gebilde. Darum iſt es charakteriſtiſch genug, daß die Giraffe in neueſter Zeit franzöſiſche Modeſache geworden, und Paris kann nicht mehr ohne die Giraffe, ſein Symbol, beſtehen, ſondern dies heilige Thier, das ſchon in uralten Zeiten eine fabelhafte Bedeutung hatte, iſt gewiſſermaßen ein Attribut geworden für Frankreich, wie die Schlange für Aegypten.

Sie werden glauben, dies ſind Phantaſieen, aber Sie müſſen herkommen, um die Giraffe zu ſehen, mit der Giraffe ſich in einen näheren Bezug zu ſetzen, die Giraffe in den eigenthümlichen Offenbarungen ihres Weſens zu belauſchen, und dann werden Sie mit Erſtaunen erkennen, welch ein Zeitbild die Giraffe iſt, und wie es einem ironiſchen Wunder gleichſieht, daß dies Thier, nachdem es

viele Jahrhunderte lang gleichſam verſchwunden geweſen, in neueſter Zeit plötzlich wieder nach Paris kommt und hier, ſobald es nur aufgetaucht iſt, eine wahrhafte Wahlverwandtſchaft bei der ganzen Bevölkerung findet. Und die Giraffe ſelbſt ſcheint ſich auch nur in Paris an das europäiſche Klima zu gewöhnen, während die nach England gekommene bald dahinſtarb.

Sobald nur der Frühling mit einigen wärmeren Sonnenſtrahlen da iſt, wird die Giraffe im Jardin des Plantes herausgelaſſen und ſpaziert während einiger Stunden des Tages in dem geräumigen Vorhofe vor ihrem Wohnhauſe aufundnieder. Dann ſteht an der Umzäunung jedesmal eine zahlreiche Schaar ihrer Freunde aus allen Ständen und Klaſſen der Geſellſchaft, man begrüßt ſich mit der Giraffe und ſieht ihren eigenthümlichen Bewegungen mit einer feierlich ſchweigenden Verwunderung zu, was die Giraffe ebenfalls mit einem feierlichen Schweigen, mit dem ſie ſich zu den Franzoſen hinneigt, beantwortet. In dieſen Stunden, wo die Giraffe gewiſſermaßen öffentliche Audienz ertheilt, knüpft ſie ihr magiſches Band mit der pariſer Bevölkerung immer feſter und feſter, und man geht von ihr, wie von einem weiſen Mann, bei dem man ſich Rath und Troſt über die Leiden der Zeit geholt hat. Und

wenn man die ganze großartige Menagerie in dem Schweizerthal des Pflanzengartens durchschreitet, wenn man mit den beiden Elephanten aus Asien und Afrika die anziehendste Unterhaltung anknüpft, wenn man in den Bärengruben dem Brummbären Martin, dem Liebling der pariser Kinder, für einige Sous Kuchen kauft und dafür von ihm durch einige unübertreffliche Sprünge belohnt wird, wenn man mit dem schwanzlosen Geier vom Senegal, mit dem afrikanischen Hammel, den indischen Kühen und den aus Algier als neue Colonialsöhne herübergekommenen Löwen mysteriöse Zeichen wechselt, so wird man doch bei allen diesen Thiergestalten wahrnehmen, welch ein Unterschied zwischen ihnen und der Giraffe ist, und man wird stets mit um so größerer Sehnsucht und mit neuem Reiz zu der einzigen Giraffe wieder zurückkehren. Was Einem die Giraffe gewährt, ist ganz und gar etwas Anderes, als was Elephanten, Bären, Löwen, Condors und alle andern Thiere, wären sie auch der seltensten Art, zu gewähren vermögen! Diese Ausbeute für das Herz, für das Gemüth, für das Verständniß der ganzen Zeit, kann man nur der Giraffe abgewinnen, denn sie allein trägt in ihrer ganzen Gestaltung jenes unnennbare und anheimelnde Etwas an sich, welches man das Moderne nennt. Nehmen Sie alles

Charakteriſtiſche zuſammen, was Sie an der Giraffe ſehen werden, und Sie müſſen, gleich mir, ausrufen: Ja, die Giraffe, dieſes fabelhafte Geſchöpf, dies göttliche Thier, mit ſeiner ſeltſamen zweideutigen Geſtaltung, iſt der wahre Repräſentant der heutigen modernen Bildung, das Symbol aller modernen Tendenzen, die ſich leibhaft in ihm ausdrücken!!

Sie lachen, und ich muß auch lachen, wenn ich die Geſtalt der Giraffe anſehe, und mir dabei Alles in Gedanken kommt, was die ganze Zeit bewegt und nicht bewegt, und wovon ſie die unbeſtreitbarſten Merkmale an ſich trägt.

Was in aller Welt iſt denn nun aber eine Giraffe?

Man weiß nicht, ob es ein Thier oder ein Menſch, ein Dämon, ein Zauberer und Weiſſager, ein verwünſchter Gott oder ein verkleideter Teufel iſt.

Die Giraffe iſt Kameel, Affe, Hirſch, Pferd, Vogel, Tänzer, Hofmann, Theaterrecenſent, Philoſoph, Humoriſt, Pedant, Schulmeiſter, Diplomat, Dandy, und noch viel mehr und Alles zuſammengenommen. Alle dieſe Eindrücke bringt es buchſtäblich durch die eigenthümlichen Stellungen und Bewegungen hervor, die es von Zeit zu Zeit auf

die unbegreiflichſte Weiſe annimmt. Zuweilen muß man ſagen, daß die Giraffe offenbar den Bau eines Storches verräth, aus dem aber ein Zebra geworden iſt, während in demſelben Augenblick dieſes Werdens die Natur noch wieder geſchwankt zu haben ſcheint, ob ſie nicht lieber einen Affen oder auch einen Menſchen aus dieſem Weſen geſtalten ſolle; und es wäre gewiß ein Menſch aus der Giraffe geworden, wenn nicht die mit Seltſamkeiten kreiſende Schöpfung auch wieder zu gleicher Zeit auf den Einfall gekommen wäre, ein Kameel zu machen. Von allen dieſen Velleitäten der Natur trägt die arme Giraffe Etwas an ſich, — doch warum arm? — ſie ſcheint vielmehr ſtolz darauf zu ſein, ſie iſt ein gutmüthig fröhliches Thier und entfaltet, wenn man ihr zuſieht, mit einer leutſeeligen Coquetterie alle ihre Eigenſchaften. Niemals hat die Natur auf eine ſo frappante Art Lächerlichkeit und Erhabenheit, Schönheit und Häßlichkeit zu Einem Bilde zuſammengethan, als in dieſem in der That wunderbaren Geſchöpf, und ſie hat es nicht bloß äußerlich zuſammengethan, ſondern wirklich eine Einheit, einen beſtimmten maleriſchen Typus daraus geſchaffen. Linné hat die Giraffe, die zunächſt allerdings als ein vierfüßiges und hirſchähnliches Säugethier ſich darſtellt, unter die Klaſſe der Hirſche gezählt,

aber was ist ein bloßer Hirsch gegen den vielartigen, umfassenden und universalen Begriff einer Giraffe, die schon durch die Aeußerlichkeit ihres Baues alle Gattungsbestimmungen der Naturforscher zu Schanden macht und bei der das Geistige, Gemüthliche und Geheimnißvolle ihres Wesens mit in Anschlag gebracht werden muß, wenn man sagen und beurtheilen will, was eine Giraffe ist! Der Kopf ist allerdings hirschähnlich, aber schon die merkwürdigen kegelförmigen Hörner auf ihrer haarigen Stirn, die in dieser Weise einzig in der ganzen Thierwelt sind, geben der Giraffe eine abweichende und fabelhafte Gestaltung. Dann sieht man auch sogleich, daß sie die Ohren einer Kuh hat, und wenn man ihre Füße bis zu den Hufen hinab anblickt, glaubt man einen Augenblick lang ein Pferd zu sehen. Dagegen möchte man schwören, daß es ein Panther ist, wenn man die weißgraue und gelbliche Grundfarbe der Haut, die von zierlichen dunkelbraunen Flecken durchpunctirt ist, betrachtet. Was aber das Wesentlichste an der Bildung der Giraffe ist, das ist ihr prächtiger und ungeheuerer Hals, der eigentlich erst die Giraffe zu Dem macht, was sie darstellt. Diesem Hals ist eine elastische Beweglichkeit und eine Mannigfaltigkeit des Ausdrucks zugetheilt, die das größte Erstaunen erregen muß, und der man

ſeine aufrichtige Bewunderung nicht verſagen könnte, wenn man nicht zugleich durch die tolle Bizarrerie dieſes Halſes zu einem unauslöſchlichen Gelächter gereizt würde. Durch dieſen Hals vermag die Giraffe, wenn ſie ſich vollkommen emporrichtet, mit ihrer Vorderhälfte eine Höhe von 18 bis 20 Fuß zu erreichen, während dagegen der hintere Theil ihrer Geſtalt kaum die Hälfte von dieſer Höhe mißt, was die Seltſamkeit der ganzen Erſcheinung in manchen Augenblicken bis auf das Abenteuerlichſte erhöht. Alle Majeſtät und alle Lächerlichkeit der Giraffe beruht in dieſem wunderlichen Gegenſatz ihrer beiden ungleichen Hälften, aus denen ſie durch einen Scherz der Natur verbunden wurde und deren Eindruck, je nachdem ſie mit den Bewegungen des Halſes wechſelt, ein verſchiedener iſt. Der Hals der Giraffe iſt ihr Zauberſtab, durch den ſie ſich ſelbſt in alle mögliche Geſtalten, die ſie nur annehmen will, verzaubern kann, und wodurch ſie allen Naturforſchern ein Schnippchen ſchlägt, indem ſie mit Hülfe deſſelben faſt alle andere Gattungen und Formen der Thiere nachahmen kann. Die Giraffe hebt ihren Hals hoch, unendlich hoch, und gewinnt durchaus das Anſehen eines vornehmen Mannes, indem ſie mit einem unverkennbaren ariſtokratiſchen Stolz die Menge um ſich her muſtert; dann ſenkt ſie plötzlich den Hals

wieder tief zur Erde herab und giebt sich recht beflissen die Miene eines Servilen, eines Hofmannes, mit pietistischer Demuth im Gesicht, wie sie jetzt an manchen Orten Mode sind. Nun aber setzt sich die Giraffe in Bewegung, es ist eine unnachahmlich zierliche Pedanterie, mit der sie auftritt, und wenn sie mit ihren zarten, schlanken, leisen Füßen dahinschlenkert, bleibt uns kein Zweifel übrig, daß die Giraffe ein Diplomat ist, der Alles durch das Schaukelsystem der Unterhandlung zu überwinden und zu vermitteln glaubt. Jetzt steht sie wieder still, sie besinnt sich, ihr Vorderkörper richtet sich himmelan, und sie macht auf das Täuschendste die Stellung eines Vogels nach, der eben aufzufliegen im Begriff ist. Dann kaut sie mit einem besonderen Ausdruck von Würde ihre Gräser und Blätter, von denen sie sich nährt, die Giraffe kaut überhaupt beständig, und thut dies auf eine so tiefsinnige Weise, daß sie darin vollständig den Charakter des Philosophen, des Wiederkäuers der Schöpfung, behauptet. Ein liebenswürdiger Zug von der Giraffe ist ferner, daß sie die Sonne über Alles liebt, und darin verräth sie oft alle dichterischen Gefühle, die in ihr schlummern. Wenn zuweilen die Sonne plötzlich untertaucht, hebt sie ihren Hals höher als jemals, ihn mit einer erstaunlichen Wendung fast über ihr Gitter hinüber-

werfend, die dunkeln glänzenden Augen treten ihr lebhafter hervor, und zuletzt läßt sie den Kopf mit Wehmuth hintenüber fallen. Sie würde vielleicht nicht so sentimental sein, wenn sie nicht beständig frieren müßte, was selbst beim wärmsten Schein der europäischen Sonne noch einigermaßen bei ihr der Fall sein mag, aber sie drückt auch sogar durch dieses beständige Fröfteln die Eigenthümlichkeit moderner Zustände aus. Die unendliche Zartheit der Giraffe hat sie hier in Paris zum Damenliebling gemacht, und es giebt Leute, die Stunden lang vor ihr stillstehen und ihr in den kauenden Mund blicken können; und ich selbst gehöre von jetzt an zu diesen. Die Giraffe fühlt es auch sehr wohl, was sie hier bedeutet, und sie scheint zu wissen, wie schön und liebenswürdig man sie findet. Sie stellt sich zuweilen mit dem selbstzufriedenen Bewußtsein eines Dandy dar, und es ist nicht zu läugnen, daß die Giraffe es in der Zeichnung ihres Fells mit jedem Fashionable, der nach dem neuesten Modejournal gekleidet geht, aufnehmen kann. Zwei außereuropäische Ochsen befinden sich in demselben Raum mit der Giraffe und bilden gewissermaßen ihren Hofstaat; sie scheint sich mit diesen am besten zu vertragen und betrachtet sie nur zuweilen von ihrem höheren Standpunct aus mit der possirlichen Ueber-

legenheit eines Recenſenten, der ſeiner Sache gewiß iſt. Die beiden Ochſen laſſen ſich dies ruhig gefallen, und ſtarren die Giraffe den ganzen Tag mit ſtiller Bewunderung als ein höheres Weſen an. Die Giraffe wohnt übrigens ſehr anſtändig in dem Jardin des Plantes und hat hier eine Reſidenz, die es verhältnißmäßig faſt mit den Tuilerieen aufnehmen kann. Eines weiß ich nicht, ob ſie auch darin ein Symbol unſerer Zeit vorſtellt, daß ſie tonlos iſt, denn bisjetzt habe ich noch keine Stimme von der Giraffe vernommen.

Es ſoll mir jedoch heut nicht darauf ankommen, an der Giraffe ausführlich nachzuweiſen, was Alles an ihr zeitgemäß iſt, noch an der Zeit, was Alles an ihr giraffenartig iſt. Vielleicht werde ich einen meiner nächſten Briefe, die ich von hier aus an Sie ſchreibe, dazu beſtimmen, Ihnen den Giraffencharakter unſerer Zeit mit einigen weiteren Anwendungen auf die hieſigen Verhältniſſe auszumalen. Meine erſte Begegnung mit der Giraffe verſchaffte mir übrigens noch die Gelegenheit, den Bürgerkönig Louis-Philipp mir in der Nähe betrachten zu dürfen, denn als ich ganz vertieft ſtand in die Studien dieſes Thieres, wurde ich plötzlich durch die unerwartete Erſcheinung des Königs überraſcht, der ſeinen erſten Frühlingsſpaziergang durch den Pflanzengarten

machte, und zwar ganz frei, zu Fuß und in Begleitung sehr weniger Personen, was das größte Aufsehen erregte. Denn es war seit langer Zeit das erste Mal, daß Louis-Philipp die Bedenklichkeit der Umstände, die sein freies Erscheinen im Publikum zu begleiten pflegen, überwand und im Vertrauen auf die neubeginnende Periode seiner Volksthümlichkeit sich öffentlich zeigte. Die große Sorglosigkeit, die er auf diesem ersten Ausflug in die Oeffentlichkeit bei der Wahl seiner Umgebung an den Tag legte, war zwar ebenfalls nichts weniger als unabsichtlich und diente gewissermaßen als ein stilles Reizmittel zur Belebung der Sympathieen, auf die es ihm jetzt anzukommen scheint. Er stand einen Augenblick vor der Giraffe still, und diese trat ihm mit der seltsamsten Halsbewegung, die ich je an ihr gesehen, entgegen. —

Doch genug und abermals genug von der Giraffe, liebster Freund! Ich will Ihnen nur noch über die gestrige feierliche Sitzung des Institut de France Etwas schreiben, welcher ich beiwohnte und in der alle fünf Akademieen vereinigt ihr Jahresfest begingen. Die Mehrzahl des zugelassenen Publikums bestand aus Damen, wie es häufig bei solchen Gelegenheiten in Paris der Fall ist, und zwar aus sehr schönen und fashionablen, die den lebhaftesten

Antheil an den gelehrten Verhandlungen nahmen. Die Damen klatſchen hier eifrig zu den gehaltenen Vorträgen, und ſelbſt zu einem geologiſchen ſah ich mehrere ſchöne Hände ſich rühren. Es ſcheint ihnen dabei weniger auf den Inhalt als auf die richtige Behauptung der Idee anzukommen, daß die Frauen die beſten Preiſe auszutheilen haben zur Belohnung der Muſen, welches Recht auszuüben ihnen denn auch nicht beſtritten wird, am allerwenigſten in dem **Institut de France**, wo man jede eintretende Dame durch einen feierlich gekleideten und beſonders dazu beſtellten Huiſſier empfängt, der ſie mit dem größten Ceremoniell auf ihren Platz führt. Was die Akademiker ſelbſt anbetrifft, ſo erſchienen die meiſten in ihren Uniformen, was eigentlich der Vorſchrift gemäß iſt, obwohl ſich ſehr viele eine Ausnahme davon geſtatten. Charles Dupin, der Mann mit dem ſinnenden ſchlauen caſuiſtiſchen Geſicht, hielt den Einleitungsdiscours, in welchem er einige allgemeine Blicke auf unſere Zeit warf, die ganz in der Weiſe ſeines ſcharfen und dialektiſch ſpielenden Geiſtes waren. Unter Anderm ſagte er auch: unſere Zeit ſei die Zeit der Syſteme! — ein Satz, bei dem man laut hätte aufſchreien können, wenn man gewollt hätte. Dieſer Satz enthält eine philoſophiſche Schönrednerei, in der die Franzoſen

große Stärke beſitzen und die ſie ſchon zu manchen gleißneriſchen Abſtractionen in ihrer Politik verführt hat. Es ließen ſich viele Bücher darüber ſchreiben, ob unſere Zeit Syſteme hat oder nicht; ein ganzes und allgemeines Syſtem, wie das Alterthum und das Mittelalter in ihrer fertigen Umſchloſſenheit es hatten, hat ſie gewiß nicht. Unſere Zeit iſt die Zeit der Meinungszerſplitterung, und wer hat noch aus Splittern, Trümmern und Glasſcherben, die jetzt überall in uns und neben uns umherliegen, jemals ein Syſtem ſich erheben ſehn? In Frankreich giebt es trotz der gegenwärtigen Abſtumpfung aller Meinungsſpitzen allerdings noch immer Parteien, aber einmal ſind Parteien keine Syſteme, und dann exiſtirt jetzt nach keiner Seite hin eine Partei, die noch im Beſitz ihres urſprünglichen Syſtems wäre, von dem ſie beim Beginn des Kampfes ausgegangen. Syſteme ſtreben zu einer organiſchen Einheit hin ſie erkennen ein Allgemeines an, zu deſſen Verwirklichung ſie ſich bewegen, aber die Parteien in Frankreich haben jetzt offenbar eine desorganiſirende Richtung, indem ſie, erſchlaffend in ihrem Syſtem, ſich ſelbſt vernichten, ohne den allgemeinen Zuſtand zu fördern. Nach Dupin ließ ſich Lacretelle, der Verfaſſer der **histoire universello**, ein Mann mit einem feinen vornehmen Geſicht, vernehmen, und trug

eine Vergleichung Napoleon's mit Cromwell vor, die eine ſchöne Rhetorik und einzelne glänzende Wendungen hatte, aber in den allgemeinen Geſichtspuncten mir etwas beſchränkten Geiſtes erſchien.

Doch ich will Sie nicht zwingen, die ganze Stufenleiter der akademiſchen Langenweile mit mir heranzuklimmen. Auch hörte ich zuletzt wenig mehr auf die Vorträge, ſondern beſchäftigte mich in Gedanken mit Lamartine's Geſicht, das ich in den Reihen der Akademiker wahrnahm. Es iſt das gutmüthigſte und ehrlichſte Geſicht, das man in ganz Frankreich ſehen kann, und Sie würden es vielleicht ein deutſches Geſicht nennen, ſo ſehr hat es von einem gewiſſen Schlage an ſich, dem man ſonſt in Paris ſelten begegnet. Mir fiel dieſe Phyſiognomie als charakteriſtiſch auf für diejenigen Beſtrebungen, denen ſich Lamartine neuerdings in der Politik zugewandt hat, und die nach dem Abgang der Doctrinairs wahrſcheinlich zu einem herrſchenden Typus hier ausſchlagen werden. Dies iſt die Phyſiognomie, die es mit Keinem verderben will, alſo in der That eine ächt deutſche Phyſiognomie, die Unſereinen anheimeln muß, weshalb ſich denn auch in der Akademie meine Blicke immer wieder auf Lamartine's Geſicht zurücklenkten. Lamartine iſt gewiß nur ein

mittelmäßiger Kopf, und doch kann er gegenwärtig eine glänzende Stelle unter den pariser Berühmtheiten behaupten, aber Das, wodurch er sich seinen großen Ruhm erwarb und erhielt, ist sein Herz. Lamartine ist ein berühmtes Herz und alle feinfühlenden Damen in Frankreich bilden seine Partei, eine Partei von großem Einfluß, die ihren Dichter in jeder Weise zu ehren und zu heben sucht. Er hat jetzt seinen ganzen Sinn darauf gesetzt, ein großer Politiker zu sein, und wie er in der Poesie vorzugsweise der Damendichter ist, so scheint er auch hier die Rolle eines Damenpolitikers sich auszubilden, indem er mit einem gewissen sentimentalen Anstrich sich wie ein Schooßhündchen allen Parteien an die Brust legt und ihnen liebkost. Lamartine wollte eine ganz neue Stellung in Frankreich einnehmen und begründen, seitdem er in die Deputirtenkammer getreten, und nimmt deshalb, wie es zu erwarten stand, darin gar keine Stellung ein. Er hat sich allerdings bei mehreren Gelegenheiten das Verdienst erworben, unparteiisch zu sein, indem er in der Kammer ohne Unterschied bald der linken, bald der rechten Seite zu Gunsten sich ausgesprochen. Dies Streben, einen Standpunct über allen Parteien einzunehmen und beim Abgeben seiner Mei-

nung jedesmal nur der innern und allgemeinvernünftigen Ueberzeugung zu folgen, ist edelmüthig genug, wenn es auch gar keinen ritterlichen Eindruck macht. Wenn man Lamartine als Politiker in der Deputirtenkammer reden hört, sollte man glauben, er habe unsere deutschen Familienromane von Lafontaine fleißig studirt, oder er sei ein edler Familienvater aus einem Stück von Iffland, der jetzt in Frankreich Deputirter geworden, um alle Parteien zu sänftigen. Auf eine gewisse politische Rührung scheint es Lamartine als Redner abzusehen, ich sah neulich, als er für das Disjunctionsgesetz sprach, alle Augenblicke nach der Damentribune hinauf, ob nicht die schönen Augen alle sich in den Schnupftüchern verhüllten, aber es scheint doch, als wäre die Epoche der politischen Sentimentalität noch nicht ganz vollkommen ausgebildet in Frankreich, wieviel auch Louis-Philipp selbst schon dazu beigetragen haben mag. Gäbe es viele Geister, wie Lamartine, in Paris, so würde sich bald hier Alles in Wohlgefallen auflösen, denn auch die neosociale Schlange hat dieser Dichter neuerdings in einen harmonischen und frommen Schlaf einzulullen gesucht. Der gute Lamartine, man muß ihn liebgewinnen! —

4.

Paris, den 5. Mai 1837.

— Lieber Freund! Ich streue Ihnen einige gelbe Immortellenblätter auf meinen heutigen Brief, denn es ist der fünfte Mai und der Todestag Napoleons! Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen erzähle, wo, wie und auf welche Weise ich diese Todesfeier beging; hören Sie darum mein Abenteuer!

Ich schlenderte heut zur Porte St. Martin hinaus, bei der mir immer die benachbarten dramatischen Gräuel der romantischen Schule zu meinem Leidwesen einfallen, und suchte dann in dem gewerbtreibenden Faubourg St. Martin die Hausnummer 59 zu erreichen. Dort ist die neufranzösische Kirche des Abbé Chatel, die **église catholique française**, in welcher heut Mittag ein feierliches Todtenamt für Napoleon gehalten werden sollte. Man tritt in ein Haus, an dem neben andern Schildern von Schuh-

machern und Mützenfabrikanten auch ein Schild: **Eglise catholique française** hing. Ich fragte in dem Mützenladen, wo hier die Kirche sei, und man wies mich mit großer Gefälligkeit auf den Hof. Dort fand ich auch, **vis-à-vis** von einem Hufschmidt, den Eingang zur Kirche, über dem eine dreifarbige Fahne flatterte. An der Thür standen einige Mädchen, welche die **Immortelle du Grand Napoléon** mit lautem Geschrei zum Verkauf ausboten, und da ich sah, daß alle Gläubigen, welche hineintraten, sich mit dieser schönen Blume zierten, so that auch ich desgleichen und steckte mir die Immortelle des großen Napoleon in mein Knopfloch. Im Innern der Kirche sieht man noch deutlich an allen Spuren, daß hier eine Scheune zum Tempel benutzt worden, und wenn man dies trostlose Innere oder vielmehr Aeußere der neufranzösischen Kirche betrachtet, so begreift man, warum diese so außerordentlich vernünftige Gemeinde, die den Papst nicht anerkennt, noch den Bischof von Paris, und welche die Messe in französischer Sprache hält, keinen größern Erfolg in Paris hat davontragen können. Was bei den Franzosen nicht fashionable aufzutreten vermag, hat von vorn herein die Partie verloren, wenn der Kern der Sache auch noch so vortrefflich ist. Man ist hier in Paris im Stande, auf neue und große Ideen sich

einzulaſſen, aber die größte Idee geht hier verloren, wenn ſie in einem bettelhaften Aufzuge hervortritt. Der Abbé Chatel hat den größen Fehler begangen, daß er es bei der Gründung ſeiner neuen Kirche verſäumte, ſich mit reichen Banquiers in Verbindung zu ſetzen, um den Fortſchritt der Vernunft durch Capitalien zu unterſtützen. Wehe dem Reformator der Welt, der heutzutage nicht zugleich ein finanzielles Talent beſitzt! Selbſt ein Luther würde unter den heutigen Weltzuſtänden nichts ausrichten, wenn er nicht zu gleicher Zeit Banquier wäre!

Die neufranzöſiſche Kirche hätte vielleicht längſt dem römiſchen Katholizismus bedeutende Gefahr gedroht, wenn ſie — Geld beſäße! Jetzt aber wohnt ſie verborgen und zurückgezogen in einem dunkeln Stalle, deſſen kahle Holzwände grell genug gegen alle römiſch-katholiſche Glorie proteſtiren, und wo ſich als Gemeinde meiſtentheils nur ein armes zerlumptes Vorſtadtpublikum, Soldaten, Kinder und alte Frauen, verſammelt. An den Wänden hängen einige wenige Bilder vom geringſten Werth umher, ſtatt des Altargemäldes erblickt man einen Kupferſtich, dem zu beiden Seiten mit großen Buchſtaben die Inſchriften: **Gloire et Patrie** auf einer Fläche von Papparbeit prangen. Eine kleine hölzerne Kanzel und gegenüber eine Miniaturorgel hat die fran-

zösisch-katholische Kirche erreicht. Heut sah man noch in der Mitte des Saales einen schwarzen Katafalk aufgerichtet, mit Adlern und Fahnen umgeben und der Inschrift: **Le Grand Napoléon.** Auf dem Sarge erblickte man den kaiserlichen Hut und Degen, und außerdem war in jeder Ecke und auf jedem Tuchzipfelchen, wo sich nur Platz dazu fand, der Buchstabe N angebracht. Nachdem die ziemlich unruhige Gemeinde sich einigermaßen gesammelt und auf ihren Sitzen eingerichtet hatte, trat endlich der Abbé Chatel mit noch einem andern Priester und den Chorknaben aus einem Verschlag heraus, welcher zur Sacristei zu dienen schien. Chatel ist ein Mann mit einfachen kräftigen Zügen, einer stolzgehobenen Gestalt und nicht ohne Würde in seinem Auftreten. Mit einer eisernen, energischen Stimme begann er das Gebet und hielt dann die Todtenmesse für den großen Napoleon ab, die in bestimmten Formen in dem Eucologe dieser Kirche vorgeschrieben ist und an jedem Jahrestage dieser Feier regelmäßig wiederkehrt, denn die neufranzösische Kirche hat sich den Napoleon zu ihrem eigentlichen Patron und Schutzheiligen erkoren. Ich will Ihnen diese Messe mittheilen, wie sie sich in dem **Nouvel Eucologe à l'usage de l'église catholique française** angegeben findet.

Zuerst beginnt das Eingangsgebet:

Père de tous les hommes! protecteur des nations! par ton pouvoir, au siècle dernier, un grand homme apparut parmi nous! par toi, il fut destiné à faire le bonheur de la France! Son vaste génie devait la rendre célèbre et déjà, du couchant à l'aurore, on l'appelait la grande nation! — Si le noble tâche du grand homme n'a pu s'accomplir, il a du moins donné le noble signal d'une haute civilisation, et les peuples l'ont compris! — Gloire te soit rendue pour tes bienfaits.

Darauf das Gebet der Gemeinde:

Sur son front s'entassèrent les couronnes, et ces brillans fardeaux ne firent point courber sa noble tète! Tu soutenais sa force, ô Seigneur! car il porta longtemps sans faiblir ce poids accablant, et tu le protégeais pour le bonheur de la France! Que nous t'en rendons grâces, ô Seigneur adoré!

Nun beginnt die Epitre aux Chretiens:

Mes frères, célébrons l'anniversaire de l'homme le plus grand peut-être qui soit jamais sorti des mains du Créateur! Sa renommée nous apparait étincelante de cette gloire humaine que dispense à son gré celui qui est la source feconde de toute gloire et de toutes vertus! Toulon! Lodi! Arcole! Montebello! Pyramides! Marengo! Ulm! Austerlitz! Eylau! Friedland! Essling! Wagram!

chacun de ces mots sonores forme un des principaux rayons de son éclatante auréole, et retrace, à nos coeurs français, le souvenir d'une victoire! Quelques rayons obscurcis nous offrent, il est vrai, les mots sinistres d'invasion et de Waterloo, mais, malgré le crêpe funèbre qui les couvre, Fleurus et Montmirail leur reflètent assez de gloire, pour éclipser encore celle de tous les ennemis qui se réunirent pour renverser le grand homme, et employèrent tant de honteux moyens pour accabler cet être prodigieux dont le pied foula si souvent leurs couronnes; qui, s'il n'eût jamais commandé qu'à des Français, eût soumis le monde et assuré le bonheur des peuples, idée sublime que caressait sa grande âme, et que son génie et son mâle courage eussent réalisée, si l'affreuse trahison de ceux qui lui étaient le plus chers ne fût venue borner, dans sa course immense, le grand, l'immortel Napoléon! Il était homme; comme tel, il commit des fautes, et ces fautes, ô mes Frères, ont été grandes; mais opposons-leur son génie, le Code civil, le port de Cherbourg, celui d'Anvers, les routes miraculeuses du mont-Cenis, celle du Simplon, la France, si grande et si glorieuse, quand il la conduisait à la victoire, et croyons que si ses grandes actions et ses fautes ont été pesées

dans l'immortelle balance, l'âme du grand Napoléon doit jouir dans le sein de Dieu, du bonheur qui récompense la vertu dans le céleste séjour!

Dann der Gesang der Gemeinde, der in der That etwas Rührendes hatte:

Napoléon n'est plus, une froide poussière
Est ce qui reste, hélas! à cet illustre nom!
Français! ce roi des rois n'est plus qu'un peu de terre!
Donnons un souvenir au grand Napoléon!

A tes mânes, salut! toi qui fis de la France,
Quand tu la gouvernas, la grande nation!
Les coeurs de tes hauts faits gardent la souvenance,
Et disent: Gloire, honneur au grand Napoléon!

Si tu fus un héros dans les champs de carnage,
Ton coeur connut aussi la douce émotion
Que cause le bienfait quand il est notre ouvrage!
Tendre et doux souvenir au grand Napoléon!

Quand les aigles du tien furent les tributaires,
Aux peuples, de tes lois ta main offrit le don;
Et ceux pour qui brillaient leurs clartés tutélaires,
S'écriaient: Gloire, honneur au grand Napoléon!

Trahi, persécuté par un destin barbare,
Sur un rocher désert un cruel abandon
A fait briller en toi la grandeur la plus rare!
Honneur, cent fois honneur au grand Napoléon!

Ah! puissions-nous bientôt au pied de ta Colonne
Sur ton urne funèbre inclinant notre front,
Répéter, en t'offrant une simple couronne:
Eternel souvenir au grand Napoléon!...

Darauf folgt wieder ein Gebet:

O mon Dieu! tu proportionnes les forces de l'homme au fardeau que tu lui destines, quand il vient remplir sa carrière mortelle! Si Napoléon a dépassé les bornes dans lesquelles le génie qu'il tenait de ta bonté aurait dû se renfermer, daigne le lui pardonner, ô mon Dieu! et ne l'attribuer qu'à l'imperfection de notre nature!

Alsdann wird die Stelle aus dem Evangelium des Marcus verlesen: Wahrlich, ich sage euch, Einer unter euch, der mit mir isset, wird mich verrathen! woran eine Auslegung in Bezug auf Napoleon geknüpft wird, die etwas bei den Haaren herangezogen erscheint. Gebete und Lieder, von demselben Zuschnitt und Inhalt, wie die bereits angeführten, beschließen diese feierliche Todtenmesse für den großen Napoleon. —

Bei aller Widersetzlichkeit gegen den Papst hat der Abbé Chatel doch nicht verschmäht, der römisch-katholischen Kirche einige Lichtereffecte abzuborgen, die freilich zu der sonstigen protestantischen Dürftigkeit seines Tempels einen etwas lächerlichen Contrast machen. Er hat nämlich in dem Dache einige Klappen angebracht, die von Zeit zu Zeit aufundzugezogen wurden, um bei besonders feierlichen Stellen der Messe eine magische Beleuchtung zu verbreiten.

Alsdann bestieg Abbé Chatel die Kanzel und begann die **Oraison funèbre du grand Capitaine** zu halten. Er fing damit an zu behaupten, daß Das, was den großen Napoleon so groß gemacht, außer seinem Genie, besonders der Glaube gewesen sei! Napoleon habe zwar nicht Alles geglaubt, was die Priester von Damals und Heut gepredigt, und darin habe er Recht gehabt, darin sei er eben der große Napoleon gewesen! Napoleon habe sich, wie im Handeln, so auch stark und groß im Glauben bewiesen und er habe gestrebt, den Katholizismus auf die wahre und einfache Basis des Christianismus zurückzuführen! Darin sei Napoleon unser Vorbild, das Vorbild der französisch-katholischen Gemeinde, und sein großes Muster fordere uns auf, ebenso stark und muthig, wie er jederzeit war, unsern Widersachern, die in unserm Werk uns hindern wollten, zu widerstehen. Die französisch-katholische Kirche führe also eigentlich aus, was der große Napoleon gewollt habe! Dann folgte ein Vergleich Napoleon's mit Christus; auch Napoleon sei **presque divin**. Napoleon habe durch seinen Gedanken einer Universalmonarchie in politischer Hinsicht ein gleiches Ziel angestrebt, wie Christus, der in der Idee seiner göttlichen Natur das ganze Reich der Welt aufzulösen und zu concentriren getrachtet und gelehrt habe.

So wird denn Napoleon gewiſſermaßen zum Chriſtus der Politik, aber der Redner hütete ſich wohl, ſich dabei in myſtiſche Gedankenſpielereien zu verlieren. Er ging vielmehr plötzlich in einem etwas proſaiſchen Tone auf die äußern Schickſale und ökonomiſchen Verhältniſſe der neufranzöſiſchen Kirche über, und meinte, daß die Gemeinde in der letzten Zeit doch nur Fortſchritte gemacht. Dieſe Behauptung fiel mir auf, weil ich kurz zuvor gehört hatte, daß der Abbé Chatel die Miethe nicht mehr bezahlen könne für ſeine Kirche, und er deshalb eine Subſcriptionsliſte bei ſeinen Anhängern umhergehen laſſe, weil der Eigenthümer des Saales gedroht, den **temple catholique français primatial** zu ſchließen. Indeß zeigte Chatel wenigſtens hier auf der Kanzel noch einen ziemlichen Muth, und kündigte an, daß die Behörde ihnen jetzt erlaubt habe, einen größeren Tempel zu bauen, wenn es die eigenen Mittel der Gemeinde geſtatteten. Zugleich bemerkte er, daß in der Sacriſtei dieſer Kirche, ſowie auch in den Departements, Subſcriptionsliſten ausgelegt ſeien, auf denen ſich jeder ihrer Anhänger einzeichnen ſolle, um die Zahl ihrer Gemeindemitglieder dadurch feſtzuſtellen. Er fügte hinzu, die franzöſiſch-katholiſche Kirche habe es nie darauf abgeſehen, Proſelyten zu machen, doch habe man die erfreuliche Wahrnehmung

machen können, daß einzelne Personen und ganze Familien aus den entlegensten Vierteln der Stadt, ja mehrere Lieues weit aus der Umgegend, regelmäßig alle Sonntage herkämen, um den gottesdienstlichen Versammlungen in dieser Kirche beizuwohnen. Es sei freilich gesagt worden, daß die Besucher ihrer Kirche mehr aus Neugierde, als aus einer innern Ueberzeugung und Bedürfniß hier einträten. Er bitte aber Jeden, in dem Raum, in dem sie sich befänden, sich recht umzuschauen, und zu urtheilen, ob man hier zur Befriedigung seiner Neugierde sich einfinden könne? Dies sei hier ihre Primatialkirche, ihre Kathedrale, ein wahres Bethlehem, in dem Christus auf armseliger Krippe geboren wurde! Hier entstand eine allgemeine Heiterkeit in der Kirche, diese Wendung machte durch die ironische Größe ihrer Selbstverläugnung Glück, und man lachte laut, ohne gerade Rücksicht darauf zu nehmen, daß man sich in einem Tempel befand. Zum Schluß entschuldigte sich noch der Abbé Chatel, daß er diese seine Rede habe improvisiren müssen, weil er allzusehr beschäftigt sei, um sich vorbereiten zu können, indem der ganze Confirmandenunterricht und so viele andere Mühwaltungen der Gemeinde allein auf ihm lasteten. —

Es ging in der Kirche sehr unruhig zu und man

wurde in der Aufmerkſamkeit und Andacht für die Predigt dieſes radicalen Propheten mehrmals unterbrochen. Alle Augenblicke mußte man Geld bezahlen; erſt zwei Sous für den Stuhl, den man einnahm, was von einem nicht gerade ſehr feierlich angezogenen Dienſtmädchen geſammelt wurde, dann kam ein anderes viel hübſcheres und ſehr elegant gekleidetes Mädchen, das ein ſeidenes Mützchen umhertrug, worin ſie abermals Geld einforderte, ich weiß nicht wofür, vielleicht um die Miethe der franzöſiſch-katholiſchen Kirche zu bezahlen. Dann wurde für die Armen Geld eingeſammelt und zuletzt mußte man noch für die neufranzöſiſche Kirche etwas in eine Büchſe werfen. Nach Beendigung ſeiner Predigt aber trat der Abbé wieder vor den Altar, und begann von dort aus die feierliche Handlung für den großen Napoleon, indem er ſich in Prozeſſion mit einem andern Prieſter und den Chorknaben dem Sarkophag näherte. Vor dieſem wurde nun ein feierliches Gebet geſprochen und nachher der Sarg von vier Seiten durch die Prieſter geweiht. Darauf gingen die anweſenden Gemeindemitglieder in feſtlichem Aufzuge dem Sarkophag vorüber, indem jeder das Weihrauchfaß in die Hand nahm und einen vorn am Sarge angebrachten Kupferſtich (oder Lithographie), worauf der Kaiſer zu Pferde abgebildet

war, beſtreute. Ich bemerkte doch einige alte Soldaten, welche Thränen in den Augen hatten und augenſcheinlich von gewaltiger Erinnerung befallen waren: charakteriſtiſche Häupter von des Kaiſers Garde, deren Geſichterſchnitte ſo gut hiſtoriſch geworden ſind wie ihre Thaten, und die man in dieſer Andacht für ihren Kaiſer, der ihr einziger und alleiniger Gott war, nicht ohne Rührung betrachten konnte. —

Als ich die Kirche des Abbé Chatel wieder verließ, mußte ich mir geſtehen, daß ſie ein beſſeres Schickſal verdiente, als auf dieſe Weiſe in einem entlegenen Winkeldaſein zu verkommen, was doch bei ihrer Abgetrenntheit von dem eigentlichen franzöſiſchen Leben gegenwärtig ihr Loos zu werden ſcheint. Chatel iſt allerdings ein bloß praktiſcher Kopf von einer einfachen und volksthümlichen Bildung, und er verſtand es entweder nicht oder er hat es verſchmäht, ſeine Kirche mit eigentlichen Zeittendenzen, mit ſpeculativen, neuſocialen und ſt. ſimoniſtiſchen Richtungen in einen Zuſammenhang zu ſetzen, ob ſich gleich das Gebetbuch der von ihm geſtifteten Gemeinde auf dem Titel als „**Reforme radicale**“ ankündigte. Es iſt ein einfacher geſunder Liberalismus, der ſich im Abbé Chatel auf die Religion angewandt hat, um die Folgen der Julirevolu-

tion in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche hinüberzuleiten, die natürlich dann aufhören mußte, eine alleinſeligmachende zu ſein. Dies Werk verrichtete er, zwar mit großer Kühnheit, aber zugleich auf eine ſo naive und unbefangene Weiſe, als könne es gar nicht anders ſein und als ſei weiter kein Aufhebens davon zu machen, daß er den Papſt und das ganze römiſche Weſen durch einen Schlag beſeitigte. Die demokratiſch-katholiſche Kirche, wie ſie der Abbé de la Mennais mit Papſt ſich geträumt, zeigt ſich jetzt auf dem Faubourg St. Martin ohne Papſt verwirklicht, aber weder dieſe noch jene Erfindung will hier Glück machen, und während die religiöſe Demokratie des La Mennais in einen tranſcendenten und idealen Nebel ſich verflüchtigt, muß die des Abbé Chatel, die den Boden der Wirklichkeit erreicht hat, in dieſer Wirklichkeit Hungers ſterben und in einer armſeligen Hofwohnung verſchmachten. Chatel ging auf die einfachſte Weiſe von der Idee der bürgerlichen Freiheit aus und ſuchte danach das Reich Gottes auf Erden zu geſtalten, indem er an die Stelle des Papſtes gewiſſermaßen die Volksſouverainetät als das höchſte Recht und die höchſte Macht auch in den göttlichen Dingen ſetzte. So brach er mit den weſentlichſten römiſch-katholiſchen Traditionen und der Papſt ſchleuderte einen Bannſtrahl gegen die neue

Kirche, deren erste Eröffnung im August 1830 geschah. Theilweise verbündete sich auch damals die französische Oppositionspresse mit der Freiheit der Kirche, welche der Abbé Chatel predigte, und er fand einige Journale, die seine Auflehnung gegen den Papst, und was daraus folgte, verfochten und unterstützten. Diese Sympathie mit der Tagespolitik hätte der neue Reformator durchgreifender benutzen und ausbeuten müssen, um seiner Kirche eine mächtige und nothwendige Grundlage in der Zeit zu verschaffen. Man muß erstaunen, wenn man in der Confession dieser kleinen französisch-katholischen Gemeinde bereits die wichtigsten Fortschritte des menschlichen Geistes als eine Thatsache in das kirchliche Leben aufgenommen findet, wenn man darin den Cölibat, die Ohrenbeichte, das Fasten, die Verehrung der Heiligen vernichtet, das Latein aus Rom beim Gottesdienste abgeschafft und die individuelle Vernunft in ihren verschiedenartigen Offenbarungen als das höchste Gesetz des Glaubens anerkannt sieht. Wenn man aber betrachtet, wie vereinzelt und dürftig diese Heerde mit ihrem musterhaften Glaubensbekenntniß in Frankreich lebt, so muß man sich sagen, daß es unserer Zeit nicht darauf ankommt, eine neue Erfindung in der Gestaltung des kirchlichen Lebens zu machen, sondern daß ihr über der specu-

lativen Bewegung des religiöſen Geiſtes, um die es ihr jetzt weſentlich zu thun iſt, die Ausbeſſerung des ſichtbaren Wohnhauſes, in dem unſer Glauben bisher zur Miethe wohnte, gleichgültig geworden. Auch hat namentlich in Frankreich das religiöſe Bedürfniß mit dem politiſchen keineswegs gleichen Schritt gehalten, ſondern die Politik hat vielmehr auch die Religion in ſich verſchlungen und aufgeſogen, ohne freilich noch jene beſeligende und Alles durchdringende Einheit im Staatsleben zu gewähren, welche ihrerſeits die Religion zur Zeit, als ſie im Mittelalter die Welt beherrſchte, den Gemüthern der Menſchheit darbot. Die Sehnſucht nach Erlöſung iſt aber in der Politik jetzt ſtärker geworden als in der Religion; vielleicht daß durch alle dieſe Beſtrebungen endlich ein organiſcher Zuſtand hervorgerufen wird, in dem die politiſche Freiheit wieder der Religion bedarf, um ſich die höchſte ſittliche Ausbildung zu geben. Dasjenige religiöſe Element aber, welches der politiſchen Freiheit widerſtrebt, wird dabei für immer ausgeſchmolzen werden aus dem Herzen der Menſchheit, und Gott offenbart ſich lieber freien und glücklichen Creaturen, als verzagten und verkommenen, die den Stempel der Schande an der Stirn tragen. Diejenigen Franzoſen jedoch, die noch heutzutage lebhaften religiöſen Sinn und ein weſentliches Bedürf-

niß nach der Kirche haben, ſind alle ächte Katholiken, welche auch noch der römiſchen Hierarchie eine höhere Bedeutung abzugewinnen verſtehen und deshalb der proteſtantiſch gearteten und illuſionsloſen Kirche des Abbé Chatel niemals eine Annäherung an ſich verſtatten werden. Dieſe franzöſiſch-katholiſche Kirche iſt daher dem eigentlich religiöſen Theil der franzöſiſchen Bevölkerung fremd geblieben und wird von demſelben als eine gewiſſermaßen unanſtändige Neuerung verachtet. Dem von Frömmigkeit erfüllten Franzoſen kann man in ſeinen katholiſchen Kirchen, namentlich in der am zahlreichſten beſuchten **Eglise St. Roche**, eine große Inbrunſt der Andacht anſehen und er bedarf dabei jener dunkeln und geheimnißvollen Region der Gefühle, wie ſie der Katholizismus ihm aufſchließt, und in die er ſich vor der Wirklichkeit hineinrettet und einhüllt. Die Frivolität und Zerſtreuung des Lebens hat hier auf der andern Seite einen ſo abſoluten Gegenhalt nöthig, als der Katholizismus iſt, der den leeren Herzen und den mattgeſtürmten Nerven wenigſtens einen religiöſen Schauer einjagt und die Sünde in den Beichtſtuhl nimmt, um ihr ihre Laſt abzuheben und ſie zu ſtärken zu neuem Lebenstaumel. Darum findet auch die Neuerung des Abbé Chatel, die Meſſe in franzöſiſcher Sprache zu leſen, weniger Anklang

als man sich denken sollte, denn das religiöse französische Gemüth, das in der Kirche einer ganz andern Welt begegnen will als draußen in seinem gewohnten Leben, hört sich an dem Latein aus Rom eine mystische Andacht heraus, in welcher ihn der Klang seiner täglichen Umgangssprache, der ihn wieder an seine Sünden, Genüsse und Beschäftigungen draußen mahnt, stören würde. Und doch hat auch die französische Sprache ihre religiösen Klänge, denen man das Erbauliche gewiß nicht absprechen kann. —

Diese Gedanken, wie ich sie Ihnen hier mittheile, äußerte ich ungefähr gegen Herrn Mignet, dem ich heut meinen Besuch machte, nachdem ich die Kirche des Abbé Chatel verlassen, und der das Gespräch von selbst auf diese Gegenstände brachte, da er jetzt mit einer ausführlichen Geschichte der Reformation beschäftigt ist. Dies wird ein großes historisches Werk werden, das in zehn Bänden erscheinen soll, wovon der erste lediglich zur Einleitung eine allgemeine Geschichte des Christianismus in seiner kirchlichen und politischen Entwickelung befassen wird. Man muß gestehen, diese Aufgabe hat für einen Franzosen etwas Riesenhaftes, besonders wenn sie bloß im pragmatischen Geiste ausgeführt werden soll, wie dies von Herrn Mignet nicht anders zu erwarten ist. Die Reformation ist

keine Epoche für den franzöſiſchen Geiſt wie für den deutſchen, dem ſie etwas innerlich Einwohnendes iſt, ein inciſiver Einſchnitt in das Leben ſeiner Geſchichte, durch den ganz neue Geſtaltungen des deutſchen Daſeins, wenn auch keineswegs glücklichere, entſtanden. Die Reformation hat in Deutſchland mehr eine politiſche und intellectuelle, als eine religiöſe und chriſtliche Bedeutung. Ihren volksthümlich liberalen Charakter kann man nicht hoch genug anſchlagen, beſonders da er unter dem religiöſen Stempel ſogar die deutſchen Fürſten beſchlich und ſie zu einer nationalen Begeiſterung entflammte. Die Reformation ſchlang das erſte freie und geiſtige Band zwiſchen Fürſt und Volk in Deutſchland, und träufelte das erſte ätzende Gift der Intelligenz auf den feudalen Geiſt, um ihn zu zerſtören. Der dritte Stand der Geſellſchaft in Deutſchland wurde durch die Reformation bei weitem früher zu einem ſelbſtändigen Bewußtſein angeregt, als in Frankreich, wo er die Sünden des Adels und des Clerus länger auf ſeinem Nacken trug, ohne an Freiheit weder in ſeinem Glauben noch in ſeinem Handeln zu denken. Die Völker hätten frei werden können durch den Proteſtantismus, ohne auf die franzöſiſche Revolution zu warten, die den dritten Stand in die Schranken der Geſchichte rief. Aber das politiſche

Element des Proteſtantismus bildete ſich zu langſam und unentſchieden aus, und ein neues Uebel, das die deutſche Reformation hervorgebracht, der proteſtantiſche Pietismus, lullte die Gemüther wieder in ſüßen Schlaf der Knechtſchaft, indem die reale Gegenwart mit ihren Rechten zurücktreten mußte gegen einen jenſeitigen Himmel, auf den alles Gute und Schöne verſchoben war. Man muß das unglückliche hiſtoriſche Naturell der Deutſchen, die Macht des deutſchen Familienlebens, die Schwäche und Größe des deutſchen Herzens, die Gewalt der wiſſenſchaftlichen Vertiefung in dieſem Volkscharakter ermeſſen und beurtheilen können, um eine Geſchichte der Reformation zu ſchreiben, die Deutſchland als den Ausgangspunct einer Bewegung nimmt, welche überall nur fragmentariſche Reſultate erzeugt hat. Es gehört tiefe Gelehrſamkeit, philoſophiſcher Witz und eine großartige hiſtoriſche Wehmuth dazu, um eine Geſchichte der Reformation zu ſchreiben und die tragiſchen Velleitäten des menſchlichen Geſchlechts darin abzuzeichnen. Aber im bloß pragmatiſchen Sinne auseinandergelegt, muß ſie lediglich eine langweilige und gräuelvolle Schattenſeite der Weltgeſchichte darſtellen, doch giebt es in dem außerordentlichen Talent des Herrn Mignet eine Eigenſchaft, durch welche er oft das zu erſetzen vermag,

was ihm an philoſophiſchem Geiſt in ſeinen Geſchichtsdarſtellungen gebricht. Zwar fehlt ihm bei ſeiner Unkenntniß unſerer Sprache ſehr bedeutend der Ertrag deutſcher Wiſſenſchaft und Forſchung, obwohl er durch einige junge Hülfsarbeiter, die ihm zur Seite ſtehen, ſich mehrere deutſche hiſtoriſche Werke zu ſeinem gegenwärtigen Zweck überſetzen und ausziehen läßt, aber es iſt ganz etwas Anderes, wodurch Mignet ſeiner Geſchichtſchreibung einen eigenthümlichen Gewinn zuführt, die oft überraſchende Reſultate gewährt. Dies iſt die große Kunſt der Darſtellung, die ihm eigen iſt, und wodurch er ſich auf eine ſchöpferiſche Weiſe ſo ſehr zum Dichter ſeines Stoffes macht, daß er zugleich der Herr aller Elemente deſſelben zu werden ſcheint, mögen dieſelben auch noch ſo ſehr in der Tiefe verborgen liegen. Es iſt nämlich nicht zu läugnen, daß die Symmetrie, mit welcher er ſeinen Stoff zerlegt, und die nicht bloß etwas Aeußerliches iſt, ſondern auch eine innere Bedeutung gewinnt, das Philoſophiſche bei ihm oft auf eine eigenthümliche Weiſe erreicht und vertritt. Denn dieſe Symmetrie, wenn ſie die Theile ihres Gegenſtandes wirklich dergeſtalt ordnet, daß jedem durch ſeine Stelle auch ſein inneres Recht erſchöpfend widerfährt, kann allerdings zu etwas Logiſchem wer-

den, das auch den geiſtigen Verhältniſſen des Stoffes genugthut; aber es iſt immer mißlich, wenn der zufälligen Geſchicklichkeit des Talents Das überlaſſen bleibt, was die Sache des Prinzips ſein ſoll. Doch muß man ſich verwundern, was das Talent Alles vermag, wenn man Mignet's Schriften unter dem Geſichtspunct, den ich bezeichnete, anſieht. —

Mignet iſt bei uns in Deutſchland als Hiſtoriker faſt berühmter als in Frankreich, obwohl er hier, als Vorſteher des Archivs, eine herrliche und bedeutende Stellung einnimmt. Er wohnt in der Rue des Capucines, in einem Hauſe, welches Napoleon als erſter Conſul bewohnt hat, nahe dem Place Vendôme, der jetzt die ſchöne Säule des Kaiſers trägt. Ich wüßte kaum einen liebenswürdigeren Franzoſen als Herrn Mignet, deſſen Perſönlichkeit in der einnehmendſten Art iſt; er iſt ein Mann mit einem ſchönen und charaktervollen Kopf, der ihm etwas außerordentlich Anziehendes giebt, und alle ſeine Gebärden tragen den Stempel einer geiſtvollen Lebendigkeit. Unſere Unterhaltung fiel zuletzt auf die Sprache und namentlich auf die Geeigentheit der franzöſiſchen für die Geſchichtſchreibung. Herr Mignet iſt ein Orthodox in der Sprache, und hält die leiſeſten Abweichungen und Freiheiten, die ſich in Frankreich kundgegeben, keineswegs für

einen Fortschritt, sondern vielmehr für eine tadelnswerthe Ausartung von dem ursprünglichen Organismus. Er behauptet, die französische Sprache habe sich in ihrem eigensten Wesen durchaus nicht verändert und müsse auch in dieser ihrer Unantastbarkeit aufrecht erhalten werden. Eine Prosa, wie sie Balzac schreibt, wo deutsche Unbestimmtheit und vague Allgemeinheit des Ausdrucks in die französische Sprache einzudringen anfängt, gilt ihm für eine Neuerung, die über das Naturell der Sprache hinausgeht, und dasselbe abschwächt und verzerrt, aber nicht kräftigt. Die logische und individuelle Bestimmtheit der französischen Sprache hat allerdings große Vorzüge voraus vor der deutschen, die so vielfach schillernd und verallgemeinernd ist wie der deutsche Charakter; diese Vorzüge soll man nicht verloren gehen lassen durch eine phantastische Zerflossenheit in der Behandlung der Sprache, aber es fragt sich, ob die Begränztheit, die ebenfalls darin liegt, nicht aufgehoben werden kann durch die geniale Willkür des Gedankens, die sich mit den Sprachgesetzen vermählt? Ein anderes Mal mehr über diesen Gegenstand! —

5.

Paris, den 8. Mai 1837.

Heut, mein Theuerſter, iſt ein großer welt-
ıtlicher Tag in Paris, Sie müſſen den Moni-
ɔm heutigen Datum leſen! Derſelbe enthält
Geringeres als die Ordonnanz, durch welche
Philipp die längſterwartete Amneſtie aus-
für die politiſchen Gefangenen; erſt jetzt,
ſpät, es iſt allerdings wahr, aber ſelbſt in
erſt jetzt will Louis-Philipp zeigen, wie
ıd geſchickt er iſt! Die Amneſtie erfolgt erſt
m, wie der Miniſter Herr Barthe in ſeinem
't andeutet, zu beweiſen, daß dieſe Amneſtie
lnderes als ein Werk der Großmuth des
ſei und auf keine andere Weiſe von den
ı habe erlangt werden können. Die Radi-
ıd doch etwas gerührt darüber, ſie können
bergen, und die Doctrinairs weinen Kroko-

dilsthränen aus Aerger. Gott weiß es, warum ſich die Doctrinairs ſo unzufrieden anſtellen mit einer Handlung der königlichen Großmuth, gegen die ſich ihre eigene Theorie zwar lange genug geſperrt hat, die aber doch auch den Nachfolgern der Doctrin keinen großen Stein im Brette ſchaffen wird, ſondern jetzt lediglich der Perſon des Königs zugutkommen ſoll, der gegenwärtig als Hochzeitsbitter bei der Vermählung des Herzogs von Orleans fröhliche Geſichter erblicken will im Garten der Tuilerieen, wenn er zum Fenſter hinausſieht. Der Abbé de la Mennais behauptete aber in ſeinem Journal **Le Monde**, es ſei keine Amneſtie, ſondern nur eine Gnade, was Louis-Philipp bewilligt habe, und das Charivari jubelt ganz ausgelaſſen darüber, daß wir doch nun endlich im Jahre der Gnade 1837 lebten! Eine Amneſtie iſt es allerdings nicht, weil nicht alle politiſchen Verbrecher, die an den Sünden dieſer Zeit zu Sündern geworden, darin eingeſchloſſen ſind, ſondern nur diejenigen, welche ſich dermalen in den Gefängniſſen in Haft befinden und ihr Urtheil erhalten haben. Alle Anderen, die flüchtig geworden und ausgewandert auf fremder Erde leben, haben ſeltſamer Weiſe keinen Anſpruch auf dieſe Hofgunſt, der man den Namen Amneſtie gegeben. Eine Amneſtie aber muß einen unum-

schränkten und nationalen Charakter annehmen und aus dem höchsten Gesichtspunct gegeben werden, auf dem jede bloß persönliche Stimmung aufhört, sonst verliert sie ganz und gar ihre Bedeutung für den allgemeinen Zustand und erniedrigt Die, welche dadurch aufgerichtet werden sollen.

Unserer Zeit kommt es zu, Amnestieen zu ertheilen, und ihr eigener Vortheil erheischt es, mit den Elementen, aus deren Streit sie hervorgegangen und sich gebildet hat, nicht als grausamer Henker zu rechten, sondern sich derselben vielmehr durch Versöhnung zu versichern. Die Amnestie muß als Friedensregenbogen über einer Zeit aufgerichtet werden, in der Keiner so rein ist, daß er den ersten Stein aufheben kann und die uns alle durch die Nemesis der Gegensätze bezwingt, welche uns unter den Händen und in unseren eigenen Herzen umschlagen. Die Regierungen müssen sich zu keinem Duell mit den Personen herabwürdigen, wo es sich um Ideen gehandelt hat, denn wo soll unsere Ehrfurcht vor den Autoritäten herkommen, wenn sich dieselben niedrigen Leidenschaften der Rachsucht überlassen, die unter allen Umständen gegen die Humanität unseres Jahrhunderts ist? Eine Bürgschaft für die höhere Natur des Menschen wird es sein, die Dialektik der geschichtlichen Elemente und die Personen, die in

ihre Wirbel hineingezogen waren, von Zeit zu Zeit aus einem allgemein vernünftigen, dem Egoismus ſich entwindenden Standpunct anzuſehn, und eine Regierung liefert den Beweis ihrer Stärke, wenn ſie fähig iſt, das philoſophiſche Bewußtſein im Angeſicht der Parteien zu vertreten. Alle Amneſtie geradezu verweigern, iſt freilich immer noch beſſer, als den Schein öffentlicher Verfolgung zu meiden, aber dafür geheime Giftpülverchen auf alle unſere harmloſen Wege zu ſtreuen, woran unſere Perſonen langſam zu Grunde gehen müſſen, wenn ſie nicht eine moraliſche Stärke in ſich ſelbſt haben. In unſerm philoſophiſchen Deutſchland iſt, ſollte man denken, das Werk der Amneſtie, deren ſo manche Unterſuchungsfragen bedürfen, gewiß viel leichter zu Stande zu bringen, als in Frankreich, wo der lauernde Heißhunger der Tagespolitik jeden poſitiven Moment, den man feſthalten möchte, wieder verſchlingt. Deshalb mag es ſchwer ſein, für die Frage der Amneſtie den bloß ſittlichen Geſichtspunct aufzuſtellen, beſonders unter Verhältniſſen, wo die Regierung ſelbſt nur eine Partei iſt und als ſolche den Parteien gegenüberſteht. —

Ich komme ſoeben aus der Deputirtenkammer, deren Sitzungen mir jedesmal die heftigſte Aufregung verurſachen, nicht ſowohl durch den

Inhalt ihrer gegenwärtigen Verhandlungen, als vielmehr, weil ich ein Deutſcher bin und mir die Augen übergehen vor dieſem ganzen prismatiſchen Schauſpiel, in dem ſich das weſentlichſte Leben einer großen Nation zuſammendrängt. Hier in dieſer Deputirtenkammer können Sie gewiſſermaßen die Architektonik der Parteien ſtudiren und ſich über die zierliche Symmetrie verwundern, mit der die Anarchie der Meinungen darin auf ihre verſchiedenen Sitze vertheilt und gruppirt iſt. Wenn man ſich in dieſer ſchönen Halbrotunde befindet, in der das Licht von oben herab durch eine Glaskuppel magiſch hereinfällt, muß man ſich zuerſt fragen, ob man in ein Theater oder zu einer Volksverſammlung gekommen, und dann muß man wieder ſtaunen über dieſen theoretiſchen Witz, mit dem ſich die Parteinüancen in Weiſe der antiken Amphitheater ihre Plätze conſtruirt haben. Der theatraliſche Eindruck iſt gewiß nicht beabſichtigt, aber das iſt eben die Ironie, die lächelnd über dem Ganzen ſchwebt, daß er dennoch hervorgebracht wird und ein zweideutig ſchillerndes Licht auf die Politik wirft, deren Werkſtätte dieſer Raum iſt. Die ganze Zurüſtung hat auch das vollkommene Anſehen eines Schauſpiels, die Damen nehmen die erſten Bänke in den Tribunen ein und dieſe Galanterie iſt ſogar vorgeſchrieben von der ga-

lanten Deputirtenkammer, denn überall ſteht es angeſchlagen: **les premiers bancs sont reservés pour les Dames.** Man findet ſich mit Operngucker und Lorgnette ein, und die Deputirten ſelbſt bedienen ſich dergleichen, um von ihren Plätzen aus während irgend einer langweiligen Debatte und Rede nach den Damentribunen hinaufzulugen. Indeſſen iſt es ſpät geworden, Manche im Publikum haben ſich der Lecture ergeben und durchblättern einen Roman oder eine Zeitung. Mittlerweile bemerkt man im Centrum vor den mit weißen Pulten verſehenen Miniſterbänken allmählig einzelne Gruppen von Deputirten. Dort tritt auch Herr Thiers herein, ſieht ſich nach dem Präſidentenſtuhl um, der noch leer ſteht, lacht nach ſeiner Weiſe und dreht ſich wieder um und geht. Nach einiger Zeit kommt er wieder und nimmt ſeinen Platz im linken Centrum ein, über der erſten Miniſterbank. Nun haben ſich nach und nach die Plätze gefüllt, Dieſer ſitzt und ſchreibt, Jener ſieht Brochuren durch, Andere ſprechen und geſticuliren in lebhaften Gruppen, der Lärm beginnt und das Publikum wird immer aufmerkſamer. Da ſehen Sie auch Herrn Guizot auf ſeinem alten Deputirtenſitz, zu dem er ſich mit ſtolzen Schritten heranbewegt hat, nachdem er gleichwohl an ſeinen Nachfolgern im Regiment mit freundlicher Be-

ʒung vorbeigegangen und ihnen die Hände ge-
ttelt. Endlich ſchreitet Herr Dupin heran
nimmt in ſeiner imponirenden Ruhe den Präſi-
enſtuhl ein, wodurch die Sitzung eröffnet iſt.
uque und Brille ſchattiren ſeltſam ſein nicht ein-
mendes aber frappirendes Geſicht, das ſtreng,
chieden, überlegend, klug, denkend und handelnd
leich ausſieht. Er durchläuft einige Papiere,
eibt und unterzeichnet, während das Geſchrei
Huiſſiers: **en place, Messieurs!** unzählige
le und mit ſchmetternden Stimmen ertönt, das
r von Niemanden gehört zu werden ſcheint.
n ſchüttelt Dupin ſeine ungeheure Glocke, wen-
ſich dann wieder gleichgültig zu ſeinen Papieren,
der Lärm und die Privatgeſpräche der Depu-
en dauern fort. Die beiden neben ihm ſtehenden
iſſiers aber brüllen unaufhörlich: **Silence, Mes-
ırs! Silence, Messieurs!** Der Präſident ſchüt-
noch einmal fürchterlich ſeine Klingel und wirft
ın langen Blick auf die Verſammlung, worauf
lich ſich ſoviel Ruhe herſtellt, um die Sitzung
innen zu können. Es iſt nicht zu läugnen, daß
Kammer ſich zu wenig ſelbſt disciplinirt und be-
rſcht und daß ſie dadurch eine gewiſſe Würde ein-
ʒt, die für eine conſtitutionnelle Volksverſammlung
nſchenswerth iſt, aber man darf die Aeußerungen

der französischen Individualität nicht nach deutschen Maßstäben und Gewohnheiten beurtheilen, was freilich unsere Landsleute hier oft genug thun. Eine Art von Grausamkeit aber verräth sich in der französischen Deputirtenkammer durch ein förmliches System der Anarchie, das man annimmt, um durch Husten, Schnauben und Privatconversationen solche Redner oder solche Meinungsäußerungen, die man nicht aufkommen lassen will, von vornherein zu vernichten. Manche Redner hört die Kammer niemals an und es giebt freilich immer privilegirt langweilige Redner, die ein solches Schicksal verdienen. Ein derartiges Schlachtopfer besteigt gewöhnlich mit einem unendlich dicken Manuscript, dessen Anblick schon Schauder erregt, die Tribune, trinkt mindestens fünf Gläser Zuckerwasser bei seinem mehrere Stunden langen Vortrag aus, und läßt sich gar nicht stören, wenn auch die Unruhe in der Kammer alles Maaß übersteigt. Das eintönige: **Silence, Messieurs!** der Huissiers verklingt nutzlos dazwischen, Herr Dupin steht mechanisch alle zehn Minuten auf, klingelt und setzt sich wieder, wenige Secunden lang wird es danach ruhig, der Redner hat unterdeß sein Glas Zuckerwasser geleert, neugestärkt nimmt er sein Manuscript wieder vor, schnarrt weiter und der Lärm fängt mit dem Gegenstand von

Neuem an. Andere Redner, die wirklich etwas zu ſagen haben, aber aus irgend einem Grunde keine Macht über die Kammer gewinnen können, bieten in dieſer Weiſe ein ernſthafteres tragiſches Schauſpiel dar, das dem grauſamen Anblick einer Thierhetze gleichkommt.

Dieſe Kammer hat jetzt in der öffentlichen Meinung ganz und gar ihren Credit verloren, und im Theater beklatſcht man bei der Aufführung von Scribe's Camaraderie jedesmal mit einem ſtürmiſchen Enthuſiasmus die Stelle, wo Edmond Deputirter werden ſoll und mit Beſorgniß ausruft: **cette position demande un si grand talent**, worauf die muthwillige Zoe erwidert: **vous n'avez donc jamais été à la chambre?** Aber dieſer Mißcredit der Kammer liegt in der ganzen gegenwärtigen Stellung der politiſchen Parteien, die ein gleißneriſches Nichts iſt, und auch die nächſte Deputirtenkammer, aus welchen perſönlichen Elementen ſie auch immer gemiſcht ſein mag, wird das geſunkene moraliſche Anſehen der Debatte nicht wiederbefeſtigen können. Dazu kommt, daß ſich immer mehr eine gewiſſe ſchöngeiſtige Charlatanerie des Parlamentskörpers hier bemächtigt und dadurch geht die Würde der Politik Frankreichs vollends in die Pilze. Es giebt jetzt keinen Schöngeiſt und Feuilletoniſten in Paris,

welcher zu einigem Namen in den Journalen und Salons gelangt, der es nicht auch für Pflicht und Beruf erachten ſollte und ein point d'honneur darein ſetzte, ſich in die Kammer wählen zu laſſen. Selbſt das Männchen Jules Janin hebt ſich jetzt auf ſeinen großen Zehen und ſchaut ſehnſüchtig die Treppenſtufen zu dem Palais Bourbon hinan, in dem er durch die neuen Wahlen Sitz und Stimme zu erlangen ſich einbildet. Was ſoll aus der conſtitutionnellen Debatte in Frankreich werden, wenn ſie auch noch Theaterrecenſionen in ſich aufnimmt? Für mich giebt es wahrlich nichts Traurigeres, als die augenblickliche franzöſiſche Politik, in der ſich zugleich ſoviel leere und windige Eitelkeit ausſpricht, und ich glaube, dieſe Politik iſt das Unglück von ganz Europa! Welch ein Jammer, daß wir unſer eigenes politiſches Bedürfniß und unſern Mangel an thatſächlicher Geſchichte damit beſchwichtigen müſſen, die Debatte der großen Nüancen zwiſchen Guizot, Thiers, dem Tiers-Parti, den Doctrinairs und dem verantwortlichen und unverantwortlichen Miniſter-Conſeil der Franzoſen zu leſen? Dieſe dialektiſchen Zergereien zwiſchen den verſchiedenen Meinungsnüancen, deren doch keine einzige mehr eine Subſtanz in ſich hat, ſind unſere politiſche Nahrung, mit der wir abgeſpeiſt werden und von

der wir nun ſchon ſeit Jahren fett werden ſollen. Dieſe Dialektik hat aufgehört geſchichtlich zu ſein, wozu ſie noch vor einigen Jahren den Anſchein hatte, und iſt jetzt nichts mehr als eine öffentliche Onanie der Politik, ein aus Schwachheit vollbrachter Selbſtmord der Geſchichte. In allen Aeußerungen, durch welche ſich jetzt die franzöſiſche Deputirtenkammer manifeſtirt, liegt etwas Grimaſſirendes, etwas von jener Natur der Giraffe, über die ich Ihnen neulich geſchrieben habe, und deren ſymboliſche Geſtalt mir nun einmal an allen Orten hier aufſtößt. Was in früherer Zeit die Maitreſſenwirthſchaft in Frankreich geweſen, dies organiſirte Syſtem von Buhlerei und Intrigue, das iſt unter dem heutigen Regime die Dialektik der Parteien geworden, die eine pſychologiſche Buhlerei mit den Verhältniſſen und Grundſätzen an die Tagesordnung gerufen hat. Es iſt dadurch eine Intrigue der Prinzipien aufgekommen, die nicht nur demoraliſirend auf die öffentliche Meinung zurückwirkt, ſondern ſchon an und für ſich ſelbſt die große Lüge bildet, welche man jetzt in der Welt die öffentliche Meinung nennt. Die Sophiſtik der Gegenſätze welche jetzt nicht einmal mehr ächte Gegenſätze ſind, buhlt toller darauf los mit Volk und Staat und, umgarnt ränkeſüchtiger Geſetz und Freiheit, als es

jemals eine Maitreſſe Ludwig's XIV. durch die ganze diaboliſche Komödie ihrer Reize gethan. Woran aber unſer ganzes Zeitalter krankt, dies Uebel hat ſich gegenwärtig in Frankreich gewiſſermaßen zu einem ſyſtematiſchen Zuſtand ausgebildet. Es iſt dies, daß wir kein Gewiſſen für die Nachwelt haben, und daher auch nicht für uns ſelbſt. Darum verfälſchen wir unſere Gegenwart durch tauſend Schwarzkünſteleien, die wir an den heiligſten Dingen und Geſtalten verüben, und überliefern der Geſchichte eine verzerrte Epoche, die über ſich ſelbſt ein heuchleriſch künſtliches Netz geſponnen. Das Beſtreben, zu verfälſchen, iſt ſo groß bei uns, daß man im Stande iſt, Biographieen und Nachlaſſe unſerer ausgezeichneten Männer herauszugeben, in denen die wahre Geſtalt derſelben gar nicht vorhanden iſt, ſondern wo ihr eigenſtes Weſen zu einem zahmen Philiſterbilde zugeſtutzt erſcheint, das jeder Bureaubeamte ohne Erröthen in ſeiner Stube aufhängen kann. Wenn die früheren Zeiten ſich ebenſo tartuffiſch in ſich ſelbſt eingehüllt hätten, was wäre dann aus uns geworden, aus unſerer Bildung und aus unſerm Verhältniß zur Geſchichte? Die öffentliche Meinung iſt corrumpirt in unſerer Zeit, darin liegt das ganze Unglück, und in Frankreich tragen jetzt der Journalismus und die Tagesdebatte, die ihr

eigentlich zum unmittelbarſten Träger und Ausdruck dienen, am meiſten zu ihrer Verfälſchung bei, indem ſie eine trügeriſche Repräſentation von ihr abgeben. Man hat kürzlich geſagt, der Journalismus habe in Frankreich ſeine Macht verloren, und ſei theils durch ſeine äußern Verhältniſſe, theils durch die Mißachtung paralyſirt, in welche die Preſſe als ein corrumpirtes Organ der öffentlichen Stimme gerathen. Aber man irrt ſich darin in mehrfacher Hinſicht. Die Journale werden hier immer die beweglichſten Hebel des Tages bleiben, und haben ſchon an der bloßen Leſeſucht, die hier ſelbſt unter dem niedrigſten Volke herrſcht und dort bei weitem mehr als in Deutſchland, eine gewaltige Stütze. Alles lieſt hier in Paris Journale, jeder Omnibus dient faſt zugleich zu einem Leſecabinet, jeder Stiefelputzer bietet das neueſte Zeitungsblatt zur Unterhaltung dar, indeß man ſich von ihm ſäubern läßt; während ich die Leſeſucht bei dem gemeinen Mann in Deutſchland überall ſo gering gefunden habe, daß ſich ſeine Lectüre in der Regel nicht über das Bereich der Localanzeigen in den Blättern hinauserſtreckt. Je mehr daher der franzöſiſche Journalismus innerlich und moraliſch ſinkt, deſto mehr Macht gewinnt er nur, anſtatt ſie zu verlieren, indem er nur um ſo aufregender ſein treibendes Queckſilber in alle Adern der Bevölkerung ſtrömt. Aber

man wäre thöricht, wenn man die Preßfreiheit als ſolche darum anklagen wollte, da es in den Ländern, welche keine Preßfreiheit haben, noch bei weitem ſchlimmer ſteht mit der Verfälſchung der öffentlichen Meinung. In Frankreich liegt das Unglück in der ganzen Conſtellation des gegenwärtigen Staatsle-bens, in dem Mißverhältniß der poſitiven und nega-tiven Reſultate, in der ſkeptiſchen Stellung zu den Ergebniſſen der Revolution und in einer gewiſſen allgemeinen Organiſation des Nationalcharakters.

Wenn man aufrichtig ſich ſelbſt geſtehen will, was man beobachtet, ſo muß man ſagen, daß in dieſem Augenblick das franzöſiſche Volk durchaus prinziplos iſt, denn man durchmuſtere und prüfe alle Prinzipien des Tages, die jetzt noch in offener oder geheimer Bewegung gegen einander ſpielen, und man wird ſie ſämmtlich verbraucht und abgerieben finden! Bei dieſer ohnmächtigen Anarchie der Mei-nungen kann man daher auf den Gedanken kommen, daß in Frankreich die Revolution ihr Ende erreicht hat und daß das Land keiner Revolutionnirung aus einem beſtimmten Prinzip mehr fähig iſt, ſondern, ſtatt der Revolution, lediglich noch eine Diſſolu-tion ihm gefahrdrohend vorſchwebt. Zwar wird die Emeute in Paris jeden Tag neu geboren, ſobald die Sonne aufgeht und gewiſſe Geſichter beſcheint,

die dann aus ihren Winkeln und Nachtverſtecken hervorkriechen, mit einer Phyſiognomie, der Sie nichts Aehnliches in der ganzen Welt erblicken können. Dieſe Volksgeſichter, die ſich hier auf manchen Straßen umhertummeln, haben eine phyſiſche und moraliſche Zeichnung, vor der man mit Erſtaunen ſtillſtehen muß und die man auf den erſten Blick als die Teufelsanwalte der Revolution erkennt. Es ſind hohnlachende aber charaktervolle Frazzen, die nur aus der verzauberten Erde von Paris emporſteigen können, Köpfe, die unverſehens überall auftauchen, wo es etwas zu ſehen und zu hören giebt, und die uns durch ihre Verworfenheit und Gleichgültigkeit und zugleich durch den wunderbaren Ausdruck ihrer Entſchloſſenheit erſchrecken, durch den Schmutz des Elends aber, der ihnen anklebt, zu ſchauerlichem Mitleid bewegen möchten. In einer Stadt, wo unzählige ſolche Geſichter umherlaufen, denen ſchreiend an der Stirn geſchrieben ſteht, daß ſie nichts mehr zu verlieren haben, da iſt Alles möglich jeden Augenblick, und es kommt hier nur darauf an, welche Partei das meiſte Geld auszuwerfen hat, um jene Schnapphähne des Aufruhrs an ihre Schritte zu feſſeln. Dieſe volksthümlichen Elemente der Zerſtörung, die Frankreich beſtändig an ſeinem Buſen wiegt, ſind daher keineswegs anundfürſich revolu-

tionnairen und demokratiſchen Urſprungs, ſondern die legitimen und abſoluten Gewalten haben ſich ihrer ebenſo oft bedient, um zu ihren Gunſten das Unheil des Straßenaufruhrs damit heraufzubeſchwören.

Die Demokratie iſt ein heiliges Räthſel der Zukunft, das man nicht entſtellen muß durch Vermengung mit Elementen, die den Sünden aller Parteien angehören und keineswegs der Demokratie allein. Der Pöbel iſt der allgemeine Schleim in der Geſchichte, der allen ihren Bewegungen anklebt und den ſie nicht von ihren Organen abzuſtreifen vermag, weil ſie ſelbſt nur eine irdiſche und fleiſchliche Geburt iſt. Aber der Abſolutismus hat bei weitem mehr auf den Pöbel zu rechnen als die Demokratie, denn es liegt ſchon in dem Prinzip einer Volksherrſchaft, daß ſie ſich bemühen wird, die gefährlichen Elemente in ihrem Schooße zu veredeln und zu dem Begriff einer Gleichheit auch geiſtig heranzubilden, während die abſolute Gewalt an einem Pöbel, deſſen Begriffe nicht entwickelt und deſſen Bewußtſein ſich blindlings unterwirft, den nothwendigen Beſtandtheil ſeines eigenen Daſeins hat. Das Demokratiſche in der modern bürgerlichen Geſellſchaft iſt etwas ganz Neues, das noch ſo wenig zu einer poſitiven Erſcheinung gediehen, es iſt ein ſo räthſelhafter und

ſchüchterner Fingerzeig der Geſchichte, eine ſo junge grüne Saatſpitze, daß ſchon die Ehrfurcht vor dem Walten eines höhern Geiſtes in unſern Schickſalen gebietet, nicht mit Gensd'armen und Hellebarden loszureiten gegen die ſchwankende Frühlingsblume. Es iſt das erſte Augenaufſchlagen des Tiers-Etat, vor dem die neuere Geſchichte zuſammengefahren iſt, und man kennt noch lange nicht das ganze Herz des Volkes, was es iſt und will, man hat ſich noch nicht die Mühe gegeben, die Schläge dieſes armen großen Herzens zu verſtehen. Was die Ariſtokratie iſt? das weiß man nun ſchon ſeit Jahrhunderten, der Adel hat ſich ſo genau in effigie in der Geſchichte abgezeichnet, daß man dieſe Seite des Menſchengeſchlechts, welche bis 1789 die bevorrechtete war, ganz und gar kennt. Aber das Volk kennt man noch nicht, und man kennt nicht, was Alles in dem Volke ſchlummert! Was ein Adeliger iſt, wußte man im achtzehnten Jahrhundert aufs Haar, und auf die Frage: **qu'est-ce qu'un noble?** antwortete bekanntlich Beaumarchais: **un homme qui s'est donné la peine de naître!** Nur Eines vergaß man damals, daß man nicht die Phyſiker durch eine Preisaufgabe veranlaßte, das **Blut** des Adels chemiſch zu unterſuchen, um wiſſenſchaftlich anzugeben, worin ſich eigentlich deſſen Subſtanzen von dem geringeren

Blut des Volkes unterscheiden? Denn daß der Adel schon aus den Händen des Schöpfers mit einem gänzlich anders genaturten Blut hervorgegangen, hat die Aristokratie, und besonders die französische, entschieden genug behauptet, und dieser Gedanke ist so unausrottbar in allen aristokratischen Tendenzen, daß er in neuester Zeit selbst dem Fürsten Pückler mitten in Afrika wieder eingefallen, indem er von dort aus schreibt, daß nur auf physischem Wege durch die Erzeugung einer gänzlich edlen Race, die schon durch die Reinheit ihres Blutes das Höchste darstelle in der Gesellschaft, der Menschheit wiederaufzuhelfen sei. Ich halte dies nämlich für den vollkommenen Ernst des Fürsten, obwohl ich weiß, daß er im Stande ist, diesen seinen eigenen Gedanken selbst auszulachen. Aber als das bevorrechtete und privilegirte Blut unter den Guillotinen der Revolution dampfte, fand man noch nicht den Unterschied heraus zwischen den physischen Substanzen des Adels und des Volkes. Man war begierig geworden nach dem Blut des Adels, um seine Beschaffenheit, von der so viel Lärm in der Geschichte gemacht worden, endlich einmal an das Tageslicht zu ziehn, diese grausame Neugierde hatte die Aristokratie selbst dem Volke eingegeben und eingetrieben, und siehe, als man das anders genaturte Blut vergoß, war es ro-

thes, feuchtes, armes Menſchenblut, Bruderblut, vor dem Die, welche es vergoſſen, zurückſchaudern mußten!

Für das volksthümliche Element der Geſellſchaft iſt bisjetzt weder die moraliſche noch die politiſche Form gefunden worden, ſondern, trotz aller Repräſentativverfaſſung, tritt das Demokratiſche noch immer nur als eine bloße Negation gegen das Bevorrechtete im Staatsleben auf, aber noch keineswegs als etwas Daſeiendes im Staate. Der Mann aus dem Volke, der vor der Revolution ein **homme de rien** war, iſt auch heutzutage noch kein organiſch mitlebender Theil des Ganzen, denn dazu gehört politiſche Bildung und Erziehung auf der einen, und auf der andern Seite ein geſundes Gleichgewicht des allgemeinen Zuſtandes. Alle Revolutionen in der neuern Geſchichte geſchehen gewiſſermaßen von Oben herab und nicht von Unten herauf, denn der dritte Stand, der in ſeiner unfreien Maſſenhaftigkeit verſteinert ſteht, verharrt ſo lange unbeweglich, bis er von den ihm gegenübergeſetzten Staatsgewalten einen unnatürlichen Reiz empfängt, der ihn endlich aus ſeiner duldenden Ruhe emporſchleudert. Die bevorrechteten Klaſſen ſind es, welche alle Revolutionen anzetteln, indem ſie durch ein tolles Ueberbieten ihrer Privilegien die Vernunft des

Tiers = Etat erwecken, die ſonſt noch lange ohne Thatäußerung geſchlummert haben würde, aber dann zeigt es ſich als rächende Nemeſis, wie ungebildet und roh die Vernunft des dritten Standes geblieben, und ſeine erſte hiſtoriſche Offenbarung iſt der Jacobinismus. Dies iſt die Rache, die ſich bei allen politiſchen Bewegungen der modernen Geſchichte geltend macht, die Rache, daß man nichts für die ſtaatliche Erziehung des gemeinen Mannes gethan und ihn ferngehalten von aller Ausbildung ſeiner politiſchen Begriffe. So wurde Ludwig XVI. mit aller Gewalt dem Tiers = Etat in die Hände getrieben, und der König ſelbſt war es, der das Volk, das ihn richtete, auf den Schauplatz der Geſchichte berief, indem er Hülfe bei ihm ſuchte gegen Adel und Clerus und es ſelbſt zu einer ſtändiſchen Vertretung befähigte.

Aus der Perſönlichkeit des franzöſiſchen Nationalcharakters aber erklärt es ſich, daß gerade hier eine ſo gewaltige Kluft ſich aufgethan hatte zwiſchen den bevorrechteten Klaſſen und dem belaſteten dritten Stand, ein Abgrund mitten auf der ebenen Bahn der Geſellſchaft, in den endlich der ganze Staat kopfüber hinabſtürzen mußte. Dies perſönliche Weſen der franzöſiſchen Nation muß man auf den pariſer Straßen und Plätzen, in den Theatern und Soi-

reen, an der Table d'hôte und auf der Kunstausstellung, bei Very und Tortoni, in der Deputirtenkammer und auf den Carnevalsbällen und bei allen Gelegenheiten studiren, um die neuere Geschichte ganzundgar zu verstehen. Egoismus und Herrschsucht in der französischen Individualität bilden auf der einen Seite die schneidende Trennung in der Gesellschaft, die nirgends so gefährlich eingerissen war als hier, und auf der andern Seite ist es die außerordentliche Elastizität und geistige Springkraft des Volkscharakters, eine gewisse Fähigkeit zu einer allgemeinen gesellschaftlichen und politischen Bildung, die jedem Franzosen gleichmäßig inwohnt, welche jener Trennung gegenüber ein harmonisches Gleichgewicht des Lebens herstellen und erzwingen möchte. Diese allgemeine Bildungsfähigkeit des französischen Volkes, dieser scharfe intellectuelle Sinn für Form und Inhalt selbst bei dem Geringsten, ist das mächtigste demokratische Werkzeug, um fortwährend alle Scheidewände niederzurennen, welche die Aristokratie zwischen sich und dem Volke aufrichtet. Dies gewaltige demokratische Organ in Frankreich ist die Sprache, die hier eine größere Nivellirung und Ausgleichung der Unterschiede zu Stande bringt als alle liberalen Systeme der Politik. Obwohl unter den Einflüssen der absoluten Staatsgewalten, der

aristokratischen und exclusiven Richtungen, gebildet, hat die französische Sprache gerade dadurch ein Gepräge erhalten, unter welchem sie mit Leichtigkeit alle Klassen der Gesellschaft von der obersten bis zur untersten durchlaufen konnte, und indem die Wendung, mit der man das Gute, Edle, Schöne und Rechte in ihr sagen mußte, gewissermaßen etwas Befohlenes war, vermochte selbst der Plebejer um so eher diesen vorgeschriebenen Ausdruck und mit ihm etwas von dem Gedanken sich anzueignen. Der Franzose bildet sich von Außen nach Innen, er lebt sich erst von der Form aus in einen Inhalt hinein, und darum ist ein so entwickeltes und fertig überliefertes Organ, wie das der Sprache, für die ganze Nationalbildung so wesentlich, weil das Formelle hier zugleich das Geistige auf eine allgemeingültige Weise vermittelt. Der Bildungsgang der deutschen Natur ist im Allgemeinen der umgekehrte, hier ist die innere Bewegung die ursprüngliche, die von dem Gedanken aus in die Sprache sich hineinlebt, und sich erst ein Organ gestaltet, indem sie vom Inhalt überläuft. Darum war bisjetzt in Deutschland in der Regel nur Der, welcher einen Antheil hatte an dem sich fortbildenden Gedankenleben der Nation, auch im Besitz der höheren Fähigkeiten der Sprache, die in dem gemeinen deutschen Mann noch unentwickelt

ſchlummern und eine ſcharfe Gränzlinie ziehen zwiſchen ihm und der allgemeinen Bildung. Die Sprache iſt in Deutſchland noch immer ein bevorzugtes Organ geweſen, das die höhere Entfaltung der demokratiſchen Elemente hinderte, aber man kann nicht verkennen, daß auch in Deutſchland bereits das Organ der Rede zu einer neuen und folgereichen Ausbildung, die einen volksthümlichen Charakter annehmen wird, ſich angeſchickt hat. Das franzöſiſche Volk dagegen befindet ſich durch ſeine Sprache wie im Kreiſe einer elektriſchen Strömung, die es in einer magnetiſchen Berührung erhält mit allen weſentlichen Lebenselementen, die das Daſein der Nation ausmachen. Die franzöſiſche Sprache überliefert durch ihre brillante Verſtandeslogik und durch ihre ideengemäßen Formen, die jedes populaire Bewußtſein ſich aneignen und auswendig lernen kann, eine gewiſſe Macht und Beweglichkeit des Denkens auch dem Volke. Wie des ganzen Körpers Blutſyſtem im Herzen ſich ausmündet, ſo iſt die Sprache das eigentliche Herz der franzöſiſchen Nation, in dem es ſeine ganze Lebensthätigkeit vermittelt und ausbreitet. In Frankreich iſt die Sprache Alles und Alles wird zur Sprache, die feinſte Meinungsnüance vermag ſich hier ſogleich in die Rede umzuſetzen, und dieſem außerordentlichen Gewinn

für die allgemeine Bildung haftet vielleicht nur der eine Nachtheil an, daß die Individualität dabei an ihrem Werth verliert und daß da, wo Alles Rede iſt, leicht Alles zur Redensart wird. Mit der Uebergewalt der Sprache beginnt die Allgewalt der Phraſe, und es giebt unter dem alten wie unter dem neuen Regime Phraſen, welche in ihren Banden den Zuſtand der Nation gefangen halten. Die Phraſe der Debatte iſt es, welche das heutige Frankreich zähmt und abſtumpft, aber das urſprünglich Gedankenmäßige wird man in keiner einzigen franzöſiſchen Phraſe überſehen dürfen!

Man muß erſtaunen über das ſchöne Sprechen, über den logiſchen Vortrag, wenn man das gemeine franzöſiſche Volk hier reden hört! Wie viel anmuthige, edle und geiſtreiche Beziehungen ſind nicht in ſeiner Gewalt bloß durch den Talisman des gebildeten und elaſtiſchen Sprachausdrucks, der auch in die geiſtigen Gebiete wie eine Wünſchelruthe hineinreicht! In der Eigenthümlichkeit der franzöſiſchen Sprache liegen alle Elemente des Nationalcharakters ſelbſt wie in einem klaren Spiegel ausgedrückt; es iſt erſtens das intellectuelle, dann das ritterliche und chevalereske, und drittens auch das ſchauſpielernde und charlatanartige Weſen, das ſich darin ſeinen perſönlichen und nationellen Typus geſchaffen hat.

Die Intelligenz der französischen Persönlichkeit tritt auf eine überraschende Weise in der Sprache hervor, und Sie können von Angelegenheiten des Geistes und Herzens Unterhaltungen beginnen mit einem französischen Handwerker, die einem deutschen Handschuhmacher oder Schneider in derselben Weise nur lächerlich vorkommen würden, bei jenem aber mit einem gewissen Sentiment und einer rednerischen Emphase Anklang und Aufnahme finden: ein Unterschied, der wesentlich in der Sprache begründet liegt. Das Symmetrische, das in dem französischen Sprachausdruck überall sich geltend macht, entspricht ebenfalls einem gewissen mathematischen Sinn, den man bei dem französischen Volke vielfältig beobachten kann und der sich bei den gewöhnlichsten Gelegenheiten, wo man sich auf der Straße zurechtweisen oder die Lage eines bestimmten Punctes beschreiben läßt, auf eine bewundernswürdige Weise verräth. Der chevalereske Klang dieser Sprache bezeichnet ferner eine Nationalität, der man den persönlichen Muth bei aller Gelegenheit zugestehen muß, denn der gewöhnlichste Franzose nimmt oft etwas Ritterliches an durch den schlagfertigen Muth, mit dem er sich zu vertreten, geltend zu machen und die leiseste Ehrwidrigkeit von sich abzuweisen versteht. Die schauspielernde Virtuosität der französischen Sprache cha-

rakteriſirt aber auch endlich eine Perſönlichkeit, die durch Wort und Rede Alles aufbietet, um ihren eigenen Werth genugſam hervorzuheben, und die Alles, was in ihr iſt, herausſagt und an das Tageslicht ſchleppt. Dies iſt jedoch das ächt franzöſiſche Lebensprinzip in allen Dingen und Beziehungen. In Frankreich iſt man nicht Das, was man wirklich iſt, ſondern man iſt nur Das, was man leiſtet, was man von ſich ausſagt und bekennt, was man durch die Aeußerung geltend macht. Was in Frankreich nicht äußerlich wird durch das Heraustreten in die Sprache, in eine Form, das iſt auch nicht da und geht für die Andern verloren. Dagegen beſitzt man bei uns in Deutſchland einen andern nicht genug zu ſchätzenden Sinn, nämlich den, auch in das Stille einer Perſönlichkeit einzugehn und auch das zu würdigen, was nicht an ihr laut geworden und was ein ſchüchternes Seelengeheimniß in den Tiefen der menſchlichen Natur geblieben. Dieſer Sinn und dieſe Sinnigkeit prägt ſich in den Eigenthümlichkeiten der deutſchen Sprache ebenſo charakteriſtiſch aus, als das Gegentheil in der franzöſiſchen. Die zarte Verſchwiegenheit der deutſchen Sprache, dies andeutende Augenblinken unſerer Rede machen gewiß dem deutſchen Charakter und Herzen Ehre, und während man den Franzoſen Alles das zuerkennen muß, was

man von ihnen ſieht und hört, wird man der deutſchen Nation dagegen das ganze unendliche Reich des Unausgeſprochenen einzuräumen haben.

Ich bemerkte Ihnen aber ſchon vorhin, daß mit der deutſchen Sprache eine bedeutende Umwälzung vorgeht, wodurch ſie ebenfalls zu einem allgemeineren volksthümlichen Organ ſich auszubilden im Begriff ſteht! Man wird dies vielleicht erſt dann allgemein wahrnehmen und anerkennen, wenn die Reſultate davon unabläugbar in der Nationalbildung Fleiſch und Blut angenommen haben. Dies iſt die bedeutſame Ausbildung der deutſchen Proſa, durch welche unſere Sprache zu einem demokratiſchen Organ ſich entwickeln wird, zu einem gleichmäßig durchdringenden und umfaſſenden Element, das durch ſeine gedankenvolle Geſchmeidigkeit alle Trennungen in der Geſellſchaft und in der Nationalbildung unwillkürlich überwinden wird. Die geſellſchaftliche und volksthümliche Entwickelung der deutſchen Proſa iſt ein verjüngendes Freiheitselement, das Segen und Leben auch in die Adern des armen und ungelehrten Theils der Nation ausſchütten wird, indem es die Reſultate der Wiſſenſchaft populair macht und dadurch in gewinnender Form die Bildung verallgemeinert. Das Streben nach Populariſirung des wiſſenſchaftlichen Beſitz-

thumes der deutſchen Nation hat in der letzten Zeit die ausgezeichnetſten Köpfe bei uns ergriffen, und man hat vielleicht noch nicht ganz berechnet, welchen Einfluß dieſe aſſimilirende und Alles verarbeitende Darſtellungskunſt auf die Sprache als Nationalorgan ausüben muß und wie dadurch ganz neue Mächte in das Leben der Sprache gebracht werden! Es bereitet ſich dadurch gegenwärtig das Gepräge eines Ausdruckes, an deſſen Formen und Wendungen ſchon die Bezüge des Gedankens haften, es entſteht ein fertiges Sprachorgan, das nicht nur wegen ſeiner Allgemeingültigkeit die Ideen ſchneller umſetzt als jemals, ſondern auch ſelbſt Ideen zu geben und im Volke zu entwickeln vermag. Und wenn man der Literaturepoche, die nach Leſſing, Goethe, Herder und Schiller in Deutſchland heraufkommt, in ihrer anarchiſchen Vielthuerei keinen andern individuellen Werth zugeſtehen will, ſo wird man ihr doch den nicht beſtreiten können, daß ſie im Ganzen mit einer durchaus volksthümlichen und allgemeinnützigen Arbeit beſchäftigt iſt, und daß dieſe Arbeit den unabläugbaren Erfolg hat, durch eine ſchlagende Virtuoſität der Sprache alle die vergrabenen Schätze des deutſchen Wiſſens zu heben, zur Erſcheinung zu bringen und in die tauſend Canäle des Nationallebens zu vertreiben.

Sie wiſſen, um dies große Ziel, die Weltbildung und Volksbedeutung der deutſchen Sprache, zu verwirklichen, hat man nicht nöthig, ſie zu franzöſiren, denn franzöſiſches und deutſches Naturell, die auf einer dynamiſchen Grundverſchiedenheit beruhen, werden ſich niemals verbinden laſſen, und man thut wohl, auch den germaniſirenden Franzoſen dieſen Wahn zu benehmen. Vielleicht iſt es überhaupt wieder an der Zeit, die deutſchen und franzöſiſchen Bildungsintereſſen inſofern zu trennen, als man von Neuem anfangen ſollte, die Poſitivität des deutſchen Charakters in ſich ſelbſt zu erfaſſen und dem franzöſiſchen Weſen gegenüber als eine für ſich beſtehende Natur, der nur aus ihr ſelbſt geholfen werden kann, feſtzuhalten. Wenn man die Franzoſen betrachtet, was aus ihnen geworden und wie ſie ſind, ſo muß man auf den Gedanken kommen, daß dieſe herrliche und in der That große Nation doch am Ende dem Schickſal erliegen kann, in ſich ſelbſt zu Grunde zu gehn, an einer anarchiſchen Subjectivität ſich hinzubringen und erobert zu werden, wie die Polen. Hat Börne, zum Theil mit dem bedeutſamſten Erfolg, die negativen Seiten des deutſchen Charakters zum Bewußtſein gebracht, ſo müſſen wir doch, nachdem dieſer hohe ideale Geiſt ſeine Schmerzensmiſſion erfüllte, wieder an den Ele-

menten in uns anknüpfen, die uns am beſten unſer eigenes Beſtehen verbürgen oder bei denen wir wenigſtens die Ehre haben, nur durch uns ſelbſt zu verderben. Alle Formen der modernen politiſchen Freiheit ſind weſentlich germaniſch, und wir können unſer eigenſtes Weſen dazu ausbilden, ohne daß wir nöthig haben, mit den alten Mächten unſeres Daſeins zu brechen, die einmal unſere Bildung als eine gänzlich verſchiedene und anders genaturte von der franzöſiſchen ſtempeln. Mir ſtehen die Haare zu Berge vor Grauſen und Langeweile, wenn ich die gänzlich ſophiſtiſche Dialektik zwiſchen Conſervatismus und Liberalismus täglich weiter ausſpinnen höre, und mit Recht hat ſich Rotteck neulich, wie ich in einer deutſchen Zeitung geleſen, in der badiſchen Kammer einen Conſervativen für alles Gute und Rechte genannt! Welcher ehrliche Mann muß nicht conſervativ ſein, und welcher ehrliche Mann iſt nicht liberal? Die Geſchichte wendet ſich nach einer ganz andern Richtung hin, als nach dieſem veralteten Gegenſatz der conſervativen und liberalen Elemente, der ſich für die Debatte ebenſo unfruchtbar erweiſt als für die Zuſtände, indem aus dieſer Dialektik gar nichts Thatſächliches entſprungen ...! Aber dieſe niederträchtigen dialektiſchen Nüancen ſcheinen eben der Fluch unſerer Zeit zu ſein, und wir ſind

noch nicht ſo weit gekommen, daß uns die politiſche Freiheit als ein Einfaches heraustritt. Wir müſſen jedoch überall wieder auf die einfachſten Lebensverhältniſſe zurückgehn, um zu dieſer natürlichen Anſchauung zu gelangen, und jemehr wir unſere eigene Bildung mit der Erziehung des Volkes verknüpfen, deſto näher kommen wir der einfachen und harmoniſchen Geſundheit, in der ſich die Freiheit als Natur und nicht als künſtliche Miſchung erzeugen muß.

Reißende Fortſchritte hat der dritte Stand in Frankreich gemacht, und es iſt ſonderbar, daß wir in neueſter Zeit zum Theil die Hand dazu bieten mußten durch das Beiſpiel unſerer deutſchen Volksſchulen. Die ſteigende Bildung und das geſteigerte Bewußtſein des gemeinen franzöſiſchen Volkes reizen aber auch immer mehr das Ehrgefühl dieſer ohne Zweifel übervortheilten Klaſſe der Geſellſchaft auf. Dies hat auf der einen Seite wohlthätig gewirkt in Bezug auf die Verminderung der Verbrechen, deren Zahl hier bei weitem geringer iſt als in England, wo man an dem Volke nicht denſelben Stachel des Ehrgefühls, der das Laſter verhütet, bemerken kann. Dies franzöſiſche Ehrgefühl aber führt zu einer andern Verwirrung, die mit einem ganzen Räthſel in der modernen Civiliſation zuſammenhängt. Es wird

nämlich bald auch in Frankreich, wie bereits in Amerika, keine Bedienung mehr geben, und dies Verhältniß, das sehr wesentlich ist für die ganze Gesellschaftseinrichtung, hat hier schon einen bemerkenswerthen Umschlag erlitten. Was in Frankreich den Diener macht, ist nur das Geld, aber nicht die Gesinnung, und natürlich kann man zunächst nichts dagegen haben, sondern muß es als einen edlen Charakterzug anerkennen, wenn man in einem Lande keiner Bedientengesinnung begegnet. Denn man kann es der Schöpfung nicht geradezu nachweisen, daß sie auch Bedienten geboren werden läßt, sowie Poeten geboren werden oder allenfalls auch Könige. Es ist keine Frage, daß Der, welcher nicht nöthig hat Bedienter zu sein, besser daran thut es nicht zu sein, aber wem einmal durch Zufall oder Schickung der Beruf geworden, die Kleider und Schuhe seiner Nebenmenschen zu reinigen und nach der Klingel zu hören, welche von ungeduldiger Herrenhand geschellt wird, der muß auch seinen Stand ebenso treu erfüllen als wenn er auf den höchsten Punct in der Gesellschaft gestellt wäre. Ein Stiefelputzer muß seine Sache ebenso genau machen, wie ein Feldherr, der ein Heer zu befehligen hat, oder wie ein großer Virtuose, der ein Concert giebt und der auch nicht durch das Fehl-

greifen einer einzigen Note unſern Ohren wehethun darf, denn wir haben das Vergnügen bei ihm bezahlt. Ich will nicht das Pietätsverhältniß zwiſchen Herrn und Diener, das in unſerm Deutſchland noch in vielen Häuſern angetroffen wird, als etwas außerordentlich Moraliſches berühmen, denn es macht ſich am Ende von ſelbſt, wo auf beiden Seiten guter Wille iſt, aber in Frankreich exiſtirt es in dieſer Sphäre faſt gar nicht mehr oder iſt nur höchſt ſelten auf eine erfreuliche Weiſe anzutreffen. Das Volk drängt und ſtößt hier von allen Seiten, um dem Zuſtand des Dienens ſich zu entwinden oder die Abhängigkeit darin zu einer illuſoriſchen zu machen, und ſo entſteht fürjetzt durch dieſe immer mehr zunehmende Selbſtändigkeit und Ehrſucht des gemeinen Mannes ein gereiztes Verhältniß zwiſchen Herrn und Diener, das leicht einen unſittlichen Charakter annimmt. Wer einen Diener hat, wird ſich hier immer in einem gewiſſen Abhängigkeitsverhältniß zu ihm befinden, denn er hat vor allen Dingen darauf zu achten, daß ihm die Dienſte, die er verlangt, nicht etwa auf eine benachtheiligende und ſchädliche Weiſe erzeigt werden. Es iſt hier in Paris vorgekommen, daß ein Bedienter ſeinen Herrn zum Duell herausforderte, weil ihn dieſer nicht anſtändig genug behandelte, und die Ausforderung mochte

etwa lauten: „Mein Herr, Sie haben mich wie einen Bedienten behandelt, Sie ſind mir Genugthuung ſchuldig!“ Man hat auch hier in der Umgangsſprache ein gewiſſes Uebereinkommen getroffen, das, wie es ſcheint, dazu dienen ſoll, den Ehrgeiz der untergebenen Klaſſe zu beſchwichtigen, denn man wird nicht leicht einem Diener etwas befehlen, ohne die zufriedenſtellende Phraſe: s'il vous plait! hinzuzufügen. Dieſe etwas ridicule Beſchwichtigung, die aber hier gängundgäbe iſt, läßt dem Bedienten allerdings die Illuſion, daß er in dem Befehl nur ſeinen eigenen Willen vollſtreckt, und es iſt ganz richtig, daß auch ein Bedienter Das bleiben laſſen kann, was er nicht gerade thun will, denn er braucht ja nur aus dem Dienſt zu gehn. Aber es ihm bei jedem Käſe, den er auf den Tiſch ſetzen ſoll, als Troſt in die Ohren zu raunen, das ſcheint mir ein komiſcher Geſellſchaftsvertrag, der unwillkürlich an ſo vieles Künſtliche und mühſam Zuſammengehaltene in den heutigen franzöſiſchen Verhältniſſen erinnert, ſo unwillkürlich, daß man wehmüthig lächeln muß. Die Bedienten ſelbſt aber ſpitzen eiferſüchtig die Ohren auf dieſes S'il Vous plait, in dem ſie die Aſſecuranz ihrer Menſchenwürde erblicken und durch deſſen Gewährung man ſelbſt einen beinahe ſublimen Anſtrich von Humanität gewinnt. Aller

dieſer unendlichen S'il Vous plait ungeachtet, kann doch die dienende Klaſſe hier ſelten einen geheimen Groll gegen die Herrſchaft verläugnen, der lediglich in dem drückenden Gefühl der Dienſtbarkeit und in dem Stolz des Volkscharakters ſeine Urſachen hat. Verſteht man nicht dieſen Stolz zu ſchonen, ſo iſt man beſonders als Fremder in Paris den größten Benachtheiligungen von ſeiner Bedienung ausgeſetzt, und es iſt bekannt, daß die Garçons in den Hôtels ſehr oft ſyſtematiſch darauf ausgehen, die Kleider ihrer Herren beim Reinigen zu zerreißen und zu beſchmutzen, anſtatt ſie zu ſäubern. Dieſe Weiſe der Domeſtiquen, an den Kleidern und Sachen ihren Unmuth und ihre Rache auszulaſſen, ſieht man hier auch zuweilen auf der Bühne zu poſſirlichen Scenen benutzt, unter andern in dem artigen Vaudeville **La Comtesse du Tonneau**, das im Palais Royal jetzt faſt alle Tage gegeben wird. Ich kenne einen hier lebenden deutſchen Maler, der vielleicht den allerhöchſten Grad der Verzweiflung an der franzöſiſchen Bedienung darbietet. Er wäſcht ſich nämlich ſogar ſeine Wäſche ſelbſt, um ſie nicht in einem unbrauchbaren Zuſtande wiederzubekommen, und es war allerdings eine maleriſche Arbeit, ich verſichere Sie, bei der ich ihn in dieſer Erfüllung einer ſo ernſthaften Nothwendigkeit neulich überraſchte.

Andere Fremde giebt es, die sich wenigstens ihre Kleider selbst bürsten, um sie nicht zu frühzeitig das Schicksal der Endlichkeit aller irdischen Dinge erfahren zu lassen. Wenn man Ursache hat, mit der Bedienung in seinem Hôtel nicht zufrieden zu sein, so thut man in der Regel am besten, sich einen **domestique de place** eigens anzunehmen, den man täglich besoldet und von dem man weniger abhängig wird, weil man ihn jeden Augenblick entlassen kann. Von diesen wird man meistentheils vortrefflich bedient und sie sind zugleich an Allbeweglichkeit und Allbrauchbarkeit der wahre Ariel in dem Lustspiel von Paris, wenn auch etwas weniger elfenhafter und mehr sündhafter Natur; aber auf die Länge möchte es freilich sehr kostspielig werden, sie zu gebrauchen.

Am zweckmäßigsten ist es, daß man in den Ehrgeiz des französischen Volkscharakters eingehen und ihm eine erträgliche Seite abgewinnen lernt. Wenn man dieser Sucht des gemeinen Mannes, ebenso viel gelten zu wollen als jeder Andere, einige Zugeständnisse macht, wie man es denn auch muß in jeder Hinsicht, so wird man bald seinen Trotz in eine gewisse Geschmeidigkeit und ein anständiges Zuvorkommen verwandelt sehen, das ebenfalls einen wesentlichen nationalen Zug hier bildet. Der Hoch-

muth des gemeinen Mannes in Frankreich nimmt allerdings oft einen zu herausfordernden Charakter an und zieht es in den meiſten Fällen vor, durch den Contraſt ſeiner Anſprüche zu beleidigen, anſtatt denſelben Geltung zu erſchmeicheln. Ein franzöſiſches Dienſtmädchen, mit dem man zuſammen auf der Diligence fährt, will vollgültig als Dame behandelt ſein und macht auf Höflichkeitsbezeugungen Anſprüche, die ſich der arme beſcheidene deutſche Dienſtbotenſtand noch kaum einfallen läßt. Der ſchmierigſte Tagarbeiter, der einige Sous mehr als ſonſt verdient hat, ſcheut ſich nicht in das erſte Café-haus von Paris einzutreten, wenn es ihm einmal darauf ankommt, zu zeigen, daß er ein rechter Mann ſei und daß er ſeine Taſſe Café trinken könne wo es ihm beliebe und ſo gut wie ein Anderer, der in einem modiſchen Cabriolet angefahren kommt. Man hat auch nicht das Herz, etwas Erhebliches gegen dieſe Eroberungen zu ſagen oder zu denken, welche der Tiers-Etat hier täglich bei allen Gelegenheiten und auf ſeine eigene Hand unternimmt, und man muß ſie ruhig als Symptome einer noch dunkeln Entwickelung der Zukunft auf ſich wirken laſſen, aber nicht ſie zu unterdrücken ſuchen. Komiſch iſt es aber, wenn man mitanſieht, welches gegenſeitige Uebereinkommen hier oft die Domeſtiquen treffen, um ſich

ihrer Herrschaft gegenüber das größtmöglichste Ansehen zu verschaffen. Wenn zwei Bonnen in einem und demselben Hause sind, so läßt sich die Aeltere, auch wenn sie noch sehr jung ist, von der andern Madame nennen und die Jüngere muß sie in jeder Art bedienen, sodaß dadurch in einem solchen Haushalt gewissermaßen ein Staat im Staate entsteht. In den Tagesanzeigen bieten Kutscher und Hausknechte ihre Dienste aus, indem sie von sich selbst sagen: **Monsieur Edmond, âgé 23 ans, désire avoir une place** u. s. w. Man kann über alle diese kleinen Flammenzeichen einer großen Weltveränderung, die im Anzuge ist, lächeln, aber dies Lächeln ist ein ebenso wohlfeiles als bedenkliches Mittel sich selbst zu täuschen über eine ganz neue Macht, welche die unaufhörlich gebärende Geschichte, bisjetzt noch mit lakonischem Schweigen, ins Feld stellt. Alle diese Hausknechte und Dienstmädchen, die als Herren und Damen behandelt sein wollen, prophezeien ein neues Weltalter, aber man muß erstaunen über den gravitätischen Ernst dieser Posse, welche sie hier auf dem unterminirten Boden der Gesellschaft aufführen. Diese Zeichen von unten herauf sind um so merkwürdiger, als von oben herab eine neue Hofaristokratie sich zu bilden beginnt, die Aristokratie der Juliregierung, die aber noch immer

gar nicht imponirt, denn man belächelt ſie von allen Seiten. Der gemeine Mann von Paris iſt darin ein wahrer Diogenes, indem ihn äußerer Glanz, an den ſich weiter nichts knüpft, ſo wenig blendet, daß er ſich vielmehr gern darüber luſtig macht, während er ſelbſt ſehr genügſam ſich zeigt in ſeiner äußern Erſcheinung, die oft ſchmutzig genug iſt. Nicht in der Kleidung will der Plebejer von Paris es den Vornehmen gleichthun, ſondern in ſeiner Jacke und mit dem Schurzfell, ſo wie er iſt, will er die Prinzipien gleichen und die Unterſchiede und Bevorzugungen beſiegen. Ich habe in dieſer Hinſicht faſt nur einen einzigen Ehrgeiz an dem pariſer Volke bemerkt, dies iſt der Ehrgeiz der blanken Stiefel. Der zerlumpteſte Taglöhner ſetzt hier noch einen Stolz darein, immer nur mit blankgewichſten Stiefeln zu erſcheinen und das Inſtitut der Stiefelputzer auf den Straßen und Brücken iſt daher ein durchaus volksthümliches. Selbſt ein Bettler giebt ſeine paar Sous hin, um ſich die Stiefel ſäubern zu laſſen, ſoſt ſie nur der Straßenkoth unanſehnlich gemacht hat, und der arme Teufel fühlt ſein Selbſtbewußtſein erhöht, wenn er nur von unten herauf dieſen Glanz an ſich gewahrt, der ihn für ſeine übrigen Schattenſeiten tröſtet. Es iſt eine rührende Beſcheidenheit von der Demokratie, daß ſie fürerſt nur noch die Stiefel ſich

wichst, um sich Ansehen zu geben, und mit möglichst reinen Füßen den Schauplatz der Geschichte zu betreten, was allerdings immer wünschenswerth bleibt. —

Ich will heut nicht in diesen allgemeinen Betrachtungen fortfahren, mein Freund! Es ist überhaupt ein Thema, auf das man jetzt an jeder Gassenecke wieder zurückkommt und das man nie aus den Augen verliert, weil es uns selbst nicht mehr aus den Augen läßt. Ich werde Ihnen heut noch etwas über Herrn von Eckstein aufschreiben, was Sie so dringend von mir verlangt haben. Mit La Mennais hat er sich jetzt wieder versöhnt, damit, wie er kluger Weise meinte, die Andern keinen Vortheil zögen aus der kleinen Veruneinigung, die sich zwischen beiden eingeschlichen hatte. Dies ist allerdings ein guter Grundsatz, den man leider nur zu häufig in der Welt anwenden muß, und besonders unter den zweideutigen Verhältnissen des heutigen gesellschaftlichen Verkehrs; darum verklebt und überkleistert man immer gern jede gesprungene Fensterscheibe seines Häuschens, anstatt sie auszustoßen und eine neue einzusetzen. Oft sollte man aber auch bedenken, daß bei einer erklecklichen und entschiedenen Feindschaft in vielen Fällen mehr herauskommt, als bei einer halben und mühsam zusammengekitteten

Freundschaft, aber die Liebe in persönlichen Verbindungen ist jetzt selten so ächt, daß sie nachher bei gegebener Nöthigung auch in einen ganzen und ächten Haß umschlüge. Es ist jetzt ein künstliches Flicken und Zusammennähen in die meisten Verhältnisse gekommen, weil sie nicht mehr, wie in einer einfacheren Zeit, auf rein gemüthlichem und persönlichem Grunde ruhen, sondern in diplomatische Nebenzwecke sich verlieren. Doch wo gerathe ich hin, ich wollte Ihnen etwas über Eckstein schreiben, und setze gar zu einer Abhandlung über Freundschaft und Liebe an. Baron Eckstein, ein Däne von Geburt, befindet sich, soviel ich weiß, schon seit dem Jahre 1818 hier in Paris, wo er jederzeit eine eigenthümliche und in gewisser Hinsicht gedoppelte Stellung, sowohl zu Deutschland als zu Frankreich, eingenommen hat. Unter der Restauration war er General-Commissair der geheimen Polizei in Paris, früher hatte er schon in Belgien in polizeilicher Wirksamkeit gestanden; seine katholischen Richtungen begann er erst später im Gefolge seiner politischen Zwecke, die auf einen jedoch mit Preßfreiheit begabten Absolutismus und auf mancherlei Anderes hinausliefen. Eckstein ist ein außerordentlich unterrichteter und vielseitig gebildeter Mann, der fast alle Gebiete des Wissens seiner Aufsicht unterworfen, auf

allen Höhepuncten und Warten der Zeit Bescheid weiß, die offenen und geheimen Signale aller Meinungen und die Hauptquartiere wie die Schlupfwinkel jeder Tagesrichtung kennt, ja aus aller dieser Kunde sich eine besondere Philosophie zusammengesetzt hat. Das Aeußere des Herrn von Eckstein ist charakteristisch für seine Bestrebungen, Sie sehen in ihm das gewählte und ausgesuchte Wesen eines Weltmannes, der diplomatische Feinheit und Beredsamkeit mit einer gewissen Würde und einem außerordentlich gewitzten, jederzeit schlagfertigen Verstande vereinigt. Eckstein lebt hier natürlich viel in der höheren Gesellschaft, Einer der wenigen Deutschen, die in Paris dazu gelangen, aber nicht in seiner Eigenschaft als Deutscher ist er hier in diese Aufnahme gekommen, sondern weil er längst als eingebürgerter Franzose betrachtet wird und es ihm gelungen ist, sich eine bestimmt pointirte Stellung zu einer sehr angesehenen Seite der hiesigen Salonwelt zu geben. Sein Talent, schön zu sprechen, ist nicht minder groß als sein bekanntes Beobachtungstalent, und man rühmt ihm hier in der französischen Gesellschaft nach, daß er nichts wie die Andern sage, sondern sich immer einen ganz eigenen und besonderen Ausdruck gebe. Seine katholischen Bestrebungen sind es gewiß weniger, die ihm hier eine Bedeutung

erhalten, denn dieſen ſchenkt man in Paris nur eine ſehr geringe Aufmerkſamkeit, und der philoſophiſch-abſolutiſtiſche Katholizismus des Herrn von Eckſtein trägt auch in ſich ſelbſt nicht die Popularität, welche La Mennais an die Spitze geſtellt hat. Die Miſchung katholiſcher, philoſophiſcher und polizeilicher Elemente bildet allerdings in Eckſtein's Erſcheinung ein merkwürdiges Naturphänomen, aber ohne individuelle Bizarrerie, ſondern durch klugen Weltverſtand zuſammengetragen, vertuſcht, und zugeſpitzt in die feinſte Bildung. Es iſt dies eine dieſer durchtriebenen Bildungen unſerer Zeit, die Alles in ſich verarbeitet haben, und in denen Widerſpruch und zweifach ſchillerndes Prinzip gewiſſermaßen zu einer Idealität ſich aufſchwingen, die in der vollendeten Meiſterſchaft über ſich ſelbſt und über alle Grundſätze beſteht. Dieſes glänzende Schattenſpielertalent kann beſonders in der Wirkſamkeit eines Tagesſchriftſtellers von dem ſchlagendſten Effect werden, und paßt unſern modernen Verhältniſſen ſo naturgemäß an. Verſteht man noch zu dieſen meiſterlichen Illuſionen der Beleuchtung einen halbdunkeln ſpeculativen Hintergrund zu zeigen, wie Herr von Eckſtein in ſeinen Zeitungsartikeln, ſo entſteht ein bewundernswürdiges Syſtem von Wahrheit und Täuſchung, welches unter jedem Geſichtspunct charakte-

riſtiſch iſt für das Leben des Tages, und zu dem ſich der Abfaſſer ſogar mit einer gewiſſen Ehrlichkeit bekennen kann, wenn es ihm gelingt, recht geſchickt das Zweideutige in die Objectivität der Verhältniſſe ſelbſt zu verflößen. Was geben Sie ſich ſoviel Mühe, werden Sie mir ſagen, dieſe Virtuoſität anſchaulich zu machen; nennen Sie doch das Ding beim rechten Namen, und ſchreiben Sie das alte gute Wort Jeſuitismus auf die Ringe der neumodiſchen Schlange. Liebſter Freund, dieſer moderne Jeſuitismus iſt noch etwas Höheres und Verwickelteres als der alte, welcher nur den einfachen Grundſatz hatte, die Mittel würden immer geheiligt durch den Zweck. Die neueſte zeitgemäße Kunſt beſteht aber darin, heilige Mittel zu jedem Zweck, auch dem unheiligſten, ſo zu gebrauchen, daß weder ein äußerer noch ein innerer Widerſpruch dabei ſichtbar wird und man mit ſchimmernder und ſtolzer Purpurfarbe ein Gebilde hinzuzeichnen weiß, deſſen Einheit ſo kunſtvoll und ſo augenſcheinlich iſt, um auch an die Wahrheit der einzelnen Beſtandtheile glauben zu machen. Dies iſt die Kunſt, offiziell zu wirken, indem man den Auftrag zur Ueberzeugung, und die Ueberzeugung zum Auftrag ſtempelt, ſodaß Niemand mehr weiß, wo die eine anfängt und der andere aufhört, und unſtreitig ein Ganzes vorliegt,

deſſen feingeſponnenen Zuſammenhang man nicht mehr aufzutrennen vermag. Dieſe Kunſt iſt gewiß groß, denn ſie ſetzt die Fähigkeit voraus, die Geſinnung zu einer Sache des Talents zu machen, und das Talent zu drehen und zu wenden, bis ſein blitzender Schein die Bedeutſamkeit der Geſinnung erlangt. Das heißt, Engel des Lichts miethen, um zur Hölle auf ihnen zu reiten.

Die Correſpondenzartikel des Herrn von Eckſtein in der Allgemeinen Zeitung ſind in manchem Betracht Meiſterwerke, ſie haben eine ſchlagende Kraft und oft ſogar den originellſten Tiefſinn der Anſchauung, dabei ſpielt ihre Sprache in den feurigſten Farben des Witzes, die Bilder ſind ätzende Inſchriften in das empfindlichſte Weſen der Dinge, der Stil fädelt ſich einundaus mit einer bewundernswürdigen Feinheit und Zierlichkeit, mit einer diplomatiſch gemeſſenen Melodie, mit lächelnden Schlangenaugen, in die man ſich verlieben könnte, und wüßte man auch, daß man zum Teufel daran fahren müßte! Wenn Eckſtein dieſe Artikel ſammeln und in eine aneinanderhängende Reihe zuſammenſtellen wollte, würde man an ihnen eine Bildergalerie franzöſiſcher Zuſtände haben, die an Gründlichkeit, wahrem Wiſſen, durchdringender Ironie und ſelbſt im Waffengeſchmeide der Darſtellung noch die berühmten Aufſätze

von Heine übertreffen würden. Dieſen Werth muß man den eckſtein'ſchen Artikeln ſonderbarer Weiſe zugeſtehn, trotzdem daß ſie oft unter Einflüſſen und nach einer Richtung hin geſchrieben ſcheinen, womit zu ſympathiſiren man ſich nicht berufen fühlt, aber dies iſt eben die Höhe ihrer Vollendung, daß ſie für den Kundigen eine Wahrheit behalten, auch indem ſie ein falſches Geſicht machen, und zwar eine ſehr ſcharfe und zweiſchneidige Wahrheit. Die Stellung dieſer Artikel zu der Juliregierung iſt aber gewiß die richtige und einzig erſprießliche und ich kenne keine ſchlagendere Beurtheilung dieſer ganzen Epoche, keine erſchöpfendere Beſchreibung aller ihrer offenen und geheimen Kennzeichen.

Eckſtein iſt auch für die franzöſiſchen Journale thätig, beſonders an der neuen Revue française et etrangère, für die er in dieſem Augenblick einen Artikel über das Leben Jeſu von Strauß ſchreibt, um die Franzoſen, die bisjetzt noch gar keine Notiz von dieſem Buch genommen, mit deſſen Ergebniſſen bekannt zu machen. Nach einer Unterhaltung, die ich neulich darüber mit Herrn von Eckſtein hatte, muß ich aber ſchließen, daß er ſelbſt zu dem Werke von Strauß nicht den richtigen Standpunct hat, indem ihm die neueſte Speculation in Deutſchland völlig unbekannt geblieben, und er namentlich in der

hegel'schen Philosophie, deren Voraussetzung man bei Strauß keineswegs umgehen darf, nicht über die Schwierigkeiten der Sprache hinausgekommen. Eckstein meinte, Strauß ermangele alles Begriffes des Uebersinnlichen und habe deshalb auch einen ganz falschen Maaßstab an die Abfassung der Evangelien gelegt; Strauß thue so, als seien die Evangelien zu einer Zeit abgefaßt worden, in der man, wie heutzutage, Polizei und Zeitungen gehabt, und wo durch diese dann alle Vorgänge, die sich als wahr erweisen sollten, hätten constatirt werden müssen; da dies aber nicht geschehen, so seien die Berichte unwahr. Diese Bemerkung ist witzig genug, aber ein so seichter Rationalist ist Strauß nun und nimmermehr. Uebrigens wird es eine undankbare Mühe sein, den Franzosen von diesem Buche Kenntniß zu geben, weil in Frankreich zum Glück die ganze deutsche Theologie sogut wie unbekannt ist und gerade in der Kritik und Revision derselben, in dieser tapfern und freisinnigen Polemik gegen die Hexenprocesse der theologischen Meinungen, ein Hauptverdienst von Strauß besteht. Dem größten Theil der Franzosen wird jedoch auch diese strenge wissenschaftliche Ruhe und Würde, in der Strauß den Ton seines ganzen Werkes gehalten, nicht zusagen; Mehrere, die ich darüber sprach, hatten Scandal gehofft, als

sie die Resultate des Buches erfuhren, und fanden sich dann schon beim Beginn des Lesens getäuscht. Uebrigens ist auch die religiöse Skepsis gegenwärtig gar nicht zeitgemäß in Frankreich. Man fängt im Gegentheil hier an, das Christenthum, so zu sagen, von Neuem fashionable zu machen, und es wird gewiß Niemand mehr in einer hiesigen Gesellschaft mit solchen freigeistigen Aeußerungen Glück machen, wie sie im vorigen Jahrhundert die pariser Salonwelt würzten. In mancher Hinsicht sieht es in der That so aus, als sollte in Paris der Katholizismus noch einmal in Mode kommen, als letzte Oelung für zerstreute, enttäuschte, leere und verzweifelte Gemüther oder als innerlicher Rettungsanker für manche große Seele, die hier mit der Gegenwart und Wirklichkeit zerfallen ist. —

Es war mir interessant, von Herrn von Eckstein, der das heutige französische Wesen so genau kennt, meine eigenen Ansichten bestätigt zu hören über das Verhältniß der Franzosen zur deutschen Literatur und Wissenschaft, über das sich die Deutschen selbst so viele Täuschungen vorgemacht haben. Eckstein äußerte unter Anderem sehr richtig, daß den Franzosen höchstens nur daran gelegen sein könne, die deutsche Literatur zu plündern, um sich dann mit der Beute, die sie ihr abgenommen, stolz über sie zu

erheben; keineswegs aber käme es ihnen darauf an, unsere Literatur als eine selbständige Welt kennen zu lernen und für sich bestehen zu lassen in ihrem eigenthümlichen Werth. Diese Meinung ist die einzig richtige, die sich bisjetzt über die deutschen Studien der Franzosen aufstellen läßt, und es ist noch dazu komisch, wenn das Wort Studien gebraucht wird, bei einer so stümperhaften und vorurtheilsvollen Kenntniß unseres Landes, unserer Sprache, unseres Charakters und unserer Sitten. Man gehe hier zu Herrn Guizot, der Etwas von Savigny und Eichhorn gehört hat, man unterhalte sich mit Herrn Lerminier, der kein Wort Deutsch versteht, über die philosophische Rechtsschule, bei welcher er in Berlin mehrmals zum Thee und Abendbrot gewesen, man spreche mit Herrn Victor Cousin, der auch nicht mehr von Hegel gehört hat, als Herr Guizot von Eichhorn und Savigny, oder als Herr Lerminier von Allen zusammengenommen; — und man wird erstaunen über die Gelehrsamkeit, welche diese Herren in allen Deutschland betreffenden Sachen zu besitzen glauben! Alle gegenwärtig in Paris lebenden Germanisten, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, haben bereits mit ihren Studien abgeschlossen, sie sind fertig, und meinen ganz

Deutschland schon so erschöpft und ausgebeutet zu haben, daß sie sich nun gar nicht mehr darum zu bekümmern brauchen. Herr von Eckstein äußerte einen sehr guten Gedanken gegen mich über Deutschland: er drückte seine beständigen Sympathieen für unser Vaterland aus, und meinte, es sei nur Schade, daß dort den bedeutenden Kräften niemals die Verhältnisse entsprächen, während umgekehrt in Frankreich die Verhältnisse oft die Kräfte machten und hervorriefen. Damit sind wir in der That verurtheilt.

Eckstein ist seit einiger Zeit mit einem größeren Werke über Indien beschäftigt, zu dem er die umfassendsten Studien treibt. Er hat seinen Plan besonders auf die Darstellung der religiösen Verhältnisse gerichtet, die in seiner Auffassung einen umfangsreichen Bezug auf die allgemeine Geschichte der Menschheit gewinnen werden. Bei seinen Forschungen, namentlich wo sie auf der Kenntniß des Sanskrit beruhen, steht ihm unser junger Landsmann P., den ich hier unvermuthet wiedergetroffen habe, hülfreich zur Seite. P. erzählte mir, in seiner geistreich naiven Weise, etwas ganz Besonderes von der Einwirkung des ungeheueren Scandals des pariser Lebens auf sein geistiges Vermögen. Im Anfang büßte er nämlich sein Gedächtniß hier ein,

ſodaß er am Abend nicht mehr wußte, was er den Morgen vorher gethan. Auf dieſe Art vergaß er eine ganze Reiſe nach Konſtantinopel, die er von Berlin aus hatte unternehmen wollen, und blieb in Paris ſitzen. Mittlerweile hat er die Veda's herauszugeben und zu überſetzen angefangen. —

6.

Paris, den 10. Mai 1837.

— In diesen Tagen ist der Salon, d. h. die Kunstausstellung im Louvre, geschlossen worden, die Bilder der neuen Meister werden nun endlich von ihren Plätzen weichen, um den alten, die so lange darunter verborgen steckten, wieder das Tageslicht zu gönnen, denn es herrscht hier noch immer die leidige Gewohnheit, die alten Bilder des Louvre während der Ausstellung zu verhängen und die neuen darüber zu befestigen. Mit einem gewissen Triumph aber kommen dann stets wieder die italienischen, spanischen und niederländischen Schulen zum Vorschein, ihre Farben haben Monate lang nach dem Lichte schmachten müssen, und endlich erheben sie sich wieder in ihrer unvergänglichen Glorie aus der Finsterniß, in welche Boulanger, Delaroche, Gudin, Scheffer, Lehmann, Lessing, Bendemann, Begas

ſie zurückgedrängt hatten. Die Bilder unſerer deutſchen Landsleute haben in dem diesjährigen Salon große Aufmerkſamkeit erregt und die Kritik hat ihnen manche Vorzüge ſelbſt vor den neuen franzöſiſchen Leiſtungen eingeräumt, während man noch vor Kurzem hier den deutſchen Malern ſehr Geringes zutraute. Die öffentlichen Beurtheiler haben ſich diesmal wenigſtens unparteiiſch und vorurtheilsfrei gezeigt, aber in der pariſer Geſellſchaft werden Sie dagegen noch auf mancherlei vorgefaßte Meinungen wider die Kunſt unſerer Landsleute ſtoßen. Eine franzöſiſche Dame, die auf ihr Geſicht etwas hält, würde ſich nicht leicht entſchließen, einem deutſchen Maler zu ſitzen, von dem ſie nur etwas Plumpes, aber keineswegs eine feine und graciöſe Auffaſſung ihres Köpfchens, ein Aufſpüren aller offenen und geheimen Reize in ihrer Miene, kurz ein mit Verſtand und Gefühl ausgeführtes Bildniß erwartet. Wenigſtens ſage ich dies nach einem Vorgang, den ich hier ſelbſt mitangeſehen habe. Wie ſehr ich aber auch für die Beſtrebungen der neueſten deutſchen Malerkunſt patriotiſch eingenommen bin und ihnen das Erreichen der höchſten Ziele wünſche, ſo bin ich doch hier nur von Neuem beſtärkt worden in meiner früher nur gewagt ausgeſprochenen Anſicht, daß die franzöſiſchen Maler vor den deutſchen mächtige Vor-

theile voraushaben, die ihnen bei weitem gegründetere Anſprüche auf höhere Meiſterſchaft und Vollendung geben. Nachdem ſich die neueren franzöſiſchen Maler lange in Extremen umherbewegt und von der ſtrengen, harten, klaſſiſchen Manier der David'ſchen Schule durch den genialen Gros in eine entgegengeſetzte Ausſchweifung, die zügelloſe Freilaſſung der romantiſchen Phantaſie, gerathen waren, hat ſich in neueſter Zeit beſonders durch Horaze Vernet, den Favoritmaler des Julikönigthums, und durch Delaroche ein geläuterter Geſchmack, ein feſtes ſchönes Maaß und eine gediegene Vollendung der Formen hergeſtellt, welche letztere vornehmlich dieſen Malern und ihren Schulen eine bedeutende Höhe in der Kunſt erworben hat. Namentlich zeichnet ſich jetzt die Schule von Delaroche durch eine Technik aus, die nicht allein den Studien und dem Fleiß angehört, ſondern auch Sache der Genialität iſt und der heutigen deutſchen Malerei als ein noch unerreichtes Muſter entgegengehalten werden kann. Der außerordentliche Fleiß, dem man in den franzöſiſchen Malerſchulen begegnet, iſt allerdings nicht minder in Anſchlag zu bringen und es kann in mancher Hinſicht ungeheuer erſcheinen, was hier in einem Atelier gearbeitet wird, wo die Schüler oft viele Jahre lang nur Studien zeichnen, ehe ſie es unter-

nehmen, ein selbständiges Bild zu machen. In Deutschland geht man rascher und leichtsinniger auf die Production los, nach Verlauf von zwei Jahren ist schon jeder Schüler meisterkühn genug, sein eigenes Gemälde zu entwerfen, und man vertraut sich mit unsicherer Hand und unversuchtem Pinsel dem fortstürmenden Geist der Erfindung an. Die Erfindung ist allerdings bei den deutschen Malern größer und schöpferischer, sie hat einen innerlicheren Drang der Production an den Tag gelegt, als man bei den französischen gewahr werden kann, die dagegen in klarer Naturauffassung, tüchtigem Sinn für Wirklichkeit und einer heitern und kräftigen Behandlung der Realitäten ihre Ueberlegenheit behaupten. Was die Heranbildung der französischen Maler ferner sehr begünstigt, ist ein zunächst nur zufälliger Umstand, nämlich die Vortrefflichkeit der Modelle, die ihnen in Paris zu Gebote stehen, und man weiß, wie bedeutsam dies ist auch für den selbständigsten Künstler. Ein alter Italiener ist hier als Modellsteher besonders berühmt. Er hat zu der Statue Heinrich's IV. gestanden, die sich auf dem Pont-Neuf befindet, und seltsamer Weise besitzt er auch die Eigenthümlichkeit, gerade ein solches Gesicht machen zu können, wie dieser große König von Frankreich es in Wirklichkeit gehabt, worauf er

sich denn nicht wenig einbildet. Den Beruf aber, dem er sich gewidmet, erfüllt er nicht nur durch seinen herrlich begünstigten, muskelstarken und wunderbar elastischen Körper, sondern auch durch eine merkwürdig diesem Zweck entsprechende Empfindung. Wenn ihm die Maler eine Situation angeben, stellt er sie mit einer Begeisterung und einem Ausdruck dar, an den die Künstler häufig selbst nicht gedacht haben, und diese gewinnen oft auf eine überraschende Weise von ihm. Manches treffliche Bild der neuesten französischen Schule verdankt dem alten Italiener diesen oder jenen bedeutungsvollen Zug. Er ist schon sehr alt und zuweilen wird er jetzt in der Ausübung seines Berufes so müde, daß er nicht mehr stehen kann. Da haben die Schüler in dem Atelier des Delaroche ein Lied auf ihn gedichtet, das in einem Anruf sein lautes Lob, eine Feier seiner großen Verdienste enthält. Dies beginnen sie dann allesammt zu singen, um ihn aufzumuntern und anzufeuern. Sobald der Alte das Lied hört, fängt er an zu weinen, nachher wischt er sich die Thränen aus den Augen, lächelt, und eine neue Belebung hat sich durch alle seine Glieder verbreitet, sodaß er wohl noch eine gute Stunde lang ausdauern kann in der ihm aufgegebenen Stellung. Nicht minder giebt es unter den Frauen und Mädchen, die hier

vom Modellſtehen leben, ausgezeichnete weibliche Geſtalten, die wie geſchaffen dazu erſcheinen in jeder Hinſicht. Ein gutes Modell muß nämlich nicht nur mit dem für künſtleriſche Formen geeigneten Körper begabt ſein, ſondern es muß auch ein gebildetes Bewußtſein beſitzen über ſeine eigene Schönheit und Harmonie, über den Gebrauch ſeiner Glieder und über das Maaß, innerhalb deſſen ſeine Bewegungen ſchön bleiben. Dies künſtleriſche Bewußtſein über alle ihre Glieder iſt aber bei den franzöſiſchen Frauen in jeder Klaſſe am meiſten geſchärft und ausgebildet; und ſo haben die Maler hier ſowohl für ihre Phantaſie als für die Zeichnung eine ſo günſtige Schule. —

Sie werden nicht von mir erwarten, daß ich Ihnen etwas über die Bilder des diesjährigen Salon ſchreibe, darüber haben Sie ſchon genug an andern Orten geleſen. Mit unſerm Freund und Landsmann H., der hier ſehr fett geworden iſt, bin ich häufig durch dieſe Säle geſchlendert und habe ſeltſame Unterhaltungen mit ihm gehabt. Unſer Geſpräch betraf nämlich meiſtentheils die Frage der Uebervölkerung, die ſich uns hier in dem Salon im eigenſten Sinne aufdrängte, denn ein ſo beiſpielloſes Gedränge von Menſchen, wie es ſich hier ſtündlich aufundniederwälzt, haben Sie wohl nicht

leicht auf einer Ausstellung der schönen Künste gesehen. Für einen Fetten ist diese Frage von der Uebervölkerung, die jetzt als drohende Sphinx der Menschheit ihre lebensgefährlichen Räthsel aufgiebt, um so wichtiger und empfindlicher, und Sie können Sich denken, wie unser ohnehin schon besorglicher Freund seufzt und stöhnt, wenn er von diesem Räthsel der Civilisation auf allen Seiten Rippenstöße empfängt und der Athem ihm ausgehen will mitten unter diesem fürchterlichen Andrang einer tumultuarischen Bevölkerung. Oft ist dies beständige Schieben und Drängen in den überfüllten Sälen in der That so gräulich, daß es Jedermann unmöglich ist, stillzustehen und ein Bild zu betrachten, und dann kommt H. auf hypochondrisch-sociale Gedanken, vor deren Ansteckung ich mich außerordentlich in Acht nehmen muß. Er ängstigt sich nämlich mit dem Gedanken, daß es die letzte Bestimmung des Menschengeschlechts sei, sich untereinander mit Haut und Haaren zu verzehren, weil zuletzt Keiner vor dem Andern mehr Platz haben würde auf dieser kleinen Erde, und je fetter er selbst wird, desto mehr graut ihm hier vor diesem Gedränge, das ihn rücksichtslos in seine Mitte nimmt. Wir kamen dabei auf die Fortpflanzung des Geschlechts zu sprechen, der man in neuester Zeit willkürliche Gränzen zu stecken ge-

ſucht hat durch ein Mittel, das gegenwärtig in England, Frankreich und Belgien ziemlich allgemein geübt wird, in Deutſchland aber entweder noch nicht in dem Maaße bekannt oder wenigſtens in den ſoliden Ehen verabſcheut iſt. Ein engliſcher Arzt hat vor einiger Zeit eine eigene Brochure darüber geſchrieben und empfiehlt es der Menſchheit als ein moraliſch-ökonomiſches Mittel, das ihr nur noch übrig bleibe, um nicht zu erſticken an der drohenden Maſſenanhäufung der Population. In Frankreich hört man auch in den anſtändigſten Familien ganz unumwunden ſagen: „wir haben nicht mehr Kinder haben wollen als zwei!“ Es iſt jedoch eine Uebereinſtimmung beider Gatten dazu erforderlich und manche Frauen wollen durchaus nicht darein willigen. In Belgien verbieten es die Prieſter als gottlos, und die ächt katholiſchen Ehen unterſcheiden ſich dort darin, daß ſie dieſe willkürliche Beſchränkung der Natur, die in andern üblich geworden, von ſich weiſen. A. in Brüſſel, mit dem ich mich ebenfalls einmal über dieſen Gegenſtand unterhalten, ſagte ſehr richtig: die Vernunft ſei ebenſo gut ein Begriff, dem man folgen müſſe als die Natur, von der das gewöhnliche Gerede gehe, daß ihr freier Lauf müſſe gelaſſen werden! Es fragt ſich da allerdings nur: was iſt Natur? Läge der Begriff der Natur darin, daß

dem Organismus die ungehinderte Entwickelung aller seiner inwohnenden Fähigkeiten bis ins Unendliche freigelassen werden müsse, so würde bald aus jeder Production eine Hypervegetation und aus der Natur eine Unnatur werden. Wollte man der Natur immer freien Lauf lassen, so müßte man sich auch die Nägel und Haare wachsen lassen, so lang es diesem natürlichen und wilden Trieb des Organismus nur immer beliebt. Es ist gewiß nicht unsittlich, sich die Nägel zu beschneiden, obwohl es naturwidrig wäre, wenn man ganz und gar die Nägel und Haare an sich ausrotten wollte. Ich würde es freilich nicht wagen, die Sittlichkeit jenes „moralisch-ökonomischen Mittels," von dem wir vorhin sprachen, allgemein zu vertheidigen, weil dies, wie alles Moralische, Sache der Individualität ist, aber naturwidrig im wahrsten Sinne ist nur Das, was zugleich vernunftwidrig ist. —

7.

Paris, den 15. Mai 1837.

— Sie haben ſchon längſt einen Brief von mir erwartet über H. Heine, mein Zuſammentreffen mit ihm, wie ich ihn gefunden habe und was er Alles hier in Paris denkt und ſagt. Es iſt ſchwer, rhapſodiſche Bekenntniſſe zu thun über Heine, der ſelbſt da, wo man nicht mit ihm ſympathiſirt, immer ein außerordentliches Phänomen der Perſönlichkeit bleibt und deſſen Unterhaltungen mir unvergeßlich ſein werden. Von meinem innern Verhältniß zu Heine könnte ich eine lange Geſchichte ſchreiben und meine Liebe hat heftig genug mit dem Haß gerungen, ehe ein klarer Frieden des Urtheils ſich mir geſtalten wollte über dieſen ebenſo widerſtrebenden als gewaltig anziehenden Geiſt. Sie wiſſen, daß ich nicht zu Denen gehörte, die Heine's Aufgang am Literaturhimmel enthuſiaſtiſch begrüßten, ich habe vor

mehreren Jahren herbe Kritiken über Heine drucken lassen, und Sie haben mich oft genug getadelt über den Tadel, den ich namentlich gegen seine Darstellungen der Philosophie und Religion nicht zurückhalten konnte. Ich wünsche auch noch, Heine wäre beständig Poet geblieben, anstatt sich mit Kritik und Speculation abzugeben, und obwohl er dadurch als Künstler der Prosa eine so große Bedeutsamkeit für die moderne Literatur gewonnen, so ist doch der entscheidende und epochemachende Einfluß auf die neueste Prosa ein Werk Börne's, dem man so spärlich dafür den Lorbeer geflochten hat. Indeß ist jetzt kein Zeitalter dazu, mit einem Genius, wie Heine, zu rechten oder ihm etwas von seinen Verdiensten abzuzwacken, es ist kein Zeitalter dazu, auf seine Nüancen und Unterschiede einzugehen, die von der gleichgültigen Menge nicht verstanden werden und welche einen vernichtenden Widerspruch gegen eine ganze Erscheinung herbeiführen könnten. Deutschland hat alle Ursache, hauszuhalten mit seinen ausgezeichneten Geistern und diejenigen nicht wegzuwerfen, die eine besondere Wendung seiner Cultur stempeln, wie Heine. Ich weiß allerdings sehr wohl, daß Heine nichts Anderes sein will als Heine, und daß man seine eigenste Natur mißkennt, wenn man ihn als absichtlichen Führer einer auf die Gesinnung

abzweckenden Propaganda betrachtet, was ihm ein viel zu Allgemeines wäre für seine absonderliche und epigrammatische Persönlichkeit. Aber gerade deshalb, weil Heine in seiner brillanten Subjectivität nichts Anderes ist als Heine, stellt er um so bestimmter ein ganz neues und seltsames Verhältniß zur Welt dar, das sich vor ihm noch in keiner ähnlichen Natur so entscheidend ausgedrückt hatte. Er würde auch gewiß sehr ärgerlich werden, wenn die Prinzipien, auf die er sich stützt und die er versicht, plötzlich allgemein werden sollten in der Welt, weil sich ihm dann das scharfgeschnittene Gepräge seiner Persönlichkeit verwischen müßte zu einer Jedermannssache, und Heine befindet sich persönlich ganz wohl bei allen seinen zweischneidigen Widersprüchen mit der bestehenden Weltordnung. Dies ist eben der neue Charakter seiner Stellung, daß er durch seinen ironischen Genius das Unglück einer zweifelhaften und zweideutigen Epoche bezeichnet, ohne selbst dabei unglücklich zu sein. Vielmehr gereicht ihm der Satz, daß diese Erde ein Jammerthal sei, zur außerordentlichen Heiterkeit und macht ihn auf die geistreichste Weise lustig. Heine ist nicht zerrissen, noch kommen die Zerwürfnisse, die in seinen Schriften sich darstellen, aus dem Drang einer dunkeln und dämonischen Natur heraus, wie es bei den so-

genannten unglücklichen Genies des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland der Fall war. Aber ich gestehe Ihnen, daß das unglückliche Geniethum, wegen seiner großen dämonischen Elemente, etwas Heiliges für mich hatte, während mir an Heine gerade das spielerische und doch egoistische Darüberstehen über dem Schmerz, diese sich selbst persiflirende Verzweiflung, die an kein ächtes menschliches Leid sich hingiebt, zuwider war. Und doch liegt eine große Weisheit in dem Humor dieser moralischen Apathie. Es ist die Weisheit einer neuen Weltgeneration, die den festen Entschluß gefaßt hat, glücklich zu werden, und da wäre es lächerlich, wenn Der, welcher das Glück predigt, sich selbst dadurch unglücklich machen wollte! Deshalb ist es gewiß ganz gegen Heine's Absicht, daß man ihn auf eine so strenge Weise verantwortlich gemacht hat für seine Schriften, denn es liegt durchaus nicht in seinem Plan und in seiner Weltansicht, zum Märtyrer zu werden, und er hat vollkommen Recht daran. Wie sich Heine in seiner Philosophie zu dem lieben Gott gestellt hat, so möchte er jetzt auch gern mit den Regierungen daran sein, und wer kann es ihm verdenken? Ich will nicht gerade sagen, daß er Gott einen guten Mann sein läßt, aber Heine's Opposition gegen Gottes Weltregierung trägt doch im

Grunde einen ſolchen Charakter, daß ihn Gott nicht füglich dafür unter das junge Deutſchland werfen kann. Denn es liegt ja, wie geſagt, gar nicht in Heine's Philoſophie, eine Oppoſition auf Leben und Tod und um Gut und Blut zu treiben, ſondern ſelbſt die Waffe der Oppoſition wird ihm zum Spielzeug des Genies, er zeigt auch damit, wie ſchlagfertig er fechten kann, aber er zeigt es mehr als daß er wirklich ficht. Zu den Prinzipien nimmt er oft dieſelbe Stellung ein, wie die Katze zur Maus, in den anmuthigſten Bewegungen ſo lange damit herumſpielend, bis er endlich plötzlich irgend einem Grundſatz den Kopf abbeißt, und wieder mit Anmuth und aus Witz. Was man an Heine noch zu wenig bemerkt hat, iſt die unendliche Ruhe in ihm, die trotz alles Unſtäten und Unruhigen dennoch in ſeiner Natur vorhanden iſt und die bei ihm einen ſeltſamen Uebergangspunct andeutet, auf dem ſich die moderne Blaſirtheit wieder in die poetiſche Götternatur zurückzubilden verſteht. Dieſe Ruhe in Heine iſt der Genuß, in den ſich ſeine ganze Lebensanſchauung vertieft und verloren hat, und woraus ſich eine humoriſtiſche Einheit von Himmel und Hölle in allen ſeinen Bildern, Maximen und Anſichten geſtaltet, indem ihm die Hölle ebenſo leicht zum Himmel als der Himmel zur Hölle werden kann. Dies iſt eine

umgekehrte Art von himmelstürmendem Titan, aus dem Himmel Hölle zu bereiten, und doch ist wieder Himmel überall, wohin Heine das Frühlingsauge seiner Phantasie wendet. Um Heine's Seligkeit ist mir daher gar nicht bange, denn sein Genie reicht sogar so weit, daß er im Stande ist, auf seine eigene Hand selig zu sein, selbst mitten in der Hölle. Seitdem ich ihn von Person kenne, ist mir erst klar geworden, daß er mehr bon enfant als Dämon ist und daß er ein so gutes Gewissen hat, um in goldenen Träumen über Abgründe dahinschweben zu können. Das Trümmerhafte und Zerspaltene in seiner Natur ist als etwas Ursprüngliches darin vorhanden, es ist keineswegs aus den Stürmen und Kämpfen der Zeit hervorgegangen, und darum tritt es als glänzendes Naturell bei ihm auf, und macht den Eindruck eines Ganzen. Die Negation hat sich gewissermaßen in ihm organisirt, sie hat sich eine bestimmte Persönlichkeit gebildet, und macht dadurch Ansprüche auf positive Geltung. Heine giebt mit der einen Hand den Frieden, und mit der andern den Krieg, er schnellt beide lachend in die Lüfte, und oft kommt bei seinen Spielen ein merkwürdiger Ernst heraus und aus Liebesgeschichten werden Weltgeschichten. Aber Heine's ganze Erscheinung beruht in einem einzigen Moment, sie hat keine progressive Entwicke-

lung. In dieſer Beziehung kann man das alte Wort auch von ihm ſagen, daß er wie Minerva gleich ganz und fertig aus Jupiter's Haupt entſprungen, aber dies Fertige und Vollendete iſt nur für Götter gut, bei Dichtern und Menſchen hat es auch ſeine Nachtheile. Das, was Heine iſt, iſt ein einziges Moment ſeines Bewußtſeins und ſeiner Weltſtellung, in dem er ſich gefaßt hat, ſobald ſeine Wirkſamkeit begann, und dies Moment muß man entweder wegwerfen oder anerkennen, man muß es entweder lieben oder haſſen, etwas Anderes iſt mit Heine nicht zu thun. Dies Moment der Weltſtellung erſchöpfend auszuprägen, dieſe Oppoſition als unmittelbares Naturell und als fertige Perſönlichkeit aufzuzeigen, iſt die einfache Aufgabe ſeines Genius, innerhalb deren ſich ſeine blitzende Kraft bewegt und vollendet. Deshalb hat auch Heine ſeit der Zeit ſeines erſten Auftretens keine weſentlichen Entwickelungsſtufen in ſeiner Erſcheinung durchgelebt, ſein Talent hat ſich mit Hervorbringung objectiver Geſtalten, die außer ihm ſelbſt liegen, faſt gar nicht eingelaſſen, ſondern es hat ſich beſtändig nur in jenes Moment ſeiner Perſönlichkeit eingeſponnen, worin ihm freilich ein Zauberkreis voll der wunderbarſten Dinge gegeben iſt. —

Ich gerieth mit Heine zuerſt in ſehr ſcherzhafte

Berührungen, indem unsere Begegnung unwillkürlich zu Erörterungen Anlaß geben mußte über das sogenannte junge Deutschland, zu dem man uns mit noch einigen anderen Herren aneinandergeschirrt hatte, ein Joch, das ich seitdem getreulich fortgeschleppt habe. Heine fragte mich mit seiner allerliebsten Naivetät, warum ich es denn damals unterlassen, in der Allgemeinen Zeitung wie so manche Andere eine Erklärung abzugeben: daß ich gar nicht zu Jungdeutschland gehöre! Dies wäre durchaus gegen meine Art gewesen, da ich überhaupt kein Freund von Erklärungen bin und glaube, daß bei keiner Erklärung, eine Liebeserklärung vielleicht ausgenommen, etwas Gescheidtes herauskommen kann. Liebeserklärungen aber abzugeben fand ich mich damals nach keiner Seite hin ermüßigt. Wenn mich die ganze Welt für verrückt hält, so wäre es in der That die schönste Verrücktheit, der ganzen Welt gegenüber zu erklären, daß man vernünftig ist, sondern man ist lieber so gutmüthig und hält sich selbst eine Zeit lang für toll, oder wird es auch allenfalls. Das junge Deutschland ist aber doch ein gar zu lächerliches und miserables Institut gewesen, die gefährlichen Ideen desselben will ich gern, wenn ich einige freche Ideenlosigkeiten von Gutzkow ausnehme, auf meine Schulter laden,

aber ich will nur froh ſein, wenn man mich von der Dummheit freiſpricht, die dazu gehören müßte, unter einem ſolchen Namen und mit ſolchen Mitteln eine ſo precaire Geſellſchaft zu etabliren. Es ſoll mir Vergnügen machen, für einen böſen Kerl gehalten zu werden, wenn es nicht anders ſein kann, aber für dumm und ungeſchickt mag ich nicht angeſehen werden. Heine theilte komiſcher Weiſe meinen Zorn, empfahl mir aber, es Gutzkow niemals entgelten zu laſſen, daß durch ihn dieſer ſchlimme Handel angezettelt worden, denn man dürfe ihn nicht allein in dieſem Unglück ſtecken laſſen, was freilich ſchon die Humanität gebietet. Ich will nur froh ſein, wenn nicht der Verfaſſer der Wally noch einmal die Rolle ſeines Lehrmeiſters Menzel in unſerer Literatur wieder aufnimmt, denn er hat große Hinneigung und Anwartſchaft dazu, dieſe zu ſpielen. Die Menzel'ſche Natur ſteckt nun einmal in ihm, und der Bruch mit ihr, durch welchen eigentlich das junge Deutſchland entſtanden iſt, war nur ein zufälliger, es war eine Ammennachläſſigkeit Menzel's, daß er ſein Kind Gutzkow nicht beſſer hütete.

Heine äußerte ſich überhaupt in dem vortrefflichſten Sinne über dieſe ganze Angelegenheit und rieth zu einem verſöhnlichen Verhalten von Seiten der

Angefochtenen in jeder Beziehung. Mir ſcheint es noch ehrlicher, gar kein beſtimmtes Verhalten abzureden in Bezug auf ein Ereigniß, das man für keine innere und nothwendige Thatſache gelten laſſen kann, ſondern das aus einer zufälligen Combination der entgegengeſetzteſten Individuen entſtanden. Fünf zuſammengeſchneite Perſonen zu einer ſolidariſchen Verantwortlichkeit von Gedanken zu vereinigen, iſt ein Mechanismus, der ſich in einem Zeitalter der Idee nicht lange fortſetzen läßt. Auch ſcheint dieſe geſchloſſene Geſellſchaft von Ideen unter ſich ſelbſt einen ſehr lockern Zuſammenhang zu haben, und es iſt auch nicht anders möglich, denn wenn das junge Deutſchland mit Leinwand oder in Baumwollenſtoffen handelte, wäre wohl eine dauernde Aſſociation denkbar, aber im Reiche der Literatur läuft Alles auf die Individualität und den Charakter hinaus. Dieſe ſeine Individualität muß man im Zuſammenhang mit dem Ganzen ſich entwickeln laſſen, aber man verliert ſich ſelbſt ſowohl als das Ganze, wenn man von fremder Individualität Beigeſchmäcke annehmen ſoll, die man nicht naturgemäß verwinden kann. Man ſoll nicht Schmalz und Butter auf eine und dieſelbe Semmel ſtreichen, ſonſt wird der ganze Biſſen ungenießbar. —

Ueber ſein eigenes Schaffen that mir Heine einige merkwürdige Bekenntniſſe, die großen Anklang in meinem Herzen fanden. Er ſprach während unſeres Zuſammenſeins oft davon, wie hoch es an der Zeit ſei, wieder etwas Poſitives zu geben in der Literatur und wie es ihn zu größeren Dichtungen hindränge. Er ſchien ſelbſt große Luſt zu haben, ſich noch einmal der Bühne zuzuwenden, auf der die deutſche Poeſie freilich das Höchſte vollbringen könnte, wenn ſie könnte. Sein Buch der Lieder, das ewige Schöpfungen enthält, war er am meiſten geneigt, ſich anzurechnen; den größeren Theil ſeiner übrigen Schriften, meinte er, habe er nur flüchtig und vorübergehend für den Moment gearbeitet. Seine Artikel über deutſche Philoſophie und Religion entſtanden vornehmlich auf Anregung der Vorträge, welche damals der geiſtvolle Ahrens, der ſich gegenwärtig als Profeſſor an der Univerſität in Brüſſel befindet, im Auftrage des Gouvernements über dieſe Gegenſtände in Paris gehalten. Heine ſelbſt denkt ſehr beſcheiden von dieſer Arbeit, aber aufrichtig geſtanden, mir gefällt die Art nicht, tiefernſte Gegenſtände ſo hübſch und ſpaßhaft zuzurichten, daß ſelbſt junge Penſionnairinnen und Nähmamſells es mit Vergnügen leſen und nachher ſagen können: wir verſtehen nun die ganze Philo-

ſophie! Es waren freilich Franzoſen, für welche Heine die deutſche Philoſophie ſo beſchrieb, und dies Publikum fordert in vielen Fällen die Rückſicht, ihm ein Ding ſo mundrecht zu machen, wie man Kindern und jungen Mädchen durch Bonbons und Knackmandeln den Schulgang verſüßt. —

Da wir hier einmal auf die Philoſophie gekommen, will ich Ihnen auch noch Bericht abſtatten über ein ganz neues philoſophiſches Genre, das jetzt hier in Paris in gewiſſen Sphären der Geſellſchaft viele Anhänger und Verbreiter findet; dies, mein Freund, iſt die Philoſophie der Déjazet. Die Bonmots dieſer kleinen Schauſpielerin erregen nämlich hier ein ſo großes Aufſehen, daß man ſogar anfängt, ſie zu ſammeln, und es ſteckt in der That darin oft Weisheit genug, um der Déjazet Anſprüche auf einen Lehrſtuhl an der Sorbonne zu erwerben, wo ſie gewiß mehr wirken würde als die Philoſophie des Herrn Couſin, die gar nicht mehr ziehen will. In ihren ohne Zweifel ſehr geiſtreichen Witzworten ſpricht ſich ein ſinniges Gemüth aus, das die Gemeinheit der Sphäre, auf die es durch Beruf und Handwerk angewieſen, ſich lachend veredelt; es iſt eine Vaudevillephiloſophie, in der ſich oft auf eine burleske Art das Ernſteſte ſpiegelt. Dieſe Göttin des fran-

zösischen Vaudeville sah ich zuerst auf dem Theater des Palais Royal, auf dem sie noch immer als eine hinreißende Erscheinung wirkt und an den Abenden, wo sie auftritt, volle Häuser macht. Nachher sah ich sie in einem Privatzirkel, und sie sagte, daß sie vielleicht noch einmal ihre Memoiren schreiben würde. An dem anziehendsten Stoffe dazu kann es ihr nicht gebrechen, obwohl ihr Witz und ihre Galanterie nie einen so glänzenden Lebenskreis um sie gezogen haben, als es im vorigen Jahrhundert durch einen ähnlichen Charakter der schönen und witzigen Sophie Arnould gelang, in deren Zirkel selbst Geister wie Diderot, d'Alembert und Rousseau sich gebannt fühlten. Virginie Déjazet ist eine kleine Gestalt, zierlich, aber ohne Fülle, und mit keinem für den ersten Augenblick bestechenden Reiz begabt. Ihr Gesicht ist nicht schön, aber eigenthümlich gebildet; es hat einen spitzen, eckigen Ausdruck, die Kopfbewegung ist keck und hintenüber, und der frische dreiste Blick des Auges nimmt oft etwas Sinniges an. In der Lebhaftigkeit des Gesprächs weiß sie sich aber auf eine merkwürdige Art zu verschönen, sowie sie auch auf der Bühne während des Spiels immer anmuthiger und graciöser wird; ja, was bei Andern Frechheit geblieben wäre, wird bei ihr oft

zu einem eigenen Typus von Lieblichkeit und vermag ſelbſt eine gewiſſe Treuherzigkeit des Ausdrucks anzunehmen, wodurch ihrem Weſen ein völlig neues Colorit mitgetheilt wird, wie ich es anderswo noch nie geſehen. Sie beſitzt ein Genre von Schönheit, wie es nur einmal da iſt, und für das es keine Analogieen giebt, da es durch keinen beſtimmten körperlichen Reiz hervorgebracht wird, ſondern aus der ganzen Springkraft und Beweglichkeit ihres Weſens mit einem gewiſſen unwiderſtehlichen Zauber ſich zuſammenſetzt. Auf der Bühne iſt ſie aber im Vaudeville-Geſang beſonders bemerkenswerth, ſie iſt in demſelben die größte Künſtlerin und hat ſich dieſer ächt nationalen Manier mit einer ganz eigenthümlichen Virtuoſität bemächtigt. Die erſten Töne, die das Ohr von ihr treffen, ſind gemeiniglich zu ſcharf und ſchneidend, wie von einem zu hochgeſtimmten Inſtrument, aber bald ſchaukelt ſie ſich in immer anmuthigere Melodieen über, ganze Bienenſchwärme von Tönen läßt ſie leichtſinnig ausfliegen und ſammelt ſie dann wieder mit naivem Ernſt unter den ſtrenggehaltenen Takt und Rhythmus ein. Das Vaudeville iſt ein wahres Symbol des franzöſiſchen Nationalcharakters und nur die Franzoſen konnten dies leichtfertige Genre erzeugt haben. Bei dieſem Volke wird Alles zum

Vaudeville, die ernſthafteſten Angelegenheiten ihres Lebens fallen leicht in dieſen Ton und nehmen dieſe Formung an, ja die ganze neueſte Politik Frankreichs kann nur noch zu einem Vaudevilleſtoff brauchbar erſcheinen. Aber man hat dieſen volksthümlichen Charakter niemals origineller ausgedrückt geſehen, als in der Déjazet, die ein ächtes pariſer Stadtkind iſt und aus der Mitte des pariſer Volksgeiſtes ſelbſt hervorging. Sie mußte ſchon in ihrem vierten Jahre auf einem kleinen Winkeltheater von Paris ſpielen. Sie wurde faſt mit Gewalt auf die Scene hinausgeſtoßen, ſollte tanzen, und weinte; die Zuſchauer bewarfen das liebliche Kind mit Blumen, aber ſie ſchrie, ſie wolle keine Blumen, weil man erſt weinen müſſe, um ſie zu verdienen. Sie wurde aber ſchon als Kind berühmt. Nachher kam ſie auf das Theater der jeunes élèves in der Rue de Bondy, wo ſie bei einer Gelegenheit eine beſondere Seelenſtärke bewies, die einem Mucius Scävola Ehre gemacht haben würde. Sie hatte nämlich in einer mythologiſchen Gruppe als Amor, am Gürtel ſchwebend, eine brennende Fackel zu halten, und das Unglück wollte, daß davon eine Schnuppe auf den Arm der kleinen Actrice niederfiel und, ohne zu verlöſchen, liegen blieb. Aber der fortwährende phyſiſche Schmerz war nicht im Stande, ihr einen

Laut auszupreſſen und die kleine Stoikerin dauerte mit der größten Gewalt über ſich ſelbſt bis zum Fallen des Vorhangs aus, ohne den Effect der Scene zu ſtören. Sobald die Gardine aber gefallen war, ſank ſie ohnmächtig zuſammen. Dieſe Selbſtüberwindung, die nachher auch in den Journalen verherrlicht wurde, verſchaffte ihr damals eine große Gunſt beim Publikum. Darauf machte ſie ihre Laufbahn an einigen größern Theatern der Hauptſtadt, verweilte auch einige Zeit in der Provinz, namentlich auf den Theatern von Lyon und Bordeaux, und kehrte dann wieder nach Paris zurück, wo ſie ſeit mehreren Jahren die Maſſen elektriſirt. Noch größer aber iſt vielleicht ihre Anziehung, die ſie in einem bunten, leichtſinnigen und vielgeſtaltigen Privatleben ausgeübt hat. Man ſieht es dieſem ſeltſamen Mädchen auf den erſten Blick an, daß ſie witzbegabt iſt, von ſinnreichen Einfällen ſprüht und ein urſprüngliches Leben in dem kleinen Köpfchen beherbergt. Ich habe Ihnen einen ganzen Schub ihrer Bonmots verdeutſcht, ſo gut es damit in unſerer Sprache gehen will; verkürzen Sie ſich ein wenig die Zeit mit der Lebensphiloſophie dieſes durchtriebenen Weltkindes. Sie werden ſich wundern, ſoviel Leichtſinn, Tiefe und Charakter in dieſem Geſchöpf vereinigt zu finden, das ſich in ſeiner Naivetät einen

lachend darüberſtehenden Standpunct über Leben und Zeit erobert hat. Sie ſehen wieder, wie ein ewiger Geiſt die Welt ſo gut eingerichtet, daß Jeder in ſeiner Weiſe zu dem höchſten Standpunct gelangen kann. Und nun lachen und leſen Sie! — — —

8.

Paris, den 18. Mai 1837.

— Gestern besuchte ich Herrn Ballanche, dessen stille und sinnige Denkergestalt mir schon früher in Paris aufgestoßen war und der ganz abgesondert lebt von dem hiesigen Weltgetümmel, nur mit seinen großen Gedanken und Träumen beschäftigt. Er wohnt im Faubourg St. Germain, dem er auch seiner politischen Gesinnung nach zugehört, in der Rue de Sévres, seiner Freundin Recamier in der bekannten **Abbaye aux bois** gegenüber. Durch zwei mit Büchern überfüllte Zimmer gelangte ich in ein kleines Kabinet, in dem sich nur Tisch und Bett befanden. Hier saß Herr Ballanche, ein schon bejahrter Mann mit ergrauten Haaren, aber ein Paar wunderschönen Augen, die den tiefen, süßen und theosophischen Sinn, die dichterische und gotterfüllte Weisheit seiner Philosophie, wiederzuspiegeln schei-

nen. Sein Ausſehn iſt etwas durch eine dicke Backe und eine Seitwärtsneigung des Kopfes entſtellt, aber nichtsdeſtoweniger beſitzt er eine perſönliche Liebenswürdigkeit in ſeiner ganzen Erſcheinung, in der ſich die geweihte Stille des Denkers und Theoſophen ausgeprägt hat. In Ballanche iſt ein elegiſcher Carlismus zurückgeblieben, der ſeinem Weſen eine beſondere Färbung giebt. Er hat ſeine philoſophiſchen Arbeiten unter der Reſtauration begonnen und wurde durch die Julirevolution inſofern darin geſtört als unter andern Zeitumſtänden, die mehr wiſſenſchaftliche Gunſt gewährt hätten, er ohne Zweifel eine erfolgreichere Verbreitung ſeiner Schriften und Gedanken erlangen mußte. Er klagte gegen mich ſehr über den Abbruch, welchen die Politik dem Aufkommen der Philoſophie in Frankreich thue, ſowie auch darüber, daß die Franzoſen ihn nicht verſtänden und ſich beſtändig über die Dunkelheit ſeines Stils beſchwerten, obwohl er glaube, es liege nicht an ihm, ſondern an der eigenthümlichen Natur ſeiner Landsleute, die, wie er meinte, an philoſophiſchen Forſchungen nur dann erſt Antheil nehmen würden, wenn man die Kunſt erfunden, ſie ihnen wie einen Roman darzuſtellen. Ein ſyſtemgewöhnter Deutſcher dagegen, der die Werke von Ballanche lieſt,

ſollte glauben, daß dieſer eine ſolche romanhafte Kunſt für die Darſtellung der Philoſophie bereits erfunden, denn es iſt darin eine Miſchung von ächt ſpeculativer Myſtik und Popularphiloſophie in einem poetiſchen Gewande, das oft ſogar in die kunſtvollſten Falten geworfen iſt. Der Urborn der Philoſophie von Ballanche iſt die Begeiſterung, in welche ihn ein tiefſinniges Anſchauen von dem einheitlichen Grundzuſammenhang aller Erſcheinungen geſetzt hat. Es iſt in ihm ein Spinozismus, der, ſtatt der mathematiſchen Formel, ſich den Mythus an die Hand genommen, um ſeine logiſchen Beweiſe durch Gebilde der wunderbaren Fabelwelt zu führen. Es iſt eine mythologiſche Methode des Philoſophirens, die oft ein erhabenes und prächtiges Schauſpiel darbietet, und den Verſtand zwingt, ihr dienſtthuend zu gehorchen, indem ſie hohe Dome der Phantaſie in den Himmel hineinbaut, denn man kann dieſen poetiſchen Schöpfungen des Denkens die ſtrenge Organiſation des Verſtandes nicht abläugnen. Der religiös-geſchichtliche Standpunct, von welchem die Philoſophie des Herrn Ballanche ausgeht und auf den ſie überall zurückkommt, befeuert ſeine Einbildungskraft nicht minder als ſein Denken, um die höchſte Formel zuſammenzuſetzen, die erſchöpfend und uni-

verfell den Sinn der ganzen Weltentwickelung ausdrücke. Ballanche ſteht in dieſer Weiſe ganz eigenthümlich unter den modernen Philoſophen da, und bei den Franzoſen iſt er eine fremde Geſtalt, der man gar kein heimiſches Gepräge abſieht und ſie deshalb einſam ſtehen läßt in ihrer abſonderlichen Weisheit. Die Philoſophie der Geſchichte, namentlich wenn ſie theoſophiſch betrieben wird, kann auch der praktiſchen Nationalität der Franzoſen wenig zuſagen, und darin liegt zum Theil eine große Tüchtigkeit und Geſundheit des franzöſiſchen Naturells. Ein Volk, unter dem viel geſchichtsphiloſophiſcher Sinn herrſcht, hat ſelten viel politiſchen Sinn, denn die Philoſophie der Geſchichte macht unſere Anſchauungen zu univerſell und verallgemeinert die hiſtoriſchen Individualitäten, deren die politiſche Freiheit bedarf. Die politiſche Freiheit muß aus einem Kampf mit den individuellen Mächten der Geſellſchaft hervorgehen, während die Philoſophie der Geſchichte zu einem Gottesfrieden des Allgemeinen hinſtrebt. Bei keinem Volke iſt in der letzten Zeit mehr Geſchichtsphiloſophie zum Vorſchein gekommen als bei den Deutſchen, und wir können nicht läugnen, daß es nicht bloß unſere Weisheit, ſondern auch unſere Krankheit iſt, welche, wie bei der Meeresmuſchel, dieſe Perle aus uns hervortreibt.

Ballanche iſt genöthigt geweſen, alle ſeine vortrefflichen Schriften auf ſeine Koſten herauszugeben, weil ſich kein Verleger dazu finden wollte, denn bei allen großen Redensarten über den gegenwärtigen Fortſchritt der Philoſophie in Frankreich iſt doch noch immer kein Publikum dafür vorhanden. Er iſt jetzt damit beſchäftigt, ſeine Werke noch einmal zu redigiren, ſie in einen ſyſtematiſchen Zuſammenhang zu bringen und dann von Neuem herauszugeben. Die auf die Geſchichte ſich beziehenden Partieen ſeiner Philoſophie ſollen noch die vollſtändigſte Ausführung und Durcharbeitung erhalten. Ballanche geht bei allen ſeinen Geſchichtsbetrachtungen von einem Urtypus der römiſchen Geſchichte und des römiſchen Geſellſchaftszuſtandes aus, und entwickelt daraus ſeine **formule générale de l'histoire**, wie er es nennt, auf eine Weiſe, die mir noch ſehr problematiſch und willkürlich erſcheint. In der That aber iſt dieſe allgemeine Geſchichtsformel, welche er findet, nichts Anderes als ein Reſumé der römiſchen Geſchichte, das, in der tiefſinnigſten Form, und von dem hochpoetiſchen Schwung ſeiner Phantaſie getragen, eine univerſelle Geltung erlangt. Wie er aber von einer urſprünglich gegebenen Einheit des Geſellſchaftszuſtandes ausgeht, ſo ſchwebt ihm auch eine große Weltbewegung in der Zukunft

vor, die daran arbeitet, eine neue Einheit der menschengeschichtlichen Zustände zu erschaffen. Diese Arbeit hat nach ihm schon in der heutigen socialen Welt begonnen, aber es ist die Schöpfung einer neuen katholischen Einheit, auf die es ankommt. **Le monde social est en travail d'une nouvelle unité catholique.** Er glaubt, daß diese ungeheuere Revolution auch den Orient wieder in die Geschichte mit hineinziehen werde, aber er bestreitet, daß diese katholische Einheit des Weltzustandes, wovon seine gotttrunkenen Gedanken träumen, jemals zum Vortheil der Theokratie ausschlagen werde. Ballanche ist hier auf dem Wege, sich einen speculativen Katholizismus aufzubauen, wie wir ihn in Deutschland schon von mehreren und verschiedenen Seiten her entstehen sahen, aber er ist gänzlich unabhängig von diesen deutschen Bestrebungen, da er sich überhaupt von der in Frankreich zuletzt Mode gewordenen eklektischen Philosophie durch die selbständige und eigenthümliche Richtung seiner Originalnatur, die nur aus der Fülle ihrer selbst schöpft, unterscheidet. Ballanche ist mit einigen Hauptergebnissen der deutschen Philosophie und Wissenschaft nicht unbekannt geblieben, aber er hat gar keine eigenen Studien auf diesem Gebiet gemacht und die deutsche Sprache fehlt ihm gänzlich. So

ſtellt er um ſo unmittelbarer die Erfolge dar, welche der franzöſiſche Geiſt in ſeiner eigenſten Weiſe der Philoſophie abzugewinnen vermag, und zwar der franzöſiſche Geiſt in der alten Herrlichkeit ſeiner religiöſen, legitimen und dynaſtiſchen Sympathieen. So hat der Katholizismus in neueſter Zeit zwei Extreme in Frankreich ausgebildet, den demokratiſchen Katholizismus des La Mennais, und den theoſophiſchen des Ballanche, die aber bei dem heiligen Vater beide für ungerathene Söhne gelten müſſen. Denn weder der Demokratie noch der Theoſophie wird der Papſt ſeinen Segen ertheilen. —

Herr Ballanche ſchenkte mir die Ausgabe ſeiner Werke, die im Jahre 1830 in vier ſtarken Bänden erſchienen, ein um ſo dankenswertheres Geſchenk, da dieſe Schriften ſo ſelten und in Deutſchland faſt gar nicht aufzutreiben ſind. Ich hoffe, Ihnen daher vielleicht etwas Angenehmes zu erweiſen, mein Freund, wenn ich Ihnen vor der Hand einige Auszüge in einer raſch unternommenen Ueberſetzung beilege, um damit die weſentlichſte Grundrichtung dieſer Geſchichtsphiloſophie zu charakteriſiren, da ich mir eine erſchöpfendere Beurtheilung dieſes merkwürdigen Mannes, ſoweit ich ſie zu geben vermag, für eine andere Gelegenheit aufſparen muß. Die

nachfolgenden Stellen sind aus den **Essais de Palingénésie sociale**, dem Hauptwerke von Ballanche, das aber nur erst in den allgemeinsten Umrissen entworfen und noch wenig ausgearbeitet scheint.

* * *

— Es ist gewiß, daß Tiberius und Titus auch heut noch existiren, daß sie selbst mitten im Kreise unserer Thätigkeit noch ihr fortdauerndes Leben haben, denn Alles, was sie gedacht, gethan und gesagt, ihr Bild, ihr Gedächtniß, das von ihnen übrig geblieben, kurz die ganze Erscheinung ihres Wesens in der Zeit, hat eine Art von Wirklichkeit behalten, die auf uns Einfluß ausübt, welche die Beweggründe, Motive und Gelegenheiten für unser Denken und Fühlen abgiebt; die Thaten, die sie vollführt haben und deren Folgen bis auf uns heranwogen, machen einen Theil unserer Erfahrung, unserer gegenwärtigen Geschicke aus. Aus noch viel stärkeren Gründen verhält es sich so mit den Dichtern, den Rednern, Philosophen, Gesetzgebern, Gründern von neuen Reichen und Theokraten.

Was ich vom Tiberius und Titus sage, hat seine Anwendung auf alle Namen der Fabelwelt wie der Geschichte.

Die Erinnerungen der Welt leben in den Künſten fort und dienen ihnen zur beſtändigen Begeiſterung. Die alten Gedanken werden reproducirt in Marmor, Erz und auf der Leinwand. So gelangen die erloſchenen Traditionen zu unaufhörlicher Wiedergeburt.

Folglich iſt die Seele unſterblich.

Folglich iſt das menſchliche Geſchlecht ein Eines und Einheitliches.

Folglich verliert ſich das Individuum nicht in der allgemeinen Identität.

Der Menſch iſt zugleich individuell und collectiv, wechſelſeitig verbürgt und auch wieder verantwortlich für ſeine eigenen Thaten, voller Willen und voller Verhängniß.

* * *

— Die Lüge beherrſcht uns ebenſo ſehr wie die Wahrheit in den Berichten, welche die Geſchichte auf uns bringt. Jene vorgebliche römiſche Freiheit, die ſo verſchieden iſt von der Gleichberechtigung in dem Freiſtaat der Athener, hat uns einen falſchen Glauben auferlegt, ſowie ſie uns auch einen wahren hätte geben können. Man ſehe die Tragödieen Voltaire's, die ſo ſehr das Gepräge der hiſtoriſchen Vorurtheile ſeiner Zeit tragen; man ſehe die Corneille's, welche auf gleiche Weiſe in einer Sphäre

darin ſtehen, die der Wahrheit völlig entgegengeſetzt iſt, ſowie dieſe uns jetzt erſcheint.

Ich habe ſchon bemerkt, daß der Menſch unaufhörlich beſchäftigt iſt, die Vergangenheit wiederzubilden, und die Vergangenheit gehört ihm mit demſelben Rechte an als die Zukunft.

Es iſt alſo das Werk des Menſchen, die Vergangenheit zu enträthſeln, ſie wiederaufzubauen nach der Idee, welche in den Monumenten ſchlummert, nach dem allgemeinen Geſetz, das ſich bei jeder Kriſe der hiſtoriſchen Wiedergeburt offenbart; und zu dieſer Enträthſelung dient ihm dieſelbe Fähigkeit, welche ihm die Zukunft vorausahnen hilft. Die Gegenwart exiſtirt nur unter der Bedingung der Vergangenheit und Zukunft oder iſt vielmehr nur die geheimnißvolle Verſchmelzung beider.

Die Idee der Gegenwart, im ächten Sinne gefaßt, würde uns die Idee einer allgemeinen Zeitgenoſſenſchaft, das heißt: der Ewigkeit, geben.

Die Menſchen vor uns, das ſind wir; die Menſchen um uns her, welche dieſelbe Zeit mit uns theilen, das ſind wir; die Menſchen nach uns, das ſind wir abermals.

Unſere Sympathieen bilden aus Jedem von uns das Menſchengeſchlecht ſelbſt.

Man hat Mühe ſeinen eigenen Gedanken aus-

einanderzulegen, weil es ein individueller Gedanke ist; man hat auch Mühe, den Gedanken eines Andern auseinanderzulegen, aus demselben Grunde. Nicht so verhält es sich mit einem allgemeinen Gedanken. Dieser ist beständig klar, mag es auch oft unmöglich sein, ihn wörtlich auseinanderzusetzen, ihn in bestimmte Redeweisen einzuschließen.

Die Erfahrungen der französischen Revolution haben eine Fackel angezündet, welche weithin einen erhellenden Schein wirft über die alten Geschichten, sowie sie, in näherer Horizontalweite, die neueren Geschichten erhellt. —

* * *

— Das Ideal ist das Absolute und Allgemeine. Das Schöne im Menschen ist der Mensch, und nicht ein Mensch, in der Frau ist es die Frau, und nicht eine Frau. Es ist das Wesen in seiner Allgemeinheit, und nicht in seiner Individualität. Jemehr ein Individuum sich der also gefaßten Idee annähert, um so näher ist es dem Typus des Schönen gekommen. —

* * *

— Die Gesellschaft, wenn sie einmal in Versteinerung übergegangen, bewahrt doch noch, ich weiß nicht welche organische Bewegung, die dem Leben ähnelt, aber es doch nicht ist. Daraus entsteht eine

Art von Materialismus, von dem wir keine Vorstellung haben würden, wenn wir nichts von China wüßten. Hier ſieht man, was aus der Geſellſchaft werden kann, wenn ſich alle Handlungen ihres öffentlichen und Privatlebens nicht anders als in fertig gemachten Formeln äußern und zu Gebräuchen werden, die mit der Genauigkeit einer geometriſchen Figur abgezirkelt ſind, wo die Poeſie ſelbſt geknebelt iſt in lächerlichen Banden vorgeſchriebener Reimſylben. Man ſtelle ſich, wenn man kann, eine durch die Zeiten vertrocknete Mumie vor, in der eine unſterbliche Seele eingekerkert iſt. Dennoch habe ich eine ſolche Idee von der menſchlichen Seele und den Geſchicken, die ihr verheißen ſind, daß ich glaube, ſelbſt dieſe wunderbare Mumie iſt eine Chryſalide, und es wird einmal für ſie ein Tag kommen, wo man ſie aufſteigen ſieht mit glänzenden Flügeln dem Sonnenlicht der Wiedergeburt entgegen. Nein, ich verzweifele ſelbſt nicht an China! —

* * *

— Die Theokratie, wenn ſie dazu gelangte, ſich der Geſellſchaft zu bemächtigen, würde doch ungeachtet ihres Prinzips nicht im Stande ſein, ſie vor Atheismus und Materialismus zu bewahren, denn der Glaube, auf ſtehende Gebräuche zurück-

geführt, hört auf ein lebendiger zu ſein. Die Vorſehung aber hat andere Mittel, um das Prinzip des Fortſchritts mit dem Prinzip der Erhaltung zu verſöhnen und einen Einklang hervorzubringen zwiſchen dem allgemeinen Geſetz, welches alle Geiſteskräfte in einen gemeinſamen Zweck leitet, und dem Moralgeſetz, das jedem Individuum die Fähigkeit ertheilt, Verdienſt oder Verſchuldung ſich zu erwerben. Die theokratiſchen Machtanſprüche ſind immer bekämpft worden durch die Machtanſprüche der Militairgewalt in der einen Zeit, und durch die bürgerliche oder gerichtliche Gewalt in einer andern Zeit. Die Nationalitäten haben immer den Univerſalitäten das Gegengewicht zu halten geſucht. Mag nun die bürgerliche oder, wenn man will, die weltliche Gewalt durch einen Fürſten oder durch einen Collectivkörper dargeſtellt ſein, es hat immer dieſelbe Bewandtniß. Wenn Gregor VII. ſeine großen Abſichten hätte verwirklichen können, ſo würde Europa zum Orient geworden ſein. Die gleichzeitigen Fürſten widerſtanden, und widerſtehen fortwährend. Dieſer Kampf, den die Vorſehung gewollt, führt auf eine wunderbare Weiſe auf den Fortſchritt des Menſchengeiſtes hin. Durch dieſen Kampf iſt jene große plebejiſche Pflanze in Blüthe geſtiegen, deren ganze Machtentfaltung wir in

unſerer ſocialen Palingeneſie zu zeigen Gelegenheit haben werden. Wir werden dann ſehen, wie das Senfkorn zu einem unermeßlichen Baume geworden iſt, der die Welt bedeckt.

Dies darf jedoch nicht hindern, dankbare Gefühle zu haben und zuerkennen zu geben gegen den Hohenprieſter der Theokratie, deſſen Gewalt die Völker befreite von der Macht, unter der ſie ſich zu beugen im Begriff ſtanden.

Ich will nicht unterſuchen, ob das Anſehen der beiden Mächte ſchon da war oder da ſein konnte vor dem Chriſtenthum, ſondern ich will hier nur eine einzige Bemerkung machen. Der Ausdruck: weltliche Macht, iſt, nach meiner Anſicht, die Quelle vieler Irrthümer geweſen. Die weltliche Macht iſt nämlich auch an ſich ebenfalls eine geiſtige Kraft, eine Intelligenz. Sonſt müßte man ja ſagen, daß, abgeſondert von der geiſtlichen Gewalt, die Geſellſchaft nichts als ein thieriſches Ding, eine Brutalität ſei. Dem iſt aber nicht ſo. Die zeitliche Gewalt regiert dieſe Welt, aber eine Welt, die aus intelligenten Weſen beſteht, welche ſich organiſch darſtellen und geltend machen; die geiſtliche Gewalt aber bereitet uns vor zu einer zukünftigen Welt und betrachtet dieſe hier nur wie eine Prüfung. Es iſt ſicher, daß, wenn die weltliche Gewalt von der Art

wäre, wie gewisse Theologen oder eine sensualistische Philosophie sie bestimmt haben, man dann genöthigt sein würde den Ultramontanismus zu bekennen, weil er dann allein im Stande wäre, die Gesellschaft zu vergeistigen. Aber man muß die Ueberzeugung hegen, daß die weltliche Gewalt, welches auch immer ihre Gränzen sein mögen, doch hervorstechend durch das Geistige geleitet wird. Der Mensch erfüllt nicht sein ganzes Schicksal in dieser Welt; die Religion tritt mit Anbeginn des diesseitigen Lebens ein und führt ihn die Vorbereitungswege zur anderen Welt. Unser sterbliches Leben ist ein Mittel und nicht ein Endzweck. So ist auch die Gesellschaft nur ein Mittel und nicht ein Zweck. —

* * *

— Eine Zeit kennt sich nicht, aber das Gesetz, welches die Zeiten auf die Ewigkeit gegründet hat, weiß das Geheimniß der Zeit, die sich nicht kennt. Die Sprachen haben auch von sich selbst keine Kunde, aber der Geist, der in ihnen enthalten ist, entwickelt sich darin nach demselben Gesetz, welches den Ausdruck der menschlichen Intelligenz gestaltet.

Erfahrung und Analyse finden stets in der vollendeten Begebenheit das tiefe Mysterium der Spon-

taneität auf, welche die Handlung hervorgebracht hat.

Eine Zeit weiß nichts von ſich, aber die Vorſehung leitet ihr Werk im Großen, im Allgemeinen, durch ein urſprüngliches Geſetz, das unbewußt iſt den Menſchen, die im Kleinen und Beſonderen ſchauen und nur Eines nach dem Andern erkennen.

Eine Epoche weiß nichts von ſich, das heißt: ſie kennt den Gedanken nicht, der ſie handeln macht, aber Gott kennt dieſen Gedanken; er iſt es, der ihn in die Sphäre der Thätigkeit des Menſchen geworfen, damit dieſer ſich ihn unter gewiſſen Bedingungen aneigne.

Die menſchlichen Leidenſchaften, Gewaltſamkeit, Mord, dienen oft zur Hülle dieſem Gedanken der Zukunft, der in der Gegenwart verborgen liegt; dieſer Gedanke der Zukunft triumphirt durch Blut und Thränen, ſowie der in dem Getraidekorn verſteckte Keim ſich den Sieg verſchafft durch Zerſprengung des Kornes ſelbſt.

Eine Zeit weiß nichts von ſich, doch iſt ſie begabt mit einem Inſtinct, der ſie zum Handeln beſtimmt.

Ein Menſch weiß nichts von ſich, aber er hat auch jenen analogen Naturtrieb.

Der Mensch muß sich studiren. Der Mensch als öffentliches Individuum muß in dem Instinct seiner Zeit den innersten Gedanken, welcher diese Zeit handeln macht, erforschen.

In allen Epochen giebt es ein Räthsel zu entziffern, einen Knoten zu entwirren, ein Problem zu lösen.

Die Oedipe, die Sibyllen, die Propheten, die Seher, sind immer seltene Personen; bisweilen will man sie auch nicht reden hören, ohne lieber von den Alexandern zu sprechen, welche alle Schwierigkeiten mit dem Schwert durchhauen.

Jeder ist ein zur Palingenesie bestimmtes Wesen, das von seiner gegenwärtigen Umwandlung nichts weiß, und auch nicht einmal von seiner vorausgegangenen.

Eine Zeit kennt sich nicht, denn das allgemeine Gesetz, welches alle Zeiten regiert, ist ein Gesetz, das der menschlichen Freiheit Raum geben will; folglich kann das Gute und das Böse, das Menschen vollführt haben, ihnen zugerechnet werden.

Die Wirkungen und die Ursachen verketten sich. Nichts wird plötzlich hervorgebracht. Es lag nicht in Gottes Willen, die Triebkraft des Universums jedem Moment zu überlassen. Er hat Gesetze ge-

bildet, die es unabläſſig lenken; dies gilt im moraliſchen wie im phyſiſchen Sinne. —

* * *

— Man muß die Einheit in einem theoſophiſchen Sinne verſtehen. Die Seele hat weder Zeit noch Ort; wann ſie einen Act vollführt, ſo iſt dieſer Act ein Eines. Unter dieſem Geſichtspuncte muß man ihn begreifen. Dadurch erklärt ſich, wie die Einheit ganz natürlich iſt in einem Gegenſtande, welcher an der Quelle der Myſterieen geſchöpft iſt und wie ſie künſtlich iſt, wo ſie hineingetragen erſcheint in rein hiſtoriſche Dinge. Die einen ſind ſpontan, die andern ſucceſſiv; es giebt aber kein Mittel, zu machen, daß das Succeſſive ein Spontanes ſei. Shakeſpeare legte Hand daran. Da es jedoch kein Schönes geben kann ohne Einheit, indem das Schöne ſpontan und nicht ſucceſſiv iſt, ſo iſt es nöthig, daß ein hiſtoriſcher Gegenſtand ſeine Einheit habe, und dieſe Einheit findet ſich in dem tiefinnerlichen Gedanken, der das Ereigniß lenkt, in der Idee, welche ſeine erſte Urſache iſt. Tauchet alſo hinab in das Centrum der That, in ihre geheimnißvolle Triebkraft, wenn ihr ſie wiedergeben wollt als Drama oder Epopöe.

* * *

— Es giebt in jedem Gouvernement ein Prinzip, welches das hervorbringende und gesetzgebende Prinzip ist, das Prinzip der Bewegung. Dies ist das Prinzip, welches die Einheit bildet, und was diesem Prinzip gemäß ist, ist der wahre Ausdruck des allgemeinen Willens. Will man ihm einen Namen geben, so ist es der Name des Gesetzgebers. Alles, was sich von diesem Prinzip lostrennt, liegt außerhalb des allgemeinen Willens, außerhalb der gesetzlichen Freiheit, außerhalb der freien Unterwerfung der Individuen, außerhalb der Zurechnungsfähigkeit. Die Häupter des Gouvernements stehen in Sympathie mit diesem Prinzip, um das Band oder den Mittelpunct der Einheit zu knüpfen.

Goguet mißt den Orakeln die Ursache der allmählig aufeinanderfolgenden Revolutionen in Griechenland bei; es ist die geheime und unsichtbare Ursache, welche dieser Gelehrte den Orakeln beimißt. Diese Ursache finde ich für jede Nation in dem tiefinnerlichen Geist jeder Individualität.

Uebrigens stimmen Plato und Cicero überein hinsichts der Bedeutung der Orakel.

Die Entwickelung, die zu Rom stattfand, war, durch die Natur der Institution, von einer riesenhaften Excentricität; denn diese Institution war die stärkste und kräftigste Zusammenfassung des Orients,

der hier wie auf ſeiner höchſten Spitze ſich gewaltig in Bewegung ſetzte, um die Entfaltung des Occidents hervorzubringen.

Hier iſt alſo Kampf, ein ſchreckenerregender Kampf zwiſchen dem ſtationnairen und dem fortſchreitenden Prinzip.

Ueberall, wo dieſer Kampf aufhört, giebt es Stockung des Lebens, eine verſteinerte oder ſtereotype Civiliſation wie im Orient. Die Geſellſchaft bleibt ſtets auf dem Punct, wo ſie iſt, wie in China.

Hier offenbart ſich der große Beruf des Occidents.

Durch den Wetteifer der Kaſten des alten Europa iſt die Beweglichkeit Europas und ſein Fortſchritt hervorgebracht worden.

9.

Paris, den 21. Mai 1837.

— Gestern Abend war in dem Salon des Herrn Thiers einen Augenblick lang von einem preußischen Staatsmanne die Rede, dem Minister Ancillon, dessen kürzlich erfolgter Tod auch hier die Aufmerksamkeit auf ihn hinlenkte. Ancillon ist einer der wenigen, so zu sagen, politischen Charaktere Deutschlands, die man in Frankreich ziemlich allgemein kennt, obwohl Thiers gestern meinte, Ancillon sei nur ein literarischer Charakter gewesen, aber kein politischer, und das eigentlich praktische Wesen eines Staatsmannes habe ihm in der Manier, wie er öffentliche Dinge berührt und behandelt, gänzlich gefehlt. Thiers lobte übrigens bei dieser Gelegenheit durchaus die auswärtige Politik des preußischen Hofes, die er sincère in allen Stücken nannte; kein anderer Hof habe sich in sei-

vor Einfang zu den übrigen Mädchen so confessionirt, daß man lauter zeigte. Da ist klar, wenn die Ehe in einer Gesellschaft das Gewöhnlich verabredetend vor deutsche Verhältnisse wurde, da man beständig mit den einheimischen so viel zu thun hat, besonders bei Herr Thiers, in welchem Salon jetzt eine gewisse vielgeschäftige Vorsichtigkeit zu herrschen scheint. Denn der pariser Thiers, der sich jetzt zu einem kleinen Salonchen zusammengedrängt zeigt, befindet sich in der ängstlichen Verlegenheit hinsichtlich der Einladung, sie so behaupten soll, und doch ist es nicht so bewandtlich und ehrlich, wie die pariser Journale sagen, um unter allen Bedingungen weiter zu Gewinn gelangen zu mögen. Thiers soll jetzt jetzt laurirt wie ein Lakaien, aber ruhig da, und sieht und seiner Besorgnißpersönlichkeit den Beobachtern zu, um ihnen den rechten Moment abzulauschen, der ihm wieder Einfluß auf die Bewegung der Dinge verspricht. Er mag sich jetzt noch keine Spur hin weigen, nur er thätlichen Theorie von der Hoyal auf der Reinwahr, denn es ist jetzt ein tatter Augenblick für ihn wie für jeder Talent in der Welt. Wenn man sich schweigen will man will, es kommt überall die Neigung einen Gedanken Wirklichkeit kennen. Ich glaube übrigens bestimmt, daß Thiers seine Rolle ausgespielt hat, und daß

Alles gethan, ihn zu lähmen und gewiſſermaßen zu einer unmöglichen Perſon zu machen. Thiers iſt aber der wahre Queckſilberkobold der heutigen Politik, er kugelt ſich jedesmal nur mit der Abſicht zuſammen, um deſto elaſtiſchere Sprünge danach zu machen. Seit dem Sturz ſeines Miniſteriums nimmt er nun einſtweilen eine gediegene vornehme Haltung an, die ihm freilich etwas ſonderbar zu ſeinem diaboliſchen Weſen ſteht, mir aber ganz richtig berechnet vorkommt, obwohl man nicht umhin kann darüber zu lächeln. Er beobachtet jetzt mit ſeinen kleinen ſtechenden Augen, die durch ein Paar große Brillengläſer ſehen, die allerleiſeſte Bewegung bei Hofe und ſieht dabei mit ſeinen geſpitzten Ohren aus, als könne er das Gras wachſen hören auf dem Tuilerieenhofe. Thiers äußert ſich ſcheinbar noch ſehr günſtig über den Hof, oder ſtreckt wenigſtens nur eine mit Baumwolle umwickelte Kralle gegen denſelben aus. Für den jungen Herzog von Orleans legt er einen völligen Enthuſiasmus an den Tag; ob er aber mit der Zeit der ärgſte Feind Louis-Philipp's werden wird, kommt ganz und allein auf Louis-Philipp an. Thiers' Ehre würde nichts dagegen haben, ein Hofmann der Juliregierung zu ſein, aber ſein Ehrgeiz als Staatsmann war doch noch ſtärker, und man muß ſagen, daß

Thiers entweder zu viel oder zu wenig Teufel iſt, um die moderne Vereinigung von Hofmann und Staatsmann glücklich treffen zu können. Deshalb überwarf er ſich bei der ſpaniſchen Sache mit Louis-Philipp, was man nicht begreifen kann, wenn Thiers wirklich ſo charakterlos und grundſatzlos wäre, als er jetzt von allen Seiten dargeſtellt wird.

In ſeinen Soiréen wird ſehr eifrig, ſcharf und verſtändig über die politiſchen Fragen des Tages hinundhergeſprochen, und zuweilen rückt auch Madame Thiers ihre weibliche Batterie mit ins Feld. Thiers drückt in ſeiner äußern Erſcheinung, ſo klein und unanſehnlich er auch iſt, doch eine beſondere Energie und Spannkraft aus, die freilich mehr auf Brusquerie als auf Charakter zu beruhen ſcheint. In ſeiner Gewohnheit, mit den Händen in beide Seitentaſchen zu fahren, nimmt er ſich mitunter wie ein ſchlauer Kaufmann aus, der beſtändig Gewinn und Verluſt berechnet. Wenn er ſpricht, hebt er ſich etwas in die Höhe und ſeine verſchlagene Geſtalt nimmt einen charakteriſtiſchen Ausdruck an. Er ſpricht mit vieler Kaltblütigkeit, obwohl er mitten in ſeiner Rede äußerſt lebhaft und leidenſchaftlich werden kann. Die eigenthümliche Heiſerkeit ſeiner Stimme ſchrillt dann wie ein unheilbedeutender

Bildhauer. Die Thore Ghiberti's sind vermuthlich die schönsten, welche jemals gegossen worden sind, und sie werden es bleiben, so lange Metall währt. Wer diese Thore einmal gesehen hat, wird sie nie vergessen können. Man kann sie nicht beschreiben, denn sie sind ein Gedicht, und ein Gedicht kann nicht beschrieben werden. Man kann sie nicht abbilden, denn sie sind Malerei, und Malerei kann nicht abgebildet werden. Man kann sie nicht nachahmen, denn sie sind Ghiberti, und Ghiberti kann nicht nachgeahmt werden. Man kann sie nicht vergessen, denn sie sind Unsterblichkeit, und Unsterblichkeit kann nicht vergessen werden. Sie sind das Höchste, was die Kunst, in Verbindung mit dem Reichthume, hervorzubringen vermag. Sie sind das Höchste, was der Mensch, in Verbindung mit der Kunst, hervorzubringen vermag. Sie sind das Höchste, was Gott, in Verbindung mit dem Menschen, hervorzubringen vermag. Sie sind das Höchste, was Gott, in Verbindung mit dem Menschen, hervorzubringen vermag. Sie sind das Höchste, was Gott, in Verbindung mit dem Menschen, hervorzubringen vermag.

noch ein Unrecht. In der polnischen Wirthschaft ist freilich ein großes Talent mit einem kleinen Charakter ein Fehler, aber es giebt auch Talentfehler, unter denen ein großer Charakter gar nichts existiren kann und wo das Talentgepräge Talent mit allen seinen Charakterzeichen doch bedeutende Dinge zu Stande bringt. Die Wortheirathe aber, die sich Thiers als minutenlangen Gemahl in der Julirevolution ernannten, sollte man nicht gänzlich vergessen wegen einiger Fehler, die er nachher im Ehebündniß mit sich selbst als Minister beging. Wie kommen die Franzosen überhaupt dazu, pünktlich eine so strenge moralische Schuldrechnung bei Thiers anzulegen und seine ganze Wirksamkeit danach zusammenfließen? Haben diese Tugendstreiter, unter der allgemeinen Pestluft der gegenwärtigen französischen Verhältnisse nun lautere Ehe-Aetherze zu verlangen, die bei Skalpen in den Wilden greifen sollen ohne sich zu vergiften? Thiers ist aber niemals schlechter gewesen als die Verhältnisse.

In einer zweideutig schillernden Persönlichkeit ist Thiers viel mehr ein Minister zu gewinnen, denn ein Minister läßt sich nicht mit einfachen Grundsätzen vernähen, und dann durch seinen hohen Talentgrund, der bei ausgezeichnete Talente in die Höhe ragen, um ihn die letzte und tiefste Schuld zu sagen

modernen Staatsweisheit nach seiner Art zu ertheilen. Meister Talleyrand dachte, daß es nicht gut sei, wenn seine Kunst verloren ginge, deshalb warb er sich zwei Zauberlehrlinge an, in denen seine Geheimnisse sich forterben sollten. Diese beiden Lehrlinge des alten Hexenmeisters sind keine andern als Louis-Philipp und Thiers, die sich aber entzweiten trotz der Wahlverwandtschaft, auf die sie unläugbar gegenseitig angewiesen sind. Louis-Philipp hatte auch immer eine große Vorneigung gerade für Thiers gehabt und Thiers hing mit wahrer Jünglingsschwärmerei an dem **gouvernement bourgeois**, das er in seiner Flugschrift über die Julimonarchie so hochberedt feierte. In dieser Schrift, welche im Jahre 1831 erschien, rühmt Thiers freilich viele Dinge, welche man jetzt nicht ohne die größte Ironie zu lesen vermag, indem er unter Anderem von der Juliregierung sagt: **voilà un gouvernement qui sait exister sans un moyen violent, sans une seule loi d'exception**, während schon gleich das Jahr 1832 die wüthendsten Ausnahmegesetze brachte und Paris im Belagerungszustande zeigte. Mit Guizot und Thiers, diesen beiden feindlichen Dioskuren, sich dauernd zu einigen und aus ihnen eine Combination von Grundsätzen zur Regierung Frankreichs zu bilden, wäre vielleicht die einzig richtige Stellung

Louis-Philipp's geweſen, aber es gelang nicht, dieſe beiden ſtolzen und widerſpenſtigen Roſſe zu einem friedfertigen Geſpann anzuſchirren. Mit Guizot und Thiers vereint hätte ſich die Juliregierung ohne Gefahr in einem demokratiſchen Geleiſe fortbewegen können und ihr wäre die Volksthümlichkeit, von der ſie ausgegangen, erhalten worden. Aber Thiers wurde ſchon in dem Miniſterium vom 11. October 1832 ſich ſelbſt untreu, indem er, der noch kurze Zeit vorher den Conſtitutionnel und National geſchrieben hatte, nun plötzlich die doctrinaire Nothflagge aufſteckte. Später trat er als Conſeilspräſident des Miniſteriums vom 22. Februar 1836 in die ſophiſtiſche Núance des Tiers-Parti über, in der er zwar größere Kraftanſtrengungen, aber mit Ungeſchicklichkeit und Unklugheit, verſuchte. Der Tiers-Parti iſt die eigentliche Advocatenrichtung der neueren Politik, er hat mehr geſunden Verſtand und noch mehr caſuiſtiſche Spitzfindigkeit als das Juſtemilieu, aber ihm fehlt, wie dieſem, der Muth, das zu ſein, was er gern ſein möchte. Das Juſtemilieu hat nicht den Muth gehabt, ganz abſolutiſtiſch zu werden, worauf es doch eigentlich Tag und Nacht geſonnen, und der Tiers-Parti hat nicht den Muth gehabt, ganz demokratiſch zu werden, obwohl ihm die Neigung dazu in ſeinem Blut und Herkommen

gegeben war. So hat die Julirevolution zwei Baſtarde zur Welt gebracht, den Doctrinarismus und den Tiers-Parti, feige Söhne einer hochherzigen Mutter, die das große Erbe, das ſie zu verwalten bekamen, in unnützen und ruhmloſen Gelagen mit zweideutigen Spießgeſellen verpraßten. Der Doctrinarismus und der Tiers-Parti haben in der That die Ideen der Julirevolution allmählig aufgezehrt und es iſt durch ſie ein politiſches Hungerleiden entſtanden, das alle Parteien zu Knochengerippen hat zuſammenſchrumpfen laſſen. Das Juſtemilieu iſt die Lüge des Abſolutismus und der Tiers-Parti iſt die Lüge des Demokratismus, beide ſind nach den zwei weſentlichen Lebensſeiten hin die Syſteme des Rückzuges, welche eine Zeit, die auf der Flucht vor ſich ſelbſt begriffen, ſich haſtig zurechtgemacht. Ihre Feigheit aber beruht darin, daß ſie den Kitzel des Verderbens, der ſie beide drängt, ſich verhalten und mit tugendhafter Miene der Welt Frieden vorgeſpiegelt haben zu einer Zeit, die ſich noch nicht ausgeblutet hatte an ihren Kämpfen und deshalb krank war. Was hilft es, zu quackſalbern an friſchen Völkerwunden mit Pflaſtern und Salben, und wohlriechende Eſſenzen darüber auszugießen?

Indeß muß man dem Tiers-Parti nachſagen, daß er oft edelmüthigere und heldenhaftere Anwan-

delungen gezeigt als das Juſtemilieu, Anwandelungen, in denen ſich wenigſtens einen Augenblick lang ſein gutes Blut und Naturell geltend machen wollte. Der Tiers-Parti hat zu dem Lakaienmäßigen ſich niemals verſtehen können, in das der Doctrinarismus ſich ſobald einkleidete, und darin hat ſich wenigſtens ſeine demokratiſche Grundnatur einigermaßen aufrecht erhalten. Dupin, der dem Gedanken des Tiers-Parti ſein erſtes und urſprüngliches Leben gegeben, hat, wieoft ihm auch das Miniſterium angetragen worden, nie ein Portefeuille annehmen wollen, ſolange die Blätter deſſelben von der ſympathetiſchen Tinte des Königs als des eigentlichen Conſeilspräſidenten beſchrieben werden. Da kam Thiers, der Mann des Talents, der eben die Verſchanzungen der Doctrinairs verlaſſen und eingeſehen hatte, daß er ſich aus den Mäuſelöchern des Juſtemilieu wieder herausarbeiten müſſe zu einer für ſeine Kraft und Natur gemäßeren Stellung, denn der Doctrinarismus hatte ihn faſt ſchon zu einem alten Mann gemacht. Thiers hatte gewiß die redlichſten und auch muthigſten Abſichten mit dem Tiers-Parti, als er einen Parti-Thiers daraus machte und auf den Sinn deſſelben ein Miniſterium ſtützte, das vor allen Dingen die erloſchene Thatkraft des Staates wiederbeleben und demſelben einen neuen volks-

thümlichen Aufſchwung geben ſollte. Aber jetzt zerfiel der Tiers-Parti mit Louis-Philipp, weil er zum erſten Mal etwas Beſtimmtes wurde und verlangte, und zwar, wie es ſchien, etwas Beſtimmtes im Intereſſe der demokratiſchen Richtungen, denn die Intervention auf der pyrenäiſchen Halbinſel, von welcher das Miniſterium des Tiers-Parti ſein Beſtehen abhängig machte, war ohne Zweifel nicht bloß eine Frage der auswärtigen Politik. Es war vielmehr eine Frage in demjenigen Sinne des Tiers-Parti, in dem der des Juſtemilieu überdrüßige Thiers wieder zu einer Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt und ſeiner radicalen Natur zu gelangen gedachte, denn die Intervention in Spanien, hätte man ſie unternommen, würde gewiß in Frankreich ſelbſt eine demokratiſche Wirkung geäußert haben. Der kluge Bürgerkönig hütete ſich daher wohl, dieſe feurigen Kohlen auf ſein Haupt zu ſammeln. Thiers aber gerieth nun in die gefährlichſte Stellung, in der er ſich noch je befunden, und während ihm daran liegen mußte, ſich dem Hofe unentbehrlich zu machen, um ſich zu erhalten, wandte man von der andern Seite Alles an, ihn durch die Preſſe moraliſch vernichten zu laſſen, um ihn nicht mehr nöthig zu haben. So iſt Thiers gewiſſermaßen wieder in ſeinen Anfang zurückgekehrt oder vielmehr zurückge-

worfen durch die Nemesis, die seine Inconsequenzen wieder auf die Consequenz seiner ursprünglichen Natur zurückführte. Man erblickt ihn nun fast auf demselben Standpunct, den er früher als Journalist einnahm, und seine Feinde würden es gern sehen, wenn Thiers mit einem völligen Jacobinismus endete, wozu bei der Reizbarkeit seines Charakters nicht alle Aussicht fehlt. Aber man sollte bedenken, daß Thiers noch in den Mittelklassen und beim Volke einen außerordentlichen Anhang besitzt, und daß eine radicale und leidenschaftliche Wendung seines öffentlichen Charakters nicht geeignet sein dürfte, Rosen auf den Weg der Juliregierung zu streuen. Thiers aber hat Talleyrand's Schule nur halb durchgemacht, sonst würde er die Macht nicht so schnell aus den Händen verloren haben. Aus den untern Klassen der Gesellschaft hervorgegangen und aus den rohesten Stoffen des Radicalismus gebildet, hat Thiers nicht die feinen und geschmeidigen Bewegungen sich aneignen können, mit denen Talleyrand in allen seinen Schwenkungen das meisterliche Gleichgewicht und die Harmonie behauptete. In Thiers sind zu viel plumpe und materielle Bestandtheile unverarbeitet geblieben, die ihn hinderten, ein ganzer Talleyrand zu werden. Ihm fehlt in der Perfidie die Bonhommie, in der Zweideutigkeit der Witz, in

der Grundsatzlosigkeit ein moralisches Wichtigthun, in der Veränderlichkeit der historische Ernst, in der Heuchelei die Aufrichtigkeit, in der Frivolität die Würde, in der Treulosigkeit der philosophische Takt, und Alles dies sind Mischungen, aus denen Talleyrand diese einzige Gestalt in der Geschichte geworden ist. Thiers hat diese Mischungen nicht in sich verschmelzen können, darum kehrte er in seinen Widersprüchen nur schroffe und eckige Einzelnheiten heraus, wo Talleyrand aus eben diesen Widersprüchen eine glänzende Einheit zu schaffen verstand. Thiers hat durch dieselben Mittel verletzt, durch welche Talleyrand zu gewinnen wußte, und darum widerfährt dem Einen jetzt diese herbe Verurtheilung der öffentlichen Meinung, während der Andere noch tausend Eide brechen könnte, ohne die Achtung und Bewunderung seiner Zeitgenossen zu verlieren. Herrn Thiers ist man geneigt, als moralischen Makel anzurechnen, was in einer Erscheinung, wie Talleyrand, weit über den Moralgesichtspunct sich hinaushebt und zu einem höheren welthistorischen Standpunct wird. Talleyrand hat sich zu einem unsterblichen Heros gesündigt, Thiers ist aus einem Heros ein armer Sünder geworden. Talleyrand hat seine Treulosigkeiten der Geschichte selbst nachgemacht und darum hat er sich am Ende mit allen seinen ge-

brochenen Eiden faſt einen Heiligenſchein um ſein Haupt geſammelt, er iſt jetzt der ehrwürdige Talleyrand, der Patriarch aller welthiſtoriſchen Gaunerei, der Hoheprieſter der modernen Politik, in dem ſelbſt die Perfidie der Zeiten ſich geheiligt hat. Thiers, an einen kleinlicheren Spielraum der Verhältniſſe gebannt, und ſeiner Natur nach mehr Advocat als Diplomat, mußte ſeine Talente verzetteln in einer armſeligen Caſuiſtik, die nie auf das hohe Meer der Geſchichte hinausführte, und er ſcheiterte an ſeinem Ungeſtüm, Geſchichte zu machen, während Talleyrand durch ſeine Milde ſiegte, mit der er ſich der Geſchichte nur in die Arme zu werfen brauchte.

Solchen ſchwankenden und ſchillernden Charakterbildern, wie die neuere Geſchichte ſie vorzugsweiſe hervorgerufen, ſah man wohl auch andere Geſtalten in einer beneidenswerthen Einfachheit und Conſequenz der Richtung gegenüberſtehen, wie Lafayette, Armand Carrel, Mauguin, die in ihrer Feſtigkeit ein antikes Gepräge zu haben ſcheinen, wenn man ſie mit den ächt modernen Schwankungen eines Chateaubriand, Talleyrand, Thiers, La Mennais vergleicht. Damit iſt aber keineswegs geſagt, daß jene einen höhern Werth anzuſprechen hätten als dieſe, die in ihrer Inconſequenz ebenſo ächte Söhne und Träger ihrer Zeit ſind und zum Theil mehr da-

durch gewirkt haben als die andern durch die Gewalt ihrer Consequenz, durch die Tugend ihrer Stätigkeit. In den Charakteren der antiken Welt war ohne Zweifel eine größere Ehrlichkeit und weniger diabolisches Element enthalten. Die antiken Charaktere unterlagen weniger dem Zufall als die modernen, weil sie jedesmal in einer bestimmt umschlossenen und begränzten Lebenssphäre standen, während die moderne Charakterbildung sich erst im Umhersuchen nach einer gemäßen Sphäre entwickelt und sich diese oft erst künstlich schaffen muß. Darum giebt es in der modernen Welt so viele „dogmatisirende Schelme," ein Ausdruck, den Graf Schlabrendorf erfunden hat, und der eine ganze Richtung der heutigen Charaktere, besonders in Frankreich, auf das Treffendste stempelt. In Deutschland aber sind die Charaktere noch schlimmer daran, es sind Kellerpflanzen, die zwischen Gemäuer wuchern und denen Licht, Luft und Raum fehlt, um sich groß und frei in den Tag hinaus zu entfalten. Und doch hat es in Deutschland stets einen unendlichen Reichthum an Charakteren gegeben, den aber unsere Nation gewissermaßen in den Sack gesteckt hat, um wie ein Geizhals diese Schätze zu hüten. In diesem Nationalsack zappeln bei uns alle möglichen Charaktere umher, phantastische, diplomatische, jesuiti-

Sie, Kinderchen, mit Ihrem Papachen, dem Herrn Grafen, und Ihrer Frau Mamachen, der Frau Gräfin, und Ihrem Fräulein Schwesterchen, der Fräulein Gräfin, und Ihrem Herrn Onkelchen, dem Herrn Baron, und Ihrer Tantchen, der Frau Baronin, und Ihrem Vetterchen, dem Herrn Baron, und Ihrer Cousinchen, der Fräulein Baronin, und Ihrem Hofmeisterchen, dem Herrn Professor, und Ihrer Gouvernantchen, der Frau Professorin, und Ihrem Kammerdienerchen, dem Herrn Johann, und Ihrer Kammerjungferchen, der Frau Johann, und Ihrem Kutscherchen, dem Herrn Michael, und Ihrer Köchinchen, der Frau Michael, und Ihrem Stubenmädchen, der Fräulein Lisette, und Ihrem Hausknechtchen, dem Herrn Peter, und Ihrer Waschfrauchen, der Frau Peter, und Ihrem Hühnchen, dem Herrn Hahn, und Ihrer Hennchen, der Frau Hahn, und Ihrem Kätzchen, dem Herrn Mohr, und Ihrer Mäuschen, der Frau Mohr, und Ihrem Hündchen, dem Herrn Wolf, und Ihrer Schäfchen, der Frau Wolf, und Ihrem Lämmchen, dem Herrn Fuchs, und Ihrer Gänschen, der Frau Fuchs, und Ihrem Kälbchen, dem Herrn Bär, und Ihrer Ochsinchen, der Frau Bär, und Ihrem Pferdchen, dem Herrn Löwe, und Ihrer Stutchen, der Frau Löwe, und Ihrem Eselchen, dem Herrn Tiger, und Ihrer Eselinchen, der Frau Tiger, und Ihrem Affchen, dem Herrn Elephant, und Ihrer Affinchen, der Frau Elephant, und Ihrem Ferkelchen, dem Herrn Rhinoceros, und Ihrer Sauchen, der Frau Rhinoceros, und Ihrem Schweinchen, dem Herrn Nilpferd, und Ihrer Schweinchen, der Frau Nilpferd, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Kameel, und Ihrer Kindchen, der Frau Kameel, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Dromedar, und Ihrer Kindchen, der Frau Dromedar, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Giraffe, und Ihrer Kindchen, der Frau Giraffe, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Zebra, und Ihrer Kindchen, der Frau Zebra, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Quagga, und Ihrer Kindchen, der Frau Quagga, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Antilope, und Ihrer Kindchen, der Frau Antilope, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Gemse, und Ihrer Kindchen, der Frau Gemse, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Reh, und Ihrer Kindchen, der Frau Reh, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Hirsch, und Ihrer Kindchen, der Frau Hirsch, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Elch, und Ihrer Kindchen, der Frau Elch, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Rennthier, und Ihrer Kindchen, der Frau Rennthier, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Ziege, und Ihrer Kindchen, der Frau Ziege, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Bock, und Ihrer Kindchen, der Frau Bock, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Schaf, und Ihrer Kindchen, der Frau Schaf, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Hund, und Ihrer Kindchen, der Frau Hund, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Katze, und Ihrer Kindchen, der Frau Katze, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Maus, und Ihrer Kindchen, der Frau Maus, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Ratte, und Ihrer Kindchen, der Frau Ratte, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Eichhorn, und Ihrer Kindchen, der Frau Eichhorn, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Igel, und Ihrer Kindchen, der Frau Igel, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Stachelschwein, und Ihrer Kindchen, der Frau Stachelschwein, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Hase, und Ihrer Kindchen, der Frau Hase, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Kaninchen, und Ihrer Kindchen, der Frau Kaninchen, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Meerschweinchen, und Ihrer Kindchen, der Frau Meerschweinchen, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Murmelthier, und Ihrer Kindchen, der Frau Murmelthier, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Biber, und Ihrer Kindchen, der Frau Biber, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Otter, und Ihrer Kindchen, der Frau Otter, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Fischotter, und Ihrer Kindchen, der Frau Fischotter, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Seehund, und Ihrer Kindchen, der Frau Seehund, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Wallfisch, und Ihrer Kindchen, der Frau Wallfisch, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Delphin, und Ihrer Kindchen, der Frau Delphin, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Hai, und Ihrer Kindchen, der Frau Hai, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Rochen, und Ihrer Kindchen, der Frau Rochen, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Aal, und Ihrer Kindchen, der Frau Aal, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Schlange, und Ihrer Kindchen, der Frau Schlange, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Eidechse, und Ihrer Kindchen, der Frau Eidechse, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Krokodil, und Ihrer Kindchen, der Frau Krokodil, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Frosch, und Ihrer Kindchen, der Frau Frosch, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Kröte, und Ihrer Kindchen, der Frau Kröte, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Molch, und Ihrer Kindchen, der Frau Molch, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Salamander, und Ihrer Kindchen, der Frau Salamander, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Lurch, und Ihrer Kindchen, der Frau Lurch, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Wurm, und Ihrer Kindchen, der Frau Wurm, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Schnecke, und Ihrer Kindchen, der Frau Schnecke, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Muschel, und Ihrer Kindchen, der Frau Muschel, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Auster, und Ihrer Kindchen, der Frau Auster, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Krebs, und Ihrer Kindchen, der Frau Krebs, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Hummer, und Ihrer Kindchen, der Frau Hummer, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Krabbe, und Ihrer Kindchen, der Frau Krabbe, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Spinne, und Ihrer Kindchen, der Frau Spinne, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Insect, und Ihrer Kindchen, der Frau Insect, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Käfer, und Ihrer Kindchen, der Frau Käfer, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Schmetterling, und Ihrer Kindchen, der Frau Schmetterling, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Biene, und Ihrer Kindchen, der Frau Biene, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Wespe, und Ihrer Kindchen, der Frau Wespe, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Hummel, und Ihrer Kindchen, der Frau Hummel, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Fliege, und Ihrer Kindchen, der Frau Fliege, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Mücke, und Ihrer Kindchen, der Frau Mücke, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Floh, und Ihrer Kindchen, der Frau Floh, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Laus, und Ihrer Kindchen, der Frau Laus, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Wanze, und Ihrer Kindchen, der Frau Wanze, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Milbe, und Ihrer Kindchen, der Frau Milbe, und Ihrem Kindchen, dem Herrn Zecke, und Ihrer Kindchen, der Frau Zec

hängigen Verhältnissen des Volkslebens und der Gesellschaft eine besondere Aufmerksamkeit darin widmen will. Custine gehört zu den Franzosen, in welchen sich eine noble legitime Gesinnung Hand in Hand erhalten hat mit strengem Katholizismus und diese religiöse Richtung ist bei ihm um so ernsthafter, als sie dazu dienen muß, einen Bruch mit der Gesellschaft in seinem Gemüth zu vermitteln und auszufüllen. Sein Roman **le Monde comme il est**, der bei uns in Deutschland fast bekannter geworden als in Frankreich, ist das Product einer solchen Weltstimmung, die sich isolirt gegen das hergebrachte sociale Treiben und sich in sich selbst zurückzieht, auf diese ihre Einsamkeit aber einen besonderen Werth legt.

Damit Sie aber, nach meinen früheren Bemerkungen über die sogenannten deutschen Studien in Frankreich, nicht gänzlich verzagen, will ich Sie noch mit einem französischen Literaten bekannt machen, der, obwohl nicht in dem Maße wie Custine, doch ebenfalls ein tüchtiger Kenner der deutschen Literatur und Sprache ist, ohne ein charlatanartiges Aufsehen davon gemacht zu haben. Dies ist Herr Hippolyte Carnot, der mit seinem Vater, dem großen Republikaner und berühmten Mitglied des Directoriums, eine Zeit seiner Jugend

in Deutschland zugebracht hatte. Er redigirte früher die Revue encyclopédique, die seitdem eingegangen ist, ein Journal, das in gewissem Sinne eine st. simonistische Richtung hatte. Der junge Carnot repräsentirt nämlich eine Nüance des Saint-Simonismus, welche man als die positive und vernünftige Fortgestaltung desselben betrachten kann und deren große Bedeutsamkeit Niemand verkennen wird, der eine umfassende Anschauung besitzt von der heutigen Weltbewegung. Herr Carnot beklagte sich öfters gegen mich, daß man in Deutschland eigentlich nur die kranke und chimärenhafte Seite des Saint-Simonismus vorzugsweise aufgefaßt und dieses System, denn ein solches sollte es werden, dort nur an den Ausschweifungen abgemessen habe, in denen es sich bei einigen erhitzten Köpfen gezeigt. Ich versicherte ihn indessen, daß es in Deutschland auch sehr vernünftige Ansichten über den Saint-Simonismus gäbe, die alle Thorheit und Weisheit dieser Doctrin zu würdigen und daraus ein Prognostikon für die Zukunft zu gestalten wüßten. Bei Carnot aber verwebt sich mit der saint-simonistischen Grundlage die lautere demokratische und radicale Tendenz, die bei ihm alle strenge Tugend des ächten Republikanismus entfaltet und worin man den angeerbten Charakter seines Vaters

an dem Sohn wiederfinden kann. Die demokratische Richtung hat ihn jetzt mit dem Monde des Abbé de la Mennais verbunden und Carnot hat seine Beiträge diesem Journal zugesagt, weil er an die Aufrichtigkeit des Radicalismus in demselben glaubt. Er ist jetzt mit einer eigenthümlichen Arbeit beschäftigt, die für einen Franzosen die größten Schwierigkeiten, aber auch die interessantesten Erfolge darbietet. Herr Carnot will nämlich in einem Buche darstellen, welchen Einfluß auf Ansicht, Stimmung und Zustände, besonders aber auf die öffentliche Meinung, die französische Revolution auch im Auslande, namentlich in Deutschland, hervorgebracht habe, während die Franzosen bisher nur die Geschichte der Revolution innerhalb Frankreich selbst kannten. In dem Zweck des Herrn Carnot liegt auch, dabei die ganze deutsche Literatur in ihren Entwickelungsphasen zu berühren, doch zweifele ich, ob dieser ganze Gegenstand, der so vielfältige örtliche Hülfsquellen und deutsche Materialien erfordert, sich in Paris wird ausarbeiten lassen. —

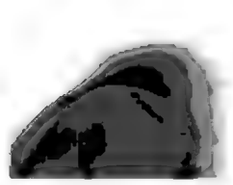
Thun Sie doch in Deutschland Etwas, um Unterzeichnungen für das Monument Börne's anzuregen, das David arbeiten will, zu dem aber die Kostenbestreitung noch nicht abzusehen. Jetzt

ruht er noch unter einem einfachen weißen Kalkſtein, der mit deutſchen Buchſtaben ſeinen Namen führt, aber Immortellen und Lorbeeren hängen, von Freundeshänden gelegt, zahlreich über dem Gitter ſeines Grabes, zu dem ein Deutſcher mit beſonderer Empfindung wallfahrtet. Auf einem der höchſten Berghügel des Père Lachaiſe gelegen, beherrſcht es den ganzen Umkreis der Gegend, und unter ihm liegt das in ſeinen Dampf und Dunſt eingehüllte Paris ausgebreitet, deſſen unaufhörliches Lebensgetöſe bis hieher in dieſe Grabesruhe dringt. Dies deutſche Grab in Frankreich muß als ein welthiſtoriſches Moment würdig vertreten werden, es darf nicht ſpurlos verſchwinden unter dem fremden Volke, denn es hat für uns eine Nationalbedeutung, es birgt den hiſtoriſchen Gram eines ganzen Stammes in ſeiner Tiefe. — —

II.

Meerfahrt.

Unterhaltungen auf der Esmeralda.



1. Theodicee auf dem Meere.

— Auf den Höhen von Boulogne ſchwebte die Nacht, allmählig kam die Fluth herauf und beſpülte ſchon mit anplätſchernder Woge den Kiel der Dampfſchiffe, die im Hafen lagen zur Abfahrt nach England. Die Miß zitterte vor Froſt und Unbehagen, ſogar eine Stunde zu früh hatte man ſie in unſerm Gaſthofe geweckt. Halb ſchlafend, halb ſcheltend ſtieg ſie an meiner Hand auf das Verdeck der prächtigen Esmeralda, und ſie gähnte nun herzlich in die erhabene Langeweile des Meeres hinaus. Das Meer aber erglänzte ſchon nachundnach in den ſilbernden Morgenſtreifen, in ſeine aufſchäumende Brandung ſank ein Stern der Nacht nach dem andern hinab, und als es ſo hell war, daß die Miß leſen konnte, nahm ſie vor ſich auf den Schooß

ihren Byron, den ſie in Boulogne für zwölf Francs gekauft hatte.

Mein Gott, Miß, das Meer, die Luft, der Morgen, der Sonnenaufgang! Rührt nicht einmal das Meer mit ſeiner Donnerſtimme Ihr Herz, wie kann dann je ein Menſch mit ſeinem hinfälligen Baß oder Tenor hoffen, Sie zu erweichen?

Sie gähnte noch einmal, und legte mechaniſch das Buch neben ſich auf die Bank des Verdecks, wo wir ſaßen. Dann fragte ſie gleichgültig: Was giebts?

Die Esmeralda hatte ſchon einige Meilen weit in die See hinausgeſtochen, das Meer wurde immer gewaltiger, und wechſelte ſich ab mit Jubel- und Schreckenstönen, und zerfloß heulend und ſeufzend in die troſtloſe Unendlichkeit.

Was ſoll es geben, Miß? Das Meer dichtet ſeine Welthymne und wir Beide fahren nach England! Weltandacht und Weltverzweiflung ſind es, die in den Tiefen des Meeres brauſen und miteinander zu kämpfen ſcheinen um die Wette. Es iſt die alte urſprüngliche Wildheit der Schöpfung, in die wir hier wieder gerathen ſind und die unſer ermattetes und abgeplattetes Leben ſtärken und erfriſchen ſoll mit den geheimnißvollen Schäumen, die ſich über Himmel- und Erdenweite hinaus ſtürzen.

Denn es iſt gut, daß man ſich zuweilen wieder in ſeinen Urſprung aufgelöſt fühle, welcher das uranfänglich Wilde und Heftige iſt.

Sie lächelte und zog ihr Skizzenbuch hervor, in das ſie, ich weiß nicht was für Striche und Entwürfe einzeichnete, indem ſie mich zu gleicher Zeit bat, fortzufahren.

Das Meer lag jetzt ſtill wie ein frommes Kind zu den Füßen des Univerſums und Lüfte und Wellen ſchienen ihr Morgengebet zu flüſtern. Die Schatten des Himmels zerrannen vor den kräftigen Hauchen des Windes, der aber nicht maßlos ſtürmte, ſondern mit friedlicher Gewalt und wie eine göttliche Melodie daherblies, daß man ſich ihm hätte preisgeben und ſeinen Schwingen überlaſſen mögen, um mit ihm ein herrliches Luftleben zu führen ohne menſchliche Qual und Gränze. Die Menſchen würden alle freier und größer werden und aufhören, Unwürdiges zu dulden, wenn ſie öfter über das Meer führen, um in Luft und Waſſer das armſelige Gepäck ihrer Lebensſorgen zu verſenken. Die Luft iſt das höchſte Element alles Daſeins, und ſie iſt der Geiſt Gottes, der über dem Meere ſchwebt, und den wir hier mit vollen Zügen in unſere Bruſt ſaugen, ein Labetrank aus den Quellen der Schöpfung.

Zähnen, ſtrömte ſie Wohllaut und eine Fülle von Gemüth und Seele aus.

Im Schlafe mag es Ihnen hingehn, ſo orthodox zu ſein!

Sie wurde wieder ernſthaft, und ihre Blicke überflogen Meer und Himmel, Luft und Sonnenſchein. Sie ſtand auf, und ſah noch lange an meiner Seite in die brauſenden Waſſer hinaus. Ihre Geſtalt war in ſtille Feier getaucht, ſie ſchien unendlich viel zu empfinden. Das Meer hob ſeine Fluthen höher in den blauen Himmel und die Wellen tanzten wie Engel des Lichts in den heitern Tag hinein. Auf dem Schiffe begann mit raſchen Takten eine luſtige Melodie, denn wir hatten Muſiker an Bord, wie dies auf den franzöſiſchen Dampfböten gewöhnlich iſt. —

2. Leben, Tod, Schönheit und Gott.

— Nach einigen Spaziergängen über das Verdeck trat ich wieder zu ihr und fand ſie in ihrem kleinen vom Goldſchnitt leuchtenden **Prayer-book** ihre Morgenandacht verrichten. In dem, was ſie eben geleſen, hatte es ſich um die Vorſtellung gehandelt, daß erſt der Tod zu Gott führe und daß der Tod mithin das größte Leben ſei. Daran ſchloß ſich denn die gewöhnliche chriſtliche Unterweiſung, immer mehr abzuſterben, um des wahrhaften Lebens theilhaftig zu werden.

Ihre blauen Augen leuchteten dabei ein ſtilles Feuer der Verklärung aus, dann erröthete ſie, als ich ihr ſagte, daß ich von dem Allen nichts verſtände. Sie ſagte, ſie könne mir dazu ein Beiſpiel geben, das aus dem Leben genommen ſei und wel-

ches ihr eine wunderbare Gewißheit über die Aechtheit und Wahrheit dieser christlichen Vorstellung verschafft habe.

Ueberhaupt, mein Freund, fuhr sie fort, will ich Sie vorbereiten auf den religiösen Geist unseres Familienlebens, den Sie namentlich in dem Zirkel, in welchen wir Sie in London einführen, antreffen werden. Sie gab sich ordentlich ein wichtiges Ansehen, dabei sah sie wunderschön aus in dieser Mischung von Frömmigkeit, jungfräulicher Scham und derjenigen Schalkheit, die von einem heitern Mädchengesicht unzertrennlich ist.

Ich bat sie, mir zu erzählen. Ihr Beispiel und ihre Geschichte lautete folgendermaßen:

Wir haben in London eine Verwandte, hub sie an, dies ist eine seltsame alte Frau, die in ihrer Jugend außerordentlich schön gewesen und jetzt im Alter ein merkwürdiges Lebensbild abgiebt. Obschon man die Zahl ihrer Jahre ihr wohl ansieht, so hat sie doch noch fast unbegreiflicherweise in Formen und Zügen das Gesicht eines jungen Mädchens, mit frischglänzenden Augen, die aus der schönen Vergangenheit noch schön heraufzuklagen scheinen. Für mich giebt es nichts Rührenderes als diese alte Frau, die nicht vergessen kann, wie jung und schön sie einst gewesen, und die alle Tage weint über ihr Alter.

Sie zieht ſich von den Menſchen zurück und liebt nur wenige unter ihnen, um ihr Leid, alt zu ſein, in der Einſamkeit zu verbergen. Früher war ſie jung, reich und ſchön, jetzt iſt ſie alt und arm, mit ihrer Schönheit, meint ſie, habe auch alles Glück ſich von ihr gewandt. Aber ſie hat herrliche und wunderbare Gedanken über alle dieſe Dinge, ſie iſt dichteriſch und weiſe, und oft ſitze ich zu ihren Füßen, ſie erzählt mir alte Lebensgeſchichten, füttert dabei ihre beſtändig ſchreienden Papageien, und zuweilen wohl auch mich, denn man kann bei keiner alten Frau eine Stunde ſein, ohne daß ſie aus einem Schrank Kuchen hervorholt, den man dann in Pietät hinunterkauen muß. Und wiſſen Sie nun, worauf dieſe Frau alle ihre Hoffnungen gegründet hat? Auf den Tod und auf Gott. Sie ſchwärmt für den Tod, und jeden Morgen, wann ſie ſich aus unruhigen Träumen von ihrem Lager erhebt, fragt ſie Gott: ob es nicht heut mit ihr vorbei ſein werde? Sie bedarf nichts mehr als den Tod, und alle noch keineswegs erloſchene Liebe und Leidenſchaft ihres Herzens hat ſich jetzt auf den Tod geworfen, welcher ihr eine lebenflammende Zukunft iſt, und unter der Zukunft ſtellt ſie ſich nichts als eine Erneuerung ihrer ſchönen Vergangenheit vor. Sie hat ſich dabei in die wunderſame Hoffnung hineingeträumt,

noch einmal ſchön und jung zu werden, und darum leuchten ihre Augen, wenn ſie den Tod nennt, von dem ſie die Wiedergeburt alles Deſſen, was ehemals reizend und entzückend an ihr geweſen, erwartet. Da haben Sie die Idee des Neulebendigwerdens im Tode, wie ſie auf ganz naive Weiſe in einem zwar frommen, aber doch nicht vorherrſchend chriſtlichen und orthodoxen Gemüth ſich mächtig erweiſt. Denn meine alte Baſe iſt in unſerer Familie nicht gerade ihrer Rechtgläubigkeit wegen bekannt, da ſie von jeher viel weltliche Neigung und Weisheit in ihre Andacht mengte. Aber wie ſtark muß es in der menſchlichen Natur begründet ſein, an den Tod Lebensanſprüche zu machen! Dieſer Frau iſt das Alter eine gehäſſige, langweilige, faſt beſchimpfende Bürde, und ſie hofft im Tode auf eine neue Jugend, die ihr wieder Genuß und Ehre ſchaffen werde. Jugend, Schönheit, Tod und Gott haben ſich ihr gewiſſermaßen zu einem Begriff verſchmolzen, und an dieſer Herrlichkeit der Zukunft zehrt ſie mit ihrer ganzen Sehnſucht und aller Kraft, welche den hinfälligen Körper noch bewohnt. Vor allen Dingen aber hofft ſie durch den Tod zu Gott zu kommen und darin eigentlich ſucht ſie ihren neuen Ruhm, ihre neue Jugend und Schönheit. Ihr jetziges Leben ſcheint ihr Schmach, und vom Tod dagegen hofft ſie Ehre,

denn er ist ihr gleichbedeutend mit Gott und führt zu Gott, den sie auch von Angesicht zu Angesicht zu schauen denkt. Darum freut sie sich, daß sie mehr und mehr abstirbt geistig wie körperlich. Aber der Tod zögert ihr lange, und so führt sie ein Stillleben der Verzweiflung, in seltsamen Gedanken und Träumen, die wie todbedeutender Vögelflug beständig ihr Haupt umschwirren. Dies ist meine Geschichte, die Ihnen ein Beispiel geben soll, wie die christliche Idee des Absterbens, das zu Gott führt, ganz naiv in der menschlichen Natur vorhanden sein kann, und nicht bloß eine Erfindung der Priester und der Gebetbücher ist.

Sie schwieg hier, obwohl ich gewünscht, daß sie noch lange fortgefahren hätte zu reden, denn wenn sie in Eifer gerieth, kam auf eine holde Weise Vieles von ihrem tiefsinnigen und auch wohl gelehrten Wesen zum Vorschein, das sie sonst mit Sorgfalt an sich verbarg, indem sie es meistens vorzog, für ganz unbefangen zu gelten.

Unterdeß hatte sich das Wetter verfinstert, das Meer kam in Aufruhr und donnerte in gewaltiger Wogenbrandung gegen die Wände des Schiffes, dessen Schwankungen immer heftiger wurden. Die Miß hatte keinen Anfall von der Seekrankheit zu befürchten, aber die Nässe, die der Sturm umher-

trieb, machte den Aufenthalt auf dem Verdeck unmöglich. Unten in der Kajüte war leicht noch ein bequemes Plätzchen zu finden, denn die Zahl der Paſſagiere war auf der heutigen Fahrt nicht groß.

Ich ſagte, ich wolle ihr eine andere Geſchichte gegen die ihrige erzählen. Die meinige ſolle von dem Drang eines deutſchen Gemüthes nach Gott handeln, aber ſie werde beweiſen, nicht daß der Tod, ſondern wie das Leben zu Gott führe, das Leben in ſeiner kräftigſten Bewegung und Sättigung. Ich theilte ihr die nachfolgenden Blätter mit, die auch hier ihre Stelle finden mögen, da ſie anderswo nur in halben Andeutungen abgedruckt werden konnten. —

3. Eine deutsche Geschichte.

— Im Theater war Lessing's Emilia Galotti gespielt worden. Desirée war als Emilia eine wunderbare Erscheinung, und legte in diese einsylbige Rolle so viel von ihrem eigenthümlichen Naturell hinein, daß eine ihr ganz angehörende Schöpfung daraus wurde, mit der aber der weise Dichter selbst sich gewiß einverstanden erklärt hätte.

Sylvius war gleich nach dem Schluß des Trauerspiels fortgeeilt, um die Wohnung der berühmten Schauspielerin zu erreichen. Sie liebte nicht, daß er sie aus dem Theater selbst nach Hause führte, aber sie erlaubte ihm, nach der Vorstellung den Thee bei ihr einzunehmen, und ihr seine Urtheile zu sagen.

Desirée bewohnte gemeinschaftlich mit ihrem alten Vater einige kleine und einfache Zimmer, die

von Haag, der vorliegt Beschreibung Vorrangs
Ausgabe Ausgabe Ausgabe Ausgabe Ausgabe Ausgabe

der ihn das glänzende Schicksal seiner Tochter plötzlich in eine reichere Lage hergerufen, und unter diesen neuen Verhältnissen, die mit seiner vorigen Armuth und Niedrigkeit contrastirten, hatte sein Wesen etwas Possirliches angenommen, das zuweilen durch eine unbegränzte Ehrfurcht für seine Tochter rührend wurde. Er fragte nach Desirée's Spiel am heutigen Abend, wovon er freilich in der Regel wenig verstand.

Sylvius sagte vor sich hin: Sie hat, wie immer, zu viel gegeben! Sie verausgabt ihre ganze Seele auf den Brettern, und ich könnte fast eifersüchtig auf das Publikum werden, an das sie so viel von ihrem herrlichen Selbst verschwendet.

Der alte Hilbert lachte über diese Rede laut auf. Ein Schelm giebt mehr als er hat! sagte er drollig. Meine Tochter ist aber kein Schelm. Wartet nur, sie wird Euch bald gar nichts mehr geben, sie kann auch geizig sein! — Wissen Sie denn, fuhr er plötzlich ernster werdend fort, daß Desirée gänzlich vom Theater abgehen will?

Sylvius schwieg und versank in ein nachdenkliches Hinsinnen. Er war ein schöner, hochgewachsener Jüngling, blond, aber ausdrucksvoll in seinen feinen Gesichtszügen. Mit seiner großen Jugend-

lichkeit verband ſich etwas Mildes, Stilles und Träumeriſches.

Jetzt hielt ein Wagen vor der Thür, Deſirée kam. Sylvius trat ihr lebhaft entgegen, aber ſie begrüßte ihn nur flüchtig, denn ſie liebte nicht, daß man ſich mit großer Aufmerkſamkeit um ſie bemühte. Dagegen umarmte ſie den alten Vater zärtlich, wie ſie immer that, und ließ dann lächelnd noch ein Licht auf den Tiſch ſetzen, weil die Beleuchtung des Zimmers gar zu ſpärlich geweſen war.

Deſirée fühlte ſich nach der Vorſtellung ſo angegriffen, daß ſie ermattet auf das Sopha ſank, um einen Augenblick zu ruhen. Sie legte das Halstuch ab und entblößte die ſchöne Schulter, zog die Schuhe aus und begann, faſt ohne Rückſicht auf Sylvius zu haben, ihre Umkleidung vorzunehmen, da ſie in ſolchen Dingen höchſt unbefangen war. Nur einen Augenblick ſchlüpfte ſie in das Nebengemach, und trat in dem einfachen Hauskleide, in dem ſie am lieblichſten ausſah, wieder hervor. Deſirée war groß, ſchön und kräftig, das dunkle Colorit herrſchte in ihrem Geſicht vor und erhöhte noch mehr den geiſtigen Ausdruck deſſelben, der, bei aller ſinnlichen Fülle der Geſtalt, ihrem ganzen Weſen überwiegend eigen war. In den ſchwarzen glänzenden Augen lag Begeiſterung, Phantaſie und Nach-

denken, die etwas ſtark hervorſpringende Naſe verrieth Seelenmuth und Entſchloſſenheit, aber ein gewiſſer Zug um den Mund legte ſchon entweder eine Gleichgültigkeit oder Verſtimmung gegen das Leben an den Tag. Berühmt aber war in der Bühnenwelt ihr herrliches ſchwarzes Haar geworden, das, wenn ſie es in tragiſchen Momenten aufgelöſt über den Nacken fallen ließ, ihr eine großartige Schönheit lieh, und einen wunderbaren Eindruck machte.

Sie ſetzte ſich jetzt erſt zu Sylvius, um mit ihm zu ſprechen. Dieſer ergriff ihre Hand und drückte ſie an den heftig ſchlagenden Buſen des Mädchens zurück. Wie Sie athmen, wie Sie wieder angegriffen ſind, Deſirée! ſagte der junge Mann. Wenn Sie fortfahren, ſo viel Leben zu geben, werden Sie ſterben! Ich habe Sie heut mit Schmerzen bewundert und zittre noch von dem Schauer des Entzükkens, den Sie verbreiteten. Sie ſind die erſte wahre Emilia Galotti, die ich geſehn habe, aber Sie haben die einfachen kurzen Andeutungen der Leſſing'ſchen Worte, die jede Schauſpielerin ohne Phantaſie in Verzweiflung ſetzen müſſen, faſt mit zu geſättigten Farben ausgeführt, wenigſtens für ein Leſſing'ſches Stück. Wo wollen Sie mit dieſem Reichthum Ihres Geiſtes auf dem Theater hin? Sie haben Recht gehabt, der Emilia ein mehr italieniſches Colorit zu

geben, als es bisher alle Darstellerinnen gethan, und von vorn herein einen schwärmerischen und religiös feierlichen Grundton leise anzudeuten, dadurch haben Sie die beiden Widersprüche, die sich in diesem Charakter befinden, die anfängliche Furchtsamkeit des kaum zu sprechen wagenden Mädchens und nachher die Heldin, die plötzlich aus dieser schüchternen Mädchenknospe erwachsen ist, mehr vereinigt, erklärt und in eine Gestalt verschmolzen, als es irgend eine kritische Analyse vermocht hätte. Diese katholische Auffassung sagt Ihrem Naturell zu, obwohl die Handlung, die der Dichter geschildert hat, eigentlich antik ist und unter den modernen Sitten ziemlich fremdartig dasteht. Wie viel Ueberfluß an Unschuld, Seele, Leidenschaft und Thatkraft müssen Sie selbst aber in Ihrem Innern beherbergen, Desirée, daß Sie in den wenigen Worten, die Lessing seiner Emilia gegeben, ganze Lebensperspectiven eröffnen, an einer unscheinbaren und mehr rhetorischen Phrase alle Pulse des weiblichen Herzens anschlagen lassen können! Wahrhaftig, Sie behandeln alle Ihre Rollen musikalisch, ohne dadurch die Wirklichkeit zu verfehlen. Ihre Seele möchte Musik werden, um nur Alles ausschütten zu können, was in ihr lebt, und was in seiner übergroßen Fülle leichter den Klang findet als das Wort!

Aber mir bangt, wenn dieſe geheimſten Laute Ihrer Seele an die Logen ſchlagen und in das Parterre treffen! Ich verliere mich mit Wonne in dieſe Tiefe, Reinheit und Friſche, in dieſes jugendliche Myſterium Ihres Weſens, und hänge ganz an Dem, was Sie ausathmen, aber ich bin doch nicht mit Ihnen zufrieden, ſo ſehr ich auch von der Gewalt Ihrer Eindrücke abhänge, und gerade in den Momenten, wo ich Sie am meiſten zu loben gezwungen werde, möchte ich Sie tadeln! Und jetzt, wo Sie mir ſo hold und einfach gegenüberſitzen, begreife ich nicht, warum Sie ſolche Stürme erregen wollen, aber ich begreife ein unendliches Glück, das Sie gewähren können, als Göttin des Friedens, der Liebe, der Tugend! —

Deſirée ſchwieg und entzog ihm ihre Hand. Dann traf ſie Anſtalten, den Thee zu ſerviren. In dem kleinen Haushalt gab es faſt keine Bedienung, Deſirée that und beſorgte gern das Meiſte ſelbſt, wie ſie es aus den beſchränkten Verhältniſſen ihres früheren Lebens her gewohnt war, und ſie zeigte ſich darin ausnehmend liebenswürdig, daß ſie dieſe häuslichen Sitten mit derſelben Anſpruchsloſigkeit beibehalten hatte. Sylvius fand ſie in dieſem beſcheidenen Walten ebenſo erhaben, wie auf dem Kothurn der Bühne, und entzückte ſich faſt noch mehr

darüber. Bei Desirée war wirklich keine Koketterie darin. Sie war in der That ein einfaches Mädchen, und nur Das, was ihr selbst noch unklar geblieben, ihr verborgenes Herz, war zusammengesetzt und verwickelt, aber darüber hüllte sie im gewöhnlichen Umgangsleben einen undurchdringlichen Schleier. Sie lebte zurückgezogen, unterhielt sehr wenige Bekanntschaften, schlug die meisten Einladungen aus, und machte nur regelmäßig alle Tage einen einsamen Spaziergang, auch bei ungünstigem Wetter. An den Abenden, wo sie nicht spielte, sah man sie doch meist im Theater, wo sie oft ganz allein in der Bühnenloge saß, mit der größten Aufmerksamkeit der Vorstellung folgend, während die andern nicht beschäftigten Schauspielerinnen an diesen Abenden sich reizendere Unterhaltungen zu suchen pflegten.

Desirée wurde jetzt freundlicher gegen Sylvius, indem sie ihm den Thee einschenkte, und von den Butterbroten darreichte, die sie so eben mit eigener Hand und vor seinen Augen zurechtgemacht hatte. Aber man saß schweigsam um den Tisch und es kam keine rechte lebendige Mittheilung in irgend einer Art zu Stande. Desirée war zerstreut und schien etwas zu haben, was sie immer von Neuem mit sich selbst beschäftigte, wenn sie sich auch zuweilen mit der ihr eigenen Gutmüthigkeit losreißen wollte, um auf

Sylvius zu hören oder ihm etwas zu erwiedern. Auch ihr Vater, der alte Hilbert, war heut nicht im Beſitz ſeiner guten Laune, mit der er ſonſt die beluſtigendſten Einfälle vorzubringen wußte, und ſein weißes Haupt, das ebenſo ehrwürdig als heiter ausſah, bückte ſich zuweilen nachdenkend über den Tiſch. Doch hatte er ſich, wie er immer that, mit einer gewiſſen Förmlichkeit zum Thee niedergeſetzt, indem er den neuen blauen Frack mit den blanken Knöpfen dazu angezogen, um eine gewiſſe Achtung, die er für das vornehme Weſen des jungen Sylvius ſpürte, dadurch an den Tag zu legen, wie denn ſeine Art meiſtentheils etwas Drolliges hatte.

Deſirée richtete bald an Sylvius die Bitte, ſie heut zu entſchuldigen, weil ſie müde ſei und ſich zu Bett begeben wolle. Sylvius ſchickte ſich ſogleich an zu gehen und nahm ſeinen Hut. Deſirée leuchtete ihm ſelbſt hinaus und duldete nicht, daß ihr Vater ſich bemühe. Wenn die Aufwärterin nicht zugegen war, pflegte ſie ihm auch ſelbſt die Hausthür aufzuſchließen. So ging ſie auch heut mit ihm hinaus auf den Flur, und entließ ihn dann mit derſelben Güte wie immer, indem er ihr die Hand küßte.

Sylvius ſchlich, in ſeinen Mantel gehüllt, in die weiße Winternacht hinaus, und ſeufzte: Sie

liebt mich nicht! Sie hat Seele, Herz, Feuer und Leidenſchaft, aber nicht für mich. Auch für Niemand. Sie verſchwendet ihren herrlichen Kern an die weſenloſe Schwärmerei der Dichtung, aber ſie gehört in der Wirklichkeit Niemand an, nicht einmal ſich ſelbſt! Sie iſt ſo ſchön und fern wie dieſe Sterne da oben am Winterhimmel, die Feuer ausſtrahlen, glänzend, verheißungsvoll, aber es bleibt für mich doch ein kalter Schimmer, der keine Wärme ſpendet! Was iſt Deſirée? Iſt ſie tugendhaft, kalt, ſinnlich, hingebungsfähig? Ich weiß es nicht. Alles liegt in ihr da, aber Alles verbirgt ſich. Alles blüht in und an ihr, aber nichts ſteckt die Blumenſpitzen heraus, daß man es faſſen könnte! —

Sylvius bog in die nächſte Straße ein, an deren Ecke er gewöhnlich ſeinen Wagen warten ließ, denn er hatte Deſirée, die ihn nur als einen einfachen und ſchlichten Theaterfreund kannte, über ſeine Verhältniſſe ununterrichtet gelaſſen, weil er wußte, daß ſie, ihrer Sinnesart nach, jede anſpruchsvollere Bekanntſchaft abgelehnt haben würde. Mit der Zeit hatte er ihre Vorurtheile und Zurückhaltung zu beſiegen gehofft, denn er liebte ſie und ſetzte auf ſie ernſte Lebenshoffnungen.

Er war zu unruhig, um ſchon in den Wagen zu ſteigen und nach Hauſe zu fahren, er befahl dem

Bedienten, noch ſeiner zu harren, und eilte in der bewegteſten Stimmung einige Straßen auf und ab. Seine Schritte führten ihn unwillkürlich noch einmal an dem Hauſe Deſirée's vorüber, und da ihre Wohnung Parterre lag, konnte er ſich nicht enthalten, einen Blick durch den Spalt der Fenſterlade zu werfen, hinter der noch Licht ſchimmerte. Deſirée ſaß am Tiſch und ſchrieb eifrig, wie es ſchien, in großer Bewegung. Sylvius ſtand von Verwunderung gebannt, und in den lieblichen und ſinnigen Anblick des Mädchens verſunken. So viel ihm bekannt war, hatte ſie keine Verbindungen, die ſie veranlaßten, Briefe zu ſchreiben, aber er wußte, daß ſie ſich zuweilen getrieben fühlte, ihre eigenen Gedanken auf das Papier zu werfen. Sie hatte auch einige Gedichte niedergeſchrieben, die ſchon der Stimmung nach, aus der ſie gefloſſen, gewiß eine Bedeutſamkeit hatten, aber ſie verbarg das Alles ſo ſorgfältig, daß es Sylvius bloß ahnen durfte, und nur der Zufall hatte ihm einmal einige merkwürdige Papierſtreifen davon vor Augen geführt.

Die Nacht umher war ſo ſtill, daß Sylvius faſt das ſtarke Gehen ihres Athems zu vernehmen glaubte. Ihr Buſen wogte auf und nieder, ja er glaubte, daß ſie eine Thräne aus den Augen wiſchte. Bald aber öffnete ſich die Thür des Nebengemachs,

und ihr alter Vater trat im Nachtkleide heraus, ihr Vorwürfe machend, daß ſie noch nicht das Bett ſuche. Er fragte ſie, was ſie ſo ſpät nach Mitternacht noch zu ſchreiben habe?

Ich ſchreibe einen Brief, ſagte Deſirée, an Honeſta, unſere gute Nonne, meine mütterliche Freundin und Erzieherin. Du weißt, ich verdanke ihr Alles, was ich bin, weiß und kann! Wir werden, denke ich, wieder in das kleine Städtchen zurückkehren, wo ich meine harmloſe und niedrige Kindheit verbrachte, wo Wald und Thal mich kennen, und wo in der Nähe auf hohem Berge das Kloſter liegt, in dem Honeſta ihren Gebeten, Gedanken und Geſängen lebt. Mein Väterchen, ich habe es Dir ja ſchon beſtimmt erklärt, daß ich meinen Contract, der übermorgen zu Ende läuft, nicht wieder erneuere, ſondern in die Unbedeutendheit unſers früheren Lebens mich mit Sehnſucht zurückwende! Dies wird mir Ruhe und Glück bringen.

Der Alte wurde unruhig und äußerte faſt mit Heftigkeit ſeine Mißbilligung über dieſen Schritt, den er längſt gefürchtet. Deſirée ſuchte ihn zu beſchwichtigen, ſie ſagte, Mangel ſolle der theure Vater darum nie erleiden. Es ſei ja von ihnen ſo viel erſpart worden, um längere Zeit einen mäßigen Wohlſtand fortzuführen, und dann würden ihre

Quick Flight, the Arabs, the Wild Arabian, and a number

of other celebrated racers, whether on the Course at Newmarket, Epsom Downs, Ascot Heath, or the Curragh of Kildare, will be found in the Stud Book and Turf Calendar, and need not be further noticed here.

Of the Arabian Horse, Mr. Youatt says, "Of all the Horses in the world, the Arabian is the most beautiful."

Buck Duck has no. Blue eyes. Blue eyes are a sign of a bad temper in a Horse, and are generally found in a Horse that is vicious.

Red sunken flanks, no long hair on the tail, and a long neck, are signs of a bad Horse.

Buck Duck has a short neck, and a good tail, and is a good Horse.

Mr. Youatt says, "Of all the Horses in the world, the Arabian is the most beautiful." Buck Duck is not beautiful, but he is a good Horse. Mr. Youatt says, "Of all the Horses in the world, the Arabian is the most beautiful." Buck Duck is not beautiful, but he is a good Horse. Mr. Youatt says, "Of all the Horses in the world, the Arabian is the most beautiful." Buck Duck is not beautiful, but he is a good Horse.

Desirée blieb noch wach, mit ihrem Brief und ihren Gedanken beschäftigt. Sie las den ersteren noch einmal durch, und wiederholte sich besonders folgende Stellen, die sie an die Nonne Honesta über den Zustand ihres Lebens und Gemüths geschrieben.

— Honesta! Mutter und Schwester, Freundin und Geliebte! Denn das hast Du mir immer sein wollen, und bist es mir treulich gewesen! Soll ich wieder zu Dir kommen, um mit Dir zu beten? Ich komme, ich komme! Mein unbändiges Herz, das Du gebildet aber nicht gezähmt hast, sehnt sich nach Dir, damit Du ihm sagest, was ihm jetzt fehle und ihm helfest, denn Du kennst das Herz.

— Seit sechs Jahren hast Du mich nicht gesehen, und ich möchte wissen, ob ich Dir noch gefalle? Du hast mich gewiß längst verloren gegeben, nachdem Du wußtest, daß ich als Schauspielerin die menschlichen Leidenschaften zur Darstellung bringen helfe, deren die Anderen unseres Geschlechts entweder sich schämen oder die sie nicht haben, und über welchen Du selbst, nach einem heißen und unruhigen Jugendfrühling, ein frommes Grab in Deiner Seele errichtet hast. Aber Du siehst, ich komme wieder zu Dir, um mich Dir zu zeigen, wie ich bin! Mich verlangt nach Deinem Trost, Deiner Ruhe und Liebe.

— Und doch iſt von Dir zuerſt mir mein Unfrieden gekommen! Du warſt meine Lehrerin, Du nahmſt Dich aus Neigung des armen Kindes an, das ohne Dich ununterrichtet und unbewegt geblieben wäre. Aber Du nährteſt ſchon früh einen jungen lebensbegierigen Geiſt mit dem Feuerwein der Poeſie, der von Dir ſelbſt übertroff. Mir die Dichtung in mein Herz flößend, regteſt Du, ohne es zu wiſſen, gewaltig Natur und Sinne in mir an, und ich empfand Mächte in mir, mit denen ich nicht wußte, wohin! Du ließeſt mich von Dir mit Deinem Segen, und herrlich und bange lag die Welt vor meinen Augen. Es war ein Chaos von Gott, Liebe, Poeſie und Welt in meiner Seele, aber alle dieſe Dinge vereinigte untereinander ein und derſelbe Geiſt der Sehnſucht in mir.

— Und doch wußte ich nicht, was ich eigentlich ſuchte, was ich wollte! Zufällige Ereigniſſe brachten mich auf die Bühne, und, in der unerfahrenen Hingebung meiner ganzen Seele, empfand ich dort zuerſt die Wohlthat, mich austönen zu können. Ich hatte das Theater immer für wichtig gehalten und geglaubt, daß die edelſten Geiſter ſich dazu hergeben ſollten, es wieder zu heben. Für mein eigenes Selbſt erſchien mir das Theater, wie ſeltſam es auch klingt, zugleich als ein Ausweg für die innern Leidenſchaf-

ten und Bewegungen der Seele, die mich drängten und von denen ich im Leben keine Anwendung ersah. Und doch wollte ich vor allen Dingen leben, und das Leben in mir aus allen Poren ausströmen lassen. Nun hatte ich einen Raum gefunden für das weibliche, lebhafte, von Empfindung und Begeisterung übervolle Herz, dem nur in der Dichtung und ihrer Darstellung in dieser Weise vergönnt sein sollte, sich auszuleben und auszusprechen. Ich machte große Experimente mit Allem, was in mir war, und ließ, unter dem Schutz dieser fremden Gestalten, die ich annahm, meine eigne Seelenharfe sich ausklingen. Ich erschrak oft selbst vor dem, was ich zur Erscheinung brachte, aber es riß mich unwillkürlich dazu hin und lag in den Gränzen und der Fülle meiner Natur. Ich wurde berühmt durch die Gewalt meiner Empfindungen, und man beklatschte mich. Ich verachtete das Publikum, aber wenn ich im Leben, als einfaches Mädchen, alle diese drängenden und stürmischen Laute, diese großartigen Schauer der Leidenschaft und des Schmerzes hätte hörbar machen wollen, würde man mich verachtet haben. Ich weiß selbst nicht, wie mir die ganze Zeit zu Muthe war, aber es muß doch ein Bedürfniß meiner Seele gewesen sein, das dunkle Feuer, das in ihr loderte, ausstrahlen zu können. Wie ge-

ſagt, auf jedem anderen Terrain würde mir der Muth dazu gefehlt haben.

— Aber ich habe auch die Sehnſucht, glücklich zu werden, in meinem Herzen. Mir iſt klar geworden, daß ich bisjetzt nur unglücklich war. Aus dem Chaos meiner Natur hat ſich noch keine harmoniſche Geſtalt, kein ſonniges Bild der Freude geboren. Honeſta, mir brennt der Kopf, lege Deine ſanften Hände wieder über meinen glühenden Scheitel! Ich bin krank, und die Aerzte rathen mir, mich zu mäßigen, wenn ich ſpiele. Ich werde gar nicht mehr ſpielen! Ich ſuche die Einſamkeit und Verborgenheit, den Schatten und die Stille.

— Sage mir doch aufrichtig, Honeſta, welches Deine glücklichſte Stunde im Leben war? Gewiß die Stunde, in der Du liebteſt, aber was? Das Höchſte, was es noch für mich giebt, wäre die Liebe, aber ich weiß nicht, was ich lieben ſoll. Ein holder, träumeriſcher Jüngling in meiner Nähe hat mir gefallen, aber ich glaube nicht, daß ich ihn liebe. Ich bin unklar in mir, was für mich die Liebe bedeutet. Ich ſehne mich nach Gott und Liebe! Unſere heilige Kirche ſoll mich aufnehmen.

— Der Drang nach Liebe, von dem ich unendlich entbrenne, lodert als ein Opfer meiner jungen Seele zu Gott empor. Gott mag meine Liebe,

mit der ich ſonſt nirgend hin weiß, empfangen und lohnen, da er ja ſelbſt die höchſte Liebe iſt, und mich zuerſt geliebt hat. Ich komme zu Dir, Honeſta, um mit Dir zu beten, und an Deiner Seite meine Liebesbruſt in Andacht zu kühlen.

— Ich will arm werden und Gott lieben. Das wird das Schönſte ſein. Ich komme, ich komme! — — —

Deſirée hatte nun, wie es von ihrem entſchloſſenen Weſen zu erwarten ſtand, ihr Vorhaben ausgeführt, und lebte ſeit einiger Zeit mit ihrem Vater in dem kleinen Städtchen, das von aller Welt abgelegen und in einem einſamen Bergthal eingeſchloſſen war. Es war unterdeß Frühling geworden, und Deſirée überſchaute aus dem Fenſter des kleinen Hauſes die grünwerdende Landſchaft, aber nicht mit fröhlichen Augen, noch mit einem ſo zufriedenen Herzen, als ſie gedacht hatte.

Sie hatte ſich ſchon in vielen ihrer Hoffnungen getäuſcht geſehen. Die Einſamkeit, die ſie geſucht, bewährte ihren Zauber nicht, und ließ das unruhige Herz des Mädchens nicht glücklich werden. Ihre Lehrerin, die Nonne Honeſta, auf deren erneuten Umgang ſie große Erwartungen geſtellt, hatte ſie nur ein einziges Mal erſt geſehen: Sie war den Kloſterberg mit einer Haſt hinaufgeflogen, als wenn

ſie einem Geliebten entgegeneilte, aber ſchon während ſie in den Armen der frommen Frau lag und ihr Herz recht dicht an das ihrige preßte, wie wenn ſie ſich retten wollte zu dieſem friedensvollen Aſyl, fühlte ſie ſich plötzlich von einer kalten Befremdung überſchlichen. Honeſta erſchien ihr alt, knöchern, theilnahmlos, erſtorben, Deſirée ſah ſie verwundert an, und begriff nicht, daß dies die heilige Geſtalt ihrer Kindheit ſein ſolle, an der ſie mit Enthuſiasmus gehangen, zu der ſie jetzt gewiſſermaßen gewallfahrtet war. Der poetiſche Duft war verſchwunden, der ſonſt um die Nonne geſchwebt, und im Relief des Alters trat ſelbſt das, was früher ſchön und geiſtig bewegt an ihr geweſen war, nur noch wie eine abſtoßende Schwärmerei hervor. Deſirée war troſtlos über dieſe Verwandlung ihres Ideals. Sie wankte fort. Auch die Gegend breitete ſich nicht mehr in demſelben Glanze vor ihr aus, wie damals, wo ſie als ahnungsvolles Kind im Schatten des Waldes träumte. Alles kam ihr jetzt ſo klein, eng und gewöhnlich vor, daß ſie erſtaunen mußte, wie dies dieſelbe Scenerie war, an der ſie ſich in den damaligen ſchönen Jahren begeiſtert.

Sie eilte niedergeſchlagen in die kleine Hütte zurück, in der ſie ſich einfach und zierlich eingerichtet hatte, von einer ziemlich reichen Auswahl ihrer Lieb-

lingsbücher umgeben. In der Ecke ſtand ein Klavier, über dem Tiſch am Fenſter lag eine angefangene Stickerei ausgebreitet. Aber die rechte Ruhe und Behaglichkeit, die ſie von dieſen traulichen Räumen erwartet, hatte ſie noch nicht darin gefunden. Dazu kam, daß es ihr nicht gelingen wollte, ihren Vater, der über dieſe neue Lebensänderung nur Unzufriedenheit und Kummer zeigte, wieder zu erheitern. Seitdem ſeine Tochter in den harmloſen und unbedeutenden Stand zurückgetreten war, ſchien der wunderliche Alte eine gewiſſe Ehrfurcht, welche ihm ſonſt die Schauſpielerin und ihre magiſche Kunſt einflößt, verloren zu haben und ſuchte mit mancherlei Grillen eine väterliche Oberherrſchaft gelten zu laſſen, die für Deſirée, ſo ſehr ſie ihn auch liebte und ihm lächelnd zuſah, doch zuweilen drückend werden mußte.

So unglücklich, wie heut, hatte ſich Deſirée noch nie gefühlt, und das Gebet tröſtete ihr Herz nicht. Sie konnte es in dem kleinen Zimmer nicht aushalten, ſie hätte klagen, in einen Strom von Thränen ſich ergießen, und wie ſonſt, ihre Herz- und Seelenſtürme laut ausklingen mögen, aber ſie ließ ſich verſtummen, weil ihr Vater ſie beobachtete. Dieſer war immer geneigt, ihr Vorwürfe zu machen, ſobald er ſie traurig ſah, und brauchte dann ſeine

Ueberredung, ſie zur Rückkehr nach der Reſidenz zu bewegen. Jetzt wandte ſie ſich mit großer Verſtimmung von ihm ab und verließ das Zimmer.

Sie eilte in den ſchönen hellen Tag hinaus, der draußen über den Feldern und Wieſen lag, und ihr Bruſt und Wangen mit Frühlingslüften kühlte. Sie ſog begierig dieſe Erquickung ein, denn das Fieber ihrer ungeſtillten Sehnſucht bereitete in ihr eine brennende Gluth. Sie flog mehr als ſie ging, es trieb ſie, ſie wußte nicht, in welche Ferne, und ihr einſamer Spaziergang führte ſie bald in die entlegenſten Pfade des Waldes. Die Sonne zitterte mit geheimnißvollem Lichterſpiel durch die dichtverſchlungenen Baumgruppen, die ſich zu einem Tempel wölbten. Deſirée ſank auf den Raſen nieder, um ihre Gedanken zu Gott zu ſammeln, den ſie hier geſucht, dem ſie Leben und Liebe allein gelobt. Aber ſie konnte in ihren aufgeregten Gedanken Gott nicht finden, und ſie erſchien ſich, ſeitdem ſie ihn ſo inbrünſtig geſucht, eher von ihm verlaſſen als begünſtigt. Sie ſank verzweifelt zurück, und lehnte die heiße Wange über die feuchten Gräſer. Ihr ganzer Körper zitterte und über das ſchöne Geſicht rann eine Thräne. Dann richtete ſie ſich nachdenkend auf, ein beruhigendes Bild ſchien vor ihre Seele zu treten, aber ſie mochte es ſich ſelbſt noch nicht ge-

ſtehen, was es war. Sie dachte an Sylvius, den ſtillen Jüngling, der ſie treu und ſelten geliebt hatte. Jetzt erſt, in der Ferne von ihm, nachdem ſie ihn kalt verabſchiedet hatte, fühlte ſie das Reizende, das in ſeiner Liebe gelegen. Seine ganze Geſtalt vergegenwärtigte ſich ihr jetzt immer mehr, und ſie empfand zum erſten Mal in ihrem Leben eine Sehnſucht nach ihm, die bald ſo ſtark und ungeduldig wurde, daß ſie ihr faſt nicht mehr zu bewältigen ſchien. Das Herz bebte ihr, alle Pulſe ſchlugen leidenſchaftlich an, und ſie begann von ihm und ſeiner Liebe zu träumen. Sie erſtaunte ſüß über dieſe Entdeckung, die ſie in ihrem Herzen gemacht, aber noch mehr darüber, daß ihr daſſelbe früher unter ſo feſten und harten Banden gelegen, daß es keine Regung für den liebenswürdigen Jüngling zugelaſſen. Das Frühlingswehen, das rings um ſie her über die Erde ſtrich, ſchien auch in ihrer Bruſt gewiſſermaßen ein neues Erdreich aufzulockern. Sie ſtand auf, und indem ſie langſam und nachſinnend von dannen ging, war es ihr, als ſei ſie um ein Beſitzthum, ein Bild unverhofft reicher geworden, ohne, in der wunderbaren Illuſion des Herzens, zu denken, daß ſie dieſes Glückes nicht mehr mächtig ſei, ſondern es damals von ſich gegeben, als ſie es beſeſſen.

In ihre Wohnung zurückgekehrt, fand ſie einen Brief vor, auf deſſen Entſiegelung ihr Vater ſchon neugierig geharrt. Deſirée ergriff ihn raſch, als erwarte ſie Etwas, das ihrer gegenwärtigen Stimmung ſchön entſprechen ſolle, aber nachdem ſie ihn durchlaufen, ließ ſie ihn erſchrocken fallen und heftete einen Blick der Betroffenheit, des Mitleides, des Schmerzes auf ihren Vater. Dieſer Brief kündigte ihr den Verluſt einer bedeutenden Summe an, die ſie bei einem Banquier in der Reſidenz zurückgelaſſen, die Erſparniſſe ihrer Künſtlerlaufbahn, von denen ſie in ihrer jetzigen Beſchränkung längere Zeit ohne Sorgen zu leben gehofft. Jener Kaufmann hatte einen Bankerott gemacht und ihr war nichts mehr übrig geblieben.

Der alte Hilbert gerieth in Verzweiflung und überſchüttete ſeine Tochter mit neuen Vorwürfen, daß ſie, ohne Rückſicht auf ihn, in ſeinem Alter ihn dieſer hülfloſen Lage preisgegeben habe. Sie vermochte ihm mit der Verſicherung, daß ſie nun Tag und Nacht für ihn arbeiten werde, nur einen ſchwachen Troſt einzuflößen, denn ſie hatte ſelbſt in der letzten Zeit gefühlt, wie es ihrer Natur widerſtrebe, anhaltend zu arbeiten, und zu einem beſtimmt erforderten Zweck Verrichtungen zu thun, die nur die Hand in Anſpruch nahmen. Ihr geiſtiges Leben war zu rege

und drängend in ihr, sie war immer zu gedankenvoll beschäftigt, und den Händen entglitt bald die angefangene Stickerei, während das Mädchen in Träume und Selbstbetrachtungen versank. Doch glaubte sie noch, diese Anfechtung werde dazu dienen, ihr inneres Leben, ihr frommes Ringen mehr und mehr zu stärken.

Vater und Tochter geriethen bald in die drükkendste Lage, und Desirée, die sich von der Armuth eine Art Poesie vorgestellt, empfand schnell, wie bitter und herztödtend sie sei, und ihr ward öde zu Muthe, statt der inneren Erquickung und Erleuchtung, die sie in der christlichen Demüthigung gehofft. Das Leben lag wie ein naßkalter Regentag vor ihr, sie sah keine Sonne und keinen blauen Himmel mehr am Horizont ab. Bei allen Entbehrungen, denen sie für sich allein sich gern unterzogen hätte, störte es sie doch, so zu sagen, in der eigentlichen Andacht der Armuth, daß sie neben sich ihren Vater leidend und hülflos erblicken mußte.

Der alte Hilbert hatte inzwischen ein Auskunftsmittel versucht, um sich manche Bequemlichkeiten des Lebens, an die ihn der Wohlstand der letzten Jahre einmal gewöhnt, durch ein kleines Amt zu verdienen, das die Gevattern und Freunde ihm anzunehmen gerathen. Dies war der Beruf eines

Laternenanſteckers, den, mit einigen anderen Functionen verbunden, er ſeit einiger Zeit verwaltete, und woran ihn Deſirée mit aller Mühe nicht hatte verhindern können. Dies vermehrte noch das Quälende ihrer Lage, und, in ihr Zimmer ſich verſchließend, begann ſie einer tiefen Melancholie anheimzufallen. Wie zitterte ſie oft auf, wenn es Abends ſechs Uhr ſchlug und die Theaterſtunde ſie an eine Zeit mahnte, wo ſie ſonſt in der vollen Glorie ihrer Gefühle und Leidenſchaften, überſtrahlt von einem höheren Weſen der Begeiſterung, von ſich ſelbſt nichts wiſſend und doch ihr innerſtes Selbſt erſchöpfend, auf der Bühne geſtanden. Jetzt war Armuth in ihr und um ſie her.

Dem Städtchen, in dem ſie lebte, ſtand ein beſonders feſtlicher Tag bevor. Die gräfliche Standesherrſchaft, zu der es gehörte, war durch den Tod des letzten Beſitzers an eine Nebenlinie gefallen und der junge Graf, der die Güter antreten ſollte, wurde zu feſtlichem Einzuge erwartet. Es hieß, daß er gegen Abend eintreffen werde, und man hatte im ganzen Städtchen eine große Illumination verabredet, auch waren Transparents und Triumphbogen aller Art errichtet, die weithin einen feierlichen Lichterglanz ausſtrahlen ſollten. Die Thätigkeit des alten Hilbert wurde bei dieſer Gelegenheit ganz be-

sonders in Anspruch genommen. Aber der alte Mann hatte sich seit einiger Zeit ganz verändert, und jede Spur der Heiterkeit, deren er sonst fähig gewesen, war aus seinem tiefbetrübten Gesicht verschwunden. Er stand oft Stunden lang, auf einen Fleck vor sich hinstarrend, und schien mit einem Geheimniß zu kämpfen, das er Niemanden anvertrauen mochte. Desirée beobachtete ihn genau, aber sie konnte nicht erforschen, was diesem unglücklichen Tiefsinn ihres armen Vaters zum Grunde liege. Sein Geheimniß war aber kein anderes, als daß er sich seit Kurzem in den Kopf gesetzt, das Amt des Laternenanzünders, zu dem er sich hatte bereden lassen, sei kein ehrliches Geschäft, sondern verunehre vielmehr den rechtlichen Mann. Wie er zu dieser Ideenverbindung gekommen, war ihm selbst schwerlich klar, aber es peinigte ihn seitdem der entsetzliche Gedanke, daß er einen schimpflichen Beruf treibe, und ließ ihm kaum mehr eine ruhige Stunde.

Der festliche Abend war herangekommen, und die Flammen und Lichter, die Meister Hilbert angezündet hatte, brannten lustig in die laue Sommernacht hinein. Er selbst aber hatte sich heut mit einem besondern Ausdruck der Schwermuth von seiner Tochter entfernt. Desirée dagegen fühlte sich heut etwas aufgeweckter, das possirliche Treiben der

kleinſtädtiſchen Feſtgänger hatte ein wenig ihren Spott gereizt und ſie unmerklich erheitert. Sie verließ ihr Zimmer, hüllte die Glieder in das Umſchlagetuch und begab ſich auf die Straße hinaus. Bald aber wurde ſie des Treibens der Menge auf den Gaſſen überdrüſſig, ſie wandte ihre Schritte ins Freie, und irrte immer weiter, an der ſchönen Dunkelheit und Milde der Nacht ſich ergötzend, und die geheimſten Bilder ihrer Gedankenwelt wieder in ſich aufrufend. In der Ferne tobte der Lärm, dem ſie entflohen war, und accompagnirte ſeltſam die Träumereien ihrer Seele, die nach Freude, Glück, Liebe, Gott noch immer vergeblich ſuchte.

Unterdeß harrte man umſonſt auf das Erſcheinen des jungen Grafen, dem dieſe feſtlichen Veranſtaltungen galten, und ein Theil der Lichter und Fackeln war faſt heruntergebrannt. Es ſchien in der Abſicht des Grafen gelegen zu haben, einen anderen Weg einzuſchlagen, als auf dem man ihn erwartete. Er hatte zu Fuß einen Umweg durch den Wald genommen, um unvermerkt in die Stadt zu gelangen, ſich einen Augenblick in der Mitte ſeiner Unterthanen zu zeigen, und dann in das Schloß ſich zurückzuziehn. Er ſchien ein junger ſinniger Mann, und ſchlenderte, in Träume und Gedanken verloren, allein über den nächtlichen Waldpfad hin, nachdem er ſeine Beglei-

ter mit dem Wagen vorausgesandt. Er kam an einem großen See vorüber, der herrlich gelegen war und zwischen romantischen Gebüschen und Bergabhängen seinen weißen Spiegel hervorschimmern ließ. Der junge Graf freute sich dieser Partie seiner Besitzungen, und verweilte eine Zeit lang, während der Mond, der eben im Aufgehn begriffen war, das malerische Bild zu beleuchten anfing. Bei diesem helleren Schein bemerkte er plötzlich, daß er sich nicht allein hier befand. Auf einer Bank am Rande des Sees saß eine weibliche Gestalt, in einen weißen Schleier gehüllt, in sich zusammengedrängt, und, wie es schien, bemüht, sich seiner Aufmerksamkeit zu entziehen. Er trat hinzu, faßte sie schärfer ins Auge und ein Schrei des Entsetzens oder der Freude entfuhr ihm. Er erkannte Desirée.

Desirée wandte sich nach ihm um, sie hatte eben von ihm geträumt und an ihn gedacht. Mit dem Ausruf: Sylvius! stürzte sie in seine Arme. Sie küßte ihn herzlich und ihm widerfuhr in der bloßen Berührung ihrer Lippen ein Glück, wie er es sich nicht mehr zu hoffen gewagt.

Beide saßen eine Zeit lang neben einander, fast ohne zu sprechen. Sylvius war von dieser Wiederbegegnung berauscht, er vergaß Alles, was ihn hierhergeführt hatte, See, Mond und Wald ver-

ſchwammen vor ſeinen entzückten Blicken, und nur die Geliebte an ſeiner Seite erſchien ihm als das ächte Bild alles wirklichen Seins. Sie ſchien ihm erſt jetzt eine Seele zu haben, die ihn verſtand, doch wer war der Pygmalion geweſen, der dieſen herrlichen Marmor belebt hatte? Deſirée aber ſtrömte in leiſen Andeutungen ihr erhabenes Herz aus, und zeigte frei, daß ſie liebe. Der Moment hatte ſie ergriffen, ſie konnte nicht mehr zurück.

Indeß ſollte eine Störung gerade den erſten Austauſch ihrer Seele treffen. Gegenüber am andern Ende des Sees irrte ſeit einiger Zeit eine Fackel umher, und beim Schein derſelben erkannte ſie bald eine männliche Geſtalt, die zuletzt unbeweglich am Rande des Ufers ſtillſtand. Endlich ziſchte und ſprühte es laut im Waſſer, Fackel und Geſtalt hatten ſich miteinander hineingeworfen, und ein Sterbeſeufzer erſchütterte die ſtille Luft. Deſirée und Sylvius waren entſetzt hinzugeſprungen, der letztere band einen Kahn vom Ufer, um in den See zu ſtoßen und vielleicht einem Unglücklichen Hülfe zu leiſten. Er brachte den ſchon Entſeelten ans Ufer zurück. Als der Mondſtrahl ſchärfer über ſein Geſicht fuhr, ſchrie Deſirée laut auf, denn ſie erkannte in dem Todten ihren Vater. Es war der alte Hilbert, den die Schwermuth, mit der er ſeinen letzterwählten

Beruf getragen, ſogar bis auf den Punkt geführt hatte, ſein armes Leben eigenwillig im Waſſer zu enden.

Als Deſirée von ihren erſten Schrecken erwachte, ſank ſie noch einmal dem treuen Sylvius, der zärtlich um ſie bemüht war, an die Bruſt. Nun bin ich ganz Dein, nur Dein! ſagte ſie auf ſeine Bitte, ihm ewig anzugehören, und durch ihre Thränen brannte das neue Lebensfeuer der Liebe. —

Ein ſchönes, glückliches Jahr war verſtrichen, Deſirée war Gattin und Mutter, und ein fröhliches Kind, das die weichen Züge ihres Sylvius trug, ſchaukelte ſich auf ihrem Schooße. An einem bezaubernden Sommermorgen ſaß Deſirée auf dem Balkon des gräflichen Schloſſes, neben ihr ſtand ein voller Roſenſtock, der an Friſche mit ihren Wangen wetteiferte, der prächtige Park, der zu ihren Beſitzungen gehörte, lag duftend und rauſchend zu ihren Füßen.

Ein Schauer des Wohlbehagens durchdrang Deſirée's Bruſt, und ſie drückte, die glänzenden Augen zum Himmel gerichtet, ihr Kind an ſich, das mit ihren flatternden Locken ſpielte. Sie ſelbſt war ein ſchönes Bild der Kraft, Harmonie und Geſundheit, und was früher in ihrem Weſen gei-

ſtig kränklich geweſen war, ſtand jetzt in einer faſt derben, ſinnlichen Blüthe. Eine gewiſſe Verklärung lag auf ihrem Geſicht, die jedoch keiner tranſcendenten Schwärmerei mehr, ſondern dem geſättigten Beſitz und Genuß der Gegenwart angehörte.

Ihr größtes Glück maß Deſirée ihrem Kinde bei, das ſie unendlich liebte und an dem ſie ihrer Liebe kaum genugthun konnte. Erſt durch ihr Kind glaubte ſie ſich ein neues und feſtes Verhältniß zum Leben gewonnen zu haben. Die Morgenſonne blitzte fröhlich herab auf die Scheitel von Mutter und Kind. Deſirée küßte die Stirn ihres Knaben, faltete die Hände, und betete, wie ſie noch nie gebetet hatte: Heiliger Gott, jetzt erſt erkenne ich Dich! In der Weite und Ferne hatte ich Dich geſucht, im Schmerz und in der Freude um Dich gebangt, und Dich nicht gefunden. Und jetzt, im Genuß des Lebens, iſt mir, als hielte ich Dich an meiner Bruſt, und ſchaute Dich an im Lächeln meines Kindes! Jetzt weiß ich, wie ſehr Du uns liebſt und mehr als wir Dich lieben können und es verſuchen ſollen. Im Vollgefühl des Daſeins bin ich ſelig feſtgehalten von den Erdenbanden und empfinde mich doch in Deiner Hand und als ein Theil von Dir,

o Gott! Mir iſt wohl und klar. Liebe mich ferner, mich und mein Kind, und ich werde mich fröhlich in dem Genuß gehen laſſen, von Dir geliebt zu ſein. Was kann mir noch widerfahren, als Liebe? —

Die Lehre Buddha's ist in gewisser Weise eine Fortsetzung der Lehre der Upanishaden. Sie ist ebenso wie diese eine Lehre von der Erlösung. Aber während diese Lehre Gott oder das Brahman als das Ziel der Erlösung bezeichnet, ist Buddha's Lehre eine Lehre ohne Gott, eine Lehre, die Gott nicht kennt.

Buddhaist auch der Meinung, dass das Leben ein Übel sei, dass es voll Leiden sei, dass es Erlösung vom Leiden geben müsse. Aber er ist der Meinung, dass man diese Erlösung nicht von Gott erwarten könne, dass man sie nicht von Gott erbitten könne, dass man sie nicht von Gott erflehen könne.

die Demuth geholfen? Zeugniß davon iſt die Geſchichte. Wenn die Menſchheit ernſtlich danach ſtreben wollte, glücklich zu werden, würde ſie auch die wahre Religion finden, nach der jetzt ihr ausgedörrter Buſen vergeblich ſiebert. Gott iſt Glück und Freiheit!

Meine ſchöne ſinnige Engländerin wandte ſich von mir ab und ſah ſtillſchweigend durch das Kajütenfenſter in die Meeresbrandung hinaus. Das Meer ſtürmte fort in ſeiner hocherhabenen Raſerei und das ganze Weltall ſchien eine bange Schreckensmelodie zu heulen. In den Spalten der Wellen ſah man in unendliche Abgründe hinein, und der Geiſt verlor ſich von ſich ſelbſt, um mit den Winden in das uralte Nichts der Schöpfung hineinzuſchwärmen.

Welcher Lärm im Weltall, und doch, welche Einſamkeit! ſagte die Miß fröſtelnd. — —

Zuweilen macht das ſtürmende Meer Pauſen, wie vor Erſchöpfung, aber in demſelben Moment, wo es ſich noch auszuruhen ſcheint von ſeiner Wuth, läßt es ſchon wieder wilde Schreie hören in der Nähe und Ferne, wie einen allgemeinen Unglücksruf, in dem das All zerberſten möchte, und dann beginnt der göttliche Wahnſinn der Elemente mit ſtärkerer Heftigkeit als je ſeine Spiele. Die Träume

Im Januar 1846 schrieb Cornelius Gurlitt an Adolph von Menzel, der damals in Berlin lebte, folgenden Brief: „Ich habe Ihnen noch zu danken für Ihre Zeichnungen, die Sie mir vor Ihrer Abreise nach Berlin gaben. Ich habe sie mit großem Interesse durchgesehen und mich an ihnen erfreut. Sie sind mir ein Beweis, daß Sie auch dort Ihre Studien fortsetzen und Ihre Kunst nicht vernachlässigen. Ich habe Ihnen noch zu danken für Ihre Zeichnungen, die Sie mir vor Ihrer Abreise nach Berlin gaben. Ich habe sie mit großem Interesse durchgesehen und mich an ihnen erfreut. Sie sind mir ein Beweis, daß Sie auch dort Ihre Studien fortsetzen und Ihre Kunst nicht vernachlässigen. Ich habe Ihnen noch zu danken für Ihre Zeichnungen, die Sie mir vor Ihrer Abreise nach Berlin gaben. Ich habe sie mit großem Interesse durchgesehen und mich an ihnen erfreut. Sie sind mir ein Beweis, daß Sie auch dort Ihre Studien fortsetzen und Ihre Kunst nicht vernachlässigen.

Ich küßte Dir die Hände, und Du weinteſt. Dein großes Leid verklärte ſich Dir aber wieder in Deinem ſonnigen Auge, Du lächelteſt unbeſchreiblich, und ich wußte nichts als den Gemeinſpruch, Dich an die Zukunft zu verweiſen. Jetzt hat die Zeit dieſe Zukunft längſt herangebracht, und Du lächelſt nicht mehr, ſondern Du entſchwebteſt in eine unerreichbare Ferne. Damals berührten ſich unſere Lippen zu einem ſtillen Bunde und dieſer Kuß trägt jetzt meine ganze Vergangenheit, er iſt das ewige Moment der Vergangenheit geworden. Was iſt auch Vergangenheit anders als ein göttlicher Kuß der Seele, deſſen Feuer uns nie verliſcht, der uns über Länder und Meere folgt und noch unter den fernſten Himmelsſtrichen empfunden wird! Mitten im wildeſten Meeresſtrudel überraſcht uns die ſüße Erinnerung, und vor Sturm und Näſſe der Gegenwart zuſammenſchauernd, verliert man ſich in das alte Liebesſpiel der Vergangenheit, das uns wie im leiſen Nachklang der Welle hier umflüſtert. Schlimmer iſt es mit der Zukunft. Man folgt verzweifelnd der Brandung der Wogen bis in die fernſten Nebel des Horizonts, und die Gedanken jagen ſich über die Zukunft, ohne ein Ziel zu finden. Was ſagt das Meer von der Zukunft? Welche Geſtalt von ihr zeigt es in ſeinem brauſenden Wellenſpiegel, in die-

ſem Hexenkeſſel, den das Schickſal ſelbſt umzurühren ſcheint, um uns darin ſeine Wahrſagungen von den kommenden Dingen der Welt hervortauchen zu laſſen? Was webt und bildet ſich da unten im Schooße des Meeres? Iſt es Kirche oder Tribune, Volksverſammlung oder Familienzimmer, deſſen Lineamente ſich mir dort in der Bewegung der Gewäſſer zuſammenſetzen und worin die Zukunft erſcheint? Sind es geſtürzte Götter, die dort in der Brandung ſtöhnen, gefallene Heroen, die von der alten Herrlichkeit die thränenwerthe Geſchichte erzählen? Ich ſehe eine Kirche ſich wölben, aber Gott ſelbſt kommt im Wirbel der Weltgeſchichte dahergefahren, und zerſchlägt ihre Säulen, daß krachend der Tempel wieder zuſammenſtürzt! Das Meer fließt in dunkler Strömung darüber hin, die Winde ſeufzen, und die Welt harrt zitternd auf die neue Offenbarung Gottes. Oder will ſich Gott auf der Volkstribune offenbaren, von der ich ſtärker noch wie die Meeresdonner das Wort der Freiheit herüberſchallen höre? Aber es iſt ein unverſtändliches und ungeordnetes Brauſen, ſodaß die ganze Schöpfung vor ihm erbebt, und Gott zögert noch, den Meſſias der Freiheit zu ſenden, welcher die Völker lehrete. Die ſchönſten Geſchenke der Menſchheit hält Gott am längſten und unerbittlichſten in ſeinem

Schooß verhüllt. Das Meer ſchießt heulend in dicken Waſſerſtrahlen über mein Bild, und die Freiheit iſt eine ſchwache Lilie, die im erſten Sturm der Fluthen vergeht. Oder will ſich Gott neu offenbaren in dem ſtillen Familienzimmer, in dem die Liebe ihr Heimathsrecht gefunden und von deſſen Glück da drüben im aufflammenden Sonnenſchimmer die kleinen krauſen Wellen ſingen? Aber die Liebe iſt ebenſo ſchwer zu verwirklichen, als die Religion und die Freiheit, und ſie hat einen alten Erbfeind, welcher der Gottheit ſelbſt gefährlich werden könnte, das iſt die Langeweile. Warum ſendet aber Gott nicht den Prieſter der ewigen Harmonie herab in die Familien- und Geſellſchaftszimmer, um die ächte und unſterbliche Liebe zu gründen auf Erden, die nicht hinſiecht an Langerweile und nicht umſchlägt in Haß? Doch der Sonnenſchimmer, welcher dort die leiſeſte Spitze der Wellen anflog, erliſcht wieder, und der höhniſch pfeifende Sturm richtet aus den Wogen Pyramiden auf, aus denen mich ironiſch lächelnde Mumien anſehen. Eine neue Meeresbrandung entſteht und verſchüttet mein ſociales Paradies und meinen Tempel der Liebe! —

Während ich mich ſtillſchweigend in ſo tolle Meeresphantaſieen verlor, hatte ſich meine Reiſegefährtin unterdeß ein Vergnügen daraus gemacht,

Blätter aus ihrem Portefeuille zu zerzupfen und zum Spielwerk dem Meere durch das Fenster zuzuwerfen. Zuweilen blies sie dieselben muthwillig über meinen Kopf hinweg, ohne daß ich es bemerkte, worauf Wind und Wellen in einem Nu die lustig wirbelnden Papierflocken begruben. Dann ließ sie auf einmal einen lauten Schrei hören, und blickte betroffen auf ihre Brieftasche und die Blätter, welche sie zerrissen.

Ach, rief sie mit der lieblichsten Betroffenheit, was habe ich gethan? Ich habe hier in Gedanken Ihre ganze Reisephilosophie zerrissen, während ich glaubte, es sei eine alte Rechnung, die ich verzettelte.

Alle meine 100 Sätze? fragte ich lachend, und war bemüht, noch die letzten eben ausfliegenden Fragmente meiner Weisheit wieder einzufangen. Es gelang mir auch wenigstens einen der zusammengeknäulten Zettelchen zu haschen, und als ich ihn entfaltete, fand sich gerade das Wort Liebe darauf.

Die Liebe war also gerettet.

Dies veranlaßte Traurigkeit und Gelächter zu gleicher Zeit, und bei der Miß ein sanftes Erröthen.

Sie entschuldigte sich, daß sie die Blätter zerrissen, die ich ihr in einer scherzhaften Stunde in

ihrem Portefeuille beſchrieben, aber den Zettel mit der bloßen Liebe wollte ſie nicht wieder von mir annehmen.

In Paris hatte ich einmal einen ſeltſamen Traum von der Liebe gehabt, den ich ihr jetzt erzählte, um die eingetretene Pauſe des Geſprächs auszufüllen.

Ich war am Quai Napoléon nächſt dem neuerbauten Pont Louis-Philipp eines Nachmittags ſpazieren gegangen, als ich vor der Inſchrift eines Hauſes ſtutzte, das mir plötzlich mit großen Buchſtaben die Namen Abâlard und Heloiſe vor Augen führte. Mich wundert, daß noch kein Reiſender auf dies Haus aufmerkſam geworden, das gegenwärtig ein Cabaret für die Weintrinker der Cité iſt und in dem jeden Montag, Donnerſtag und Sonntag Tanzvergnügen ſtattfindet. In dieſer Stätte aber wohnten vor Zeiten Abâlard und Heloiſe, die zärtlichen Liebenden, denn neben dem Weinſchilde lieſt man die rührende Inſchrift: „**Heloise Abeilard habitèrent ces lieux des sincères amants. Modèle précieux. L'an 1118.**“ Ich ſetzte mich auf das ſteinerne Geländer am Quai der Seine gerade dem Hauſe Abâlard's und Heloiſe's gegenüber, und dachte an Abâlard und Heloiſe, an Heloiſe und Abâlard. Ich dachte an die Liebe in unſerer Zeit,

an die Romantik der modernen Herzen, die heut noch in Zärtlichkeit für einander ſchlagen, der Nachmittagsſonnenſchein brannte mir heiß auf die Schläfe, und mein Geiſt verſank in ein träumeriſches Schlummern. Mir träumte, ich ſei in einer großen Geſellſchaft, von ſchönen und ſchöngekleideten Frauen umgeben, aber in meinem Herzen war die Fähigkeit erſtorben, ſie zu lieben, und ich war mir bewußt, daß meine Sache mit den Frauen vorbei ſei, ich fühlte mich glücklich, ohne Wunſch und ohne Hoffnung zu ſein. Da erſchien Eine, zierlich von Geſtalt und anmuthumfloſſen, deren Glieder in einen herrlichen ſeidenen karmoiſinfarbenen Stoff gekleidet waren. Mir gefiel dieſer Stoff außerordentlich, man ſah ihm die ſeltene Güte, das vorzügliche Gewebe an, und ich betrachtete ihn mir lange und mit einem ſeltſamen, immer ſteigenden Entzücken. Die alte Sehnſucht erwachte in mir wieder, daß die Seele doch Etwas haben möchte, das ſie lieben kann, und das Seidenzeug der hübſchen Frau hatte mir es wirklich angethan, ich fing an mich in ihren karmoiſinfarbenen Stoff zu verlieben. Er ſchmiegte ſich ſo ſchön und elaſtiſch um ihre Glieder, daß mir das Herz vor Wonne ſchlug, wie ich ſie lange nicht mehr gefühlt. Nun ſann ich darauf, mir Gegenliebe zu verdienen, denn Eros ohne Anteros iſt

Nichts, wie ein Dichter sagt. Ich ging hin und kaufte mir im Palais-Royal eine wunderschöne Weste, diese war auch vom herrlichsten und kostbarsten Stoff, mit Gold durchwirkt, und hatte das geschmackvollste Muster. Nachdem ich rasch meine Weste angelegt, eilte ich auf Flügeln der Liebe in die Gesellschaft zurück und stellte mich vor den Gegenstand meiner Sympathie hin. Und siehe, meine Weste mit ihrem seltenen Stoff flößte der Dame Liebe ein. Was mein Geist, meine Gefühle und Sentiments alle nie über sie vermocht haben würden, das vermochte jetzt meine Weste, sie eroberte mir ein Frauenherz, das in gleicher Sympathie sich mir zuwandte. Unsere Seidenstoffe hatten uns gegenseitig zu einer industriellen Liebe entbrannt, welche mir die romantische an Reiz und Interesse bei weitem zu überbieten schien. Es begann in mir eine neue Aera zeitgemäßer industrieller Gefühle, die mir einen völlig neuen Aufschwung lieh, und ich freute mich, daß die Epoche der Industrie auch in die Liebe eindringe, um ihr eine veränderte Form und Gestaltung zu geben. Wie viel Leiden erschuf sonst der Menschheit die Liebe, mit ihrem unbestimmten, zerfließenden, skeptischen und romantischen Wesen, an dem man sich qualvoll zermarterte. Jetzt, dachte ich, weiß man doch, wie man sich in der Liebe an

ein Beſtimmtes zu halten, und die Sympathie der Seelen iſt etwas Klares, denn ſie beſteht entweder aus Seide, Wolle, Kattun oder Leinewand. Vergnügt über dieſe Entdeckung wollte ich meine neue Geliebte umfaſſen, als ich von dem Geländer herunterrutſchte und faſt hintenüber in die Seine gefallen wäre. Ich rieb mir beſchämt die Augen, warf noch einen wehmüthigen Blick auf Abälard und Heloiſe, einen andern auf meine Weſte, welche noch die alte und gewöhnliche war, und ſah daraus, daß keine Frau etwas von mir zu fürchten hätte, weshalb ich froh und über meinen Traum lachend meiner Wege ſchlenderte. Jetzt aber vergeben Sie mir meinen induſtriellen Traum, ſchöne Miß! Vielleicht in einer halben Stunde werden wir in Ihrem London anlanden und gewiß hat mir die Annäherung der engliſchen Induſtrie, dieſe ganze Atmoſphäre, die ſich plötzlich um uns verändert hat, jenen vermaledeiten Traum wieder ins Gedächtniß gerufen!

Unſer Schiff fuhr eben bei Greenwich vorüber, häuſerhohe Kriegsſchiffe ſegelten uns vorbei, und die eigenthümliche mit Steinkohlenſtoffen geſchwängerte Luft verrieth den Hafen von London und die rieſenhafte Capitale ſelbſt. Die Miß aber ſchien dennoch böſe geworden über meinen Traum von der Liebe und verließ mit komiſchem Zorn die Kajüte,

nachdem ſie die noch übrigen Blätter in ihrem Portefeuille, die ich beſchrieben, herausgeriſſen und mir freundſchaftlich an den Kopf geworfen hatte. Dann war ſie auf das Verdeck geeilt, um die Sonne, die noch mit dem gemilderten Wetter heraufzog, oder ihr nahendes England zu begrüßen. —

5. Trümmer einer Reisephilosophie.

---

1. Heimathlos macht gottähnlich.

2. Auf der Reise wird man gut, weil man das Gute überall findet.

3. Wer wandert, entflieht dem Schicksal, und der Zufall nimmt ihn auf, um ihm die heitern Geheimnisse der Weltregierung zu erschließen.

4. Nur wer den Zufall in der Welt begriffen hat, ist wahrhaft fromm und weiß von Gott. Man soll aber nicht anders als mit Gott reisen.

5. Der Gottlose fühlt sich viel behaglicher in der Heimath als in der Fremde, denn zu Hause hat man beständig Ursache an Gott zu zweifeln, aber in der Fremde stößt man immer auf ihn.

6. Ein Stubenhocker ist der größte Bösewicht.

7. Einem Menſchenfeind wird angſt auf der Reiſe und er ſehnt ſich wieder nach Hauſe zurück.

8. Nur wer human iſt, kann wandern. Für den Unhumanen ſieht eine Stadt wie die andere aus.

9. Die größte Merkwürdigkeit an einer Stadt ſind ihre Fehler.

10. In Berlin ſind die Straßen zu gerade, in Paris zu krumm.

11. In Berlin giebt es keine Natur und in Hamburg keine Kunſt.

12. In München lieſt man ſiebenfüßige Hexameter in den Arkaden des Hofgartens, und in Leipzig im Roſenthal wachſen keine Roſen.

13. In Rom giebt es einen heiligen Stuhl und in St. Petersburg die Knute.

14. In Nürnberg wird in den katholiſchen Kirchen proteſtantiſch gepredigt, und in Prag nennt man Toleranz ein Gemiſch von weißem Käſe und Schnittlauch, gut auf Butterbrot zu eſſen.

15. Auf dem Jungfernſtieg in Hamburg wandeln keine Jungfern, und in Braunſchweig, wo noch immer viel Mumme getrunken wird, hängen alle Häuſer ſchief.

16. Was ſind Lebenserfahrungen? Wenn man die mannigfaltige Welt durchwandert, ſieht man, daß eine die andere ausſchließt und aufhebt.

17. Reiſen ſtärkt zur Mannigfaltigkeit und Veränderlichkeit, und macht friſch, dieſe allgemein nothwendigen Schwankungen des Daſeins zu ertragen.

18. Lebenserfahrungen, die man in der Welt erwirbt, ſind etwas Großes, aber noch größer iſt es, ſie zur rechten Zeit wieder zu vergeſſen und jedesmal von vorn anzufangen, ſowie am friſchen Morgen der Wanderer die Herberge verläßt, um mit neuer Reiſeluſt, von der Lerche ermuntert und dem Sonnenhimmel vertrauend, in die luſtige Ungewißheit des Tages hinauszuſchweifen.

19. Das Reiſen bringt den Leichtſinn mit ſich, den göttlichen, der die Welt zuſammenhält, indem er von einer Erfahrung zu der entgegengeſetzten übergeht und an beiden ſich einen ſchönen Tag bereitet.

20. Es iſt die hiſtoriſche Kraft der menſchlichen Individualität, die verſchiedenartigſten Dinge aufzunehmen und an ihnen ſich zu verändern.

21. Das wahre Leben ruht in der beſtändigen Kraft der Erneuerung, und den Muth dazu findet man in jedem Wald, den man im Frühling durchwandelt, und in jeder Stadt, wo man unter das Volk ſich miſcht und es beobachtet.

22. Ein Reiſender, der viele Länder und Völker beſucht, muß den Sinn eines Talleyrand haben, um wahrhaft zu verſtehen und zu genießen.

23. Die Veränderlichkeit der Welt, der Städte, der Völker, der Menschen gründet sich auf eine hohe Naturkraft, die so ursprünglich ist wie die Luft, welche dem Wanderer auf der Landstraße die Wange röthet und erfrischt.

24. Wenn der Abend kommt, befällt den Wandernden vor seiner Herberge ein Gefühl der Heimath, das Aehnlichkeit mit dem Gefühl des Todes hat.

25. In der süßen Pein des unstäten Umherziehens beschleicht ihn der Gedanke der Ewigkeit, die als Keim alle Dinge bewohnt.

26. Schöne Träume steigen herab auf das Lager des Müden, und in der Fremde beglücken ihn die Bilder der Heimkehr.

27. Zum Heimkehren gehört derselbe Frieden und dieselbe Genugthuung, die nöthig sind zum Sterben.

28. Die Trennung ist ein pulsirender Lebensreiz für Alle, die sich lieben.

29. Meistentheils kehrt man zu den Seinigen wieder zurück, um sie zu verlieren.

30. Liebe ist ein guter Reisegefährte, aber ein schlechter Hausgenosse.

31. Eine Geliebte, deren Andenken man mit auf Reisen nimmt, erfährt in uns eine gottähnliche Verklärung ihres Bildes.

32. Sie wird im eigentlichſten Sinne das Ideal, indem ſich uns Heimath und Fremde, Wirklichkeit und Traum in ihr vermählen.

33. In fernen Ländern denkt man an ſie, und ſie erhört den Freund, indem ſie ihm erſcheint durch den Zauber der Gedanken.

34. Auf dem Nordmeer ereilt Dich ihr lächelnder Blick, während ſie zu den Füßen der Aeltern an den Ufern des Rheins ſitzt.

35. Wenn man reiſt, entdeckt man, wie viel Neigung in der Welt zerſplittert iſt, und aus dem Schornſtein jedes Häuschens ſieht man den Rauch eines verborgenen Feuers emporſchlagen, ſelten aber erblickt man die Flamme.

36. Auf der Landſtraße von der Heimath träumen, iſt ächt menſchliches Loos.

37. Alle ſeine Habſeligkeiten nutzt der Wanderer am Ende ab, ſelbſt die Liebe — — (hier beginnt die Zerriſſenheit, indem die Miß von hier an das Papier verzettelt hatte).

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Ungarländer Weltfahrten.

Erstes Buch.

Abgang des Weltalters.

Eine Skizze.

Von

Friedrich Mosch.

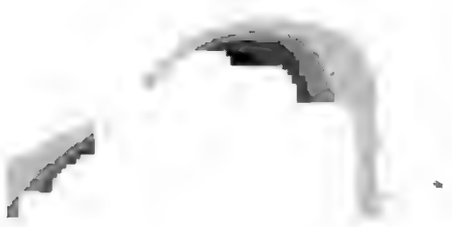
Zweiter Band.

Enthält auch die Skizze, und zu derselben.

Wien,

Verlag Friedrich Auracher.

1828.



Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Wichtig Nach-Ein-Bilder- und Text-Verzeichnis.

1. Die Bilder.
   Bilder der Schweizer Armee. — Die Armee. — Die Waffen. — Die Truppen. — Die Soldaten. — Die Offiziere. — Die Unteroffiziere. — Die Mannschaft. — Die Soldaten. — Die Offiziere. — Die Unteroffiziere. — Die Mannschaft.
2. Die Bilder.
   Bilder der Schweizer Armee. — Die Armee. — Die Waffen. — Die Truppen. — Die Soldaten. — Die Offiziere. — Die Unteroffiziere. — Die Mannschaft. — Die Soldaten. — Die Offiziere. — Die Unteroffiziere. — Die Mannschaft.

Theologie in Frankreich. — Die Bewegungen der heutigen deutſchen Theologie als Nationalangelegenheit. — Quinet's Polemik gegen Strauß. — Etwas über Quinet's Perſönlichkeit. — Eine Bemerkung von ihm über Franzoſenhaß. — Seine Profeſſur in Lyon. S. 9—28.

3. Freiburg im Breisgau. —

Schönheit des Menſchenſchlages im Breisgau. — Der politiſche Charakter dieſer Bevölkerung. — Die Stadt Freiburg. — Rotteck und Welcker. — Volksthümlichkeit Rotteck's im Schwarzwalde. — Eigenthümlichkeit der Schwarzwäldler. — Die Miſchung des badiſchen Volkes aus alemanniſchen und fränkiſchen Elementen. — Einfluß Joſephs II. auf die Bevölkerung des Breisgaus. — Die Wirkſamkeit des Freiherrn von Weſſenberg in dieſen Landen. — Die Spuren der ehemaligen öſterreichiſchen Politik im Breisgau. — Das öſterreichiſche Prinzip der Lebensgenießlichkeit. — Die Ueppigkeit des Breisgauer Bürgerſtandes. — Gang zum Freiburger Münſter. — Die gothiſchen Dome und das Chriſtenthum. — Der Schloßberg und die Liebe eines deutſchen Handwerksburſchen. — . . . . . S. 29—45.

4. Studien des Liberalismus in Freiburg. —

Rotteck und Welcker. — Rotteck's Perſönlichkeit. — Sein diplomatiſches Talent. — Das öſterreichiſche Element in ihm. — Einfluß ſeiner franzöſiſchen Mutter. — Seine Anſicht von Frankreich. — Rotteck und Börne. — Rotteck's Verhältniß zum Katholizismus. — Seine Streitſchrift über den Erzbiſchof von Cöln und das Verfahren der preußiſchen Regierung. — Ueber falſche Poſitionen in der Geſchichte. — Rotteck's Geſchichtſchreibung. — Seine Zuſammenkunft

mit dem Fürſten Metternich in Wien. — Rotteck's häusliches Leben. — Das Staatslexikon. — Das Freundſchaftsverhältniß zwiſchen Rotteck und Welcker. — Verſchiedenartigkeit Welcker's. — Seine Perſönlichkeit. — Der Philoſoph des modernen Liberalismus. — Sein chriſtlich-proteſtantiſches Fundament. — Das chriſtlich germaniſche Staatsrecht. — Welcker's landſtändiſche Wirkſamkeit. — Das Schickſal des deutſchen Liberalismus. — Ob es für den Zweck der Geſchichte, die Freiheit, ausſchließliche Formen giebt? — . . S. 46—73.

5. Eintritt in die Schweiz. —

Das religiöſe Naturgefühl. — Die Alpen. — Uebergänge des deutſchen Lebens in das ſchweizeriſche in Baſel und Schaffhauſen. — Der Rheinfall. — Franzöſiſche Politik am Waſſerfall. — . . S. 74—80.

6. Am Züricher See. —

Umblick von den Höhen der Weid. — Der Züricher See und die deutſche Literatur. — Die Idyllik der Schweiz eine Illuſion. — Das Unſchulds- und Schönheitsideal der Schweiz. — Die ſtädtiſche Bildung Zürichs. — Muſik. — . . . . . S. 80—88.

7. In Luzern. —

Die Tagſatzung. — Verhandlung über die Ausweiſung des Prinzen Louis-Napoleon aus der Schweiz. — Die Popularität des Prinzen beim Schweizervolk. — Charakter der Luzerner. — Die Contraſte in der Schweiz. — Rivalität der Cantone wirkt auf die Verſchiedenartigkeit der Einrichtungen und Sitten. — Die Schweiz der carikirte Geſammtwillen Rouſſeau's. — Die politiſchen und geſellſchaftlichen Bildungswehen der Schweiz. — Die

13. Der Prinz Napoleon in der Schweiz. —

Verhandlungen des großen Raths von Bern über die Forderung Frankreichs, den Napoleoniden auszuweisen. — Austritt der Gebrüder Schnell aus dem großen Rathe. — Hinneigung dieser ehemaligen Volksmänner auf die aristokratische Seite. — Der Louis-Philippismus eine Zeitkrankheit. — Napoleon und die alten Despotieen. — Napoleons Ideal einer volksthümlichen Despotie. — Der neueste Napoleonide. — Wie Louis-Napoleon die Bedeutung des kaiserlichen Adlers für das gegenwärtige Frankreich ansah. — Seine Idee, das alte napoleonische System nach dem Prinzip der Volkssouverainetät auszudehnen und zu entwickeln. — Abenteuerlicher Auszug des Prinzen. — Das französische Heer. — Schicksale Louis-Napoleons. — S. 204—214.

14. Das Uechtland und die Jesuiten. —

Von Bern nach Freiburg. — Das Erziehungshaus der Jesuiten auf hohem Berge. — Freiburg als katholischer Canton. — Unterschied der katholischen und protestantischen Cantone in der Schweiz. — Charakter der Stadt Freiburg. — Ein satirisches Bildwerk über dem Eingangsportal des Münsters. — Bemerkungen über das Erziehungs-Institut der Jesuiten. — Der Katholizismus als das Prinzip alles Unterrichts. — Die Sendschaft der Gesellschaft Jesu. — Weltlichkeit und Wissenschaft. — Der Jesuitismus als ein revolutionaires Prinzip in der katholischen Kirche. — Pascal über das sich accommodirende Christenthum der Jesuiten. — Die Wissenschaft und der Katholizismus. — Katholische und protestantische Erziehung. — Die Unwissenheit der eigentliche Hauptzweck in den Unterrichtsanstalten der Jesuiten. — Streit der Freiburger Jesuiten mit der

patriotiſchen Geſellſchaft von Zofingen. — Der Geſchichtsunterricht der Jeſuiten. — Sie werden des Hochverraths an Wilhelm Tell angeklagt. — Ueber einzelne Disciplinen im Inſtitut St. Michel. — Zuſammendrängung des heutigen Jeſuitismus auf legitimiſtiſche Richtungen. — Ein Filialinſtitut in Schwyz. — Die moderne Literatur von den Jeſuiten verfehmt. — Die Lehrbücher der Jeſuiten. — Mittheilungen aus einem Compendium der Schweizergeſchichte, von Bellefroid. — Einrichtung im Penſionnat. — Eintheilung der Tageszeiten. — Faſhionable Ausſtattung der Zöglinge. — Ihre Uniform. — Religionsübungen im Inſtitut. — Ein griechiſch-katholiſcher Zögling muß den römiſch-katholiſchen Ritus mitmachen. — . . S. 215—273.

15. Noch einmal Jeſuiten. —

Die drei Stadtmerkwürdigkeiten von Freiburg: Paſteten, Mooſer's Orgel und die Jeſuiten. — Charakteriſtik der Mooſer'ſchen Orgel. — Katholiſcher Mechanismus derſelben. — Rückkehr zu den Jeſuiten. — Die Ecole moyenne in Freiburg, in Oppoſition gegen die Jeſuiten. — Der Barbier Chaſſot in der rue des épouses, ein Kämpfer gegen die Jeſuiten. — Sein Buch. — Etwas über die Monita secreta der Jeſuiten. — Das jeſuitiſche Moralſyſtem. — Die lettres provinciales des Pascal. — Heutige Erneuerungen des Jeſuitismus unter allen Lebensformen. — Der alte Jeſuitismus mit Dolch und Gift, und der moderne, der das geiſtige Leben verfälſcht, welcher iſt unſchuldiger? — Das katholiſche Journal: L'invariable in Freiburg. — Die politiſche Geſchichte dieſes Cantons. — Die Aufnahme der Jeſuiten im Jahre 1818 und die Verhandlungen darüber im Großen Rathe. — Landerſet's Rede. — Die

Rückneigungen unſerer Zeit zum Jeſuitismus als Krankheit des heutigen politiſchen Lebens. — S. 274—300.

16. Franzöſiſche Schweiz. —

Von Lauſanne nach Genf am See. — Erſte Eindrücke des Genfer Sees. — Religiöſe Stimmung. — Anſiedelungen am Genfer See. — Villa einer engliſchen Familie in Form einer gothiſchen Kirche. — Träume von Glück. — Gränzſcheide zwiſchen Italien und Frankreich. — Militairiſche Strenge an den Thoren Genfs. — Etwas über den Charakter der Genfer. — Mahnungen in Genf an Rouſſeau, Voltaire, Byron, Shelley. — Genf's Bauart. — Die franzöſiſche Sprache in der franzöſiſchen Schweiz. — Vergleich mit der ſprachlichen Bildung in der deutſchen Schweiz. — Die ſchweizeriſche Volksmundart im Verhältniß zur hochdeutſchen und franzöſiſchen Sprache. — Die höheren Bildungselemente der franzöſiſchen Schweiz im Gegenſatz zur deutſchen. — S. 301—313.

17. Fahrt auf dem Genfer See. —

Die Sonntagsſpazierfahrten der Dampfſchiffe. — Fluth und Atmoſphäre des Sees. — Rouſſeau's Inſel und Statue. — Betrachtungen über Rouſſeau und ſein Verhältniß zur Stadt Genf. — Sein gleiches Schickſal mit Voltaire. — Wie ſich Voltaire an den Genfern rächte. — Voltaire und Gott. — Rückkehr zu dem Bilde Rouſſeau's. — Uebereinſtimmung der Landſchaft mit der Erinnerung an Rouſſeau. — Die Farbe des Genfer Sees. — Rouſſeau's Seele. — Die Seiches auf dem Genfer See. — Fahrt in den See. — Die beiden Theile des Dampfſchiffes als Ariſtokratie und Demokratie. — Scherzhafte Dialektik der Wellen. — . . . . S. 314—323.

18. Durch den Jura. —

Fahrt durch den Jura nach Lyon. — Reiſegeſellſchaft einer Franzöſin aus La Valence und eines jungen franzöſiſchen Theologen. — Ein Sprüchwort aus der Provinz. — Die Liebenswürdigkeit unſerer Reiſegefährtin und die pietiſtiſche Richtung des jungen Studenten. — Das Fort de l'Ecluſe. — Charakterſchilderung des Rhoneſluſſes. — Die Rhone oder der Rhone? — La Perte du Rhône bei Bellegarde. — Fußwanderung mit dem Theologen. — Mittheilung von frommen Tractätchen unter Gottes freier Natur. — Die Geſellſchaft der Evangeliſchen in Genf und im Waadtlande, welcher der Student angehört. — Schilderung des wildſchönen Landſchaftsbildes, das uns während unſerer Geſpräche über chriſtliche Bußfertigkeit umgiebt. — Ein Tractätchen gegen das Tanzen. — Ob das Tanzen gegen das Evangelium? — Erinnerung an Tholuck. — Die Beſtrebungen des evangeliſchen Pietismus gegen Kunſt und Volksnaturell. — Etwas über die Miſſionsgeſchäfte der evangeliſchen Geſellſchaft von Genf. — Colportirung der Bibel. — Mangel an Bibeln in den katholiſchen Ortſchaften. — Gegenſatz im Waadtlande. — Pflicht jedes Verheiratheten im Waadtlande, eine Bibel aufzuweiſen. — Ankunft in Lyon. — Gebet und Morgenſchlummer. — Wehmüthige Erinnerungen. — . .
S. 324—336.

19. Lyon. —

Die reinen Royaliſten in Lyon. — Ein Beſuch Chateaubriand's in Lyon. — Zuſammenſetzung des gegenwärtigen politiſchen Charakters von Lyon aus Legitimismus und Republikanismus. — Lyon der alte Liebling der Könige von Frankreich. — Legitimer Charakter der Stadt ſeit den älteſten Zeiten. — Die Reiterſtatue

Ludwig's XIV. auf dem Platze Bellecour. — Widersprüche der Richtungen in Lyon. — Lyon, früher die Vormauer gegen die Revolution. — Centrum des alten Frankreichs, der Gewaltherrschaft von Paris gegenüber. — Widerstand der Stadt gegen Robespierre. — Ein neues Element der Umwälzung an den Seidenarbeitern von Lyon. — Die Aufstände von 1831 und 1834. — Das politische Moment in diesen Arbeiteremeuten. — Zusammenhang mit den republikanischen Vereinen. — Der Aufstand der Ouvriers im vorigen Jahre. — Entsittlichung des hiesigen Volkscharakters durch die Armuth. — Etwas über den demoralisirenden Einfluß der Armuth. — Die christliche und politische Ansicht von der Armuth. — Veränderung der Weltanschauung in dieser Beziehung. — Die Nachwirkungen der letzten Aufstände der Ouvriers. — Gestalten des Elends. — Gang durch die Stadt. — Lage und Bauart von Lyon. — Vergleich mit Paris. — Verhältniß der Arbeiter zu ihren Brotherren. — Unterschied von dem Verhältnisse in den deutschen Fabriken. — Erneute Bestellungen auf Seide in Lyon. — Augenblickliche Besserung der Verhältnisse. — Das gewerbfleißige Lyon in alter und neuer Zeit. — Mißverhältniß der arbeitenden Kräfte zur Masse des Stoffes. — Wanderungen durch Lyon mit einem evangelischen Pastor. — Etwas über die Gemeinde der Evangelisten in Lyon. — Spaziergang auf den Berg von Notre-Dame de Fourvières. — Die Kirche der Maria. — Die ihr geweihten kranken Glieder. — Die Andacht zu den Knochen. — Flucht ins Freie. — Hinblick auf die alten Wasserleitungen der Römer, und auf die Eisenbahn von Lyon nach St. Etienne. — Lebenskraft des alten und des neuen Geschlechts. — Leben und Gott. — Hinabgang zur Stadt. — Zumuthung ins Theater zu gehen. — Gespräch mit dem Geistlichen über die unmoralische Einwirkung der

Theater. — Eine Verhandlung darüber in der franzöſiſchen Deputirtenkammer. — Auber's Domino noir und das Theater in Lyon. — Der provinzielle Volksſchlag in Frankreich. — Das ausgezeichnete Naturell der franzöſiſchen Provinz. — Trennung der Hauptſtadt und der Provinz. — Einfluß der Centraliſation. — Die Revolution als die eigentliche Spaltung Frankreichs. — Die unverdaute Revolution. — Die Revolution in Frankreich und in Deutſchland. — Der Franzoſe als moderner Jude aufgefaßt. — Die Aufgabe, den Meſſias der politiſchen Freiheit zu gebären. — Die Juliregierung und die Idee der Freiheit. — Die Katzbalgerei der Parteinüancen in Paris. — Louis-Philipp. — Der franzöſiſche Einfluß auf die moderne Völkergeſchichte im Aufhören begriffen. — Eine Bemerkung über den Franzoſenhaß. — Die perſönlichen Eigenſchaften des franzöſiſchen Volkes. — Die Anarchie des Egoismus in Paris. — Schadenfrohes Verhältniß der Provinzen zur Zerfallenheit der Hauptſtadt. — . . S. 337—364.

20. Auf der Rhone nach Avignon. —

Die Dampfſchifffahrt auf der Rhone. — Prieſter und Kinder am Bord. — Etwas über Prieſter und Gebetbücher in der freien Natur. — Eine Bemerkung über die franzöſiſchen Kinder. — Die Städte an den Rhoneufern. — Landung in Avignon. — Eine tumultuariſche Scene auf dem Dampfſchiffe. — Die Kofferträger von Avignon. — Ein zerriſſener Shawl. — Ein Traum gegen das Reiſen. — . . . . S. 365—386.

21. Avignon und die Provence. —

Gang durch die Stadt. — Erinnerung an die Ermordung des Marſchalls Brune. — Die Blutſchuld von

Avignon. — Der grauſame Charakter der Avignonet. — Das düſtere und unheimliche Weſen der Stadt. — Das Schloß der Päpſte, jetzt eine Caſerne. — Wanderung durch die Kerker der Inquiſition. — Ueber einige alte Inſchriften an den Mauern. — Erſter Blick auf die Provence. — . . . . . S. 387—397.

Ausflug

durch die

Schweiz nach der Provence.

Im Sommer 1838.

(Aus Tagebüchern.)

Digitized by Google

1.

Heidelberg.

Man hat ſich vielfach darüber geſtritten, wo eigentlich Süddeutſchland anfange? Sollen nicht landſchaftliche und volksthümliche Gründe entſcheiden, ſondern das Gefühl des ächten ſüddeutſchen Lebens ſelbſt, ſo wird man, von den norddeutſchen Ebenen heraufkommend, dieſes Gefühls wohl zum erſtenmal in dem ſchönen Heidelberg auf das Vollſtändigſte theilhaftig. Wenn man auch in den Maingegenden bei dem eigentlichen Kern der Bevölkerung ſchon den ganzen ſüddeutſchen Schlag antrifft, ſo giebt es doch dort in dem ſtädtiſchen Leben, namentlich aber in Frankfurt, Vieles, was hinderlich iſt, um ſich ſchon mit Behagen der eigenthümlichen Freiheit und Beweglichkeit des ſüddeutſchen Lebens überlaſſen zu können. Durch die kleine Tagereiſe von Frankfurt nach Heidelberg fühlt man ſich plötzlich wie in einen ganz andern

Ideenkreis entrückt, und an den Ufern des romantischen Neckars, der leise murmelnd und träumerisch über seine Steingerölle dahinrauscht, befreit sich zuerst die deutsche Brust von mancherlei ängstlichen und peinlichen Schlägen, ein froher Seufzer überwindet alle Reflexionen und Abstractionen, die uns kurz zuvor noch gefangen gehalten, und unser Sinn ergiebt sich, in und mit dieser landschaftlichen Idylle, einem Naturfrieden, der zugleich zum Gemüthsfrieden wird und durch alle Adern des Daseins eine neue Erquickung und Erfrischung verbreitet. Diese Gegenden unsres deutschen Vaterlandes sind recht dazu geschaffen, um sich wieder in eine schöne Naturunmittelbarkeit hineinzuleben, und in der Hingebung an den landschaftlichen Geist, an die heimathliche Begränzung der Natur und des Stammes, seinem Bewußtsein wohlzuthun, Manches zu vergessen und Manches zu mildern. Dieser gemüthsfriedliche Charakter liegt sowohl über der ganzen Gegend, als auch über den traulichen Straßen der Stadt Heidelberg selbst ausgebreitet. Es mag Manchem so ergangen sein, daß er auf der Neckarbrücke von Heidelberg stillstand und sein Auge nicht wieder abwenden konnte von dem grünen Fluß da unten, in welchen der über den Bergen aufgehende Mond lange Streifen Silber hineingewirkt hatte,

das ſich ſpielend, und mit den flüſternden Wellen ſcherzend, hinundherbewegte. Dann iſt es ein geheimnißvolles Märchenleben in dieſem Neckarſtrom, aus der Ferne her erklingt es wie Muſik, das macht die Welle, welche melodiſch gegen den Stein ſchlägt, in den kleinen Häuſern und Villen, die an beiden Ufern ſtehen, blitzen Lichter hinundwieder wie in einem magiſchen Zauberſpiel, auf den Waldhöhen rauſcht es wie von Menſchenſtimmen, die immer näher und näher zu kommen ſcheinen, von den im Mondlicht ſchwankenden Rebenhügeln erſchallt Gelächter und Freude, dann tritt eine feierliche Stille ein und von den Bergen ſcheinen die Elfen und Kobolde in den Fluß hineinzuklettern und auf den ſeltſam bewegten Waſſern ihre Tänze aufzuführen. —

An den Ufern des Neckar, in einem dieſer lieblichen Häuschen, in denen man in ſtiller Abgeſchiedenheit ſein ganzes Leben hinbringen möchte, traf ich einen franzöſiſchen Dichter, Herrn Edgar Quinet, an, der dort, in deutſche Studien vertieft und von deutſchen Büchern umringt, einige Monate dieſes Sommers zubringen will. Hier ſitzt er, in ſeinem romantiſchen Dachſtübchen, arbeitend im Schweiß ſeines deutſchen Enthuſiasmus, und von den Büchern fort zuweilen an's Fenſter

eilend, um die paradieſiſche Neckarlandſchaft im Weben des Sonnenlichtes oder in der Gluth der Abendröthe zu belauſchen. Warum dichtet nicht Edgar Quinet ein großes Gedicht über Deutſchland? Kann es einen wunderbareren Stoff zu einer großen Dichtung geben, als das ganze Weſen und Leben unſres Vaterlandes, als unſere romantiſche Natur mit ihrem tiefſinnigen Walddunkel und ihren zärtlichen Geheimniſſen, als den kernhaften, ſtraffen und doch elegiſch und träumeriſch angehauchten Charakter unſres Volkslebens, als dieſe Miſchung von kindlich ſpielendem Gemüth und tragiſchen Zuſtänden? Kann es mitten in der Tragödie der Geſchichte zum Contraſt gegen das Furchtbarſte und Großartigſte lieblichere Idyllen geben, als wir aufzuweiſen haben in unſerm deutſchen Gemüths-, Provinzial- und Volksleben, in dem wir, wie verfallen auch unſere Verhältniſſe ausſehen mögen, doch den unverwüſtlichſten und dauerhafteſten Lebenskern verbergen? Durch die wunderſchönen deutſchen Gauen ſchmettert das Poſthorn, und in der kleinen Landſtadt, in welcher der vorüberrollende Eilwagen jedesmal ein Ereigniß iſt, ſteht das Mägdlein ſinnend und lauſchend am Fenſter. Der luſtige deutſche Student, mit Troddelmütze und Schnurrbart, legt ſich zum Schlage heraus, und

wirſt lachenden Angeſichtes Kußhände zu ihr hinauf. Erröthend und erſchrocken fährt das allerliebſte Mädchen zurück, will das Fenſter zuſchlagen und ſieht doch noch lange dem Poſtwagen nach, bis er um die Waldecke biegt. Und ſie hat noch den ganzen langen Tag darüber nachzudenken. Abends im Garten verſäumt ſie ihre Blumen zu begießen, dafür entdeckt ſie zu ihrer Verwunderung, daß ſie Thränen vergoſſen hat über ihren Roſen. In Sehnſucht nach Liebe eilt ſie auf die Berge ihrer Heimath und ſchaut in die Weite und Ferne und nach allen Himmelsgegenden, bis ihr die Augen müde ſind und die Nacht herabſinkt. Dann ſucht ſie ſich einen Stern, an den ſie ihre ganze geheime Liebe verſchwendet, und vor lauter Inbrunſt küßt ſie die Luft, die ihr um Hals und Buſen ſäuſelt. Wo anders als in Deutſchland begegnet dir ſolche Dichtung in jedem Landſtädtchen? —

Zu Zeiten fühlt man ſich ſo froh, daß man ein Deutſcher iſt! Gerade wenn man ſich lange vor andern freieren Nationen geſchämt hat, ein Deutſcher zu ſein, fängt man vor deutſchen Landſchaften und Volksbildern wieder an, dieſe ſcheuen tiefbewegten Herzen Deutſchlands zu lieben, die ſo viel Glück und ſtille Kraft in ſich verbergen, daß ſelbſt nicht das größte von außen her ihnen widerfahrende Un-

glück, Knechtſchaft, Geiſteszwang, und politiſcher Verfall jeder Art, ſie jemals gänzlich entarten und entſittlichen laſſen wird. Wer ſein Unglück wie ein Gedicht oder eine Sonate empfindet, die er wehmüthig vor ſich hinſummt, bleibt wenigſtens edel auch in der Erniedrigung. —

2.

Ein französischer Dichter am Neckar und die deutsche Theologie.

Aus Deutschlands Glück und Unglück ein großes Gedicht zu dichten, wäre Edgar Quinet sicherlich der geeignetste Franzose dazu. Unter allen deutschthümelnden Literaten Frankreichs hat er gewiß die gründlichste deutsche Bildung, die er sich früher als Student in Heidelberg mit genialem Fleiß erworben. Dazu besitzt er, wenn auch nicht gerade einen speculativen Geist, doch ein speculatives Herz, könnte man sagen, und seine Phantasie neigt nach deutscher Mystik hin, doch mehr wie ein schöner träumerischer Vogel, der das dunkle Meer liebt und sich in glänzenden Schwingungen über demselben ausbreitet, aber sich wohl hütet, in die Tiefe zu fallen. Auch hat Edgar Quinet eine

deutſche Frau geheirathet, eine Heidelbergerin, und ſo wäre zu dem deutſchen Poem ſchon Alles da, was in die Wirthſchaft gehört. Aber Herr Quinet ſcheint in dieſem Augenblick mit ganz andern Dingen beſchäftigt, die freilich nur noch mehr beweiſen, wie angeheimelt er von Deutſchland iſt. Ich fand ihn in ſeinem Stübchen am Neckar ganz umſponnen von der deutſchen Theologie, einem Troglodyten ähnlich, der ſich in eine verborgene Höhle geflüchtet hat, um dort Abgötterei zu treiben. Denn für eine Abgötterei und eine ganz ketzeriſche Verirrung werden es ſeine Landsleute in Frankreich halten, wenn ſie erfahren, daß Quinet um deswillen wieder nach Deutſchland gegangen iſt, um dort mit der alten Hexenmutter Theologie zu buhlen, und unter einem Zauberapparat von Kirchengeſchichten und Dogmatiken, unter allen dieſen Schmelzpfannen des deutſchen Rationalismus und Supranaturalismus und neumodiſchen Idealismus und Indifferentismus und Pantheismus, wirklich wie ein verhexter Mann zu ſitzen. Und das Leben Jeſu von Dr. Strauß lag, wie ſich von ſelbſt verſteht, obenauf auf dem Haufen der deutſchen Bücher, von denen ich Herrn Edgar Quinet umringt traf.

Seine Landsleute haben es auch ſeitdem erfah-

ren, denn er selbst hat ihnen eine lange und interessante Geschichte davon erzählt. Sein großer Aufsatz über die deutsche Theologie, und namentlich über das hohen Lied von Strauß, der nachher in der Revue des deux mondes erschienen, ist die Frucht dieses Sommeraufenthaltes in Heidelberg, wo Quinet noch bis zum Herbst verweilen wollte, um dann zu seiner neuen Bestimmung nach Lyon zu eilgen. Man hat ihm nämlich an der Faculté des lettres in Lyon eine Professur gegeben, und er sagte mir, daß er drei bedeutende vergleichende Literaturgeschichte zu lesen gedachte, den Quinet ist ein vornehmlich, welcher den in Deutschland vorherrschenden aufgefangenen Begriff von der sogenannten Weltliteratur auch bei den Franzosen zu verbreiten sucht. Er selbst ist auch, als Dichter wie als Gelehrter, laut Kind und gewiß das thätigkeitsvollste neuen weltliterarischen Ehe, die man vornehmlich zwischen dem deutschen und französischen Geist, also zwischen den beiden schreinbaren und unversöhnbaren Gegensätzen des Völkerlebens, geschlossen wähnt. Für die Kritik hat sich hiefer Standpunct allerdings zu fruchtbar erwiesen, um ihn abdichten zu können, aber für die praktische und productive Gestaltung der Literatur ist er gewiß vom Uebel, denn eine Literatur kann nicht einseitig national ge-

nug ſein. Gerade in der nationalen Einſeitigkeit beruht ihre Größe, und ihre Bedeutung als geiſtige Ausgeſtaltung eines beſtimmten Volkscharakters. Die vollendete und abgeſchloſſene Schönheit der Roſe iſt freilich einſeitig, weil ſie von der Lilie gar nichts an ſich hat, aber wenn die Roſe zugleich Lilie ſein wollte, hätten wir weder Roſe noch Lilie mehr, und würden dadurch um zwei Species ärmer. So geht es gerade Herrn Edgar Quinet, wenigſtens in der Meinung ſeiner eigenen Landsleute, ſoviel mir bekannt geworden. In ſeiner ausgezeichneten Bildung hat ſich dieſe Verſchmelzung des franzöſiſchen Naturells mit dem deutſchen wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Geiſt zugleich auf eine productive Weiſe vollbracht, ſo daß ſelbſt ſein Charakter als Dichter dadurch weſentlich gefärbt iſt. Sein Ahasver, wie ſehr er auch geniales Eigenthum des Dichters ſei, erſcheint doch durchaus mit den Beſtandtheilen der deutſchen Myſtik und Metaphyſik geſättigt, und jenſeits des Rheins wird eine ſolche Production gern als zu ſchwer und gelehrt verſchrieen, dieſſeits des Rheins wieder als zu leicht und nicht tief genug. Dieſe Art von Weltliteratur wäre nichts als der Anfang zum Verfall der Nationallitteratur. Die Franzoſen aber, ohne allzu andächtig an das zu glauben, was ihnen Quinet neuerdings

von dem Begriff der Weltliteratur auseinandergesetzt hat, beuten diese Richtung zu ihrem Vortheil aus, so gut sie können, und bleiben, was sie immer waren, Franzosen.

Auch Herr Quinet ist in der Art, wie er die deutsche Theologie aufgefaßt hat, Franzose geblieben, das heißt, er hat den Standpunkt des gläubigen Gefühls, welcher der französischen Natur in religiösen Dingen vorzugsweise eignet, dabei nicht überwinden können. Bei den Franzosen gestaltet sich das Verhältniß zur Religion gewöhnlich sehr entschieden in zwei Extremen, entweder als vollendete Orthodoxie, die dann auch eifrig und inbrünstig ist in der Beobachtung aller Formen, oder als ebenso vollendeter Unglaube, der hier im Lande die Waffen des Aeltervaters Voltaire noch immer von neuem blank putzt und damit in dem prächtigen Schlamm der französischen Gesellschaftszustände einherstolzirt. Zwischen diesen beiden äußersten Enden des Seins und des Nichtseins in der Religion haben aber die Franzosen noch nicht die wissenschaftliche und speculative Mitte ausfindig gemacht, welche in Deutschland durch das schillernde und allseitige Wesen der Theologie dargestellt wird, denn der eigentliche Begriff der Theologie ist in Frankreich so gut wie unbekannt. Die deutsche Theolo-

gie, in der man das Lamm Gottes krampfhaft umwunden ſieht von der Schlange der Erkenntniß, muß für die Franzoſen ein Geſpenſt ſein, deſſen Anblick ſie kaum ertragen werden, und das auch durch die Deutungen, die ihnen jetzt Herr Quinet davon gegeben, an Fürchterlichkeit gewiß eher zugenommen als verloren hat. Und doch haben wir Deutſchen Urſache, dem ſinnigen Quinet für ſeine flüchtigen Studien in unſerer Theologie dankbar zu ſein. Er hat dadurch ſeinen Landsleuten einen Begriff von den Bewegungen des deutſchen Geiſtes gegeben, die in Frankreich gewöhnlich zu gering angeſchlagen werden, als bloße Träumereien oder Grübeleien einer Denkernation, da ſie bei uns keine öffentliche Form und darum keinen nationalen Charakter zu haben ſcheinen. Es ſind aber die Erſchütterungen auf dem Boden der deutſchen Theologie, namentlich aber die Ineinanderbewegungen der Theologie und Philoſophie, bei uns ebenſo große Nationalangelegenheiten, als bei den Franzoſen die politiſche Debatte, und wenn man die ſchwindſüchtigen politiſchen Zuſtände des gegenwärtigen Frankreichs betrachtet, ſo kann man wohl mit einiger Genugthuung an unſer heimathliches Leben und Treiben zurückdenken, wo, wie gottverlaſſen wir auch ſonſt ſein mögen, wenigſtens die Wiſſen-

ſchaft in einer großen, freien, reinen, auf der eigenſten Kraft der Nation beruhenden Bewegung begriffen iſt. Wenn in Frankreich gegenwärtig eine ganze große Nation ihren Kern in dem allerunfruchtbarſten Kampf um abſtracte Parteinuancen zerſplittert, ſo hat es dieſem verzweifelten Zuſtande gegenüber wohl eine inhaltsvollere Bedeutung, daß in Deutſchland ſich ein Kampf um die Wahrheit des Lebens Jeſu von neuem erhoben hat, ein Kampf nicht bloß in den Köpfen und Studirſtuben der Gelehrten ſpukend, ſondern die edelſten und kernhafteſten Theile der Nation ergreifend, wie die Verbreitung des Buches von Dr. Strauß bei uns beweiſt, die für ein ſtreng wiſſenſchaftliches Werk beiſpiellos in Deutſchland iſt.

Quinet hat den hohen Sinn dieſer deutſchen Bewegungen vollkommen begriffen, obwohl er ſich zum Theil als ein Gegner derſelben ausweiſt, indem er, namentlich gegen Strauß, an das religiöſe Gefühl und an die Myſtik der menſchlichen Seele appellirt. Beſonders macht ihm die ſkeptiſch-mythiſch-idealiſtiſche Richtung der neueſten Theologie zu ſchaffen, deren Hauptrepräſentanten, in Bezug auf das Alte Teſtament beſonders in Vatke, Bohlen und Lengerke, in Bezug auf das Leben Jeſu in Dr. Strauß, er eifrig ſtudirt zu haben ſcheint, wenn

er auch freilich gar zu leicht und auf eine allzu naive Weiſe damit fertig geworden. Quinet kann aber ſein unheimliches Staunen nicht unterdrücken über alle dieſe deutſchen Theologen, bei denen die Hypotheſe des Einen immer die Hypotheſe des Andern zernichte, wo ein Jeder ſich bemühe, ein Blatt der heiligen Schrift zu zerreißen und in den Abgrund zu werfen, um dadurch gewiſſermaßen ſeine eigene Unparteilichkeit zu beurkunden. Dieſe ſeltſame Wuth, gegen Fleiſch und Geiſt des eigenen Glaubens zu wüthen, und daraus ein Opfer zu bereiten, erſcheint ihm vergleichbar mit jener Nacht der conſtituirenden Verſammlung, wo ſich Jeder beeilte ſeine Adelsbriefe zu verbrennen. In Strauß ſieht er mit Recht die Conſequenz und Zuſammenfaſſung aller bisherigen Bewegungen, die ſeit einem halben Jahrhundert auf dem Gebiete der deutſchen Theologie ſtattgefunden. Strauß habe, wie ſich Quinet ausdrückt, alle früher zerſtreut umhergelegenen Stoffe des Skeptizismus gewiſſermaßen zu einem Bündel zuſammengeſchnürt, und man habe an ihm zum erſten Mal überſehen können, welche Arbeit der Zerſtörung bis dahin in Deutſchland vollbracht worden ſei. Er habe wie Antonius das Kleid Cäſars in die Höhe gehoben, ſo daß Jeder nun an dem großen Körper die Stöße erkennen konnte, die er in

die er in der Dunkelheit auf ihn geführt. Dies Gleichniß hat in der That eine ſchlagende Bedeutung, denn ſelbſt die von Strauß bekämpften und widerlegten Syſteme der Theologie ſind doch zugleich die Grundſteine, aus denen er ſein eigenes Gebäude aufgeführt hat. Mit einiger Bitterkeit aber äußert ſich Quinet gegen den modernen philoſophiſchen Pantheismus, den er mit dem Idealismus als gleichbedeutend auffaßt, und ihn bilderſtürmeriſch, briseur d'images, nennt. Dieſem Idealismus, meint er, mißbehage jedes perſönliche Daſein und erſcheine ihm wie eine Uſurpation. Selbſt der Vogel, der durch die Luft ſtreiche, das Inſect, das im Graſe murmele, verdrieße dieſen philoſophiſchen Idealismus, und komme ihm wie ein Raub am Abſoluten vor, comme un vol fait à l'absolu. Ein ſolcher Philoſoph würde ſich nicht eher zufrieden geben, als bis er das Univerſum und die Geſchichte zu einem vollkommenen Stillſchweigen gebracht, um alsdann in Frieden der Harmonie ſeiner eigenen Ideen darin genießen zu können. Dies ſtimmt mit einer anderen Bemerkung überein, die Quinet über die hegel'ſche Philoſophie machte, mit der er ſich, wie er mir ſagte, während ſeiner früheren Studienzeit in Heidelberg lange herumgeſchlagen, ſie aber endlich ihrer abſtruſen Formen wegen auf immer von ſich gethan habe.

Man ſieht alſo, daß es nicht die Leuchte der Speculation iſt, mit der in der Hand Quinet ſeine Revue der deutſchen Theologie gehalten. Vielmehr läßt er an dem Werke von Strauß ſelbſt die eigentliche ſpeculative Grundlage, aus der nachher auf dem Leichenfelde der einzelnen negativen Unterſuchungen ein poſitives Ganzes des Chriſtenthums ſich wieder erheben ſoll, unbeachtet und unerörtert, und überſieht ſomit den hauptſächlichen Wendepunct dieſer Erſcheinung, welcher zugleich der weſentliche Lebenspunct iſt, indem auf ihm das, was die Kritik an der hiſtoriſchen Realität zerſtört hat, ſich wieder in der Idee der Menſchheit als eine dauerhafte und ewige Realität zuſammenfügen ſoll. Wie wenig aber ein Franzoſe ſich einen Begriff machen könne von der Ataraxie einer Philoſophennatur, geht höchſt naiv aus der Verwunderung hervor, welche Herr Quinet darüber äußert, daß die Zerſtörung aller dieſer Dinge den Herrn Strauß auch nicht einmal einen Seufzer zu koſten ſchiene. Dieſe Ruhe und ſubjective Unempfindlichkeit in der Führung einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung kommt ihm faſt fabelhaft vor, aber ſie iſt, wie er zugleich hinzuſetzt, ächt deutſch. „Wenn man dieſe Bücher der Deutſchen lieſt", bemerkt Quinet, „ſollte man den Verfaſſer für eine Statue nehmen oder ihm eine Seele von Bronze zuſchreiben, der nichts

Menſchliches nahe kommen kann. So dachte ich mir auch, muß ich geſtehen, die Perſon des Herrn Strauß, bis ich endlich, nachdem ich ihn näher kennen gelernt, mich auf die angenehmſte Weiſe enttäuſcht ſah, und unter dieſer verhängnißvollen Maske einen jungen Mann an ihm fand, deſſen ganzes Weſen die reinſte Milde und Beſcheidenheit athmete, der in ſeiner Seele eine Fülle von Myſtik zu bergen ſchien und über den Lärm, den ſeine Unterſuchungen in der Welt gemacht, faſt betroffen und voller Traurigkeit war."

Die Beweisgründe, durch welche Quinet die mythiſche Auffaſſung in dem Leben Jeſu von Strauß zu bekämpfen ſucht, bekleiden ſich in der Innerlichkeit des religiöſen Gefühls, auf welches ſie ſich berufen, zum Theil auch mit dem hochherrlichen Pomp des Katholizismus, ſo daß ſich Quinet, trotz ſeiner theologiſchen und philoſophiſchen Ketzereien in Heidelberg, doch am Ende wieder als ein guter Katholik erweiſt. Er beklagt, daß Alles in den neueſten philoſophiſchen und theologiſchen Bewegungen in Deutſchland auf den Pantheismus hinauskomme, der ſich an die Stelle des Evangeliums zu ſetzen trachte. Kann aber, fragt er, jemals der ganz perſönliche Gott des Kreuzes ein Gott-Subſtanz werden? Und hat nicht der Chriſt heutzutage, auf der

Schädelſtätte der deutſchen modernen Theologie, ein viel größeres und grauſameres Leiden zu beſtehen als das Leiden von Golgatha war?

Nichtsdeſtoweniger zürnt er, daß Frankreich gegenwärtig einer ſo ſtarren und unbeweglichen Orthodoxie in den religiöſen Dingen anheimgefallen ſei, und ganz unberührt bleibe von dieſen Forſchungen der proteſtantiſchen Theologie; er hält es für ſchimpflich, daß die Franzoſen, welche, wie er meint, die Exegeſe unter Louis XIV. gegründet, jetzt nicht ein Wort mehr mitzuſprechen haben in den Fragen der modernen Kritik, die nicht nur die heilige Schrift und die Geſchichte der Kirche berührten, ſondern auch den ganzen geſellſchaftlichen Boden der Gegenwart. In dieſer Beziehung accentuirt er beſonders den ſchon von mehreren Seiten her laut gewordenen Wunſch, in Paris doch endlich eine proteſtantiſche Facultät zu gründen, und macht den Zuſtand der Verachtung und Verkommenheit, in dem ſich jetzt das proteſtantiſche Chriſtenthum in Frankreich befinde, ſeinen Landsleuten zum Vorwurf. Es iſt anzuerkennen, daß ſich Edgar Quinet zu dieſem ächt wiſſenſchaftlichen Geſichtspunct zu erheben ſucht, obwohl er ſelbſt bald darauf bekennen muß, daß, um den Franzoſen einen wahren Begriff von den Forſchungen und Reſultaten der modernen theologiſchen

Kritik zu geben, die französische Sprache schon das erste Hinderniß in den Weg stelle, und zwar so sehr, daß es schwer falle, nur die Stichwörter und Lebensfragen überhaupt zu bezeichnen, auf welche es in dieser Wissenschaft jetzt ankomme. So bemerkt er denn vor allen Dingen, daß, um etwa den Streit über die historische oder mythische Begründung des Lebens Jesu auch in das Französische zu verpflanzen, man darin schon den entsprechenden Ausdruck für die Wörter Sage und Mythus vermisse, da das Wort mythe in der französischen Sprache des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nicht vorkomme. Er führt an, daß das Wort figure, welches Fenelon in religiösen und biblischen Dingen gebraucht, der Sache noch am nächsten komme; unter allegorie dagegen verstehe man im Französischen nur ein Werk der Kunst oder Dichtung. So zeigt sich denn Quinet entschlossen, die Einbürgerung des Wortes mythe in jenem Sinne zu versuchen, und die Franzosen verdanken somit den deutschen Studien wieder einen neuen Ausdruck, doch werden sie schwerlich weder an dem Wort noch an der theologischen Bedeutung desselben große Freude haben.

Uebrigens bemerkt Quinet, daß es auch schon in der früheren französischen Theologie, wenn man von einer solchen reden kann, Spuren von einer

Auffassung der Bibel als Mythengeschichte gegeben, vornehmlich in Bezug auf das alte Testament, wo die **Pensées** von Pascal angeführt werden können, sowie auch Fenelon, aber das achtzehnte Jahrhundert habe die philosophischen Prinzipien und damit auch die Formen des religiösen Skeptizismus in Frankreich von Grund aus verändert. Durch Voltaire und die Encyclopädisten mußte allerdings alle und jede Exegese überflüssig werden, denn durch diese Philosophie war die ganze Weltordnung in Frage gestellt, was konnte da noch auf die einzelnen Thatsachen des Christenthums ankommen? Es ist aber bemerkenswerth, daß der Einfluß der Philosophie in Frankreich den religiösen Zweifel gewissermaßen rein herausschälte, und ihn zu einer nackten Aufrichtigkeit, zu einer gewissen Ehrlichkeit des Bekenntnisses trieb. Man weiß woran man ist mit dem französischen Skeptizismus, was man von unserm deutschen nicht behaupten kann. In Frankreich hatte es der Zweifel zu einem vollendeten System gebracht, und wenn er ein Wolf war, der das Heiligste zerriß, so hing er sich wenigstens kein Schaafskleid um, wie bei uns in Deutschland, wo sich der Skeptizismus gerade aus der Philosophie sein Schaafskleid zu fertigen pflegt. Der deutsche Skeptizismus hat sich oft so tief in den philosophi-

ſchen Pelz eingehüllt, daß man hinter der Mummerei ſeine wahre Natur nicht mehr herausfand. Bei den deutſchen Philoſophen und Theologen ſoll das Zweifeln am Ende nur ein Erkennen ſein, und doch iſt das Erkennen am Ende nur ein Zweifeln. Die deutſche Natur untergräbt Alles, möchte es aber auch wieder mit keinem Ding in der Welt ganz verderben, und wenn ſie den Glauben an ein Heiliges zerſtört, überredet ſie ſich, daß aus der Zerſtörung erſt der wahre und höhere Glaube ſich wiedererheben müſſe, und dieſe Dialektik von Sein und Nichtſein iſt das wahre Grundweſen der deutſchen Philoſophie und aller deutſchen Lebensbewegung. Ob dieſe ſkeptiſche Natur der deutſchen Wiſſenſchaft, des deutſchen Lebens, zu einem heilbringenden Reſultat für unſere Nationalität ausſchlagen werde, wer kann es prophezeien? Nur das iſt unabläugbar, daß wir in allen Stücken dieſer zitternden Bewegung überliefert und überlaſſen ſind, und heutzutage mehr als jemals. Dieſe ſkeptiſche Natur, die zugleich mit dem reinſten Bewußtſein nach der Wahrheit ſtrebt, und die ſich jedesmal ſtark genug dünkt, die von ihr ſelbſt entſeelte Leiche wieder zu beleben, dieſe repräſentirt ſich in unſerer Zeit in Dr. Strauß und ſeinen Beſtrebungen auf das Vollſtändigſte und zugleich auf das Reinſte. Man muß

ein Deutscher sein, das heißt, man muß selbst an dieser Zwieträchtigkeit des Wesens leiden, um eine solche Natur verstehen und würdigen zu können. Den Franzosen muß sie ewig fremd bleiben, und sie würden Strauß nur begreifen, wenn er Voltaire wäre. Strauß ist aber so ganz und gar in seiner Richtung und in seinem Wesen deutsch, daß ihn nur der baare Unverstand in derselben Stellung zum Christenthum erblicken könnte, die Voltaire sich gegeben. Strauß steht mitten im Christenthum darin, selbst wo er dasselbe aufzuheben scheint, und wem die Resultate seiner Kritik für frivol gelten, der muß sich doch überzeugen, daß sie bei Strauß aus einer wahrhaft religiösen Seele sich entwickeln. In dieser sinnigen und reinen, ruhigen und freien, kühnen und bescheidenen Forschung hat sich die angestammte Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit der deutschen Natur, wie sonst selten, bethätigt. Man hat viel mit der deutschen Ehrlichkeit oft bei unzeitigen Gelegenheiten sich in die Brust geworfen, hier ist sie in aller ihrer Würde und Einfachheit, aus einem gediegenen Naturell herauskommend, nur von der Sache und der Wahrheit abhängig und der Erforschung derselben sich opfernd. Diese Forschung, zuversichtlich vorschreitend und unter Gottes Schutz sich stellend, auch wo sie gegen Gott selber scheinbar

sich richtet, den Krieg führend nur um des Friedens willen, und wenn sie irrt, nur um der Wahrheit willen irrend, dies ist die deutsche Natur und Art, dies ist der weltgeschichtliche Charakter unserer Nationalität, der noch als das beste und unverlässlichste Eigenthum inmitten politischer Verirrenheit und Blindheit. Die Unterscheidungen, was an dem Leben Jesu nur eine Mythe sei und was historisch, werden das Christenthum schlicht nicht hören, und Herr Daintet, der den Franzosen das beste Theil von der deutschen Nationalität zugelegt machen will, indem er sie in die heutigen Bewegungen seiner Wissenschaft einführt, hätte sich besonders über den entscheidenden Moment, auf den es hierbei ankommt, ein klares Bewusstsein erwerben sollen, nämlich wie die Angriffe der Kritik gegen den Körper des Christenthums den Zweck haben, das Christenthum zu wahren Geist aufrecht zu erhalten und in seine reinste Sphäre zu erheben.

Es waren ungefähr diese Gedanken, welche ich gegen Herrn Daintet auf Veranlassung seiner deutschen theologischen Studien äußerte, von denen mir die Situation, in der ich ihn in Heidelberg antraf von einem deutschen Buchenhaus angetroffen, ein so überraschendes Bild vorgeführt hatte. Nicht Grimmliches konnte mir aber am Mosar begegnet sein,

als die Bekanntschaft dieses ausgezeichneten Franzosen zu machen. Edgar Quinet steht vielleicht in einem Alter von fünfunddreißig Jahren und ist von einer sehr einnehmenden Persönlichkeit. Man sieht seinem Gesicht ein etwas starkes geistiges Arbeiten an, lebhafte französische Züge von der deutschen Speculation abgemattet. Es lebt in ihm ein brennender Wissensdurst, welcher schon in den verschiedensten Gebieten nach Nahrung umhergesucht hat, und der ohne Zweifel der Eifer einer genialen Natur ist, die halb in poetische halb in wissenschaftliche Anflüge sich theilt. Eine Aeußerung, welche Quinet im Verlauf des Gesprächs machte, erschien mir vorzüglich bemerkenswerth. Er behauptete, daß gegenwärtig in Deutschland eine gewisse Geringschätzung gegen die Franzosen sich zu regen beginne und man bei uns die französische Nationalität und deren Einfluß nicht mehr so hoch achte, als dies noch vor wenigen Jahren der Fall gewesen; und diese Geringschätzung sei bei weitem schlimmer als der entschiedene Franzosenhaß einer früheren Periode in Deutschland. Ich glaube, daß sich Quinet darin nicht irrt. Der Franzosenhaß hat bei den Deutschen aufgehört, aber auch die Sympathie für das französische Wesen, welche die Julirevolution auf kurze Zeit zu einer bedeutungsvollen Flamme angefacht hatte. Die schmäh-

liche Niederlage, welche die Julirevolution in ihren Conſequenzen erlitten, hat auch in Deutſchland die Stimmung für Frankreich abgedämpft, und der deutſche Liberalismus ſelbſt iſt geneigt, und gewiß mit Recht, ſeinen eigenen Untergang der franzöſiſchen Politik als Schuld anzurechnen. Ueberhaupt ſcheint man wohl in Deutſchland zu der Anſicht gekommen, daß das deutſche Leben ſich nicht nach dem franzöſiſchen Maßſtab zuſchneiden laſſe, beſonders wenn dieſer ſich ſo unſicher und trügeriſch erweiſt, wie gegenwärtig in Frankreich. Man läßt den franzöſiſchen Vorzügen jetzt bei uns hinlängliche Gerechtigkeit widerfahren, aber man iſt nicht mehr ſo verblendet, dabei in eine enthuſiaſtiſche Selbſtverläugnung zu gerathen, und dies mag einem Franzoſen ſchon wie Geringſchätzung vorkommen. —

Quinet ſcheint mit einigem Widerſtreben nach Lyon zu gehen, um ſeine neue Profeſſur dort anzutreten. Er ſieht dies als eine vorübergehende Station an, von der er ſich ſobald als möglich wieder loszumachen gedenke. Wenn nun auch das Gouvernement beabſichtigt, gute Köpfe in die Provinz zu ſchicken, um dies arme Aſchenbrödel mit neuem Leben zu erfüllen, ſo gönnt wieder der gute Kopf ſich nicht der Provinz und ſucht ſich ſobald als möglich von dieſem verlornen Poſten zu entfernen. Auch der

junge deutſchgelehrte Marmier hat eine Profeſſur in Lyon erhalten. Es ſieht faſt ſo aus, als wollte man jetzt das ſchöne arme verzweifelte Lyon in Friedfertigkeit einlullen durch dies deutſchgelehrte junge Frankreich, das ſeine beſchwichtigende philoſophiſche und literariſche Bildung dorthin verpflanzen ſoll. —

3.

Freiburg im Breisgau.

Wie die schönen lachenden Rebenhügel, so ist auch der Menschenschlag in diesem herrlichen deutschen Lande. Ueberall sieht man ein freundliches, offenes, kräftiges Geschlecht, namentlich aber hier im Breisgau, wo die schönsten Frauengestalten Deutschlands anzutreffen sind. Die Frauen sind hier in der That fast alle schön, voll und kräftig gebaut, weiße Haut und lachende Gesichter. Der gesundesten und heitersten Verleiblichung der germanischen Natur begegnet man auf diesen Fluren, die von Lebensgenuß ertönen, und mit der schönen Gesundheit des Leibes und des Herzens verbindet sich nicht weniger die Gesundheit des Sinnes und der Gesinnung, die in den politischen Dingen bei dieser Bevölkerung hervorragend ist vor allen andern

Gauen Deutſchlands. In naiver Weiſe, wie von ſelbſt aus dem Naturell heraustretend, haben ſich hier viele politiſche Lebensäußerungen geregt, die, in andern Gegenden verfehmtes Gut, hier frei ſich bewegen durften, weil ſie ſo unmittelbar in natürlicher Offenheit des volksthümlichen Charakters ſich zeigen und als ein ſolcher Beſtandtheil des Naturells gar nicht abgelehnt werden können. Beſonders in Freiburg ſelbſt iſt dieſe politiſche Offenheit merkwürdig, aber weil ſie ſich ungehindert an allen Orten äußern darf, fehlt ihr das geheime Gift, wodurch ſie ſchädlich werden könnte. So hat es in Freiburg, trotz aller revolutionairen Anrüchigkeit, in welcher namentlich die Univerſität ſo lange geſtanden, doch niemals geheime Studentenverbindungen gegeben. —

Freiburg iſt ein allerliebſtes Städtchen. Es hat den Charakter einer freundlichen Landſtadt, und die Berge des Schwarzwaldes ſchauen über die Häuſer hinweg in die Stadt hinein. Die Kaiſerſtraße iſt die einzige Hauptſtraße, welche, von den Nebengaſſen durchkreuzt, die ganze Länge der Stadt bildet. Auch giebt es eine Jeſuitengaſſe, jedoch, gleichſam um dieſen Namen unſchädlich zu machen, auch einen Gaſthof zum Geiſt und ein Caféhaus zum Kopf, welches letztere übrigens bemerkenswerth

genug ist, da es in seiner großartigen Anlage selbst unter den Gesichtspunkten von sogenannten evangelischen Kreisen ein Ansehen genießen könnte. Hier in Freiburg wohnen Rotteck und Welcker, die beiden Patriarchen des deutschen Liberalismus, von der ganzen Bevölkerung geehrt und geliebt, und unerschüttert festhaltend in ihrer eigenen Reinheit und Lauterkeit, welche Schicksale, Wandelungen und Prüfungen auch seitdem der Liberalismus selbst in Deutschland erlitten. Will man aber erwiesen, wie vollthümlich Rotteck in diesen Gegenden ist, so muß man zu den romantischen Waldeinsamkeiten des Schwarzwaldes hinaufsteigen, wo die Bauern täglich in seiner Weltgeschichte lesen. „Ich kann zwar nicht Alles darin verstehen", sagte einst ein Landmann, bei dem man auch drei Bücher angetroffen, „aber ich meine doch, ich verstehe Alles; ich gestehe, wie wenn der Pfarrer die Weise liest; ich hab' eine Andacht dabei, aber daß ich weiß, was sein Latein bedeutet." So mag es denn mehr die Person des ausgezeichneten Mannes sein, die den Weg zu den Herzen des Volkes gefunden, als sein mit vermeintlichen Phrasen und Erörterungen überladenes Buch, das wohl nicht einmal gelesen ist? Ja einer sehr vollthümlichen Wirkung. Wollte man aber in der That eine wahrhaft vollthümliche

Weltgeſchichte ſchreiben, ſo könnte man, um Ton und Stimmung zu treffen, ſeine Studien nirgends beſſer machen als unter dieſer Bevölkerung des Schwarzwaldes, bei der ſich ein ſo eigenthümliches intelligentes Volksleben regt. Dieſe Schwarzwäldler, von ſinniger und ſinnlicher Lebhaftigkeit durchdrungen, haben das merkwürdigſte Naturell, das in ihren Sitten wie in den vielen Kunſtfertigkeiten, die ihnen eigen ſind, ſich offenbart. Dies ſchöne kräftige deutſche Geſchlecht verbindet einen intellectuellen Verſtand mit der natürlichen Grazie und dem genialen Leichtſinn einer ſüdlichen Völkerſchaft. Wenn man ſie Sonntags tanzen ſieht, ſollte man ſie für Italiener halten, und muß erſtaunen über dieſe freien und üppigen Formen, über dieſe geſunde und kraftvolle Anmuth eines aus ſich ſelbſt emporblühenden Naturlebens. Nimmt man dazu den wunderbaren Charakter des Gebirges, das bald durch ſein düſteres und unheimliches Weſen abſtößt, bald in ſeinen fruchtbaren Thälern allen Segen der Erde birgt, ſo glaubt man ſich hier in eine ferne Weltgegend verzaubert, und iſt geneigt, ſich den Träumen von einer neuen und friſchen Civiliſation zu überlaſſen. —

Die Miſchung des badiſchen Volkes, aus der alemanniſchen Abkunft, die im Oberlande vorherrſcht,

und aus der urſprünglich fränkiſchen Natur der Unterländer, hat hier ohne Zweifel einen originellen und bedeutſamen Einfluß auf das ganze Leben ausgeübt. Der Geiſt der Freiheit und Geſundheit lacht uns aus allen Zuſtänden dieſer begünſtigten Bevölkerung entgegen, und das paradieſiſche Gartenland, überall bebaut und überall grünend im reichſten Ertrag der Erde, ſcheint nur dazu geſchaffen, um einem glückſeligen Geſchlecht die Stätte zu bereiten. Man muß geſtehen, dies Land iſt vor vielen befähigt, ein politiſches Ideal zu verwirklichen, und zwar zu verwirklichen in und mit einem deutſchen Volke, innerhalb wahrhaft deutſcher Verhältniſſe. Die Regierung iſt auch nicht zurückgeblieben in dieſem Lande und hat vorzuſchreiten geſucht in Sympathie mit dem hohen und freien Geiſte, der von Natur auf dieſen geſegneten Landſchaften ruht, aber dieſe Sympathie mußte freilich nach den andern normabgebenden Staaten des deutſchen Bundes gezügelt werden. Zwei Männer ſind es aber beſonders, welche an der Entwickelung des tüchtigen Sinnes dieſer Bevölkerung, namentlich im Breisgau, einen großen Antheil haben. Der Hohes wollende, aber von einem tragiſchen Schickſal immer im beſchränkten Kreiſe gefeſſelte Kaiſer Joſeph II. ſchüttete die Segnungen ſeiner Regierung auch über den Breis-

gau aus, der ſchon ſeit Jahrhunderten dem Hauſe Oeſterreich zugehört hatte, und die von ihm ertheilte Preßfreiheit brachte beſonders in dieſen Gegenden ein neues Leben hervor. Damals war es, wo die Univerſität von Freiburg ihre Bedeutung empfing und ihren Ruhm begründete. Nicht minder hervorzuheben iſt aber die langjährige Wirkſamkeit des edlen Freiherrn von Weſſenberg, der, ſelbſt im Gegendruck gegen die römiſche Hierarchie ſich entwickelnd, den Katholizismus der Bevölkerung wenigſtens in der Geſinnung läuterte und befreite, wenn auch das große Werk der gänzlichen Loslöſung der katholiſchen Kirche von Rom noch nicht gelang. Dieſer ausgezeichnete Mann hat aber gewiß unendlich Vieles gethan für die Aufklärung dieſer Gauen, die ſich bei der katholiſchen Geiſtlichkeit ſelbſt ſtets in muſterhafter Art zu erkennen gegeben, und wenn in der neueſten Zeit auch hier mancherlei Verfolgungen, politiſche wie religiöſe, vorgekommen ſind, namentlich gegen Lehrer der Hochſchule von Freiburg, in der letzten Zeit unter Anderm die Entſetzung des Profeſſors Schreiber, der wenigſtens keine theologiſchen Vorleſungen mehr halten darf, ſo hat man hierin wohl nur das nachgemacht, was man anderwärts gelernt hat an den Orten, die unabweisliche Beiſpiele zu geben pflegen —

Der Breisgau kam bekanntlich durch den preßburger Frieden im Jahre 1805 wieder an das Geschlecht der Zähringen zurück, welchen die Stadt Freiburg selbst ihre Gründung dankt, aber wenn auch mehr als ein Vierteljahrhundert seitdem verstrichen, so verräth doch die ganze breisgauische Bevölkerung noch immer die Einwirkungen der ehemaligen österreichischen Politik in jeder Lebensäußerung. Das Prinzip der Lebensgenießlichkeit besonders, das Oesterreich gern in seinen Provinzen vorwalten läßt und als das beste Assimilationsmittel begünstigt, um jedem schärferen geistigen Streben dadurch den Stachel zu nehmen, hielt auch den Breisgau ganz umstrickt, der vielleicht die üppigste österreichische Provinz geworden war. Dieser Geist des Wohllebens charakterisirt noch heut überwiegend die Volksklassen dieser Gegend, welche sich von den andern Theilen Badens durch die aufgeregte sinnliche Lebenslust ihrer Bewohner merklich und wesentlich unterscheidet. Im Breisgau geht es immer lustig und sorglos zu, unbekümmert überläßt man sich der Heiterkeit der Stunde, und die schönen Frauen, deren es in allen Ständen giebt, verleihen dem Leben Reiz und Farbe durch ein offenes und zutrauliches Wesen, wie man es sonst in Deutschland nicht findet. Besonders aber wird hier noch auf gut österreichisch gegessen und getrunken,

das heißt: sehr reichlich und fast immer, und selbst der einfache Bürgerstand giebt sich darin den größten Verschwendungen hin. Diese Ueppigkeit ist Schuld daran, daß, wie man mir erzählt hat, sich hier im Breisgau viele Familien nur auf zwei oder drei Generationen im Lande erhalten. Das reichlich Erworbene wird schnell verpraßt, und wenn Sohn oder Enkel das überkommene Erbe aufgezehrt haben, wird zur Auswanderung geschritten. Fremde Ansiedler aber treten an die Stelle der Ausgewanderten und nehmen Besitz von ihrem Grundeigenthum, oft um binnen Kurzem dasselbe Schicksal zu erleiden. Diese einzelnen Nachtheile gehen aber spurlos vorüber an der gesunden und harmonischen Entwickelung des allgemeinen Volksgeistes in diesen Landen, der seine Kernhaftigkeit in den wichtigsten Dingen behauptet hat. —

Der Abend dämmerte schon, als ich in Freiburg anlangte, und da es zu spät war, um noch die Briefe abzugeben, die mich nach meinem sehnlichen Wunsch bei den Herren Welcker und von Rotteck einführen sollten, ging ich hin, um zuerst die Bekanntschaft des freiburger Münsters zu machen. Zu mir gesellte sich ein Handwerksbursche aus dem Nassauischen, den ich unterwegs auf der Herreise kennen gelernt und mit dem ich in eine gute Unterhaltung ge-

kommen war, weil er ein friſches und aufgewecktes Weſen an ſich hatte, und mit der unbefangenen Offenheit, die Leute ſeines Standes auszeichnet, von den politiſchen Dingen in Süddeutſchland urtheilte. Wir gingen zuſammen nach dem Dom, der uns mit ſeinem alle Straßen überragenden Haupt ſchon aus der Ferne feierlich gegrüßt hatte und deſſen dunkle Rieſengeſtalt ſich immer ſchwärzer und geſpenſtiſcher gegen die duftigen Farben des Sommerabends, die über der Stadt lagen, abzeichnete. Viele Menſchen gingen in ihrer kleinen freundſeligen Geſchäftigkeit wie ſpazierende Ameiſen dicht an dem Wunderbau vorüber, die Gewohnheit hatte ſie abgeſtumpft gegen den Anblick, und ſie bemerkten das Geſpenſt aus der alten großen Vergangenheit nicht mehr, das hier in ihrer Mitte ſo unbegreiflich ſtehen geblieben war. Auch das gewöhnlichſte Gefühl, das plötzlich von dieſer überwältigenden Geſtalt getroffen wird, vermag ſich nicht ohne Andacht zu nähern, und ein Naturkind, wie mein Handwerksburſche war, nahm demüthig den Hut ab vor dem Werke Erwin's von Steinbach.

Ich hatte noch vor Kurzem vor dem Münſter in Straßburg geſtanden und fand hier den jüngern Bruder deſſelben wieder, der, obwohl überall in kleinern und beſcheidneren Verhältniſſen ausgeführt,

doch nicht minder würdig des großen Urhebers iſt, deſſen Schöpfergeiſt er in allen Theilen offenbart. Dieſe gothiſchen Dome erſcheinen alle unter einander in einem gewiſſen Zuſammenhang, wie Glieder einer großen cykliſchen Dichtung, und erzeugen überall dieſelbe erhebende Wehmuth und dieſelbe niederſchmetternde Demüthigung in dem Gemüth des heutigen Beſchauers. So blumenartig, wie ſie gewachſen zu ſein ſcheinen, in dieſer freien Grazie einer in den Himmel hinein ſich entfaltenden Pflanze, deren Blätter blos durch den Reiz von Licht und Sonne ſich in die Höhe wenden, aber nicht durch menſchliche Kunſt, gleichen ſie mehr einer natürlichen Vegetation als einem architektoniſchen Bau, und in dieſer Naturnothwendigkeit haben ſie ſich aus dem Geiſt ihrer Zeiten ſo organiſch zuſammengefügt. Eine im Prinzip einige und darum rieſenfeſte Vergangenheit hat ſie ſo dauerhaft geſchaffen, daß, obwohl ſie den Geiſt ihres Daſeins längſt überlebt haben, ſie noch immer dies unzerſtörbare und gewaltige Leben vor unſern Augen behaupten. Am ſtraßburger Münſter las ich an den Kirchthüren und Mauerecken mit großen Anſchlagzetteln angekündigt die Predigtſammlung eines dortigen Predigers Vion, die den Titel hatte: Vertheidigung des Chriſtenthums gegen alle Syſteme des modernen Un-

glaubens, namentlich gegen den Rationalismus und Indifferentismus! Komiſcher kann kein Contraſt ſein, als an dem ungeheuern Münſter hinaufzublicken und dabei an den Rationalismus und Indifferentismus denken zu müſſen, gegen die eine Predigtſammlung unten an den Mauern klebt! In dieſem Contraſt liegt das ganze Verhältniß der Zeit, welche die Münſter baute, zu der unſrigen, die ſie als unbegreifliche Werke anſtaunen muß, ausgeſprochen. Es liegt darin der ganze geſpenſterhafte Schrecken, den uns der Anblick dieſer himmelhohen Bogen einjagen kann, wenn ſie, mit dem Gefühl der Reue uns anpackend, in unſer heutiges kleines Leben ſo beſchämend hereinragen. Der Geiſt des Chriſtenthums, aus dem dieſe Dome wie eine kühne That der göttlichen Offenbarung entſprungen, iſt bei uns jetzt genöthigt worden, ſich zu vertheidigen, und der Prediger Vion hat in ſeinem wohlehrwürdigen Eifer die Vertheidigung übernommen und läßt es anſchlagen an dem ſtolzen Bau des Münſters ſelbſt, der wind- und wetterfeſt in ſeinen ewigſcheinenden Formen den Stürmen der Zeit getrotzt hat, welche jetzt ſeinen Geiſt, deſſen Kind er iſt, untergraben wollen. Und doch iſt nur der Geiſt ewig, aber die endlichen Formen werden alle zuſammenſtürzen. Aber die dem Geiſte gewiſſe Ewigkeit be-

nicht nicht hatte, daß sie kurz und unbeweglich, starr und wandelnd den Elementen trotze, worin jener Fels und jeder von Menschenhänden aufgeführte Bau von Stein schonungslos kann. Der Geschöpfe Dauer ist seine den Bewegschlüssel und in der Wandelbarkeit begründet sich seine Ewigkeit von Zeit zu Zeiten. Wo daß man diese Dinge in die Wüsten hineingebaut, und der Geist war in den Dingen, und die Menschheit hat ihn darin wie in seinen höchsten Erschaffungen angebetet. Zeigt ist nun Geist nicht mehr darin, aber die Dinge stehen noch, in ihrem gewaltigen Gleichmaße schlafen sie und getrauen, als der Geist, der sie erschaffen und verlassen hat. Statt Licht sind nicht in ihren Mauern und Dennen Gestalten, die wandeln daß immer wieder in neue Formen der Leben hinein, und die alten stehen als wie noch als eine verschwundene Leben da, wie viele Mächte und Dinge, welche auch in ihrer himmlischverbundenen Glorie an die große Maschine der Weltschöpfung als einer weltbewegenden Institution der Menschheit gemahnen. Da daß Maschen in unsern Bereich zur Wahrheit werden wird, und sie verschwinden, wenn die neuere Menschheit, ihre eigentliche Bestimmung gefunden, einmal Besitzer davon geworden hat, hat an Wirklichkeit und

Größe des Gedankens mit jenen Münſterbauten ſich vergleichen kann. Dieſe alten Kirchen, dieſe majeſtätiſchen Träume der chriſtlichen Baukunſt, ſcheinen aber gleichſam um dieſer Mahnung willen bis auf uns geblieben zu ſein, um durch ihren Anblick die neueſte That der Geſchichte von uns zu fordern, die That, welche die Einheit des Lebens, die wir verloren haben, auf unſere Art in unſern Formen wiederbegründen ſoll! Ihnen gegenüber muß uns bange werden wegen der Zuſammenſchrumpfung aller unſrer heutigen Richtungen, und die Sehnſucht und der Neid müſſen den Geiſt quälen, der ſich in ſeiner heutigen Art ebenfalls ausdehnen und entfalten möchte mit derſelben göttlichen Freiheit, mit welcher damals, um den mächtigen Gedanken hervorzubilden, die ſchlanke Säule des Doms ſich hochſchwingen und der Bogen ſich in die Lüfte wölben durfte. So tritt oft, wenn wir auf der Höhe dieſer Münſter weilen, der Verſucher zu uns heran, und nährt uns mit dem Haß gegen unſere eigene Zeit, die wir mit einem Blick voll Wehe überſchauen nach allen ihren vor uns liegenden Weiten und Fernen. Und zuweilen kann man dann ſelbſt den großen gothiſchen Rieſenbau haſſen, dem unſer Geſchlecht ſo klein, arm und thatlos gegenüberſteht, daß es ſich vor jener ſtolzen That der Vergangen-

heit verhüllen muß wie ein ſtummer Bettler. Dann, wie Plato einſt in ſeiner Republik den Wunſch hatte, daß die Dichter alle bekränzt aus dem Lande geführt würden, weil ſie durch ihre Träume dem Volke die Kraft und den Glauben raubten, ſo könnte man hier ſich dem ſeltſamen Gelüſt überlaſſen, daß dieſe gothiſchen Thürme alle abgetragen werden möchten von der Erde, weil ihr ſtolzes und titanenhaftes Weſen uns heut mit Kleinmuth und Verzagtheit an uns ſelbſt erfüllt, oder auch die Gemüther magiſch verlockt, daß ſie träumeriſch ſich ſelbſt und ihr Heute aufgeben und in den feudalen Geiſt jener Vergangenheit ſich wiedereinſpinnen möchten, die doch todt iſt, trotz ihrer unerſchütterlichen Dome, die ſie noch aus dem Grab der Zeiten ſo hoch emporſtreckt! —

Mit Grillen dieſer Art umwebt uns wohl die Abenddämmerung, wenn wir einem ſolchen Bauwerk gegenüberſtehen und in ihm das Geſpenſt der alten Zeit uns erſcheint. Ich war froh, als mich endlich mein Handwerksburſche beim Arm ergriff und mich darauf aufmerkſam machte, daß vom nahen Schloßberge herab der Anblick des Domes noch ſchöner zu genießen ſei, und man dort betrachten könne, wie allmählig das ganze Landſchaftsbild, wunderbar mit den Lichtern und Schatten ringend,

in die Nacht ſich verliere. So ſtiegen wir zu dieſem herrlich hingelagerten Berg hinauf, dem die ganze Stadt in einer ſchönen friedlichen Gruppe ſich zu Füßen ſchmiegt, und wo der gewaltige Dom, wie eine fremdartige Macht aus den Häuſern hervortretend, ſich immer näher und näher zu uns emporzurecken und geiſterhaft an uns heranzuſchweben ſcheint, daß uns die Täuſchung befällt, als könnten wir ſein Haupt hier ergreifen und an ſeinen Säulen uns feſthängen mit unſern Armen. Oben von dem Gaſthauſe des Schloßberges tönt Muſik über die Weinberge und in die Stadt hinab und als düſtern Hintergrund breitet der Schwarzwald ſeine rauſchenden Gebüſche aus. Heitere Fußwandrer, ſchöne Spaziergängerinnen begegnen uns überall, und geben und erwiedern den Abendgruß mit der freundlichen Zutraulichkeit des Landes, die ſo wohlthuend iſt und uns in den Sinn bringt, daß wir alle Gottes Kinder ſind. Die Nacht behauptet allmählig das Feld, und wir wenden uns nach der romantiſch gelegenen Schenke, wo die Bergleute ſo ſchöne Muſik machen, daß Einem das Herz ſeltſam durchſchüttert wird bei ihren phantaſirenden und klagenden Hörnern. Ein allerliebſtes Schenkmädchen bringt uns den Wein und an der Art, wie ſie uns begrüßt, merke ich jetzt erſt, daß mein Handwerksburſche nicht ſo ganz un-

eigennützig dabei gewesen, als er mich zum Schloßberg hinaufgeführt. Es ist eine alte Bekanntschaft von ihm und sie scheint um sein Herkommen schon gewußt und ihn erwartet zu haben. Maria ist eine der kräftigen Schönheiten des badischen Landes, die zu betrachten etwas so Frohes und Freudiges hat. Schlank in die Höhe gewachsen, zeigt sie doch die herrlichste Fülle der Glieder, in der sie sich sorglos, aber mit aller natürlichen Anmuth bewegt. Geschäftig eilt sie auf und nieder, von einem Tisch zum andern, und die schelmisch lachenden Augen, die auch wieder so viel Gutmüthigkeit verrathen, spähen nach jedes Gastes Begehr. Munter trägt sie Alles herbei, und empfängt lächelnd oder Scherz erwiedernd die Huldigungen der Stammgäste. Der Eine neckt sie bei den schönen braunen Zöpfen, der Andere hat es auf die rothen Wangen abgesehn, oder erprobt das feste Elfenbein ihrer glänzenden Schulter. Mit Allen weiß das frohe Schenkmädchen auf die beste Art fertig zu werden und Jeder ist zufrieden mit ihr. Es schien mir aber doch, als walle ihr hochgewölbter Busen stets am lebhaftesten zu meinem jungen Gefährten herüber, und wo sie nur abkommen konnte, sagte sie ihm viele freundliche und tröstende Grüße mit ihren Augen, so daß er nicht nöthig haben sollte, eifersüchtig zu werden. Die Ei-

ferſucht und die Ungeduld ſchienen ihn aber doch bisweilen recht zu quälen, bis endlich zur Belohnung des armen Jungen der längſt herbeigeſehnte Wendepunkt eintrat. Die Tiſche wurden allgemach leer und die Stammgäſte hatten ihre Krüge ausgetrunken und ſich friedlich nach Bürgerſitte auf den Heimweg zur Stadt gemacht. Nun ſetzte ſich die derbe Grazie zu uns, ſeufzte aus vollem Herzen, vor Ermüdung und vor Liebe zugleich, und umfing traulich ihren Wilhelm, mit dem nun das ſchönſte Geplauder begann. Auch der Mond kam herauf und ſtreute gerade ſo viel leiſe Silberlichter durch das Gebüſch, als nöthig war, um die kleine Idylle der Liebe zu vollenden, ohne durch zu große Helle ihr Stillleben zu ſtören. Nun ſagte ich Gutenacht zu dem glücklichen Paar, und ſuchte meinen Weg, den mir die ausgeſtreuten Mondflocken vorzeichneten, um noch zu den höheren Berghügeln hinanzuſteigen und den nächtlichen Wald zu finden, beneidend Wilhelm und Maria, die beide über alle Wirren der Erde, über alle Streitfragen der Meinung ſo erhaben waren! — —

4.

Studien des Liberalismus in Freiburg.

Die Universität Freiburg galt eine Zeitlang gewissermaßen als das Papstthum des modernen Liberalismus, durch ihre beiden Professoren von Rotteck und Welcker, die als Lehrer dieser Hochschule jetzt in den Ruhestand versetzt sind, ein Opfer, das sie ihrem landständischen und publizistischen Wirken gebracht haben. Beide Männer sind Charaktere im seltensten Sinne dieses Wortes, und ihre Namen, auf die Deutschland stolz zu sein Ursache hat, werden unsterblich sein als Denkmal des großen Versuchs, welchen der deutsche Geist mit sich angestellt hat, um sich zu öffentlicher Bewegung zu bilden. Rotteck und Welcker sind unter einander sehr verschiedenartig, sowohl in ihren Persönlichkeiten als selbst in ihren Ansichten und Richtungen wie

in deren Begründung. Nur der nächste praktische Zweck, welcher jetzt der Geschichte gewissermaßen vor Augen liegt, ist, außer ihrer persönlichen Freundschaft, das gemeinsame Band, das sie zu einer festen Stellung zusammenstehen läßt. Sonst, wenn sie die ihnen gemeinsamen Vorarbeiten überwunden, und es dann in der That sich um die Verwirklichung des Zieles alles Strebens handelte, würden sie vielleicht eine große Abweichung von einander darstellen, die jetzt, wo sie nur Arm in Arm in den Propyläen des deutschen Lebens sichtbar werden, sich nicht geltend macht.

Rotteck ist eine kleine gedrungene Gestalt, von einem entschiedenen festen Ausdruck, der aber zugleich in anmuthige und feine Bewegungen überzugehen fähig ist, und in dieser Verschmelzung der Strenge mit der Geschmeidigkeit gerade das eigenthümlichste Wesen dieses Mannes charakterisirt. Das Hervorstechende in allen Dingen ist bei Rotteck der Charakter, und so verräth er auch in seinem Aussehen wie in seinem Wirken mehr den tüchtigen Charakter als den Denker und Philosophen, denn was diese letztere Seite an ihm anbetrifft, so kann man wohl sagen, daß er durch sein philosophisches Vernunftrecht, mit dem er Alles basiren will, der Begründung seiner Ideen gewiß mehr schädlich als nützlich

Ansicht. Wie die persönliche Ehrsuchtsmeinlichkeit, sich ist, welche Neigung auf eine in Durchschnitt seine Wirksamkeit, und bis der Verbindung der tauglichen Angelegenheiten in der angedeuteten Richtung so entbehrenden war. Mit seiner Ehrsüchtigkeit verbindet aber Metternich zugleich, was er ein Talent, ein eigenthümliches Talent nicht, das Talent, nicht nach der innern Lage seiner Heimath zu beurtheilen, sondern nach dem Verhältnisse, worin dasselbe zu Europa stehe, und so darauf schließe, daß Jenes gelitten zu machen und durchzusetzen wäre die Gesammtheit. Dieß hat in der Wirkung die Folge eines Irrthums, daß sie Manches gethan, was man kaum auch sagen, wenn denn den Kosten der Maximen und bei Angelegenheiten Mitwirkungen einen die Wortheile der Diplomatie überlassen hätten seines Metternich diplomatischen Klugheit hat sich oft in Wis und Schlauheit Grundsätzen gezeigt, um Gegenerwägungen und dem Rechte zu Obigen, aber in dem Augenblick einst so erungen. Wenn Einem behauptet es auch logisch weiter keine Republikaner-Schlauheit, mit der er sie ihm eigene Meinung entfernt und begründet. Auch es möchte mich, als vorzüglich eben sein Gefühl und sein sittlichgroße Ansicht Lage als sehr verschiedenen Elemente seine Grundsätze, sein Evangelium und

dieſen Widerſtand, dieſe Ruhe und dieſe Reizbarkeit, dieſe Milde und Feinheit, dieſe kräftige Entſchloſſenheit und niederblitzende Kraft. Alſo recht ein Geſicht, wie es die Zeit braucht, den Beruf einer hiſtoriſchen Wirkſamkeit ſchon in der ganzen Erſcheinung ausgeprägt.

Seinen dreiundſechzig Jahren nach ſchon ein greiſer Veteran des deutſchen Liberalismus, da er 1775 in Freiburg geboren, alſo zu einer Zeit, wo der Breisgau noch öſterreichiſch war, hat doch Rotteck noch ein ſo jugendlich kräftiges Ausſehen, daß man ihn für einen Vierziger zu halten geneigt wäre, und man kann ſich ſagen, daß eine Lebensaufgabe, wie die ſeinige, welche gewiſſermaßen im Reiche der Ideale verblieben iſt und noch heut nur der Zukunft angehört, länger den Geiſt der Jugend in ihren Kämpfern erhält, und etwas Friſches und Leuchtendes, das von der Sehnſucht und dem Kampf herkommt, über ihre Geſtalten ausbreitet. Der Umſtand, daß Rotteck einmal von Geburt ein Oeſterreicher, und dann, daß er eine Franzöſin zur Mutter hatte, bewirkte vielleicht die eigene Miſchung der Richtungen, die man an ihm ſo charakteriſtiſch wahrnimmt. Namentlich iſt der Oeſterreicher in ihm nie ohne Einfluß geblieben, und hat ſich bloß von dem Vernunftrecht durchdringen laſſen müſſen, wodurch

denn dieſe Temperatur von Oeſterreicher und Radicalem als Niederſchlag geblieben. Alle die öſterreichiſche Liebenswürdigkeit, die Feinheit und Bonhommie der Perſönlichkeit, die Behäbigkeit des Lebensgenuſſes, zum Theil auch eine gewiſſe jenem Naturell angehörige Beſchränktheit in manchen Ideenverbindungen, ſind an ihm in dieſer Beziehung eigenthümlich zu bemerken. Auf der andern Seite beſitzt er das Lebendige, Muthvolle und vom Augenblick Bewegte der franzöſiſchen Natur, obwohl auf ganz unwillkürliche Weiſe, denn man würde ihm ſelbſt wie ſeiner Richtung ſicherlich Unrecht thun, wenn man darin einen abſichtlich franzöſirenden Charakter erblicken wollte. Obſchon Rotteck jetzt damit geendigt zu haben ſcheint, daß er an dem deutſchen Charakter verzweifelt und ihm die Entwickelung zu einem höheren Lebensprinzip nicht mehr zutraut, ſo iſt doch dabei von franzöſiſchen Hinneigungen und namentlich von einer Sympathie für das gegenwärtige Frankreich in ihm keine Spur anzutreffen. Vielmehr muß man Rotteck, wenn man mit ihm über die neueſten franzöſiſchen Verhältniſſe geſprochen hat, einen Franzoſenhaſſer nennen, und er iſt es in Bezug auf dieſe Nation, wie ſie unter der Regierung Louis Philipps daſteht, keineswegs mit Ungerechtigkeit. Wenn er aber auch jetzt antideutſch

geworden, aus jenem großen Gram, der dem edelsten und redlichsten Deutschen auf dem Kirchhoff des Père Lachaise die Schlummerstätte bereitete, so glaube ich doch, daß in seines Wesens Tiefe Rotteck ein beständig liebendes Gemüth für seine Nation hat, wie selbst Börne es hatte. Rotteck war mit dem Mark der deutschen Wissenschaft genährt und dies befestigte seine Richtungen, daß sie nicht in die Irrthümer Börne's sich verlieren konnten; dagegen aber hatte Börne in seinem geisterhaft durchzuckten Nervensystem zu viel prophetische Ahnung, als daß er jemals auf die Danaidenarbeit einer landständischen Wirksamkeit in deutschen Kammern seine Lebensmühe verwandt haben würde. Börne fing schon damit an, womit Rotteck jetzt endigt, doch hat der Eine, mit verzweifelten Mitteln wirkend, auch in Verzweiflung sich sein Grab gegraben, während der Andere, am Abende seines Lebens die Rüstung abwerfend, mit der er so lange in Kampf und Noth gestanden, eine Besiegung erlitten hat, die er sich als Ehre und Glorie anrechnen kann, und die vielleicht nur ein Waffenstillstand ist, wenn auch, wie es scheint, ein sehr langwieriger. —

In neuester Zeit ist Rotteck in gewissen Beziehungen in eine Stellung hineingerathen, die entweder eine falsche oder eine künstliche ist, oder beides

zuſammengenommen. Dies iſt vornehmlich ſein gegenwärtiges neues Verhältniß zum Katholizismus, wie er es in den cölniſchen Wirren an den Tag gelegt hat, und das ſich in mehrfachem Betracht als ein ſchiefes darſtellen muß, denn obwohl Rotteck durch Geburt und Bekenntniß ein Katholik iſt, ſo konnte ihn doch ſein eigenes religiöſes Bedürfniß unmöglich zu der Stellung bringen, die er durch ſeine bekannte Streitſchrift über den Erzbiſchof von Cöln und das Verfahren der preußiſchen Regierung wirklich in dieſer Frage eingenommen hat. Er ſagt zwar, daß er dieſen religiöſen Handel einfach vom Standpunct des poſitiven Kirchenrechts beleuchtet habe, aber es verbirgt ſich darunter eine verkappte politiſche Oppoſition, die mit der Sache ſelbſt eigentlich nichts gemein haben ſollte, und wodurch ſeine Auseinanderſetzungen getrübt und verzerrt werden. Es mit einer falſchen Sache zu halten, nur um eine perſönliche Gegnerſchaft auszufechten, iſt eine ebenſo unnatürliche als gefährliche Situation, in welche die moderne Geſchichte oft gerade ihre bedeutendſten Charaktere hineindrängt, aber dieſe Falſchheit der Situation fällt jedesmal auf das eigene Haupt des Individuums zurück. Wenn man die verſchiedenen falſchen Poſitionen der Geſchichte betrachtet, ſo muß man ſich für alle Dinge die Lehre

daraus nehmen, daß es nicht nur das Ehrlichste sondern auch das Gefahrloseste in der Welt ist, bei einer positiveren Stellung lieber mit den Personen zu brechen als die persönlichen Neigungen und Abneigungen aufzuopfern, als mit einer unwahren Sache sich zu verbinden, da sowohl die Wahrheit der Sache als ihre richterliche Gewalt sich am Ende mächtiger als alles übrige erweisen. Worauf hier in einer persönlichen Beziehung zu dem Geist der preußischen Verwaltung, deren Mißgriffe er hätte aufspüren sollen, auffuhr es dem Katholizismus und dessen vermeintem hierarchischen Interessen zugutkommen zu lassen. In Süddeutschland stößt man jetzt auf viele Leute und auf ganze Parteihaufen, die den Katholizismus, welcher ihnen vor Kurzem vielleicht noch ein persönliches Aergernis verursachte, jetzt auf Einmal als ein Rahmenbild gegen Preußen emporschreienden, und ihre ganz weltlichen politischen Absichten geltend machen unter dem Geschrei des religiösen Fanatismus und mit der erbosenden Miene des Kirchenrechts. Es ist aber unthunlich, einem Staat persönlich zu zürnen, der wie ein verhülltes Geschütz nur auf einen einzigen Sammelplatz zu warten braucht, um in eine Blitze zu treten, die mehr vereinigt als der höchste Aufwand der Oppositionen in den einzelnen Persönlichkeiten vielleicht zu-

fordert hat. Rotteck befindet sich nicht in einer ganz so bizarren Stellung zu dieser Sache, aber was kann für ihn wohl der Katholizismus als solcher bedeuten? Er kann und mag für sich selbst ein guter Katholik sein, aber er verwickelt sich auf eine heillose Weise mit seiner ganzen Vergangenheit, wenn er uns jetzt einen katholischen Liberalismus zurechtmacht, welcher am Ende derselben römischen Partei dient, deren heldenmüthigster Widersacher Rotteck vordem gewesen. Man weiß ja von ihm, daß er selbst es war, welcher auf der ersten Kammerversammlung nach der neugegründeten Verfassung Badens, im Jahre 1819, die Motion zur Emancipation der katholischen Kirche ausbrachte, und den großen Gedanken von der Gründung einer deutschen Nationalkirche, die unabhängig dastehe von den Umtrieben römischer Hierarchie, in Bewegung setzte. Damals gab die Veranlassung dazu der Handel mit dem Bisthumsverweser von Constanz, dem Freiherrn von Wessenberg, welcher in Verein mit Karl von Dalberg reformatorisch in den katholischen Kirchenangelegenheiten gewirkt hatte. Es blieben freilich diese Anregungen erfolglos, wennschon die badische Regierung zu jener Zeit die freisinnigste Stellung zur katholischen Kirche zu behaupten suchte. Heut aber, wo in ähnlicher Con-

ſtellation die Frage von einer deutſchen katholiſchen Nationalkirche ſich erneuert, wendet ſich Rotteck unerwartet dem feindlichen Lager zu, und giebt ſich dazu her, für daſſelbe Vorpoſtenplänkeleien zu übernehmen, während er auf der entgegengeſetzten Seite im Haupttreffen ſtehen ſollte. Dieſer improviſirte Katholizismus Rottecks macht jetzt um ſo mehr einen ſeltſamen Eindruck, als es noch nicht ſo lange her iſt, daß er wegen ſeiner Weltgeſchichte von der katholiſchen Partei ſelbſt auf das Heftigſte angefeindet und als ein Antikatholik und arger Ketzer verſchrieen worden. Sein Geſchichtswerk, das den verhängnißvollen Index vermehren half, durfte der katholiſchen Jugend in gewiſſen Gegenden nicht in die Hände gegeben werden, und im Sinne jener Partei mit Fug und Recht, da die Reformation ſich in dieſem Buche ſo vorurtheilsfrei und mit gerechter Würdigung dargeſtellt fand. Auch zeigte ſich Rotteck der Geſchichtſchreiber ſtets als ein Bewunderer Joſephs II. und feierte gerade die entſchiedene und freie Stellung, welche ſich dieſer Kaiſer Rom gegenüber begründete, und deren unverkennbare Vortheile Oeſterreich zum Theil heut noch genießt. Der jetzige Rotteck'ſche Katholizismus iſt jedoch nur eine Demonſtration, und wird hoffentlich wieder verſchwinden, wie andere künſtliche Demonſtrationen, zu denen

ihm früher ſogar die Weltgeſchichte das Relief abgeben mußte, aus ſeinem großen Geſchichtswerk ſelbſt verſchwunden ſind. Rotteck beſaß nämlich von Anfang an eine eigenthümliche Art, die Tagesſtimmung in die Geſchichte hineinzutragen, indem er Geſchichte ſchrieb nicht nur mit Rückſicht auf Recht und Politik, ſondern auch um die Angelegenheit der nächſten Gegenwart dadurch zu verfechten. Sein mehr politiſches als hiſtoriſches Naturell macht ihn auch in der Geſchichtſchreibung häufig bloß zum parlamentariſchen Redner, der, freilich immer aus großen und edlen Abſichten, die Dinge in ein Licht rückt, wie ſie zu einem momentanen Zweck ſcheinen und wirken ſollen. Die Gewalt ſeines Charakters, der beſtändig von dem Reiz des fortſchreitenden Lebens pulſirte und gedrängt wurde, ließ ihn in der Geſchichte immer den ſubjectiven Stachel empfinden, und verhinderte ihn, ſich ganz an die Objectivität der Geſtalten und Verhältniſſe gefangen zu geben. Solche zeitgemäße und zeitgeiſtige Behandlungen gewiſſer Geſchichtsepochen müſſen aber auch dann wieder mit der Zeit verſchwinden. Dies weiſen die verſchiedenen Auflagen der Rotteckſchen Weltgeſchichte nach In der erſten Auflage dieſer Weltgeſchichte, die zur Zeit der Univerſal-Tyrannis Napoleons geſchrieben wurde, iſt beſonders die alte Geſchichte

merkwürdig. Damals, wo nicht nur alle offene Beſprechung der Tagesangelegenheiten in Deutſchland verboten war, ſondern auch ſchon jede hiſtoriſch freie Aufrollung der neueſten Geſchichte Gefahr bringen konnte, trieb Rotteck allen Groll und alle Anklage des Tages in die alte Geſchichte zurück, und ſchleuderte von ihr aus mit deutlichen Mahnungen an die Gegenwart ſeine Blitze, welche in die nächſte Nähe treffen ſollten. Oft gab er auch in ſeiner Geſchichte durch die eigenthümliche Behandlung einzelner Thatſachen Antwort auf perſönliche Beziehungen des Tages, und verfocht in einem längſt vergangenen Ereigniß die Intereſſen ſeiner Partei oder die eigenen Leiden und Vortheile. Dies bezeichnet ihn als einen Charakter, den man auch in ſeinen Büchern mehr einen Mann der That, als einen Mann des organiſirenden Gedankens nennen muß. Seine Schriften ſind Handlungen, und ſein Griffel iſt ein zweiſchneidiges Schwert, das ſtets zu ſiegen trachtet. Bei einer ſolchen Geſchichtſchreibung, die auf den praktiſchen Erfolg ausläuft, wird zuweilen der Hiſtorie eine künſtliche und aus fremden Elementen gemiſchte Seele eingeſetzt, aber da der praktiſche Zweck auch wieder ein ideeller iſt, und mit den höchſten Zwecken der Menſchheit übereinkommt, ſo wird die Illuſion dabei immer auf einer

urſprünglich edeln und ſchönen Miſchung der Lichter beruhen.

So ſollte denn auch die öſterreichiſche Miſchung, die in Rottecks Weſen verborgen lag, noch am Ende ſeiner Laufbahn in einer eigenthümlichen Situation wieder hervorbrechen und ſogar als von einer Art der Bekehrung über ſich reden machen. Dies iſt die Zuſammenkunft, die Rotteck in dieſem Jahre mit dem Fürſten Metternich in Wien gehabt, und die man theils als eine merkwürdige Begebenheit betrachtet hat, wie ſie es in gewiſſer Hinſicht auch wirklich iſt, theils durch den Leumund der Journale zu einem unglaublichen Märchen entſtellte Wenn man darin eine Annäherung und Hingebung Rottecks an öſterreichiſchen Einfluß erkennen wollte, ſo iſt das ebenſo falſch als wahr, und das Wahre dürfte auch nur inſofern dabei zu Tage liegen, als hier der etwas ironiſche Zufall eine ganz unwillkürliche Situation vermittelt hat, durch welche ſich mit dem Reiz, mit dem ſich alle entſchiedenen Gegenſätze berühren, auf das Leiſeſte eine Sympathie andeutete, an deren thatſächlicher Ausbildung unter gewiſſen Umſtänden ſich vielleicht nicht zweifeln ließe. Wenn Combinationen in Deutſchland eintreten ſollten, unter welchen Rotteck durch Hingebung an den öſterreichiſchen Einfluß einen andern

ihm feindlich und verderblich geltenden zurückſchlagen könnte, ſo würde er vielleicht jener Sympathie, von der er nur durch Geburt und Naturell einige allgemeine Züge an ſich trägt, freien und vollen Lauf laſſen, und dadurch, da mit ſeinen eigenſten Prinzipien zu brechen ihm doch unmöglich iſt, wiederum in eine ſolche künſtlich gemiſchte Stellung hineintreten, die wie ein Schickſal über ſeinem Haupte zu ſchweben ſcheint. Rotteck hatte ſeltſamer Weiſe ſchon immer Urſache, in perſönlichen Beziehungen mehr mit Oeſterreich als mit andern deutſchen Staaten zufrieden zu ſein, beſonders was die Duldung ſeiner Schriften anbetrifft. Dieſe ſind zwar in Oeſterreich verboten, wie dort vorausſetzungsweiſe jedes ins Land kommende Buch es iſt, aber es iſt doch erlaubt, ſie gegen Revers, wie man daſelbſt ſagt, zu beziehen, und dies geſchieht mit ſo außerordentlich reger und ungehinderter Theilnahme, daß es vielleicht keinen andern deutſchen Staat giebt, in dem nicht nur Rottecks allgemeine Geſchichte, ſondern auch namentlich ſein Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswiſſenſchaften in ſo zahlreichen Exemplaren verbreitet wären als dort in den öſterreichiſchen Landen. Dies und Anderes hinzugenommen, begreift man wenigſtens das Verführeriſche der Situation, von der ich hier reden will,

und die in den deutschen Journalen so falsch und zweideutig besprochen worden. Man hat gesagt, Rotteck sei nach Wien gegangen, um sich von Metternich gewinnen zu lassen, und habe zunächst die Auszeichnung, die ihm dort widerfahren, als Handgeld hingenommen. Metternich mag wohl alle Ursache haben, sich für den Unwiderstehlichen zu halten, er, der größte Menschenkenner und Menschenverächter zugleich, und wenn man von einer Situation hört, die er mit seiner Alles überwindenden Geschmeidigkeit gruppirt hat, so kann da wohl unwillkürlich der Gedanke mitunterlaufen, es sei von einer Absicht des Gewinnens im Hintergrunde die Rede, denn es giebt in solchen Persönlichkeiten, die offen und frei der Schwäche der menschlichen Charaktere gegenübertreten, eine gewisse ätzende Liebenswürdigkeit, die jeden spröden Widerstand doch zuletzt abschleift. Aber Rotteck's Charakter, ein hartkantiger Diamant, kann wohl durch Reiben, wie es die Eigenschaft dieses Edelsteins ist, in einen elektrischen Zustand gerathen, schwerlich aber sein ganzes Wesen danach verändern. So hat er es auch ruhig geschehen lassen, wie Ununterrichtete dies Zusammentreffen entstellt haben, und in welchen Dingen wären auch wohl deutsche Journale und Zeitungen gut unterrichtet? Einem Manne seiner

Art muß es freilich gleichgültig ſcheinen, falſche Anſichten über ſich verbreitet zu ſehen durch Organe, die man nur noch zum Spott Organe der öffentlichen Meinung nennen kann, denn es ſtände ſchlimm mit Deutſchland, wenn es von den Kleinkrämerintriguen dieſes moraliſch verkommenen Journalismus abhinge, den Ruf eines ausgezeichneten Mannes zu begründen und zu beweiſen. Aber einige Bemerkungen über den wahren Hergang jener Sache dürften ein tagesgeſchichtliches Intereſſe haben.

Rotteck begab ſich in der Mitte dieſes Sommers nach Wien, lediglich in der Abſicht, ſeinen Sohn, der als junger Arzt die dortigen mediziniſchen Anſtalten beziehen wollte, zu geleiten, und es war ihm wohl nichts weniger in den Sinn gekommen, als den Fürſten Metternich dort zu ſehen. Vielmehr hatte er ſich für ſeinen Aufenthalt in Wien auf die größte Zurückgezogenheit eingerichtet und lebte eine Zeitlang ziemlich abgeſchnitten in der Leopoldſtadt, wo er eingemiethet war. Die Aufforderung, Metternich zu beſuchen, kam ihm durch dieſen ſelbſt, nachdem Rotteck dem Anliegen eines dem Fürſten naheſtehenden Mannes, es ſogleich nach der Ankunft zu thun, lange widerſtanden, obwohl man ihm geſagt, daß ſich Metternich wundern dürfe, zu hören, daß Rotteck in Wien geweſen, ohne ihm

einen Beſuch gemacht zu haben. Von den Heroen zweier Gegenſätze, die ſich ebenbürtig ſind an Größe und Adel der Richtung, erwartet man wohl auch mit Recht eine freundliche und achtende Begrüßung bei allem entſchiedenen Gegenüberſtehen, und man würde ſich nicht wundern, ſie im Angeſicht ihrer feindlichen Heere die Rüſtungen vertauſchen zu ſehen, gleich jenen beiden trojaniſchen Kämpfern. Wenn es auch darauf nicht abgeſehen war, ſo tritt doch eines Tages Herr von Pilat im Auftrage Metternichs in Rotteck's Zimmer, und ladet ihn zu einem Beſuche des Fürſten auf eine beſtimmte Stunde ein. Die Zuſammenkunft, die zuerſt in der Stadt wegen geſchäftlicher Störungen mißglückte, fand auf dem Landgute Metternichs in allem Behagen und mit größter Ungezwungenheit Statt. Rotteck ward außerordentlich freundlich empfangen, und das Geſpräch lenkt ſich ſogleich auf die Politik. Metternich beginnt lächelnd damit, ſein politiſches Syſtem, das Syſtem eines langen und glänzenden Lebens, zu vertheidigen, und es dem des modernen Liberalismus gegenüber zu rechtfertigen. Er erklärt ſein Prinzip der Stabilität als durch die pſychologiſchen Bedingungen des menſchlichen Geiſtes und des Volksgeiſtes ſelbſt gegeben. Gegen den Liberalismus aber ſpricht er ſich mit Entſchiedenheit aus als

gegen ein Heuchelſyſtem, das eigentlich Doctrinarismus ſei, und das ſich ſtets hinter Unbeſtimmtheiten verſtecke. Er wiſſe den Unterſchied zu machen zwiſchen dem Liberalismus und dem Radicalismus, welcher letztere ihm eigentlich viel lieber ſei als der erſtere, weil er ſich ſo greifbar zeige, daß man wiſſe, woran man mit ihm ſei: eine Bemerkung, welche ſich aber die Radicalen wohl ſchwerlich als eine Gunſt auslegen werden, da dieſe Gunſt nur ein Mittel wäre, ihre Perſonen deſto leichter verſchwinden zu machen. Im andern Sinne aber ſelbſt ein Liberaler zu ſein, möchte auch Metternich nicht in Abrede geſtellt wiſſen, wobei Einem einfällt, daß ſich auf der andern Seite auch Rotteck einmal in der Kammer mit demſelben Recht einen Conſervativen nannte. Rotteck nun unternahm es ſeinerſeits ebenfalls, ſein politiſches Syſtem, das Syſtem eines langen und ehrenvollen Lebens, zu vertheidigen und dem Heros der Stabilität gegenüber das Prinzip des Liberalismus zu verfechten. Wenn dieſe Andeutung genügen muß, um nur die Richtung zu bezeichnen, in welcher ſich die Zuſammenkunft Rotteck's mit Metternich bewegte, ſo läßt ſich doch daraus ermeſſen, welche intereſſante Lichter auf den gegenwärtigen Zuſtand der Parteien und Meinungen in Deutſchland fallen würden, wenn man die Un-

terredung beider Männer vollſtändig beſäße oder zu ihrer Veröffentlichung ein Recht hätte. Es würde ſich daraus mancher Aufſchluß über rückgängige Bewegungen und Anomalien der Zeit ergeben, und der moderne Geiſteszwang, den fortwährend zu beſtürmen ein Hauptverdienſt Rotteck's iſt, ließe ſich nicht als ein alleinſtehendes Krankheitsphänomen, ſondern im Zuſammenhange mit dem ganzen angegriffenen Organismus und ſeinen andern leidenden Theilen erkennen. Zugleich müßten ſich beziehungsreiche Bemerkungen einflechten über das Verhältniß des Fürſten Metternich zum Kaiſer Franz, die beide zuſammen ein wahrhaft und organiſch zu einander paſſendes Paar abgegeben, und in dieſer Gruppe, die ſie bildeten, eine ſo merkwürdige und verhängnißvolle Phaſe des modernen Geſchichtslebens bezeichnen. — —

Rotteck lebt ſein Daſein in einem behaglichen und glücklichen Alter aus, umgeben von einer zahlreichen Familie, in der ſich alle Liebenswürdigkeit und Tüchtigkeit des ſüddeutſchen Charakters vereinigt. Man trifft ihn in großen Räumen behäbig eingerichtet, ſein Studirzimmer, das man nicht leicht ebenſo geräumig bei einem andern Gelehrten findet, iſt ein großer Saal, in dem man ſich mit aller Freiheit dem Prinzip der Bewegung überlaſſen

kann. In seinem Gesellschaftszimmer sieht man eine Aufstellung aller der Ehrenbecher und Pokale, die, gewissermaßen die Armaturen und Kriegszierrathen des Liberalismus, Rotteck bei verschiedenen feierlichen Gelegenheiten, namentlich bei der Heimkehr von den Landtagen empfing. In seiner Rede ist Rotteck immer lebendig und anziehend, und ersetzt durch die innere Springkraft, was ihm das ungünstige und oft undeutliche Organ versagt, welches letztere ihn auch in der ständischen Kammer, wo man seinen leisen und doch mächtigen Worten stets mit der größten Aufmerksamkeit zu lauschen pflegte, niemals an seinem Einfluß gehindert hat. Im Gespräch überrascht Rotteck oft durch frappante Aeußerungen, die, leicht und gefällig hingeworfen, nicht selten ihren scharfen Stachel in sich verbergen. So erinnere ich mich, daß bei einem Austausch von Bemerkungen über die Amnestie, welche eben der in der Lombardei gekrönte Kaiser Ferdinand erlassen, Rotteck die Freude, welche über die edle Unbegränztheit derselben geäußert wurde, lange ruhig anhörte, und sich endlich, gewiß mit dem größten Recht, folgendermaßen darüber aussprach: man sehe, wie weit wir herabgewürdigt und demoralisirt seien, daß man sich über etwas freuen müsse als über ein Außerordentliches, das doch nur eine Handlung der

Menschlichkeit sei, die sich eigentlich ganz von selbst verstehe, und zu allen Zeiten durch die einfachste Humanität geboten worden sei. *) — Wie richtig dies aber, auch von Rotteck bemerkt sei, so bleibt es

---

*) Es ist bemerkenswerth, daß mit dieser einfachen, freien und natürlichen Auffassung einer politischen Amnestie Metternich selbst vollkommen übereinstimmt, denn in einem seitdem durch die Zeitungen kundbar gewordenen Briefe, welchen der Fürst Metternich an den bekannten hessischen Deputirten E. E. Hoffmann gerichtet, sagt er über die mailänder Amnestieertheilung wörtlich Folgendes: — „Der Kaiser hat einen Act der Gnade zu Gunsten reumüthiger und verirrter Unterthanen erlassen. Er konnte dies im vollen Gefühle seines Rechtes wie seiner Kraft, in Mitten eines durch Ordnung, Gerechtigkeit und Milde belehrten, der Monarchie treuergebenen Volkes! Wenn der Act des 6. September die österreichische Staatsverwaltung wirklich höher in der öffentlichen Meinung stellen sollte, so würde dies wohl nur die Folge einer bedauerlichen Unkenntniß der wahren moralischen Lage des Kaiserreiches sein; eine Unkenntniß, von welcher wir allerdings im Falle sind, häufige Beweise einzuholen, welche aber nicht minder bewährt, wie sehr in unserer Zeit das Geschichtliche und somit das Thatsächliche durch schale Polemik und Kämpfe auf dem Felde der Abstractionen verkümmert, wo nicht gar verdrängt wird! Der Act vom 6. September gehört in unserm Regierungssystem keineswegs zu den außerordentlichen, und noch viel weniger zu denen, welche auf den Effect berechnet wären. — —"

doch immer, wenn man unsere Zeit und uns selbst betrachtet wie wir einmal sind, etwas Außerordentliches, wenn ein offener Schritt unter uns geschieht, der auch die andern Staaten herausfordert, hinter den Anforderungen der Menschlichkeit des Jahrhunderts nicht ganz zurückzubleiben! —

Eine der wesentlichsten Beschäftigungen Rottecks bildet gegenwärtig das Staats-Lexicon, an dem er, sowie sein Freund Welcker, mit den Hauptartikeln betheiligt sind, und das jetzt, obwohl in einer durch Erfahrungen und Zeitumstände gesteckten Gränze, den Vereinigungspunct abgiebt, welchen früher Rotteck und Welcker auf den Landtagen und in den gemeinsam herausgegebenen Zeitschriften für sich und den Kreis ihrer Freunde und Meinungsgenossen fanden. In dieser Arbeit bethätigt sich zugleich vor dem Publikum ein Freundschaftsverhältniß beider Männer, das um so erfreulicher und heilbringender ist, als es zum Besten der Sache und der Ideen aus früherer Gegnerschaft sich zu diesem festen Bund erhoben hat. Denn als Welcker, nach seiner bekannten demagogischen Verdächtigung in Bonn, deren Geschichte er selbst actenmäßig dargestellt hat, von seiner dortigen Professur zurücktrat, und auf den an ihn ergangenen Ruf an die Universität von Freiburg kam, schien die Verschiedenheit, die zwischen ihm

und Rotteck grundthümlich obwaltete, auch in der persönlichen Beziehung keineswegs ein freundliches Verhältniß zuzulassen. Nur die Stimmung der Julirevolution und der neue Aufschwung, welchen im Jahre 1831 das constitutionelle Leben in Baden nahm, brachten eine Annäherung unter zwei Männern hervor, welche gemeinsam zu wirken und einander zu ergänzen berufen waren.

Welcker ist eine große achtunggebietende Gestalt, noch in den vierziger Jahren, und hat ein mildes, redlich meinendes, sinnendes Gesicht, mit schönen blauen Augen, die oft einen frommen und religiösen Ausdruck haben. Man könnte Welcker nicht besser bezeichnen, als wenn man ihn den Denker und Philosophen des modernen Liberalismus nennt, und hierin liegt zugleich sein Gegensatz von dem einseitigeren Rotteck zu Tage, den er in der theoretischen Durchdringung der Gegenstände und Richtungen immer übertreffen wird, wie dieser ihn in der praktischen Handhabung derselben. Ferner besitzt Welcker eine mehr positive Ansicht von Preußen und der fortdauernden Bedeutsamkeit dieses Staats für die deutschen Verhältnisse überhaupt, und theilt in seiner entschieden protestantischen Richtung weder die österreichischen noch die katholischen Sympathien seines Freundes Rotteck, wie auch immer es beschaffen

sein möge mit dem Katholizismus des Letztern. Bei Welcher herrscht ein rein christlicher Fundament vor, auch in seinem Verhältniß zur Zeit, indem er selbst seinen Liberalismus auf christlicher Grundlage aufzuführen gesucht hat, und, ein protestantischer La Mennais, obwohl kaum hinlänglich von ihm verschieden, doch wie dieser die Vereinigung des Liberalismus und der Freiheit mit dem Christenthum als in beiden ursprünglichen Natur gegeben behauptet. In diesem Sinne ist das Ideal seines Lebens die Entwicklung eines christlich-germanischen Staatsrechts, zu dem auch hin bekanntes Werk die Grundelemente geliefert hat, obwohl man nicht sagen kann, daß eine organische Einheit der Verbauung in Bezug auf Staat und Gesetzgebung daraus hervorgegangen. Bisweilen entsteht eine Mischung von modernen Gedanken mit alten Traditionen, von einer durch das Christenthum eingeleiteten Lebensheiligkeit des Mittelalters und von neumodischer Staatsliberaler Praxis, welcher Mischung man zwar eine gewisse geistige Größe und Wahrheit nicht absprechen kann, deren Realität und Verwirklichung aber zu ungewiß ist, um sich Trost für die Gegenwart oder Glauben an die Zukunft daraus zu entnehmen. Weiter ist indeß kein Zweifel, daß wenn er es ist im höheren Sinne des Wortes, so

verbindet er doch damit zugleich den praktiſchen Muth, ſeinen Gedankenbildern eine Stelle im Leben zu erkämpfen. Auch in der praktiſchen Wirkſamkeit dieſes edlen und ausgezeichneten Mannes iſt freilich immer das Gemüth vorherrſchend geweſen, und dies hat ihm ſowohl den heiligen Ernſt und Eifer, mit dem er überall aufgetreten, als auch die Heftigkeit und den Ungeſtüm, womit er oft ſeine Sache verfolgte, verliehen. Seine Parteigenoſſen, und ſelbſt Rotteck, haben ihm häufig zum Vorwurf gemacht, daß er durch Mangel an Mäßigung und durch ſeine zu leidenſchaftliche Hingebung an das Volksintereſſe dem nächſten Zweck der Sache geſchadet habe, aber dies widerfährt oft Gemüthsmenſchen ſeiner Art, die in der Regel mehr innere Haltung und Würde in ſich ſelbſt beſitzen als alle übrigen, aber, weil ſie Alles mit der Gewalt des Gemüths auffaſſen und ergreifen, dadurch nicht ſelten der Leidenſchaft des Augenblicks zu dienen ſcheinen. Hingeriſſen von der Bewegung ihrer Seele, die auf ihr inneres Recht und auf ihre eigene Lauterkeit vertraut und darum ſo rückſichtslos iſt, vergreifen ſie ſich oft in den Formen und Worten ihres Auftretens, und laufen Gefahr, daß ſelbſt der Unbedeutendſte, bloß weil er kälter geblieben, ſie meiſtert. Welcker hat aber auch in praktiſchen Dingen oft die glorreichſten Erfolge

davongetragen. Er erschien zuerst als ständischer Deputirter auf dem merkwürdigen Landtag von 1831, der, nach langer Verdunkelung alles Verfassungslebens und nach einer Periode der Niederdrückung des öffentlichen Geistes überhaupt, zum ersten Mal wieder aus volksthümlichen Wahlen hervorgegangen war und sein Dasein dem Regierungsantritt des constitutionell gesinnten Großherzogs Leopold verdankte. Welckers Beredsamkeit in der Kammer zeichnete sich besonders durch die Gründlichkeit und Ausführlichkeit der Erörterung aus, und wenn er darin zuweilen ein Uebermaaß that, so soll auch dies nicht selten dazu beigetragen haben, seinen Gegnern den Raum zur Ausführung ihrer Schlachtreihen zu benehmen. Jener Landtag aber vom Jahre 1831, auf welchem Welcker besonders seine berühmten Motionen auf vollständige Preßfreiheit und auf eine den Nationalrechten gemäße Entwickelung der organischen Einrichtung des deutschen Bundes ausbrachte, war eine kurze Blüthe und ein kurzer Rausch des deutschen constitutionellen Liberalismus. Diese Bewegungen hatten die bekannten Bundesbeschlüsse vom Junius und Julius 1832 in ihrem Gefolge, und die späteren Landtage gestalteten sich immer mehr unter dem Einfluß dieser Reaction gegen das constitutionelle Leben, bis man endlich jetzt dahin ge-

kommen ist, nur noch wie an einen Traum oder wie an ein längstverklungenes Märchen zurückzudenken an jene Tage, wo in Deutschland die laute Rede erschollen war von allen den hohen Dingen, die sich Verfassungsmäßigkeit, volksthümliche Wahlen, Preßfreiheit, gesetzliche Steuerverweigerung, Ministerverantwortlichkeit, und so weiter, nannten. Der von Rotteck und Welcker dargestellte Liberalismus gilt jetzt selbst bei vielen Liberalen für etwas Veraltetes, und bei den Stabilen für ein nicht mehr zu fürchtendes Phantom. Auf den besiegten Liberalismus muß man jetzt den bekannten Vers anwenden: **victrix causa diis placuit, sed victa Catoni!** Die Liberalen selbst haben Vieles dazu beigetragen, den Liberalismus für jetzt zu einer beschimpften und verlornen Angelegenheit zu machen, nicht bloß durch ihre Uebertreibungen, sondern auch durch ihre zahlreichen Bekehrungen und Sinnesänderungen, die in ihren Reihen vorgefallen und fast niemals mit Würde, meistentheils mit einem ekelerregenden Cynismus vollbracht wurden. Indessen wird man doch niemals dem constitutionellen Liberalismus, wie man auch jetzt von ihm denken möge, den Werth abstreiten können, die nothwendige Durchgangsstufe der modernen Staatenbildung zu sein, und sein pädagogisches Verdienst um die Volksentwickelung wird

ſtets größer befunden werden als die in ihm liegende Sünde der Negation. Was an dem Liberalismus ächt und wahr geweſen, wächſt noch heut geſchichtlich weiter mit der entſchiedenſten Sicherheit, ſollte es auch auf der entgegengeſetzten Seite, und in ganz andern Formen, als man gedacht hat, in Blüthe und Frucht treten. Für den Zweck der Geſchichte, welcher die Freiheit des Menſchengeſchlechts iſt, giebt es keine ausſchließlichen Formen, um dieſelbe zu verwirklichen, und es iſt auch kaum zu glauben, daß die conſtitutionelle Form ſchon die poſitive Darſtellung dieſes größten Endzwecks ſei. Welcker ſelbſt, obwohl ein Hauptrepräſentant des conſtitutionellen Liberalismus, hat dieſen Glauben an den productiven Reichthum der geſchichtlichen Formen, wonach man ſich beruhigen kann bei jeder Form, wenn ſie nur den Inhalt der Freiheit darſtellt. Rotteck, in Deutſchland der conſequenteſte Vertreter des mit republikaniſchen Inſtitutionen umgebenen Monarchismus, dürfte darin weniger beweglich und weniger gläubig ſein an die Zukunft der Geſchichte, an den guten Willen des Schickſals, dem andere ſorgloſe Naturen Alles anheimſtellen. — —

5.

Eintritt in die Schweiz.

Mit Herzklopfen und höher gehobener Bruſt tritt man in das Land der Alpen ein, und trachtet ſehnſuchtsvoll danach, den erſten Gruß von jenen himmelhohen Häuptern zu empfangen, in welchen ſich die Natur ihre ewigen Münſter aus Schnee und Eis hingeſtellt hat, und die nicht weniger ein unerklärliches Gefühl von Andacht in des Menſchen Gemüth erwecken, als die andern Dome Gottes, die zu einem abſichtlich religiöſen Zweck über der Erde ſich wölben. Eine Wehmuth miſcht ſich in das Verlangen nach jener hohen Einſamkeit der Gletſcher, die bald wie weiße Roſen der Unſchuld am Himmel flattern, bald in ein ſo wunderbar glänzendes und verlockendes Farbenſpiel ſich kleiden, daß es iſt, als könne man nicht länger fern von ihnen wei-

len, und als fühle man sich von ihrem Zauber hinaufgehoben in diesen großen Frieden der Natur, der in aller Wildheit doch die seligste Entfernung von jedem physischen und moralischen Leiden der Menschheit darstellt: ein kühler Himmel von Schnee mitteninnen zwischen der heißen mühevollen Erde und dem fernen ungewissen Himmel oben. Oft sind sie aber auch trotzig wie alles Titanengeschlecht, und verweigern durch die Nebel und Dünste, die sie über das ganze Land aussenden, hartnäckig jeden Zutritt zu ihren Höhen. Sie sind die Götter und zugleich die Kobolde des Landes, und kein Wanderer durch die Schweiz darf sich rühmen, ganz ungeneckt und unverhöhnt von ihnen geblieben zu sein, was wir denn auch zur Genüge erfuhren. —

Die beiden Eintritte in die Schweiz, entweder von Basel oder von Schaffhausen, bieten fast gleiche Vortheile dar, um rasch zu dem eigentlichen Kern des Schweizerlebens und der Schweizernatur vorzudringen. Um den allmähligen Uebergang und Niederschlag des Süddeutschen in das Schweizerische zu beobachten, dürfte jedoch der Weg über Schaffhausen vorzuziehen sein, der auch im Verfolg eine mannigfaltigere Abstufung und Gruppirung des Landescharakters gewährt. Basel, das ich erst bei einer spätern Wanderung auf einem

Rückwege von Frankreich berührte, ſtellt ſchon in jeder Hinſicht eine ſelbſtſtändigere Abgränzung gegen Deutſchland dar, und hält die ſchweizeriſche Eigenthümlichkeit mit einer Starrheit feſt, als käme es gerade an dieſem Punct recht darauf an, den Gegenſatz gegen den deutſchen Charakter zu behaupten. In Baſel, wie ſehr es auch gegen frühere Zeiten an Leben und Bevölkerung verloren, liegt doch noch aller Reichthum und aller Stolz der ganzen Schweiz aufgeſtapelt, und ſelbſt das ariſtokratiſche Bern hat nie mit dem Patrizierthum Baſels an Gewalt und Glanz wetteifern können. Stolz und ernſt wie der Münſter von Baſel iſt anſcheinend auch der Charakter ſeiner Bewohner, und wenn man dort durch die ſtillen Straßen wandert und im grünen Rhein das Spiegelbild verfolgt, welches die maleriſch umhergeſtreuten Häuſer hineingeworfen haben, fühlt man ſich von einem träumeriſchen Quietismus umfangen, der die Atmoſphäre der ganzen Stadt zu bilden ſcheint. Aber wie überall, ſo macht ſich auch gleich der Gegenſatz geltend, und mit dem Pietismus und Quietismus contraſtirt in dieſer Stadt der coloſſalſte Luxus, ſchimmerndes Wohlleben und prunkender Genuß des Augenblicks.

Während in Baſel alle Elemente des Schweizerlebens, namentlich aber das ariſtokratiſche, in ihrer

ſchärfſten und ſchroffſten Ausbildung erſcheinen, zeigt ſich in dem Canton Schaffhauſen ein ganz anderer Gränzcharakter, der noch Vieles von der ſüddeutſchen Geſchmeidigkeit an ſich trägt. Auch die Mundart nähert ſich hier noch mehr den ſchwäbiſchen Lauten an als den ſchweizeriſchen, obwohl von den letzteren ſchon manche rauhe Gaumenlaute heraustreten und die Einwirkung der eigenthümlichen Gebirgsnatur verrathen. In dem friedlichen Städtchen Schaffhauſen gewöhnt man ſich durch die gemüthlichſten Anfänge allmählig an Land und Leute der Schweiz. Die Schaffhauſener ſind gute bürgerliche Seelen und haben ſich als ſolche in der geſammten Schweizergeſchichte bewährt. Sie haben nie etwas Großes gethan, aber auch nie etwas Schlimmes, und beſitzen eine gute volksthümliche Verfaſſung, unter der ſie in Frieden und Eintracht leben. An der Geburt des großen Johannes von Müller, der unter ihnen das Licht der Welt erblickte, ſind ſie eben ſo unſchuldig, als ſie an dem gewaltigen Rheinfall unſchuldig ſind, der dicht vor ihrer Stadt in göttlicher Wildheit durch die Felſenzacken ſchäumt. Nur mit dem Unterſchied, daß ſich der Rheinfall mehr Verdienſte um Schaffhauſen erwirbt, als ſich Schaffhauſen um ſeinen Johannes von Müller erworben hat, dem es nichts als eben

die nackte Geburt verliehen, während dagegen der Rheinfall dem ihm zu Liebe angelegten Städtchen Schaffhausen nicht nur die Geburt gab, sondern ihm auch noch heut durch das Leben und Treiben, das von ihm ausgeht, fast das tägliche Brot bereitet. Vor dem Rheinfall lichtete sich uns zum ersten Mal das trübe Wetter wie aus Mitleid mit uns, die wir so lange danach geschmachtet hatten, und funkelnde Abendsonnenlichter flochten sich in die weißen Schäume ein, und gaben dem stürzenden Fluß seine prächtigste Glorie. Alle Kraft und Masse seiner Fluthen bietet der Rhein hier auf, um des trotzigen Felsendammes Herr zu werden, und er besiegt ihn mit dem begeisterten Ungestüm und zugleich mit dem königlichen Anstand eines Helden, aber sobald er sich siegestrunken mit allem Frohlocken und wilden Jauchzen seiner Wasser in die Tiefe hinuntergestürzt hat, sieht man seine Welle wieder von einer Krystallklarheit und durchsichtigen Ruhe erglänzen, die so schön ist, daß sich nichts mit ihr vergleichen läßt. Dies ist aber des wahren Helden Art, daß er nach überstandener Schlacht wieder mild und klar sich zeigt wie ein Kind, welches zwischen Blumenhecken fröhlich hintändelt. So ist auch der Rhein, nachdem er bei Schaffhausen seinen ebenen Lauf wiedergewonnen, und seine grüne Fluth, die

nur erfrischter und jugendlicher noch aussieht nach der riesenhaften Anstrengung, hat sich so geklärt, daß selbst ihre innerste Tiefe wie zur Oberfläche geworden und der ganze Wasserspiegel nur ein flüssiger Krystall zu sein scheint, über den kühlende Luftströme und zuweilen selbst ein eisiger Hauch dahinfahren, als wollten sie ihn zu festem Marmor verdichten. Man mag den Rhein auf seinem folgenden Lauf oder auf seinem frühern sehen, wo man will, man wird ihn nirgend wieder so schön und frisch und mit diesem jungfräulichen Schimmer angethan finden, als hier bei Schaffhausen, wo er nach seiner heißen Felsenarbeit wieder in stille Harmonie sich taucht und gegen die Schönheit der heftigsten Bewegung nun die Schönheit der Ruhe stellt.

Der in der Mitte des Wassersturzes noch emporragende und von einigem Baumgestrüpp umrankte Felskegel, gegen welchen die Brandung noch lange vergebens anstürmen wird, hat öfters Veranlassung gegeben, in den Wasserfall hineinzufahren, worauf die Schiffer des Ortes zur Erlangung einer guten Belohnung sich ziemlich sicher eingelernt haben. Man erzählte uns, daß einige Tage vor unserer Ankunft zwei Franzosen diesen Felskegel erstiegen und dort die weiße bourbonistische Fahne aufgepflanzt hätten, am andern Tage aber sei diese ver-

ſchwunden geweſen und man habe an ihrer Stelle das Tricolor von dem Felſen herab flattern ſehen. So ſind dieſe Franzoſen. Selbſt im Angeſicht der erhabenſten Natur vergeſſen ſie ihre ſelbſtſüchtigen Abſtractionen nicht, die ſie aus den Zerwürfniſſen der Geſellſchaft mitgebracht, und zu denen ihnen alles Andere in der Erſcheinungswelt nur als Staffage dient. Man ſtehe mit einem Franzoſen vor einem Gletſcher und es wird nicht lange dauern, ſo fällt ihm bei dieſem oder jenem Zacken die Naſe Louis Philipp's oder die Perrücke Dupin's ein, und über den ſchwindelndſten Stegen und Abgründen der Alpen entſpinnt ſich dann ſogleich die Tagesdebatte, der man gerade auf dieſen Höhen hatte entfliehen wollen. Da lobe ich mir die Schaffhauſener! Sie haben wohl noch niemals hier am Rheinfall politiſche Parteigedanken gehabt, dafür fangen ſie hier die beſten Lachſe, über die ſich auch unſere deutſche Reiſegefährtin mit dem Führer bereits in ein lehrreiches Geſpräch eingelaſſen hat, von welchem wir denn gewiß heut Abend die ſchmackhaften Reſultate genießen werden. — —

6.

Am Züricher See.

Von den Höhen der Weid aus geſehen, bieten Stadt und See, zu einem maleriſchen Bilde verſchlungen, den anmuthigſten Anblick dar. Wenn man durch die finſtern und engen Berggäßchen der Stadt Zürich wandert, deren Abſchüſſigkeit zuweilen lebensgefährlich zu ſein ſcheint und die in ihrer Bauart an das düſter ſchmutzige Quartier Latin in Paris erinnern, fühlt man ſich leicht wie von einer beengenden Melancholie gedrückt und ahnt den freien Aufſchwung und das großartige Landſchaftsbild nicht, zu dem ſich die Gegend hier erhebt, ſobald man nur den rechten Standpunkt zu ihrer Betrachtung gefunden. Auf der Höhe über Wipkingen, welche man auch die Weid oder Schamishalde nennt, hatten wir unſern Standort genommen, wo

sich auf Einmal ein bezauberndes Rundgemälde entfaltet, das die gedrängten Gruppen der Stadt, die sanften Krümmungen des Sees und die aufsteigenden Linien der Berggelände und nächsten Schneealpen umschließt. Die Schweizernatur offenbart hier vorherrschend das Liebliche und Milde ihrer Schöpfungen und hat ihre Schrecken noch geheimnißvoll in die Ferne gerückt. Dazu fehlt es dem Bilde nicht an Leben und Bewegung. Die volkreiche Stadt verräth auch noch von Weitem menschliche Rührigkeit und Thätigkeit, und den oft heftig aufwogenden See durchschneiden Dampf- und Handelsschiffe, die bis nach Italien gehen. Eine seltsame Erinnerung aber bietet der Züricher See noch dar, nämlich an eine Periode der deutschen Literatur, die, wenn sie auch an sich keine großartige Bedeutung hatte, doch eine ihrer glücklichsten und unschuldvollsten gewesen. Der Züricher See hat früher in der deutschen Poesie eine große Rolle gespielt und Klopstock und seine Freunde und Freundinnen fuhren auf ihm spazieren, um sich über seinen Wellen Liebe und ewige Treue zu schwören. Nachher thaten sie, als ob der See daran Schuld sei, daß sie sich so lieb hatten, und feierten seine silbernen Gewässer in den stolzen Rhythmen der Ode. Klopstock dichtete dem Züricher See ein erhabenes Denkmal,

das zugleich ein Denkmal der zärtlichſten Freundſchaft und Liebe war. Und vielleicht hauchte dennoch der See in ſeinem großen Naturfrieden dieſe Wirkung aus, welche die Gemüther der damaligen Literaturperiode zu zarter Schwärmerei und Sympathie ſtimmte. So iſt auch die gemüthliche Atmoſphäre dieſes Sees vielleicht Schuld an der ganzen Idyllenwelt, die von hier aus über die deutſche Literatur gekommen. Am Züricher See erfand Salomon Geßner das Unſchuldsideal des achtzehnten Jahrhunderts und ſchuf aus den Träumen, in welche ihn die blinkenden Nebel des Waſſers einſpannen, jene idylliſche Weltordnung von Myrtill und Daphnis, die ſich faſt über ganz Europa verbreitete und die Schweiz als Sitz dieſer Idyllik in einen idealen Ruf brachte, den ſie bei Manchen, welche ſie nicht kennen, zum Theil heut noch nicht verloren hat. Dieſer idylliſchen Naturpoeſie Geßners fehlte aber im Grunde alle Naturwahrheit, und ſeine Unſchuldswelt iſt deshalb ſo affectirt und coquett, weil es in der um ihn her beſtehenden Wirklichkeit auch nicht den geringſten Stoff gab, aus welchem er dem Leben gemäß dieſe Hirten und Schäferinnen und dies ganze milcherne Zeitalter der menſchlichen Glückſeligkeit hätte geſtalten können, weshalb ſeine Figuren alle wie aus der Luft gegriffen erſcheinen.

In keinem Lande hat aber das Leben weniger idyllischen und idealen Charakter als in der Schweiz, und wenn auch die Alpennatur in ihren versteckten Thälern glückliche Abgeschiedenheit von allen Uebeln der Civilisation darzubieten scheint, so hat sich doch die Idylle in den Schweizerhütten niemals über die materiellste Prosa der Gegenwart hinaus erstreckt. Der schweizerische Menschenschlag, in wie großer Unschuld und Unverdorbenheit er auch noch in manchen Gauen, besonders in den wenig betretenen Bergländern und geheimnißvollen Einöden Graubündens, verharren mag, ist doch weit entfernt von jener sentimentalen Lyrik der Empfindung, die den eigentlichen Grund und Boden von Geßner's Idyllenwelt ausmacht. Man wird bei dem Schweizervolk vielfach auf eine große Reinheit und kernhafte Gesittung stoßen, aber der Geist, der es beseelt, ist mehr herbe als lieblich, mehr scharf als zart, und für die feineren Nuancen des Gemüthslebens nicht gerade sehr erschlossen. In dem Schweizer ist allezeit ein gesundes und tüchtiges, aber auch ein sehr schroffes und gewaltthätiges Element gewesen, das ihn von dem Reich der Träume und Ideale ziemlich entfernt gehalten hat. Selbst die idealen Schönheiten der Schweizermädchen, die man sei es im naiven sei es im sentimentalen Genre so weit und breit ver-

herrlichte, ſind nichts als eine hübſche Mythe, die ebenſo wenig Wirklichkeit hat als die ganze Idyllenwirthſchaft, in deren erträumten Zauber man mit aller Gewalt die Schweiz getaucht hat. Der Genius der Schönheit ſcheint ſich hier in den Bildnereien der Natur erſchöpft zu haben und hat dafür die Menſchen nur dürftig mit ſeinen Gaben berührt. Ein ſchönes Geſicht und eine wohlgeformte Geſtalt gehören in der Schweiz, beſonders bei den Frauen, zu den Ausnahmen von der Regel, ſeltener aber noch als die leibliche Schönheit findet man, daß die Grazien ihren Duft und Thau darüber ausgegoſſen hätten. In einer einzigen oberdeutſchen Stadt trifft man vielleicht mehr weibliche Schönheiten, als in der geſammten Schweiz in ihrer ganzen Länge und Breite. Vielmehr ſind in der Schweiz überall die entſchiedenſten Mißbildungen vorherrſchend, welche das rauhe und harte Klima verſchuldet, und im Kampfe mit demſelben entwickeln ſich die Männer leichter zu tüchtigen und kraftvollen Geſtalten, während die Frauen eher das Nachtheilige dieſes Einfluſſes annehmen. Dagegen mag es mit dem Unſchuldsideal, das man in die Schweiz verlegt hat, noch am Beſten beſtellt ſein, wenigſtens um Vieles beſſer als mit dem Schönheitsideal. Jene idylliſche Landunſchuld hat ſich aber, je mehr das ſtädtiſche

Leben in der Schweiz ſich ausbildete, immer mehr in eine ängſtliche und pedantiſche Pruderie umgewandelt, die nirgend ſo ſehr zu Hauſe iſt als unter den Männern und Frauen der Eidgenoſſenſchaft, und die vielleicht doch nur den äußern Schein zu bewahren ſucht. Bei dem Landvolke ſind ſchon die nationalen Trachten meiſtentheils auf die größte Züchtigkeit berechnet. Dieſe Volkstrachten ſind beſonders bei den Weibern ordentliche Syſteme einer tugendhaften Verhüllung und bilden in der Regel eine erzwungene Geſtalt von Leinewand und Wolle, die dem darunter befindlichen menſchlichen Körper nicht nur nicht angemeſſen iſt, ſondern ihm ſchnurſtracks zuwiderläuft. Eine ſolche Schöne iſt in ihrem Coſtüm ſo dicht und feſt eingemauert, daß der Verwegene, der eine ſolche Feſtung ſtürmen wollte, erſt ihre abſonderliche Fortificationstheorie ſtudirt haben müßte, die nur aus einer genauen Kenntniß von dem ganzen Zuſammenhange dieſes Coſtüms ſich ſchöpfen ließe. — —

In unſern weiteren Betrachtungen am Züricher See ſtörte uns der Regen, der an den Rebenhügeln der Weid immer ſtärker herabſäuſelte. Es blieb nichts übrig, als ſich in die düſtere Stadt zurückzubegeben, in der man jedoch in ſolchen Fällen wenigſtens nicht ſo ganz verlaſſen iſt, als in den meiſten

andern Schweizerstädten. Das städtische Leben und Treiben Zürichs steht auf einer ziemlich entwickelten Stufe, auch fehlt es selbst für den Fremden nicht an literarischen Unterhaltungen und Kunstgenüssen. Namentlich ist Zürich vielleicht die einzige Stadt in der Schweiz, wo man gute Musik zu hören bekommt, was denn auch für den bevorstehenden Abend unsere Rettung aus den Abgründen der Langenweile wurde. Zürich ist ja die Heimath des weltbekannten und in der ganzen Welt gesungenen Liedes: „Freut Euch des Lebens," das hier zuerst erschien, von dem genialen Hans Georg Nägeli componirt und verlegt, und Nägeli's großem Einflusse als Gesanglehrer und Stifter der hiesigen Gesangschule ist wohl auch noch heut die musikalische Bildung Zürichs beizumessen. Einen allgemeineren Einfluß auf die Schweiz in musikalischer Hinsicht scheint er aber selbst durch die schweizerischen Musikfeste, die auch großentheils auf Nägeli's Betrieb gestiftet wurden, nicht erreicht zu haben. Denn je weiter man in die Schweiz hineinkommt, um so mehr muß man sich wundern, dies schöne Land so stumm und leer an Musik zu finden, wenigstens was die Menschenstimme anbetrifft. Diese wird hier im Lande der Alpen gewissermaßen von der Natur überwältigt, und von der Bergluft rauh angehaucht wird sie mißtönend in ihrem Ge-

ſang, während dafür die Natur ſelber auch das muſikaliſche Element in den großartigſten Harmonieen übernimmt. Man hört die Klänge dieſer Muſik in dem tobenden See und in dem fallenden Gießbach, in dem Rauſchen der Ströme, die frohlockend in die Thäler eilen, im Sturz der Lawine und in dem leiſen Glühen und Zittern der Gletſcher am Horizont. So iſt das ganze Land wie von Muſik bewegt und erſchüttert, und nur die arme, ſcheue Menſchenſtimme klagt dazu in ſchroffen, heiſeren und verworrenen Lauten, wie zurückbebend vor unheimlichen Gewalten, die ringsher im Lande mächtig ſind. — —

7.

In Luzern.

In Luzern trafen wir die Tagsatzung versammelt, der nun die Berathung vorliegt über die von Frankreich begehrte Ausweisung des Prinzen Louis Napoleon, welcher bis jetzt noch ruhig und unangefochten auf dem Schlosse Arenenberg im Thurgau haust. Dem Umstande, daß Luzern gegenwärtig der Vorort der Eidgenossenschaft ist, war es wohl beizumessen, daß wir hier angehalten wurden, unsere Pässe visiren zu lassen, wovon sonst in der Schweiz keine Rede ist. Die Luzerner sind nicht wenig stolz auf ihre vorörtliche Eigenschaft, die sie nur noch mit den Cantonen Zürich und Bern theilen, und in ihrer kleinen Stadt bringt dann die Tagsatzung gewöhnlich eine gewaltige Aufregung hervor. Was aber

den aufrührerischen Napoleoniden anbetrifft, der in der Militairemeute von Straßburg offenbar wie ein Kind mit dem Feuer gespielt hat, so konnten wir überall bemerken, wie populair er sich in der Schweiz zu machen gewußt, was ihm sowohl durch liebenswürdige Persönlichkeit, als durch eine Reihe wohlthätiger Handlungen namentlich im Kanton Thurgau selbst, gelungen sein mag. Die Masse des schweizerischen Volkes ist förmlich verliebt in den jungen Prinzen, und für die gebildeteren Klassen wirkt noch der Name Napoleon wie ein sympathetisches Mittel, das diese dankbaren Schweizerherzen electrisirt. Man hat es in der Schweiz noch nicht vergessen, was Napoleon als Consul durch die Vermittlungsacte gethan für die Wiederherstellung der freien und selbstständigen Formen der Eidgenossenschaft, und scheint bereit, jetzt die Schuld an den schwachen Abkömmling des Heroen abzuzahlen. Besonders die Thurgauer haben nach Schweizerart einen Trumpf darauf gesetzt, den Prinzen Louis Napoleon zu behalten, der sich jetzt für seine Person in der allerschlimmsten Falle befindet. Denn nimmt er das thurgauer Bürgerrecht an, um sich im Lande zu halten, so verliert er durch diesen nur für den Moment berechneten Vortheil das französische Bürgerrecht, an dem seine Zukunft hängt, und endigt den

lächerlichen Krieg, den er geführt, durch einen noch lächerlicheren Frieden als ehrsamer Spießbürger eines kleinen Cantons. Vielleicht hat ihn Frankreich selbst in diese Schlinge mit Absicht gelockt, und es ist nicht Ernst, sondern vielmehr ein spöttischer Hohn der Louis-Philipps-Regierung, womit jetzt diese Anforderungen an die Schweiz gerichtet werden. —

Wenn man die kurze Strecke von Zürich nach Luzern zurückgelegt hat, muß man sich wundern, in so nahen Zwischenräumen schon wieder einer so großen Verschiedenheit zu begegnen. Aus solchen dicht an einander gedrängten Contrasten ist aber die ganze Schweiz zusammengesetzt, und wie das Land selbst durch die großartigen Launen der Natur in ein so krauses Vielerlei gespalten ist, so haben hier auch die Menschen in ihren Einrichtungen dasselbe nachgemacht, jedoch aus Launen, die nicht großartig, sondern von sehr kleinbürgerlichem Wesen sind. Die kleinliche menschliche Eifersucht und Rivalität an dem Busen einer so erhabenen Natur bringt in der Schweiz zuweilen einen possirlichen Eindruck hervor, und doch ist es gerade das Ernste und das Wichtigste, das in diesem Lande durch jene Eifersucht des einen Cantons auf den andern bestimmt wird. Jeder will vor dem andern irgend eine Be-

sonderheit voraus haben, und so sind die vielen verschiedenen Verfassungsmachwerke entstanden, die ihren Ursprung keineswegs in der Eigenthümlichkeit der einzelnen Territorien nahmen, sondern meistentheils aus der philisterhaftesten Rivalität sich erzeugten. Dies Volk, weit entfernt den Naturfrieden seiner großmächtigen Landschaften zu athmen, zergt sich untereinander in den allerarmseligsten Unterschieden herum, und jeder Canton bewacht die kleinen Nuancen seiner politischen Existenz mit einem ausschließlichen Trotz, als wenn das Heil der Welt davon abhinge. Diese gegensatzartigen Cantonaleinrichtungen erschweren den gleichmäßigen Durchzug der Cultur durch das gesammte Land sehr bedeutend, und bringen am Ende nur den Charakter der Confusion hervor. Der hartnäckige Eigensinn, in welchem die schweizerische Cantonalnatur sich gefällt, hat sich am peinlichsten vielleicht in den abweichenden Münzsorten verkörpert, die zur Verzweiflung des Reisenden von Canton zu Canton ändern, und obwohl sich, wie jetzt das Gerücht geht, bereits ein großer Theil der Cantone vereinigt haben soll den französischen Decimalfuß einzuführen, so ist doch an der Verwirklichung dieser Idee sehr zu zweifeln, weil hier gerade die Verwirrung zu charakteristisch und principienmäßig ist, als daß man sie so leicht

aufgeben ſollte. *) So ſind auch die verſchiedenen Poſtmonopole, die ſich jeder Canton vorbehalten, der Verbindung ungünſtig, indem ſie oft hindern, größere Strecken durch das Land auf Einmal zurückzulegen, denn es würde z. B. von Bern für eine Kriegserklärung angeſehen werden, wenn Luzern ſeine Poſtwagen weiter als bis an die Gränze führen wollte. Die Reiſenden durch den Canton Bern können nur durch die Poſtwagen des Cantons Bern befördert werden, und ſo iſt es in allen übrigen Cantonen, über wie wenige Meilen Raum ſie auch zu gebieten haben mögen. Aber ſelbſt der Verbreitung der gewöhnlichſten Intelligenzmittel, wie der Zeitungen, iſt dies ausſchließliche Cantonalpoſtweſen hinderlich, und ſo kommt es, daß die Schweizerzeitungen meiſtentheils nur Localblätter ſind und ihre Gauen nicht überſchreiten. Bei den Univerſitäten der Schweiz iſt aber dieſe Eiferſucht der Cantone noch entſchiedener von dem nachtheiligen Einfluß geweſen, die heimiſchen Intelligenzkräfte zu zerſplittern. Wenn kein Canton dem andern den Vorrang laſſen will, Sitz einer Univerſität zu ſein, und ſich deshalb jeder, der nur irgend die Mittel auftreiben

*) Nur Genf hat ſeitdem den franzöſiſchen Münzfuß angenommen. — Spätere Anmerkung.

kann, sein eigenes Universitätchen zurecht macht, so gut es gehen will, da entsteht auch für die geistige Bildung der Mangel einer Concentration, die gerade hier von bedeutender Wirkung wäre. So ist es auch mit den politischen Formen aller dieser einzelnen kleinen Verfassungen; wo die eine einen demokratischen Fuß hat, sucht die andere einen aristokratischen Kopf herauszubrechen, oder stemmt im revolutionairen Trotz die Hände in die Seite, wo die Nachbarverfassung sie sich zum Beten hat zusammenschnüren lassen von ihren herrschsüchtigen Priestern. Auf diese Weise sieht sich der kleine Schweizer Knäuel von Constitutionen über die Alpen hin, und Alles liegt darin so querkörpig und mit verwirrten Gliedern durcheinander, bloß um Gegensätze und Widerstreben herauszubringen. So hält die Schweiz gensfermassen den carikirten Gesammtvölkern Rauffuß dar, und wird in diesem kunstlichen Zerrbild befangen bleiben, so lange die Idee der Nationalrepräsentation sich nur im Caricaturgeist offenbart. Die Schweizer haben gewiß einen politischen Blutskaraktter, wenigstens ist derselbe an ihren bewaffnungen als der thpilische, mit dem man etwas zu spielzeig biede Nationalität aufgeschrieben hat. Aber die politische Bildung ist hier noch festwahrend in den Wehen begriffen und kann die festige Geburt

nicht erzielen, was einen peinlichen, jedoch auch zugleich höchſt lehrreichen Anblick gewährt, ſodaß man die Schweiz nicht mit Unrecht als eine Vorſchule der Politik betrachten kann, in welcher im Drang der Flegeljahre freilich noch ſtudentiſch genug gewirthſchaftet wird. Die europäiſche Natur hat ſich in ihren Hauptformen in dieſem Lande abgelagert und in einem geordneten Chaos wie auf einer Muſtercharte alle ihre anderswo zerſtreuten Eigenthümlichkeiten hier zuſammengedrängt. Wie den Naturformen, ſo ſcheint auch den geſellſchaftlichen Bildungsformen die Schweiz denſelben Sammelpunkt gewähren zu ſollen, und faſt alle Elemente und Verſuche der europäiſchen Cultur ſieht man deshalb hier wie unverdaute Speiſen in einem Magen umherliegen. Schon ihre Lage in Mitten Europa's ſcheint ihr die Aehnlichkeit mit jenem Organ zuzuſprechen. Von den germaniſchen und romaniſchen Elementen in die Mitte genommen, hat die Schweiz offenbar den Beruf, der Coincidenzpunkt beider zu ſein, obwohl ſie bisjetzt nur den zufälligen Miſchmaſch derſelben dargeſtellt hat. Je mehr ſie aber in ihrer eigenen Organiſation fortſchreitet und das wahre Ziel derſelben erreicht hat, deſto mehr wird ſie auch die ihr zugetheilte Aufgabe verwirklichen, die keine andere zu ſein ſcheint, als die durchbildete Einheit des

Romaniſchen und Germaniſchen zur Anſchauung zu bringen und namentlich eine concrete Vermittelung deutſcher und franzöſiſcher Bildung aufzuzeigen, was die vortheilhafteſten Reſultate gewähren könnte. Man kann wohl der Schweiz im Allgemeinen das ehrliche und edle Streben nicht abläugnen, zur ächten politiſchen Wahrheit und Freiheit gelangen zu wollen, aber die Frage, wie Jeder zu ſeinem Recht gebracht werden ſolle, ohne daß dem Andern ein Unrecht daraus erwachſe, iſt in den Weltzuſtänden überhaupt noch nicht gelöſt, und erſcheint in den Verſuchen, welche die Schweiz bisjetzt zu dieſer Löſung angeſtellt hat, lediglich unter der Form der Confuſion. —

In Luzern waren wir nun auf Einmal in einen erzkatholiſchen Canton hineingekommen, nachdem wir kurz vorher das reformirte Zürich, die Wiege der Reformation in der Schweiz, hinter uns gelaſſen. Wenn es nicht den benachbarten Zürichern zum Poſſen iſt, ſo weiß man es ſich wahrlich nicht zu erklären, warum hier im Canton Luzern plötzlich der ſtrengſte katholiſche Gegenſatz daſteht, beſonders da die Luzerner ſonſt als das munterſte und lebensfroheſte Völkchen von der Welt bekannt ſind. Der genuß- und feiertagsſüchtige, geſellige und zugleich gebildete Sinn der Bevölkerung in dieſem Canton

arbeitet auch ſtets auf die Milderung der katholiſchen Einflüſſe hin, wie ſehr auch dieſelben hier von einer rigoriſtiſchen Geiſtlichkeit gehandhabt werden, und Luzern kann ſich wenigſtens vor den andern katholiſchen Cantonen der Schweiz einer ziemlichen Freiheit der Bildung und der Lebensbewegung rühmen. In die letztere ſucht zwar die Geiſtlichkeit alle Augenblicke einzugreifen und hat zum Beiſpiel jetzt die Tanzvergnügungen auf gewiſſe Friſten im Jahre beſchränkt, worüber unſer Führer, mit dem wir die Umgegend durchwanderten, nicht Klage genug erheben konnte. Aber wenn auch die Luzerner fleißig beten und Meſſe hören, nachher ſind ſie nur um deſto lockerer, und beſonders unter den Frauen der niederen Volksklaſſen, die ſich durch Wohlgeſtalt hervorthun, herrſcht nicht das ſtrengſte Tugendprinzip. Dieſer Canton, mitten auf der Hochebene der Schweiz gelegen, ruht zu heiter im Schooß der lachendſten Natur, die hier ſelbſt ihre großartigen Bildungen ſänftigt und in das Liebliche hinüberſpielen läßt, als daß ein dumpfer und bigotter Sinn in dieſen Landſchaften die Oberhand gewinnen ſollte. Selbſt der Vierwaldſtätterſee, der anderswo alle Schrecken und alle ſchauerliche Erhabenheit der Romantik aufbietet, entfaltet bei Luzern nur die mildere Pracht ſeiner Ufer und Gewäſſer, und erfreut

gemüthlich, indem er den Blick zu seinen dunkelfarbigen und von den seltsamsten Lichtern und Schlagschatten überflogenen Wogen lenkt. Auf der Brücke des Sees geht die schöne Welt von Luzern spazieren und gruppirt sich an dem hölzernen Geländer, um dem Spiel der Wasserhühner unten in der Fluth zuzusehen. Mit dieser harmlosen Beschäftigung verbrachten auch wir fast einen ganzen Sonntag Nachmittag, da das trübe und regnichte Wetter nicht einmal eine Spazierfahrt über den See verstatten wollte. Das schon dazu bereit gewesene Dampfschiff lag ohne alle Zeichen des Lebens am Ufer, denn eine Fahrt ist an solchen Tagen immer unthunlich und gefährlich. In andern Gegenden kann man dreister auch einem schlechten Tag sich anvertrauen, aber die Natur in der Schweiz versteht keinen Spaß und droht schon ernsthaft, wo nur leichte Nebelbilder am Horizont zu tändeln scheinen. Diese Brücken aber, mit hohem Dach überdeckt und hausähnlich eingerichtet, sind Nothbrücken im eigentlichsten Sinne auch für das städtische Leben und werden in den meisten Schweizerstädten als solche benutzt, indem man in Ermangelung anderer städtischer Vergnügungen auf den Brücken spazieren zu gehen pflegt, die durch ihre Bauart Schutz gegen das Wetter und zugleich durch

ihre Lage in der Regel die reizendſten Fernſichten gewähren. —

Die Gebirgsnatur um Luzern wird beſonders durch den Rigi und den Pilatus charakteriſirt, die hier in einem den Blicken naheliegenden Bilde ihre höchſt verſchiedenartigen Geſtaltungen abzeichnen. Der vielgeſpitzte und krauſe Pilatus deutet ſchon von fern durch ſeine trotzig ausgeſtreckten Felſenhörner an, daß ihm Beſuche nicht ſehr willkommen ſind, während dagegen der Rigi ſich ſchon durch ſeine Form als den eigentlichen Modemann unter den Schweizerbergen darſtellt, und hinlänglich glatte und abgeplattete Seiten zeigt, durch die er ſich als ein Weſen von umgänglichen Eigenſchaften bei der ganzen Welt beliebt gemacht hat. Wer erſteigt nicht den Rigi, und ſelbſt die zarten Engländerinnen wagen es mit dem geſchmeidigen Rücken, den er ſo höflich unterbreitet. Wir gedachten, bei nur irgend leidlichem Wetter, am andern Tag in die Gebirge zu gehen, jedoch ohne unſere weibliche Reiſegenoſſenſchaft, und belauſchten deshalb jetzt, als wir in den Gaſthof zurückkehrten, unſere etwas ermüdete liebenswürdige Reiſegefährtin bei einem Monolog, der uns an den bekannten der Medea des Euripides erinnerte und worin das Schickſal ſo heftig angeklagt wird, das ſchöne Ge-

ſchlecht zugleich als ein ſchwaches geſchaffen zu haben. Jener Monolog der euripideiſchen Medea iſt aber vielleicht das älteſte Ur-Actenſtück der berüchtigten Emancipation der Frauen, die alſo ſchon ein altes Lied iſt, das immer eine halb komiſche halb tragiſche Wirkung gehabt hat. —

8.

Ankunft in Bern.

Man thut am beſten, den Weg von Luzern nach Bern durch das wildromantiſche Entlebuch zu wählen, das erſt ſeit Kurzem von der Poſtſtraße durchſchnitten wird und wo man in der üppigſten Alpennatur eine merkwürdige und noch wenig von dem Strom der Welt berührte Bevölkerung antrifft. Die Entlebucher verdienten durch eine Monographie verherrlicht zu werden, denn das kräftigſte Volksnaturell, mit vielen urſprünglichen Sitten und Eigenthümlichkeiten, hat ſich in dieſen maleriſch hingelagerten Bergzügen erhalten. Der Poſtwagen iſt in dieſer Alpenſchlucht noch ein neues und unerhörtes Ereigniß und die Entlebucher ſtecken aus ihren Hütten lachend die Köpfe heraus, um dies vorüberrollende Culturwunder anzuſtaunen und vielleicht über

die aus dem Schlage ſehenden Reiſenden eine ſcherzhafte Bemerkung zu machen. Denn in dem Entlebuch iſt zugleich der Schweizerwitz zu Hauſe, gleich als ob dadurch angedeutet werden ſollte, daß er in dieſem Lande ſehr verſteckt liegt, aber wo man in der Schweiz auf ihn trifft, kann man darauf rechnen, daß er von einer ſehr kernhaften und drolligen Sorte iſt und aus einem Ueberſchwang des Gemüths hervorgeht. Unter den Entlebuchern ſoll es auch viele ſogenannte Naturdichter oder Dorfdichter geben, die bei den geſelligen Vergnügungen und Feſten nicht fehlen dürfen. Daneben ſind die Entlebucher erklärte Revolutionairs und ihr Freiheitsſinn hat ſich beſonders in den älteren Zeiten der Schweizergeſchichte häufig durch gewaltſame Aufſtände verrathen. Und dieſer ſeltſame Volkscharakter dient den wunderbarſten Landſchaften zur Staffage. Die Berge ſind hier vielfach zerriſſen und zerklüftet, Alpenbäche ſpringen und rauſchen von den Höhen und laſſen die Melodie ihres Sturzes weit durch die Gegend erſchallen. Mit den vielen Gewäſſern, von welchen das Entlebuch durchſchnitten iſt, contraſtiren die herrlichſten Matten, hierundda ſchaut ein ſchwarzer Tannenwald über die ſilbernen Gewäſſer und die grünen Hügel hinweg, ſchauerliche Schlünde und Felſenſpalten ziehen den Blick zu ihren Tiefen,

und auf steilster Höhe stehen Hütten, aus denen ein derbschalkhaftes Entlebuchergesicht auf uns herabblickt. —

Auf der kleinen Tagereise von Luzern nach Bern erreicht man die letztere Stadt noch zeitig genug, um sie in Bewegung zu finden und den ersten Eindruck von ihrem Treiben und ihrer Eigenthümlichkeit zu empfangen. Bern gilt für die schönste Stadt in der Schweiz und vereinigt zugleich in sich alle Ansprüche auf eine große Hauptstadt, was in diesem Lande, wo das städtische Element noch in so unsichern Anfängen begriffen ist, immer nur eine verhältnißmäßige Bedeutung haben kann. Je größer eine Stadt in der Schweiz ist oder sein will, desto mehr wird die forcirte Kleinstädterei darin zu Tage kommen. Bern ist zwar in einem größeren Stil gebaut als die meisten andern Schweizerstädte, aber zu einer wirklich großen Stadt haben es die Schweizer auch hier nicht gebracht. Der erste Anblick von Bern bietet eine fast unerträgliche Monotonie dar, die besonders durch die steinernen Arkaden, welche unter den Häusern fortlaufen und eine Straße der andern völlig ähnlich machen, hervorgebracht wird. Da es sogar der Sitte widerstrebt, anders als in diesen Arkaden seinen Weg zu nehmen, so sehen die Straßen meistentheils entleert von

allen menſchlichen Weſen aus und haben das Anſehen einer Wüſte, während die Fußgänger unter der Verborgenheit der ſteinernen Hallen einherſchleichen. Dieſe gewähren zwar den in der Schweiz ſehr weſentlichen Vortheil, auch beim Regenwetter geſchützt durch die ganze Stadt gelangen zu können, führen aber noch außer dem Gepräge der Einförmigkeit, das ſie der ganzen Stadt aufdrücken, manches Unangenehme mit ſich. Es dienen nämlich dieſe Arkaden zugleich als Kaufhallen, in denen dieſe ganze tumultuariſche Krämerwirthſchaft, welche man überall in der Schweiz antrifft, aufgeſtapelt wird, und wo von all den Waaren die verſchiedenartigſten Gerüche in den Bogengängen zurückbleiben. Von dieſem Kramweſen iſt in der That faſt die ganze Stadt mit ſtechenden Düften durchzogen, die gerade in den Hauptſtraßen oft den Aufenthalt unerträglich machen.

Das Verhältniß von Stadt und Land iſt in der Schweiz ein ſehr eigenthümliches, und das eine hat das andere noch keineswegs überwunden, ſondern ſie ſcheinen gewiſſermaßen in einem unauflöslichen Gegenſatz aneinander gekettet, was ſowohl beſondere politiſche Verhältniſſe hervorbringt, als das Leben in den Städten ſelbſt bedingt. Das Land drängt ſich noch überall durch in den Städten, und iſt auch

unvertilgbar ſchon der natürlichen Grundlage nach, die ſich hier als das Mächtigſte erweiſt. So trifft man hier rauſchende Quellen, Gräben, Berghöhen mitten in der Stadt und wird, obwohl nicht immer auf eine für ſtädtiſche Bequemlichkeit angenehme Weiſe, bei jedem Schritt daran erinnert, daß der ſtädtiſche Anbau eigentlich nur das Land verdeckt, deſſen freies Wachſen und Blühen an dieſer Stelle bloß von den Häuſern niedergehalten wird, die traurig in ihrer ſteinernen Nothwendigkeit über einer gepflaſterten Bergſtraße ſich erheben. So rauſcht, fließt, rinnt und flüſtert es beſtändig von dieſen unterdrückten Naturmächten in den Schweizerſtädten, und wenn man Abends durch die Straßen von Bern wandert, muß man ſich in Acht nehmen, daß man nicht, dieſen Gewalten zum Opfer, in irgend eine Quelle hineinſtolpert, die mit heimlichem Seufzen mitten durch die Gaſſe läuft. Oder plötzlich ſteht man vor einem ſchwarzen Abgrund, der zu unſern Füßen gähnt, doch die Cultur hat eine Treppe angelegt, und man ſteige getroſt aber mit Vorſicht die Stufen hinunter, die ſich auch wohl durch eine ſchwache Laterne auf Koſten der Republik erhellen, um in die untere Stadt zu gelangen. Der Hauptfehler iſt vielleicht der, daß es in der Schweiz überhaupt Städte giebt, wodurch denn die

vielen localen und politischen Unbequemlichkeiten in diesem Lande entstanden sind. Bei einer Beschaffenheit des Bodens, die vorzugsweise auf ein Naturleben hindrängt, und bei einem Volksnaturell, das auf den Landbau angewiesen ist, erscheint das städtische Leben in der Schweiz mehr nur wie ein Mißgriff, oder wie ein Versehen, zu dem die Alpenkobolde die gutmüthigen Bewohner beredet haben, um sich mit deren Unbeholfenheit ihren Spaß zu machen und sie auszulachen wie den Bauer, der in den Venusberg hineingerathen. Alle die verzwickten und auf den Kopf gestellten Verfassungsverhältnisse, in welche die Schweizer durch ihre städtischen und politischen Organisationen sich verwickelt, scheinen eine solche Fastnachtskomödie, welche die Alpenkobolde angezettelt haben, um von ihren Firnen herunter über die Thorheit zu lachen, welche in die Stadt zog und dem Leben in und mit der Natur den Rücken drehte. Der Aufenthalt in den Städten der Schweiz hat auch selten etwas Heimliches, sondern giebt meistentheils eine ängstliche und peinliche Stimmung. In den Steinen, die zu Häusern verarbeitet sind, die als Mauern den Stadtbezirk abstecken, scheinen noch die Naturgeister zu spuken und trauernd ihre Rechte wiederzufordern von einer Bevölkerung, die jetzt Zeitungen liest und sich kopfüber

in die politiſche Debatte geſtürzt hat, ſtatt draußen in den Felſen und Bergen, auf den Triften und Matten ein patriarchaliſches Daſein ohne Politik und Diplomatie zu führen.' Die Städte ſind auch in der That, trotz aller angeſtrengten Entwickelungsverſuche, das Unbedeutendſte in der Schweiz geblieben, und die Landſchaft, obwohl in ihrer politiſchen Berechtigung und Vertretung meiſtentheils zurückgeſetzt und als unebenbürtig von den Städten behandelt, hat doch den urſprünglichen Kern des Naturlebens für ſich, das man in der Schweiz überall ſucht und verlangt und das für dieſen Alpenſtaat das höchſte Geſetz und die höchſte Freiheit hätte bleiben ſollen. So iſt die in neuerer Zeit wieder häufiger vorgekommene Empörung der Landſchaften gegen die Städte eine durchaus charakteriſtiſche Bewegung, in der man auch die Parteien in der Schweiz in ihrer richtigen und naturgemäßen Stellung zu einander antreffen kann. Das ariſtokratiſche Element hat ſich nämlich vorzugsweiſe als der Anwalt der ſtädtiſchen Vorrechte gezeigt, während die liberale und volksthümliche Partei, wie noch in der letzten Zeit bei den luzerner und baſeler Vorgängen, die Sache der Landſchaft gegen die Stadt unterſtützte und hierin das eigentlich nationale Leben der Schweiz zu fördern ſuchte. —

Wenn man ſich in Bern nach der Münſter-Terraſſe begiebt, um dort den ſchönſten Punkt der Stadt zu gewinnen, fühlt man ſich durch den Anblick eines Gebäudes, das man vorübergehen muß, an das ganze zwieſchlächtige Weſen der heutigen Schweiz gemahnt. Dies iſt unweit des Münſters das ſogenannte Stift, das, wie ſchon die großen Schilder an den Thüren es ſagen, auf der einen Seite das Hotel der franzöſiſchen Geſandtſchaft und auf der andern das Bureau der auswärtigen Angelegenheiten der Republik Bern in einer ſonderbar wahlverwandtſchaftlichen Vereinigung abgiebt. Hier haben wir das Spinnennetz der auswärtigen Diplomatie, die ihre Fäden hier im Centrum zuſammengezogen und der guten argloſen Schweiz Seele und Seligkeit wie eine Fliege darin gefangen hat. Welch ein komiſcher Anblick, eine einfache Landmannsſeele in den Schlingen der Diplomatie zu ſehen! Aber um den wahren Contraſt, auf den es hier ankommt, hervorzubringen, lagern ſich geradüber von der Plattform, auf welcher das diplomatiſche Haus ſteht, in ihrer ganzen erhabenen Perſpective die Gletſcher des Hochlandes, welche man hier in ihrem ſchneeweißen Feuer, in ihrem leiſe glühenden Schimmer als unendlich reine und ſehnſuchtswerthe Geſtalten am Horizont ſchweben ſieht.

Dieſer Contraſt der Natur und Diplomatie, den man in Bern empfinden kann, das vorzugsweiſe der Sitz der fremden Diplomatie und der Mittelpunct der Schweizernatur iſt, ſpricht in einem überraſchenden Bilde das ganze Schickſal der Schweiz aus und malt den Gegenſatz, der die Krankheit dieſes Landes iſt.

Herr von Montebello iſt gegenwärtig der Inwohner dieſes franzöſiſchen Geſandtſchaftshotels, obwohl in dieſem Augenblick, wie alle andern Geſandten, in Luzern bei der Tagſatzung anweſend. Man behauptet, daß der franzöſiſche Geſandte in Bern nicht nöthig habe, eine Miethe für ſein Hotel zu entrichten, ſondern zinsfrei von der Republik hier untergebracht ſei, was dem berner Patriziat als eine franzöſirende Hinneigung ausgelegt wird. Daß das Junkerthum von Bern mit der franzöſiſchen Gunſt buhle, leidet wohl keinen Zweifel, und wird nächſtens gewiß wieder zu einer bedeutenden Reibung Anlaß geben, wenn im großen Rath die Frage von der Ausweiſung des Prinzen Louis Napoleon aus der Schweiz zur Verhandlung kommt. —

9.

Zuſtände von Bern.

Von dem heftig ſtürzenden Aarſtrom umgürtet, erhebt ſich Bern in halbinſelförmiger Lage wie eine ſtolze Veſte, und ſcheint das trotzige Gefühl ſeiner Sicherheit noch durch die nahen Alpen zu erhöhen, die rings am leuchtenden Himmel ſo daſtehen, als hätten ſie eine ſchirmende Kette um das Weichbild der Stadt gezogen. Bern iſt auch die alte Veſte des Ariſtokratismus, welcher hier eine lehrreiche Geſchichte von Zuſtänden abgeſpielt hat und der, wie ſehr ihn auch die Zeit in ſeinen Burgen und vorbehaltenen Plätzen auszuhungern geſucht, noch immer ziemlich obenauf ſitzt auf den Zinnen und von hier in das ganze Land hineinbläſt, aus vollen Lungen aber mit abgehärmten Wangen. Die Ariſtokratie hat im Canton Bern den uralten Kampf mit der

Demokratie in allen Stellungen durchgefochten und hat dabei alles Glänzende und Wohlthuende, alles Gefährliche und Verächtliche, das aristokratische Verfassungen in verschiedenen Zeiträumen darbieten können, an den Tag gelegt. In einer absoluten Monarchie kann das Wohl des Volkes unstreitig besser gedeihen als in aristokratischen Republiken, die in der Regel von demokratischen Anfängen ausgehen, bald aber nur noch den Schein dieser volksthümlichen Elemente bewahren, und eine freche Lüge damit treibend, plötzlich in einer Oligarchie erstarren, zu der das Volk selbst in seiner Einfalt die Hände hat bieten müssen. Eine aristokratische Republik ist immer ein an der Volkssache verübter Betrug, denn diese Art der ausschließlich herrschenden Aristokratie, die als Patriziat auftritt und sich von der einem Staate organisch inwohnenden und assimilirten Aristokratie wesentlich unterscheidet, vermag sich nur zu behaupten, indem sie zu ihren Füßen das Volk arm, verächtlich, unebenbürtig und auf einer beschränkten Stufe der Entwickelung niederhält. Die absolute Monarchie dagegen, wenn nicht gerade der Wahnsinn der Despotie ihre Zügel führt, muß bei weitem mehr ihr Interesse darin sehen, daß ihre einseitige und einsame Größe an der Blüthe des Volkslebens sich bereichere und zu ei-

nem harmonischen Organismus ergänze. Daher ist der Beruf der Monarchieen die Ausstreuung der Cultur durch die ganze Breite des Volkslebens hin und der wahre monarchische Staat ist vorzugsweise der Intelligenzstaat, der das Volksthümliche nicht mehr als Gegensatz kennt, sondern diesen Gegensatz durch die gleichvertheilte geistige Berechtigung in sich aufgehoben hat. Der hohe Baum der Monarchie schlägt seine Wurzeln in der Tiefe des Volkes und muß sich beständig zu vermitteln suchen mit dem, worauf sein wahrstes Leben ruht. Diese Vermittelung hat eine politische Form zu gewinnen gesucht in der constitutionellen Bildung, der die Geschichte jedoch die reine und freie Entfaltung bisjetzt verkümmert hat, aber es ist entschieden, daß die moderne Monarchie nach einer solchen freien Mitte der volksthümlichen und monarchischen Elemente verlangt, in welcher sich eines mit dem andern zu gegenseitiger Stärkung begegnet, sei es nun in der constitutionellen Form oder in einer andern, welche die Geschichte dafür erschaffen wird. In der Idee einer vernünftigen Monarchie ist zugleich eine ununterbrochene Verbindung von Oben nach Unten und von Unten nach Oben gegeben, welche dem Kreislauf der Säfte gleicht, durch die sich der Baum mit seiner Wurzel vermittelt, und in dieser

regelten Bestimmungen, nach Ch. 48 die nicht-regelmäßigen Bestimmungen. Ch. 49 handelt von der Ordnung der Reise durch Feindesland, Ch. 50 von der Verpflegung und Besoldung, Ch. 51 von der Beute, Ch. 52 von Belagerungen, Ch. 53 von der Kapitulation, Ch. 54 von der Repressalie, Ch. 55 von der Behandlung der Gefangenen, Ch. 56 von Partei- und Spionage, Ch. 57 von Verrat, Ch. 58 von Meuterei und Aufruhr, Ch. 59 von Plünderung, Ch. 60 von Marodeuren, Ch. 61 von Zelt- und Lagerdisziplin, Ch. 62 von Duellen, Ch. 63 von Strafen, Ch. 64 von Begnadigungen, Ch. 65 von Belohnungen, Ch. 66 von Kriegsgerichten, Ch. 67 von Kriegsräten, Ch. 68 von Militärgefängnissen, Ch. 69 von Gefangenenlagern, Ch. 70 von Gefangenenbefreiung, Ch. 71 von Waffenstillstand, Ch. 72 von Kapitulationen, Ch. 73 von Waffenstreckung und Kapitulation, Ch. 74 von Kriegsgefangenen, Ch. 75 von Auswechslung, Ch. 76 von Parolen, Ch. 77 von Salvegarden, Ch. 78 von Geleitbriefen, Ch. 79 von Postliminium, Ch. 80 von Amnestie, Ch. 81 von Gesandten, Ch. 82 von Spionen, Ch. 83 von Überläufern, Ch. 84 von Waffenlosen, Ch. 85 von Kundschaftern, Ch. 86 von Parlamentären, Ch. 87 von Kriegsmaßregeln, Ch. 88 von Kriegsrecht, Ch. 89 von Standrecht, Ch. 90 von Kriegsgerichten, Ch. 91 von Militärkommissionen, Ch. 92 von Militärgerichten, Ch. 93 von Militärgerichtsbarkeit, Ch. 94 von Militärgerichtsverfahren, Ch. 95 von Militärgerichtsverfahren, Ch. 96 von Militärgerichtsverfahren, Ch. 97 von Militärgerichtsverfahren, Ch. 98 von Militärgerichtsverfahren, Ch. 99 von Militärgerichtsverfahren, Ch. 100 von Militärgerichtsverfahren, Ch. 101 von Militärgerichtsverfahren, Ch. 102 von Militärgerichtsverfahren, Ch. 103 von Militärgerichtsverfahren, Ch.

bundene Volksmasse immer willig gezeigt, an einzelne Fähige und Hervorragende Recht und Gewalt abzutreten, um desto ungestörter der Nothdurft nachlaufen zu können. So werden die Hervorragenden die Bevorrechteten, und wissen bald auch die Verantwortlichkeit für diese Bevorrechtung von sich abzuschütteln, obwohl jene die Form war, unter der ihnen diese zugestanden wurde. Nun schneidet aber dieser mechanische Gegensatz immer tiefer in das Leben ein, und wirkt vernichtend nach allen Seiten des Daseins, das in zwei baare Hälften zerfallen ist. Von diesem Mechanismus der Gegensätze stellt die Geschichte der Schweiz gewissermaßen Musterbilder auf, an denen man die Pathologie dieser politischen Formen studiren kann. Dies gewährt besonders die Geschichte von Bern in rasch zusammengedrängten Erscheinungen, und nirgends kann man Glück und Größe der Aristokratie mit dem Verfall des Volkslebens und dann wieder das Emporblühen des Volkslebens mit dem Verfall und der Entartung der Aristokratie so Hand in Hand gehen sehen, als in den Zuständen dieses Cantons von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

Die Aristokratie von Bern entwickelte sich allmählig aus ächt demokratischen Elementen, die sogar in der früheſten Periode einen freireichsstädtischen

Charakter hatten. Der große Rath der Zweihundert, in welchem sich die höchste gesetzliche Gewalt zusammenfaßte, behauptete lange seinen durchaus volksthümlichen Ursprung, indem er nur aus Elementen der städtischen Gemeinde sich bildete, welche von gleichen Berechtigungen umschlungen war. Aber dieser große Rath betrachtete sich mit der Zeit immer mehr als einen ausschließlichen Körper und begann im städtischen Wesen selbst Unterschiede zu organisiren, die auf die Vorrechte der Geburt hinausliefen. Es unterschieden sich die regierungsfähigen Bürger, welche auf diesen Vorzug durch das älteste Bürgerrecht ihrer Väter Anspruch machten, von den andern, die man nur als bloße Stadteinwohner gelten ließ und an denen mithin eine Klasse vorhanden war, die schlechthin regiert zu werden berufen war, und selbst nicht regieren sollte. So entstand schon unmittelbar aus bürgerlichen Elementen selbst ein Patriziat, in dessen ersten einfachen Erscheinungen sich jedoch der Keim der wucherndsten aristokratischen Pflanze verbarg, denn unter diesen regierungsfähigen Bürgern selbst sonderten sich wieder die Nuancen der adeligen und nichtadeligen Geburt auf eine immer schroffere Weise. Der große Rath, der sich nur aus den regierungsfähigen Bürgern ergänzte und durch den die eigentliche Souverainetät von

Bern dargestellt wurde, mußte daher zu einem mehr und mehr aristokratischen Charakter anwachsen, der den ganzen Staatskörper versteifte und an die Stabilität fesselte. Denn selbst in den kleinen Rath, der an sich schon wenig bedeutete, hatten sich die patrizischen Familien verzweigt, und dem volksthümlichen Element war nach keiner Seite mehr freier Spielraum geblieben. So bildeten sich die ersten Krankheitsformen aus, an denen jede aristokratische Republik sich erkennen läßt und die einmal darin sich zeigen, daß die höchsten Staatsstellen erbliche Familiengüter werden, dann, daß die Gesellschaft in Kasten zerfällt, die durch ihre Absperrung alle geistige Entwickelung hindern, indem es nicht mehr vergönnt ist sich über seinen Stand hinauszuleben. In diesen Uebeln liegen aber auch zugleich die natürlichen Mittel der Rettung, indem sich gewöhnlich schon die Motive der Revolution darin verbergen. Je mehr das Patriziat durch Beschränkung des Volksunterrichts und anderer Dinge darauf hinarbeitet, aus dem Volk nur einen dumpfen Pöbel zu erzielen, desto schärfer wird der Volksgeist zum Bewußtsein seines edleren Selbst erwachen oder es wird auch das Pöbelelement, dem man ihn überantwortet hat, sich endlich als die furchtbarste Kraft des Widerstandes erheben. Dies Alles hatten die gnä-

digen Herren von Bern im Lauf der Zeiten verschuldet und erfahren. Einzelne Aufstände und Verschwörungen rüttelten zwar an diesen alten Formen und brachten Milderungen hervor, aber sie erhielten sich doch in ihrem eingerosteten Grundwesen bis auf die französische Revolution, die mit einem Schlage das Gebäude aus seinen Angeln riß. Bekanntlich war es das Jahr 1798, in welchem die aristokratische Souverainetät von Bern vor den französischen Bajonetten zusammenstürzte und die Zügel der Regierung dem Volke überließ, das die einziehenden Sieger als Bringer der Freiheit begrüßen mußte. Bern war nun eine Zeitlang Hauptstadt der sogenannten helvetischen Republik und die aristokratische Partei hatte hier, wie überall in der Schweiz, ihr Haupt gebeugt, obwohl sie in der Stille an den umfassendsten Plänen spann. Als endlich nach Verlauf von vier Jahren die allgemeine Bewegung sich wieder dahin richtete, die von Frankreich der Schweiz aufgedrungene Form und Regierung abzuschütteln, glaubte die Aristokratie nur ihren Fuß setzen zu dürfen, um die alten Plätze wiedereinzunehmen, aber siehe! den alten Herren fehlte nichts als die alten Knechte. Das Volk hatte in der Zwischenzeit einen außerordentlichen Fortschritt in allen Stücken der Bildung gewonnen, es war im Selbst-

bewußtsein erstarkt und von den höheren Ideen eines politischen Daseins durchdrungen worden. So stand es den aristokratischen Ueberlieferungen, in die es wieder eingeschmiedet werden sollte, plötzlich als eine neue Macht gegenüber. —

Die Vermittlungsacte Napoleons im Jahr 1803 brachte die streitenden Elemente in der Schweiz zur Ruhe, jedoch mit Anerkennung jener neuen Bedeutung, welche der Volksgeist sich erobert hatte. In den Zuständen des Cantons Bern machte sich dadurch besonders eine durchgreifende Veränderung des Lebens geltend. Die Stadt Bern hatte bisher über die Landschaft eine tyrannische Oberherrlichkeit behauptet und derselben in den meisten Dingen die gesetzliche Ebenbürtigkeit verweigert. Jetzt gesellte sich zur Demüthigung der städtischen Oligarchie auch die Emancipation der Landschaft, ja Aargau und das Waadtland, die sich schon früher selbständig gemacht hatten, traten nun als selbstherrliche Theile unter eigenen Verfassungen in den Staatenverband der Schweiz über. Das Patriziat von Bern sah seine hauptsächlichsten Vorrechte in den Händen seiner Feinde, der Volkspartei, und fand es schimpflich, mit derselben theilen zu sollen, was es früher allein besessen, oder durch die geistige Fähigkeit nun um das zu wetteifern, was ihm schon

durch die Geburt zuständig gewesen war. So schleppten sich im mühsam verhaltenen Unwillen die gnädigen Herren bis zum Sturze Napoleons hin, der in der ganzen Welt das Signal zur Wiederherstellung der alten Privilegien und Diplome war. Nachdem auf Betrieb der aristokratischen Partei die österreichischen Truppen in die Schweiz eingerückt waren, zerriß man die napoleonische Vermittelung in Stücke und suchte in allen Dingen die alte Verfassung, auf deren Lotterbett man so wohl geruht hatte, wieder hervor. Der Widerstand der volksthümlichen Elemente, die erst in einem so jungen Leben sich erprobt hatten, war wie überall damals gering, doch bewirkte er im Canton Bern, wo man eben den alten Rath der Zweihundert wieder zurechtmachte, wenigstens einigermaßen eine Anerkennung der früher nicht regierungsfähigen Bestandtheile in Stadt und Land. Diese wurden jetzt im großen Rath in der That durch eine Minorität vertreten, die aber so schwach begründet und durch ihre ganze Existenz so zweifelhaft war, daß sie dem patrizischen Uebergewicht gegenüber nur die Beschämung des Volkswillens repräsentiren konnte. Die Restauration ging auch in der übrigen Schweiz ihren Weg, vermochte aber nirgend wieder eine feste und zuversichtliche Gestalt der Dinge zu gründen.

Frankreich zeigte sich als den allgemeinen Heerd der europäischen Politik abermals in der Julirevolution, die aber vielleicht der letzte Act dieser universellen Bedeutung des französischen Staatswesens ist, denn seitdem hat sich die Stellung der Franzosen, durch ihre innern abstracten und trivialen Parteikämpfe, immer mehr als eine egoistisch isolirte erwiesen, die für das Allgemeine unfruchtbar geworden. Aber die Julirevolution zündete auch in der Schweiz wie überall und brachte hier den unter der Asche glimmenden Funken des Volkslebens wieder zur lebendigen Flamme. Am meisten wehrten sich die berner Herren und die demokratische Wiedergeburt dieses Cantons ging nicht ohne gewaltsame Erschütterungen ab, in denen jedoch das Volk als die organisirende Macht in der neuen Ordnung der Dinge sich festsetzte. Die neue volksthümliche Verfassung vom Jahre 1831 beraubte das Patriziat von Bern aller seiner Bevorrechtungen und Männer des Volkes nahmen jetzt die Regimentssitze ein, welche die Aristokratie zum Theil freiwillig verlassen hatte. Denn die aristokratische Partei schämte sich jeder Vermischung mit den radicalen Emporkömmlingen, die jetzt verfassungsmäßige Gleichheit der Rechte davongetragen, und sonderte sich in der Stille einer intriguanten Zurückgezogenheit zu einem zähen

Absatz 4. Wir gebrauchen in der Bibel das Wort Sünde, wenn wir von einer Handlung reden, die gegen Gottes Willen ist. Wir gebrauchen das Wort Sünde, wenn wir von Ungehorsam gegen Gottes Willen reden. Wir gebrauchen das Wort Sünde, wenn wir von Ungerechtigkeit reden. Wir gebrauchen das Wort Sünde, wenn wir von Gottlosigkeit reden. Wir gebrauchen das Wort Sünde, wenn wir von Lieblosigkeit reden. Wir gebrauchen das Wort Sünde, wenn wir von Ungläubigkeit reden. Wir gebrauchen das Wort Sünde, wenn wir von Selbstsucht reden. Wir gebrauchen das Wort Sünde, wenn wir von Unreinigkeit reden. Wir gebrauchen das Wort Sünde, wenn wir von Lügen reden. Wir gebrauchen das Wort Sünde, wenn wir von Stolz reden. Wir gebrauchen das Wort Sünde, wenn wir von Neid reden. Wir gebrauchen das Wort Sünde, wenn wir von Mord reden. Wir gebrauchen das Wort Sünde, wenn wir von Haß reden. Wir gebrauchen das Wort Sünde, wenn wir von Rachsucht reden. Wir gebrauchen das Wort Sünde, wenn wir von Unversöhnlichkeit reden. Wir gebrauchen das Wort Sünde, wenn wir von Unbarmherzig

bracht zu haben und die höhere Cultur des Volkes befindet sich in einem nicht mehr aufzuhaltenden Fortschritt, welche Schwankungen auch durch einzelne bedeutende Persönlichkeiten, die bald nach dieser bald nach jener Seite neigen, im Verfassungsleben entstehen mögen. Im Allgemeinen kann man wohl von dem schweizerischen Charakter mit Recht behaupten, daß er überwiegend aristokratische Bestandtheile in sich selbst trägt, und aus diesem Widerspruch verlangt er eben so heftig nach demokratischen Formen. Gewiß ist es charakteristisch, daß Haller's Lehre von der Begründung der absoluten Staatsgewalt durch den Territorialbesitz gerade in diesem Lande und unter diesem Volke, in welchem alle Lebenskraft in dem in Besitz genommenen Heimathsboden wurzelt, entspringen mußte. —

Die vertriebene aristokratische Regierung von Bern hatte die Freude, ihre volksthümlichen Nachfolger auch durch die Zeitverhältnisse in die größten Verlegenheiten gerathen zu sehn. Der Fall von Warschau und die unglücklichen Ixionsversuche des deutschen Liberalismus und Demagogismus hatten eine immer wachsende Schaar von heimathlosen Flüchtlingen durch die Schweiz versprengt, welche ihnen ein Asyl mit so vieler Gastfreundlichkeit eröffnete, wie sie ein edles Volksgemüth immer den vom

Schicksal Gezeichneten beweisen wird. Und diese Flüchtlinge, verunglückte Kräfte der Geschichte, zum Theil auch die verlorenen Söhne derselben, hatten durch ihr tragisches Unglück ein Recht darauf, die Bedeutung der Schweiz als des Asyllandes in einem heiligen Sinne in Anspruch zu nehmen. Täuschten und mißbrauchten auch viele derselben die Gutmüthigkeit der ehrlichen Schweizer, so hatte darum doch nicht weniger der edle Beweggrund, aus dem man sich ihres Unglücks angenommen hatte, an sich seine Gültigkeit. Und die neue demokratische Regierung von Bern handelte besonders in diesem Sinne, und ihren sowohl ächt menschlichen als auch politischen Sympathieen war es zuzuschreiben, daß der Canton Bern der eigentliche Mittelpunct der Niederlassung und Unterstützung für die fremden Flüchtlinge wurde, die hier fast eine Colonie zu bilden anfingen. Vielleicht kokettirte man auch sogar etwas mit diesen Flüchtlingen, um sich der ausländischen Diplomatie gegenüber ein klein wenig zugutzuthun auf die Selbstständigkeit der neuen liberalen Cantonsregierung, und dies ging in der That so weit, daß man die fremden Gäste nicht nur am heimischen Tische Platz nehmen ließ, sondern ihnen auch im innern Haushalt Aemter und Stellen gab, wobei sie eine Zeitlang fast die Bevorzugung genos-

sen. Der demokratisch gewordene Canton Bern schien seine Flüchtlinge wie eine Art Hofstaat zu betrachten, auf den er ganz stolz und eitel war, und wenn dies Koketterie gewesen, (obwohl gewiß die Koketterie eines guten Herzens) so hat er sie hinlänglich abgebüßt durch die großen Unannehmlichkeiten, die ihm daraus entstanden. Der berüchtigte Savoyer Zug vom Jahre 1834 hat der Verdrießlichkeiten und Verdächtigungen genug über Bern gebracht. Die Fünfhundert flüchtiger Polen, die von Frankreich zurückgewiesen und dem Canton Bern allein auf dem Hals geblieben waren, indem die Eidgenossenschaft jeden Antheil an ihrer Unterstützung und Aufnahme verweigerte, hatten aus dieser Zufluchtstätte einen Heerd jener neuen und abenteuerlichen Pläne gemacht, welchen man kaum einen andern Namen als den des Wahnsinns beilegen kann. Und in dieser tollen und barocken, zum Theil komisch bettelhaften Weise ging auch der ganze Zug nach Savoyen vor sich, wohin jene Polen, im Verein mit andern Flüchtlingen, den fast gänzlich unmotivirten Versuch tragen wollten, Italien zu revolutionniren. Noch heut wird in Bern viel darüber gesprochen, wieweit sich das Mitwissen der Behörden um diesen Plan erstreckt habe, und da der aristokratischen Partei dies die günstigste Gele-

genheit schien, die gegenwärtige liberale Regierung zu verdächtigen und mit dem Auslande in Händel zu verwickeln, so kann man sich denken, daß sie keine Intriguen und Anschwärzungen sparte, um den Behörden eine Schuld aufzubürden, die nur scheinbar auf ihnen lasten mochte. Soviel ist gewiß, daß die diplomatischen Flüchtlingsnoten, mit denen man bald darauf die Eidgenossenschaft von allen Seiten drängte, nicht ohne Anreizung der schweizerischen und namentlich der berner Aristokraten ins Land geschickt wurden, welche diesen Zeitpunkt zu ihrer Wiederbelebung und zugleich zu ihrer Rache an den Liberalen ausersehen hatten. Demunerachtet ist es nicht ohne Grund, daß die Behörden Berns von jenem Savoyer Zug im Voraus unterrichtet gewesen, und ein den öffentlichen Ereignissen naheſtehender und nichts weniger als der Aristokratie dienender Mann versichert mir, daß man in ganz Bern genau wußte was kommen sollte und schon drei Wochen vorher mit diesem beabsichtigten Auszug der Flüchtlinge bekannt war. Dies ist um so wahrscheinlicher, da die Unternehmer dieses Abenteuers selbst kein großes Geheimniß daraus machten oder es wenigstens sehr sorglos hüteten. Die gutmüthigen Berner dachten sich aber nichts weniger dabei als daß es ihnen zu politischem Hochver-

nach möglich weiten Raum, zum Arbeiten Raum
und Gelegenheit, und Ruhe und Stille, und
Ruhe und Stille, und Ruhe und Stille, und
wo die andern tot sind. Wo noch, bei Gott
und Menschen, Ruhe und Stille ist, und wo
Wasser und Luft, wenn Menschen arbeiten,
nicht verpestet werden. Wo Ruhe und Stille
ist, ist Freiheit. Freiheit Arbeitsplatz zu
wählen, Freiheit Arbeitsmittel zu wählen, Frei-
heit Arbeitsart zu wählen, Freiheit Arbeits-
zeit zu wählen und vor allem Freiheit die Luft
zu atmen, die Gott uns gab, und die Freiheit
die Erde zu betreten, die Gott uns gab. Wo
Ruhe und Stille ist, ist Gott, wo Gott ist,
ist Ruhe und Stille, wo Ruhe und Stille ist,
ist Leben, wo Leben ist, ist Gott.

Auf Arbeitsplatz und Arbeitsart, auf Ar-
beitsmittel und Arbeitszeit, auf Luft und Erde
und Ruhe und Stille und Gott und Menschen
und Leben und Freiheit, auf Freiheit und
Leben und Menschen und Gott und Ruhe und
Stille und Erde und Luft, auf Luft und Erde
und Stille und Ruhe und Gott und Menschen
und Leben und Freiheit, auf Freiheit und
Leben und Menschen und Gott und Ruhe und
Stille und Erde und Luft, auf Luft und Erde
und Stille und Ruhe und Gott und Menschen
und Leben und Freiheit, auf Freiheit und

hier dem Centralbureau der Geschäfte mit der ihm eigenen genialen Umsicht vorstand. Der Bieler See ist in der Geschichte der demokratischen Träume schon durch Jean Jacques Rousseau berühmt, der auf der herrlichen Peters-Insel, die über seinem Wasserspiegel emporragt, eine Zeit seines Lebens verbrachte. Kaum kann wohl eine Gegend gefunden werden, in deren phantastischer Abgeschiedenheit man für seine Gedankenbilder leichter den Maßstab der Wirklichkeit verlernen könnte, als am Bieler See, der zu den Füßen des Jura hingegossen liegt wie ein glänzendes Traumbild, das seltsame Ideen hinundherbewegen. In klarer Nähe schweben rings am Himmel die weißen Firnen des berner Hochlandes, die von ihren freiheitathmenden Höhen herab als stumme Zeugen zusahen, wie unten an dem See die jungen Pygmalions um die selbstgefertigte Bildsäule der Freiheit tanzten und warben, ohne sie beleben zu können. Man muß von ewigem Eis und Schnee sein, wie diese Gletscher der Alpen, um nicht beim Anblick eines solchen Schauspiels vor Ironie und Wehmuth zu zergehen.

Biel selbst ist ein allerliebstes kleines Städtchen, unweit Bern, in den schönsten und fruchtbarsten Auen gelegen, und von einer industriellen Regsamkeit belebt. Wenn man durch die hügeligen Stra-

ßen von Biel wandert, bemerkt man sogleich den gutmüthigen und freundlichen Sinn der Einwohner, die den Flüchtlingen, welche hier in der Nähe ihr Hauptquartier hatten, sich so mildthätig erwiesen haben. Die Häuser haben in diesem Städtchen alle einen traulichen Charakter und hinter Blumenfenstern sehen schöne Mädchen hervor, die hier besonders zu gedeihen scheinen. Manches hübsche Mädchen von Biel hielt gewiß die fremden Flüchtlinge für Helden, und liebte sie. Daß an diesem Ort eine so große Gunst für die eingewanderten Gäste entstehen konnte, erklärt sich aus manchen Ursachen, die zum Theil in der früheren Geschichte dieser obwohl kleinen doch immer durch eine gewisse Bedeutung ausgezeichneten Stadt liegen. In Biel herrscht immer noch viel französische Geschmeidigkeit und Sorglosigkeit, die sich leichter dem fremden Eindruck hingiebt, als sonst das in sich verbleibende spröde Schweizernaturell, und man sagt der bieler Bevölkerung nach, daß sie sich in die Zeiten der französischen Herrschaft zurücksehne, an die sie durch das Jahr 1798 gekommen war, und in welcher Periode sie namentlich viele Handelsfreiheiten besessen haben soll. Die sehr alte Stadt gehörte in den frühesten Zeiten zu den bischöflich baseler Landen, später bildete sie sogar für sich einen Freistaat, der sich

gegen die bischöfliche Oberhoheit fast selbständig verhielt und bei der Tagsatzung durch seine Abgesandten sich vertrat. Der wiener Congreß entnahm Biel dem französischen Besitz, unter dem es sich wohl befunden hatte, und es kam an den Canton Bern, das für den Verlust des bis dahin mit ihm zusammengehangenen Aargau und Waadtlandes durch die ehemals bischöflich baseler Lande entschädigt wurde. Biel aber behielt den Geist und Stolz seiner historischen Selbständigkeit bei und wiegt sich noch heut in dieser Bedeutung bei aller seiner Kleinheit. So haben wir hier, in dieser ächt schweizerischen Manier der kleinen Selbständigkeiten, nicht einmal einen ganzen Canton, sondern nur ein Städtchen von zwei- bis dreitausend Einwohnern, das wie ein für sich bestehender historischer Körper sich unterscheiden will und auf seine eigene Hand Sympathieen und Vorneigungen sich hingiebt, ohne, wie bei der Flüchtlingsangelegenheit, das Allergeringste nach der ausländischen Diplomatie zu fragen. — —

Das weitgreifende Aergerniß, welches der Flüchtlingszug im Jahre 1834 gab, schien jedoch bei der Regierung von Bern nur einen geringen Eindruck hervorgebracht zu haben, denn noch in demselben Jahre stiftete die liberale Partei in Bern die Universität geradezu in der Absicht, sie aus solchen

verfehmten Elementen zusammenzusetzen, die sowohl der Diplomatie des Auslandes als den einheimischen Aristokraten ein scharfer Dorn im Auge sein mußten. Man war nämlich bei der Gründung dieser Universität, die aus der früheren Akademie hervorging, besonders bemüht, politisch compromittirte deutsche Gelehrte und selbst Flüchtlinge heranzuziehen und als Professoren anzustellen, um daran ein lebendiges und von der Volksintelligenz getragenes Bollwerk gegen den Aristokratismus aufzuthürmen. Dieser Gedanke war eigenthümlich genug, ein Institut zu schaffen nicht nur als Ablagerung deutscher Intelligenzkräfte, worauf die Schweizeruniversitäten überhaupt angewiesen sind, sondern zugleich als Asyl der Verstoßenen und Verbannten, die hier, in den allgemeinen Frieden der Wissenschaft aufgenommen und unter deren Schutz gestellt, durch ihren vom Märtyrerthum gehobenen Einfluß der Bildung der Jugend und des Volkes diejenige Richtung geben sollten, die dem Liberalismus die ihm wünschenswerthen Garantieen für die Zukunft verspricht. So ging die Schöpfung der berner Universität aus dem Großen Rathe hervor, natürlich unter dem größten Widerstande der aristokratischen Partei, die auch nachmals nicht aufgehört hat, diese Universität, die in der That eine liberale In-

trigue war, als ein Seminar der Revolution zu verdächtigen. Die berner Aristokraten ließen von jetzt an ihre Söhne im Auslande studiren, und wenn der Liberalismus sich in die Wissenschaft hineingesetzt hatte, so sollte diese radical gewordene Wissenschaft wenigstens die theuern Junker nicht vergiften, sondern man wollte es der eigenen Brut der Liberalen ausschließlich überlassen, sich an diesem vergifteten Mäusespeck den Tod zu essen. Denn anders wie eine Mäusefalle sahen die Aristokraten diese Universität doch nicht an, und sie waren sicher, daß die Liberalen sich unfehlbar selbst verfangen würden in dieser Falle. Auch sprengte man häufig aus, daß das Institut sich nicht zu halten vermöchte, und oft schon wurde von dem Augenblick gesprochen, wo es wieder aufgehoben werden solle, der aber noch immer nicht gekommen ist. Es sind auch wenig innere Gründe dazu vorhanden, da die Vereinigung des Liberalismus mit der Wissenschaft an sich keinen Widerspruch enthält und wohl nur in einigen persönlichen Vertretern dieser Combination als eine Carikatur sich auswies. Namentlich hat in dieser letzteren Beziehung die Professur eines Mannes, wie Siebenpfeiffer, wohl nicht bloß bei den aristokratischen Gegnern der berner Hochschule Anstoß erweckt, und es ist kein Zweifel, daß man damals

in Bern solche radicalen Anstellungen mit einem gewissen Prunk betrieben hat, der in Verbindung mit einer wissenschaftlichen Angelegenheit verwerflich erscheint. Denn mit Siebenpfeiffers wissenschaftlicher Bedeutung ist es nicht besser bestellt als mit seinem hohlen und gedankenlosen Liberalismus, durch den er und Seinesgleichen der liberalen Bewegung in Deutschland einen so unersetzlichen Schaden zugefügt haben. Diese Hambachiaden und diese journalistischen Freiheitsorgien, dieser Sausundbraus eines abenteuernden und liederlichen Liberalismus, mit dem ohne Plan und Verstand und ohne alle Kenntniß der historischen und politischen Verhältnisse in den Tag hineingewirthschaftet wurde, diese Dinge waren es, welche der darauf über Deutschland gekommenen Reaction so viel Gewalt und Gewicht verliehen, und wodurch eine Lähmung über unsere Bestrebungen gebracht ward, die uns fast das Herz abgedrückt hat. Konnte die Verschuldung, die Siebenpfeiffer durch sein abgeschmacktes Treiben in Deutschland auf sich geladen, und wofür ihn jeder wahrhafte Liberale hassen mußte, bei der regenerirten Republik von Bern wie eine Märtyrerglorie erscheinen, so mag dies als optische Lichttäuschung hingehen, aber wenn man aus diesem faulen revolutionairen Holz einen Professor geschni-

zelt hat, so mußte die Wirkung davon eine komische sein. Siebenpfeiffer liest an der berner Universität vornehmlich über Staatsökonomie und Staatsrecht, und bringt darin eine halb politische, halb philosophische und schöngeistische Waare zu Markte, unter großem Zulauf der Studirenden, die von seinem beredten Vortrag gefesselt werden. Er mag für seine Person ein braver Mann sein und besonders durch sein gegenwärtiges, sehr zurückgezogenes Privatleben alle Achtung verdienen, aber sein Treiben bleibt immer eine Charlatanerie, so jetzt in der Wissenschaft, wie früher in den politischen Bewegungen.

Als Mitglieder des Großen Raths waren die Gebrüder Karl und Johann Schnell, die in der berner Politik eine so bedeutsame Rolle spielen, auch für die Gründung der Universität von dem wesentlichsten Einfluß. Wie ich mich gehört zu haben erinnere, eiferte aber besonders Hans Schnell gegen die Anstellung von Flüchtlingen, auf die es jedoch einmal bei dieser Hochschule, wie bemerkt, prinzipienmäßig abgesehen war. Indeß läßt sich auch nicht läugnen, daß das Institut gerade durch das Prinzip der Opposition, mit dem es verwachsen wollte, manchen ausgezeichneten Lehrer gewann. Selbst der ehrwürdige Held der schweizerischen

Volksſache, der geniale Trorler, kam gewiſſermaßen als Flüchtling von Baſel an die berner Univerſität, da ſich ſeine frühern baſeler Verhältniſſe keineswegs auf einem geſetzlichen Wege auseinander gelöſt hatten. Ich denke ſpäterhin etwas Zuſammenhängenderes über dieſen vortrefflichen Mann in meinem Tagebuche aufzuzeichnen, da mir bei meinem Aufenthalte in Bern das Glück ſeiner Bekanntſchaft geworden. Ein Deutſcher iſt Trorler's Freund, Wilhelm Snell, der ihm in den baſeler Vorgängen mit treuem Antheil an der Gefahr zur Seite geſtanden, und auch in Bern mit ihm vereinigt, jetzt hauptſächlich die juriſtiſche Facultät vertritt. In derſelben Facultät lehrt auch Reinhold Schmidt, früher Profeſſor in Jena und in burſchenſchaftliche Bewegungen verwickelt, die er mit längerer Feſtungsſtrafe gebüßt, und wofür ihn nur die berner Profeſſur belohnt hat. Kein Flüchtling, aber doch ein Jude iſt Herr Valentin, ebenfalls ein Deutſcher. Hier hat ſich die Univerſität von Bern als ein Gedanke des modernen Liberalismus auf die ehrenwertheſte Weiſe bethätigt, indem ſie dieſen durch ſeine phyſiologiſchen Entdeckungen berühmten jungen Mann zu einer Profeſſur zugelaſſen, trotzdem er ein Jude iſt und bleibt. Es giebt, glaube ich, noch an keiner andern Lehranſtalt ein

ähnliches Beiſpiel, daß man ſich zur Höhe eines ſolchen wahrhaft wiſſenſchaftlichen Standpunktes erhoben und das wiſſenſchaftliche Verdienſt durch das religiöſe Bekenntniß nicht beeinträchtigt gefunden hat. So zeigt ſich die Wiſſenſchaft der Freiheit würdig, die ſie unterſtützen und entwickeln helfen ſoll. Und wo wäre auch die Freiheit in unſerer Zeit, wenn nicht einmal in der Wiſſenſchaft?

10.

Die Nationalpartei in der Schweiz.

Das politiſche Volksleben der Schweiz fängt an durch die Angelegenheit des Prinzen Louis Napoleon eine neue Bewegung zu erhalten. Das politiſche Treiben, das unmittelbar nach der Julirevolution in den Jahren 1830 bis 1832 ſo lebhaft und bedeutſam in dieſem Lande geweſen und ſich namentlich durch großartige Volksverſammlungen an den Tag gelegt hatte, war in der letzten Zeit, wie überall, ſo auch in der Schweiz ſehr zuſammengeſchrumpft und zu winzigen Regungen verkümmert. Um ſo größeres Aufſehen erregt jetzt die patriotiſche Volksverſammlung in Langenthal, die vor einigen Tagen (23. September) auf den Ebenen dieſes zum Canton Bern gehörigen Marktfleckens Statt gefunden. Hier war der Kern der ſchweizeriſchen Bewe-

gungsmänner beiſammen, um durch volksthümliche Beſchlüſſe die Partei zu vertreten, welche ſich den Nationalverein nennt und die den eigentlichen Zielpunct ihrer Beſtrebungen in eine Bundesreform der Schweiz geſetzt hat. Es hat etwas Religiöſes, ein Volk in geordneter Maſſe und zu einem höheren Zweck zuſammengetreten zu ſehn. Dies gute arme Volk, ſo wenig begünſtigt vom Schickſal, ſich drängend und abarbeitend um ein dürftiges Daſein, unter grobem Kittel ein volles und kräftiges Herz, dazu beſtimmt, im Schweiß ſeines Angeſichtes ſelbſt die Gerechtigkeit ſich zu verdienen, und immer nur begnadigt mit den Broſamen von den Tiſchen der Bevorzugten, wer kann es ohne heilige Schauer betrachten, wenn es ſich ſammelt und ſeine dumpfe Unfreiheit überwindend, zu einem Moment des Bewußtſeins ſich erhebt? Man denkt dabei unwillkürlich an den göttlichen Zug in jedem Volksgeiſte und iſt bereit, ſeinen Regungen, in denen es in einem ſolchen ergriffenen Augenblick aufzuckt, wie Offenbarungen zu vertrauen. Nicht jede Volksthümlichkeit vermag aber bei öffentlichen und freien Verſammlungen ſich ſo würdig und in jenem heiligen Sinne einer Gottesſtimme zu äußern, als die der Schweizer, welche darin faſt daſſelbe tüchtige Naturell zeigen, welches an den Engländern ſo be-

wundernswürdig ist. Die kernhafte Volksgesittung der Engländer, die bei solchen Versammlungen oft unermeßliche Schaaren bloß von innen heraus zügelt und in musterhafter Ordnung darstellt, ist bekannt. Es ist dies eine gewisse Frömmigkeit des Volksgemüthes, das um so lauterer und reiner sich erhält, je höher es von den Regierenden geachtet und mit Vertrauen angesehen wird. Der Sinn des Volkes erweist sich überall als tief und zart, wenn man ihn zu behandeln weiß und seiner innern Tüchtigkeit ihn überläßt, anstatt ihn durch rohe Betastungen roh zu machen. Der schweizerische Volkscharakter hat ebenso viel Innerliches und moralisch Gehaltenes auf der einen, wie Heftiges und Leidenschaftliches auf der andern Seite, und kann auch in dieser Zusammensetzung mit dem englischen verglichen werden; aber im Allgemeinen auf einer geringern Bildungsstufe stehend als der englische, ist er in der frommen Haltung, die er auf seinen öffentlichen Versammlungen offenbart, um so mehr zu bewundern.

Diese Haltung, man könnte sie eine politische Andacht nennen, sprach sich auch bei der Volksversammlung in Langenthal mit dem rührenden Eindruck aus, von dem man bei solchen öffentlichen Verhandlungen so leicht ergriffen wird. Die Ver-

ſammlung, die wohl gegen 8000 Menſchen herbeigezogen hatte, fand, bei Regen und Unwetter, im Freien Statt, unter Vorſitz des bekannten Patrioten Kalthofer, der in den Verfaſſungsverhältniſſen Bern's bei mehreren Gelegenheiten eine bedeutende Rolle geſpielt hat. Nur für die Redner und den engeren Ausſchuß des Nationalvereins war eine bedeckte Tribune aufgeſchlagen. Die an die Spitze geſtellte Frage betraf das Begehren Frankreichs, den Prinzen Louis Napoleon aus der Schweiz zu verweiſen. Ein Mitglied des Vereins, Dr. Girard, beantragt eine Adreſſe an die franzöſiſche Nation zur Aufklärung über das ungerechte Begehren ihrer Regierung, und verlieſt deshalb einen Entwurf. Man macht ihn auf das Fruchtloſe einer ſolchen Demonſtration aufmerkſam. Da erhebt ſich Köllner, mit dem Beinamen „der Saure," welcher jetzt vielleicht der gewaltigſte Volksredner in der Schweiz iſt, und zu den populairen Geſtalten gehört, die auch in dieſem Lande immer ſeltener geworden ſind. Seinem Berufe nach, glaube ich, iſt er ein Advocat, und wird durch ſeine furchtbare Stentorſtimme allen Dingen, die er beſpricht, jedesmal den Sieg verſchaffen. Zu ſeiner donnernden Rede ſteht im richtigen Verhältniß ſeine rieſenhafte Geſtalt, die den Freunden Vertrauen und den Geg-

nern die nöthige Verehrung einflößen muß. Den Beinamen des Sauren hat er sich selbst beigelegt. Er unterstützte den Antrag einer Adresse an das französische Volk, und ging dabei von der grundsätzlichen Voraussetzung aus, daß Völker sich näher und inniger verwandt seien als Regierungen. Die Völker aber wollten immer nur den Frieden und das Recht. So sei er überzeugt, daß es in Frankreich noch einen großen Theil der Nation gebe, der nicht hinlänglich aufgeklärt sei über die französische Regierungsforderung an die Schweiz, und er schlage deshalb vor, eine solche Adresse, wie beantragt worden, zur Aufklärung in die französischen Zeitungen zu rücken. Was die Versammlung genehmigte. Wer dies hört, wird vielleicht über die plumpe Gutherzigkeit dieser Zumuthung an das französische Volk lächeln müssen, aber er thue es nicht mit vornehmer Geringschätzung dieser herrlichen schweizerischen Einfalt, die hier mit einem derben Biedermannsfaustschlag das Netz der Diplomatie entzweireißen will, um von Volksherz zu Volksherz zu sprechen, nicht gedenkend, daß das französische Volksherz so schwer aus seinen vielen theatralischen Hülsen herauszuschälen und noch schwerer für eine Sympathie zu gewinnen ist, die außerhalb seiner Landesgränzen liegt.

Auch Troxler sprach auf der Volksversammlung von Langenthal, das große Thema anschlagend, für das er schon so oft in den Kampf gegangen, und in dem er alle Energie und vielleicht auch alles Martyrthum seines ganzen politischen Lebens nun zusammendrängen zu wollen scheint. Er brachte nämlich wieder die Angelegenheit einer schweizerischen Bundesreform auf dem Wege eines niederzusetzenden Verfassungsrathes in Anregung. Hier zeigte er, daß er mit dem schärfsten und umfassendsten Gesicht die diplomatischen Händel des Augenblickes durchdringe. Man bedrohe, sagte er, von Außen eigentlich nur die freisinnigen Institutionen der Schweiz. Dies sei der Sinn auch der gegenwärtigen Verlegenheit, welche der Schweiz durch die Forderung Frankreichs bereitet werden solle, und darum könne dies nur als erneute Aufforderung gelten, jener großen Bundesreform der Eidgenossenschaft sich ernstlicher als je zuzuwenden. Zu ähnlichem Zweck erhob sich der Großrath Gruber von St. Gallen, welcher die sanctgallische Section des schweizerischen Nationalvereins auf der Versammlung vertrat. Er machte in dieser Angelegenheit vorzüglich auf den bisherigen Mißstand der Rechtsgleichheit in der nationalen Gemeinsamkeit und auf den Unfug der bevorrechteten Kantonalsouverainetäten

aufmerksam und empfahl die Republik in ihrer Reinheit als ächte Darstellung menschenrechtlicher Gleichheit und Freiheit.

Zum Schluß der Versammlung erklärte sich endlich das Centralcomité des Nationalvereins in einer Sitzung für bevollmächtigt und beauftragt, in allen Theilen der Schweiz, wo es immer geschehen könne, Freischaaren zu bilden, sobald die Regierung von Frankreich nur im Entferntesten anfange, ihren Drohungen gegen die Schweiz Folge zu geben. Jedes Mitglied des Nationalvereins sei Mitglied eines Freischaarencorps oder müsse aus dem Verein treten. Dies traf mit der gegenwärtigen Volksstimmung der Schweizer zusammen, die nur Haß gegen die Franzosen athmet. Man hörte diesen Haß hier auf die naivste Weise sich aussprechen. „Wir wollen ihnen ihre rothen Hosen schon ausklopfen!" ist der gäng und gäbe Ausdruck, den ich hier aus manchem ehrlichen Schweizermunde vernahm, begleitet von der Action einer Faust, der das Siegel des Heldenthums ohne Zweifel in jedem Glied aufgedrückt war. —

Was nun die Sache Louis Napoleons anbetrifft, so wird die Erklärung, die der Nationalverein darüber abzugeben beschlossen, daß es nämlich der nationalen Selbständigkeit der Schweiz zuwider-

laufe, dem französischen Begehren nachzugeben, ohne Zweifel von großer Einwirkung auch auf die Behörden sein, welche jetzt in den einzelnen Cantonen über diese komische Angelegenheit berathschlagen. Der Nationalverein pflegt solche Erklärungen in den Zeitungen zu veröffentlichen oder sonst in einer eindringlichen Form unter das Volk zu verstreuen, denn die hauptsächlichen Mittel, durch welche diese Partei zu wirken sucht, sind auf solche moralisch-nationale Demonstrationen berechnet. Wenn im Staatsleben die vermittelnden Organe nicht mehr fähig sind, den nationalen Blutumlauf in sich aufzunehmen, so erfüllen dann die freien Vereine und Associationen ihren großartigen Beruf, als ein neues Lebensorgan sich zwischen Nation und Staat in die Mitte zu stellen und dem erstarrenden politischen Körper wieder die Wärme der nationalen Bewegung zuzuführen. Und dies ist gerade die Lage, in welcher sich die Schweiz, als politischer Gesammtkörper angesehen, seit der Restauration befindet. Die volksthümliche Wiedergeburt mehrerer einzelner Cantone seit 1830 vermochte doch dem Bundesvertrag von 1815, welcher das politische Gesammtleben der Schweiz eidgenossenschaftlich bindet, nicht das freie Gleichgewicht zu halten, vielmehr ist dafür gesorgt, daß die in der eidgenossenschaftlichen Ver-

tretung geſäeten ariſtokratiſchen Keime allmählig auch wieder in den regenerirten Cantonen ſelbſt aufgehen müſſen. So zeigt ſich die Ariſtokratie, die mit der Demokratie in der Schweiz immer wie die Katze mit der Maus geſpielt hat, in den ganzen Bundeskörper der Eidgenoſſen ſo eingeimpft, daß ſie ſich immer wieder von ſelbſt hervorbringen muß, ſelbſt in den einzelnen demokratiſch gewordenen Theilen. Mit einem Worte, es fehlt der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, wie ſie ſich durch ihre Vororte und auf ihren Tagſatzungen vertreten läßt, jedes nationale Element, und die ausländiſchen Diplomaten, welche die Schweiz zu dieſer heutigen Eidgenoſſenſchaft diplomatiſirten, haben es feinſäuberlich verſtanden, den Enkeln Tells und Winkelrieds ein chineſiſches Schattenſpiel aufzubauen, in welchem die alten republikaniſchen Volksgeiſter gezähmt und gezopft, mit wackelndem Kopfe und diplomatiſch zugemeſſenen Gebärden, einhermarſchiren müſſen. Dieſe illuſoriſche und diplomatiſche Föderativrepublik in eine freie nationale Verfaſſung des Schweizerbundes umzugeſtalten, iſt das Grundbeſtreben der radicalen oder vielmehr contrerevolutionairen Partei, die ſich ſeit dem Jahre 1833 unter dem Namen des Nationalvereins förmlich organiſirt hat und deren eigentliche Seele Tror-

ne 18. Zoll Durchmesser, gibt in der obersten Abtheilung 60 Pfund, in der zweiten 40 Pfund, in der dritten 30 Pfund, und in der vierten Abtheilung 20 Pfund Wasser. Die Wasserhöhe in dem Reservoir ist 60 Fuß, und die Länge der Röhrenleitung 1000 Fuß. Wie viel Wasser wird jede Minute aus jeder Abtheilung fließen? Wie viel Wasser wird jede Minute aus der 4ten Abtheilung fließen, wenn die Röhrenleitung 2000 Fuß lang ist? Wie viel Wasser wird jede Minute aus der 4ten Abtheilung fließen, wenn die Röhrenleitung 3000 Fuß lang ist? Wie viel Wasser wird jede Minute aus der 4ten Abtheilung fließen, wenn die Röhrenleitung 4000 Fuß lang ist? Wie viel Wasser wird jede Minute aus der 4ten Abtheilung fließen, wenn die Röhrenleitung 5000 Fuß lang ist? Wie viel Wasser wird jede Minute aus der 4ten Abtheilung fließen, wenn die Röhrenleitung 6000 Fuß lang ist?

Wie viel Wasser wird jede Minute aus der 4ten Abtheilung fließen, wenn die Röhrenleitung 7000 Fuß lang ist? Wie viel Wasser wird jede Minute aus der 4ten Abtheilung fließen, wenn die Röhrenleitung 8000 Fuß lang ist? Wie viel Wasser wird jede Minute aus der 4ten Abtheilung fließen, wenn die Röhrenleitung 9000 Fuß lang ist? Wie viel Wasser wird jede Minute aus der 4ten Abtheilung fließen, wenn die Röhrenleitung 10000 Fuß lang ist?

verhältnisse einem zu ernennenden eidgenössischen Verfassungsrath überantworten. Wie ich aber aus mir gemachten persönlichen Aeußerungen einiger Mitglieder zu schließen glaube, so hat man sich wohl auf Seiten dieser Partei die nordamerikanischen Verfassungsverhältnisse als Muster vorgestellt und dabei vornehmlich das Zweikammersystem zur Bildung eines Congresses ins Auge gefaßt. Darin aber sind alle Mitglieder einverstanden, daß die gegenwärtige ambulirende Tagsatzung nichts als ein Uebel sei, und deshalb hat auch der Nationalverein niemals Petitionen an dieselbe versucht, sondern allein durch die moralische Kraft seiner öffentlich ausgesprochenen Ansichten auf die Volksstimmung zu wirken gestrebt. Diese Wirkung geht denn aber besonders dahin, die Zerfallenheit und das antinationale Wesen der gegenwärtigen schweizerischen Bundesregierung fühlbar zu machen und das Volk zu einer Selbsthülfe aufzurufen, um aus dem unorganischen Staatenbund, aus welchem jetzt die Schweiz lose und locker zusammengesetzt ist, wieder einen Bundesstaat zu gestalten, der, aus nationalen Elementen erwählt, den Gesammtwillen des Volkes vertrete. Das Bestreben dieser Nationalpartei scheint sich hauptsächlich darin zuzuspitzen, ein repräsentatives System auch in der Bundesverfassung der

Schweiz einzuführen. Dabei soll es jedoch keineswegs auf eine absolute Einheit und Centralisirung des Landes abgesehen sein, wie etwa in der aus französischem Geblüt erzeugten helvetischen Republik, sondern es kommt vielmehr darauf an, das Verhältniß zwischen Cantonalismus und Centralität in die richtige nationale Harmonie zu bringen, indem die Einheit des Bundes aus der Vielheit der Lande dermaßen geschaffen werde, daß weder die Cantonalexistenz in dieser Centralität zu Grunde gehe, noch auch, wie bisher, die einzelnen Cantone eine Art von Souverainetätsrecht bei der Tagsatzung üben dürfen. Denn da nach dem gegenwärtigen System der kleinste Canton beim Bunde ebenso viel Stimmrecht hat wie der größte, und, wenn ich mich nicht irre, auf der Tagsatzung nur der Unterschied stattfindet, daß die Gesandten der alten Orte auf etwas erhöhteren Lehnstühlen dasitzen dürfen als die der jüngeren, so ergiebt sich daraus von selbst ein Mißverhältniß der Vertretung und zugleich eine Souverainetät, welche die Cantone über die ganze Nation ausüben können. Bei den vielen kleinen Cantonen nämlich, in welche das Land gesondert ist, muß auf diese Weise die Minorität des Landes, die noch dazu auch geistig und intensiv die schwächste sein wird, die Majorität der Stimmen haben und also auch die Majorität des

Landes beherrschen. Eine verhältnißmäßige Repräsentation des Landes nach der Seelenzahl, und nicht mehr nach der Souverainetätshoheit der Cantone, dürfte deshalb auch in den Gedanken der Nationalpartei inbegriffen liegen. Dann müßte allerdings die jetzt herrschende lächerliche Eitelkeit und Rivalität der Cantone einer reinen nationalen Vertretung weichen, und die Popularisirung des Bundes, wonach jene Patrioten streben, wäre in den gründlichsten Formen erreicht.

Der schweizerische Nationalverein hat seine im Jahre 1835 zu Schinznach förmlich entworfenen Statuten, die von Wilhelm Snell und Troxler gezeichnet sind, veröffentlicht. In denselben steht als Hauptgedanke an der Spitze, daß alle Schweizer, ohne Unterschied der Religion, der Sprache und eigenthümlicher Localeinrichtungen, Eine schweizerische Nation bilden sollen. Den verschiedenen schweizerischen Völkerschaften diese Einheit eines freien, unabhängigen und geistig veredelten Nationaldaseins zu schaffen, will sich der Nationalverein aller dahin zielenden rechtlichen Mittel und Gelegenheiten bemächtigen, und hat sich in dieser Aufgabe den heiligen Grütlibund der Altvordern, wie ihn die Stifter der Eidgenossenschaft, Walther Fürst, Werner Stauffacher und Arnold

von Melchthal gegründet haben, ausdrücklich zu seinem Vorbild gesetzt. Denn dies ist sein Wesen, auf die alten ursprünglichen und ächten Verhältnisse der Eidgenossenschaft zurückzugehen, um die gegenwärtige vom Auslande diplomatisch zugestutzte Schweiz wieder in die wahre, von innen heraus sich gebärende, volksthümliche Gestalt zu reorganisiren. Um aber zur Verwirklichung der neuen nationalen Bundesverfassung zu gelangen, hat der Verein sein lebhaftestes Streben darauf gerichtet, diejenigen Volksrechte, welche er als die Grundbedingungen eines republikanischen Staatslebens betrachtet, hervorzubilden und zu begründen. Als solche grundthümlichen Volksrechte finden sich in den Statuten mit folgenden Worten angegeben: „die politische Rechtsgleichheit, ohne die es kein freies Bürgerthum giebt; die Volkssouverainetät (Volkswillen) als Quelle der Verfassung und ihrer Fortbildung, und als Richtschnur und Regulativ für die Gesetzgebung; die freie Presse, als Organ der öffentlichen Meinung, welche der Leitstern aller Behörden sein soll; eine tüchtige und unabhängige Justiz, als stärksten Schutz der persönlichen Freiheit und ihrer Entwickelung; und endlich das Recht zu freien Vereinen (Associationsrecht)." Dieser Paragraph schließt mit

den merkwürdigen Worten: „Als die Hauptbürgschaft für Erhaltung dieser Rechte betrachtet er möglichst gesteigerte menschliche, bürgerliche und nationale Bildung des ganzen Volkes.“ —

Der Nationalverein verzweigt sich durch die Schweiz in vielen einzelnen Cantonalabtheilungen, die aber durch ein jährlich erwähltes Centralcomité verbunden, und in ihren Arbeiten geleitet werden. Von dem Centralcomité selbst geht die Förderung derjenigen schriftstellerischen Arbeiten aus, welche im Sinne des Vereins, meistentheils für das Volk, doch auch für die gebildeten Klassen unternommen und auf Kosten der Gesellschaft gedruckt und verbreitet werden. Besonders aber ist man bemüht, die Zeitungspresse für die Angelegenheiten des Nationalvereins nutzbar zu machen. Zu den Statuten gehört auch die Bestimmung, daß jede einzelne Section des Vereins eine Lesegesellschaft zu stiften und dieselbe möglichst weit auszudehnen sucht. Jeder, der in irgend eine Abtheilung des Nationalvereins eintreten will, hat einen Beitrag zu zahlen, der aber höchst geringfügig sein kann. —

Aus dieser flüchtigen Skizze von den Bestrebungen der Nationalpartei ergiebt sich, wie thöricht diejenigen Stimmen geurtheilt haben, welche den Nationalverein für gleichbedeutend mit der jungen

Schweiz ansahen. Der Nationalverein ist vielmehr die Partei des alteidgenossenschaftlichen Lebens der Schweiz, die in einer Zeit, welche mit Staatsgrundgesetzen ein höhnisches Spiel zu treiben pflegt, sich erhoben hat, um, einem vom Auslande aufgedrungenen Verfassungswesen gegenüber, an den alten und ewigen Keim aller Gesetzgebung und alles Staatslebens zu mahnen, der im Volke gegeben sei. Diese Partei ist noch klein in der Schweiz, aber doch von einer sehr intensiven Größe, die besonders darin beruht, daß sie im Patriotismus und in jenem abgeschlossenen Heimathssinn der Schweizer wurzelt, welcher, in seiner Alpenwelt das vollste Genüge des Daseins findend, allen ausländischen Elementen abhold ist. Dagegen hat aber die Nationalpartei ihre entschiedenen Gegner an den kleinen Cantonen, die sich nach der Bundesacte von 1815 als souveraine Gewalten bei der Tagsatzung vertreten dürfen. Diese kleinen Cantonalexistenzen der Schweiz haben in der That ein seltsames Schicksal gehabt und die Geschichte hat wenige Beispiele so zähen und festen Lebens bei so großen Schwankungen der Verhältnisse aufzuweisen. Die Verfassung von 1798, welche die eine und untheilbare helvetische Republik gründete, hob alle Gränzen zwischen den Cantonen auf, und suchte ihr Einheitssystem auf Kosten der Vielheit

herzustellen, indem sie den Cantonalismus völlig zerstörte. Dadurch aber wirkte sie zu sehr in einem antischweizerischen Geiste, und wie sie ein Todesstoß gegen die Aristokratie war, so wurde sie nun auch, ungeachtet ihrer demokratischen Elemente, zugleich unerträglich für den Ehrgeiz des Volkes oder vielmehr der Cantone, denn in manchem Betracht darf man wohl von einer allgemeinen Volksthümlichkeit in der Schweiz nicht sprechen, da sie meistentheils nur unter der Form des Cantonalismus erscheint. Napoleon, im Sinne der Vermittelung einschreitend, schlug daher in seiner Mediationsacte vor allen Dingen das alte Gerüst der Cantone wieder auf und stellte dieselben in ihrer eigenthümlichen und souverainen Existenz wieder her. Wenn Napoleon es gut mit der Schweiz meinte, so war ihm doch ohne Zweifel auch viel an ihrer Ohnmacht gelegen, und so glaubte er sie vielleicht in dieser cantonalen Zersplitterung am besten in sich selbst gefangen, indem er wie ein schlauer Sieger durch die Fesseln, die er anlegte, zugleich sich die Volkssympathieen gewann. Daß es ihm auch darum zu thun war, in der Verfassung, welche die Schweiz aus seinen Händen empfing, ein volksthümliches Werk zu schaffen, läßt sich gewiß nicht in Abrede stellen. In seinem Grundgesetz finden sich schon Elemente derjenigen nationalen Ver-

Schutz, Ruhe, Aufrichtigkeit, auf die Natur, auf die Betrachtung, Gesundheit, Mäßigkeit, Arbeit, Geduld, Gelassenheit, Gleichmuth, Ordnung, Sanftmuth, Liebe, Barmherzigkeit, Gott und Jesus Christus, und auf die Hoffnung des Ewigen Lebens. Die Lehrart Pestalozzis ist: Anfangs mit Einfach Beginnen, dann mit der Entwicklung der Kräfte fortschreiten, und mit Vollendung schließen. Wie man alle unsere Beschäftigungen in Einfache Elemente zerlegen müsse, und wie jeder Fehler unserer Methode darinn bestehe, daß wir diese Elemente nicht gehörig beobachten. Beispiele davon. Ein Beispiel, wie man die Kräfte der Kinder entwickeln müsse, und wie man sie durch Beschäftigungen, die sie interessiren und Vertrauen einflößen, zu Lust und Liebe zu ihren Arbeiten bringen müsse.

Die Verbesserung der gegenwärtigen Armen-Erziehungs-Anstalt, und die Art, wie sie zu verbessern wäre. Ob es nicht gut wäre, wenn man die Kinder, die in dieser Anstalt sind, in Familien vertheilte, und wie man es machen müsse, daß sie in Familien gut gehalten würden. Ob es nicht gut wäre, wenn man Kinder, die in Familien sind, in diese Anstalt nähme, und wie man es machen müsse, daß sie in dieser Anstalt gut gehalten würden. Ob es nicht gut wäre, wenn man Kinder, die in Familien sind, in diese Anstalt nähme, und wie man es machen müsse, daß sie in dieser Anstalt gut gehalten würden. Ob es nicht gut wäre, wenn man Kinder, die in Familien sind, in diese Anstalt nähme, und wie man es machen müsse, daß sie in dieser Anstalt gut gehalten würden.

und französischer Sprache geschrieben werden, und Troxler dürfte darin seine publizistische Thätigkeit auf das Lebhafteste wieder aufnehmen, obwohl er die Ruhe in der letzten Zeit sehr liebgewonnen; aber der Kampf hat für einen alten Helden jederzeit wieder etwas Verführerisches. Es sollen jedoch noch manche Schwierigkeiten sich der Ausführung jenes Planes entgegenstellen. Im Allgemeinen bemerkt man jetzt an dem schweizerischen Zeitungswesen einen außerordentlichen Aufschwung. Täglich kündigen sich neue Unternehmungen an, die den bisherigen Schlendrian zu verlassen scheinen und sich einem etwas höheren Stil des Zeitungswesens zukehren. Zwar giebt es bisjetzt noch keine einzige Zeitung in der Schweiz, welche täglich erschiene, und erst ganz seit Kurzem kommt die Baseler Zeitung sechsmal wöchentlich heraus. Aber der Nationalverein scheint berufen, diese Bewegungsmittel des öffentlichen Lebens auf eine höhere Stufe emporzubringen, und wird sich auch wohl diesen Beruf, der so sehr mit seinen Zwecken übereinstimmt, nicht nehmen lassen. —

11.

Troxler.

Unter allen öffentlichen Charakteren der Schweiz die eigenthümlichste, tief von innen heraus bewegte Gestalt. Philosoph, Arzt, Gelehrter und Schriftsteller, hängt Troxler mit den bedeutendsten geistigen Richtungen der Gegenwart, und namentlich mit der deutschen Wissenschaft zusammen, aber die Krone alles Lebens und Strebens ist ihm sein Vaterland und der stille Alpenwinkel, wo er dem ersten Gedanken der Freiheit nachgehangen. Ehrenvollen Berufungen nach Deutschland, die ihm in früheren Zeiten zu Theil wurden, besonders an die Universitäten von Berlin und Bonn, hätte er entsprechen können, wenn ihn nicht die Liebe zu seiner Schweiz stets auf dem dornigen Posten festgehalten, auf den ihn hier die vaterländischen Interessen in vielfacher

Beziehung geſtellt. Wäre er dem Trieb ſeiner wiſſenſchaftlichen Natur gefolgt, wonach er ſelbſt Deutſchland als ſein geiſtiges Vaterland betrachten muß, ſo hätte er, wie andere deutſche Profeſſoren, ruhig bei uns ſeine Collegia leſen, ſich einen Orden verdienen und Profeſſorenthee's geben können, anſtatt ſich quälen, verfolgen, verſtoßen und flüchtig von einer Ecke der Schweiz in die andere treiben zu laſſen. Aber die Liebe iſt unermüdlich und läßt ſich gern halbtodt jagen, ſtirbt aber doch nicht. Dieſer Art war auch beſtändig Trorlers Patriotismus, unter einem Volke von hochmüthigen Bauern und bäueriſchen Patriziern, die eine Geſtalt von höherer ideeller Abkunft ſchon um dieſer geiſtigen Ueberlegenheit willen niemals anerkennen, ſondern je weiter je lieber von ſich ſtoßen werden. Und was hat nicht Alles Trorler in der Schweiz erdulden müſſen, bloß wegen der höheren Natur, die in ihm iſt, und durch die er das Ideal des ſchweizeriſchen Volksthums und ein urſprüngliches National- und Naturleben der Eidgenoſſen wiederzuerſtreben und zu vertreten ſucht! Trorler hat die tiefſte Ingründigkeit des ſchweizeriſchen Charakters und jene derbe Naturkraft in ſich erhalten, die ſich mit den modernen politiſchen Spiegelfechtereien ſchlechterdings nicht befreunden kann und deshalb mit aller Gewalt eines ſolchen

Sinnes eine Gestaltung der Dinge anstrebt, die aus Naturrecht und Volksthum unmittelbar wie eine göttliche Offenbarung hervorgehen soll. Zugleich aber treten jene körnigen Elementarkräfte des schweizerischen Wesens veredelt in ihm auf, angeflogen von feiner Bildung und Zartheit des Gemüths, vertieft durch Speculation und Wissenschaft, und durch die Wahlverwandtschaft mit den deutschen geistigen Bewegungen der localen Beschränktheit enthoben. Man mag ihm zu Zeiten mit Grund Heftigkeit und Jähzorn vorwerfen können, besonders wo ihn sein Rechtsgefühl dazu treibt, und er hat durch dieses Ungeschick einer edeln leidenschaftlichen Seele häufig genug sich selbst und seiner Partei geschadet. Aber mit der Gewaltsamkeit seines Charakters geht doch zugleich eine große Weichheit und Gemüthlichkeit gleichen Schritt, und die letzteren Eigenschaften sind gewiß noch mehr, als jene erste, die Grundlage seiner radicalen Richtung. Diese Gemüthsinnerlichkeit entspringt in dieser Vereinigung mit dem schroffsten Radicalismus bei Troxler aus der Weihe, in der ihm das Volk als eine souveraine und göttliche Herrlichkeit erscheint. Seine Anschauung vom Volke ist ihm eine religiöse. Er blickt nicht, wie andere Radicalen, auf das Volk hinunter als auf eine von seiner Intelligenz abhängige Masse, deren Führer

er sich betrachte, sondern er blickt zu dem Volke hinauf wie zu einer vom Heiligenschein umflossenen Majestät, in deren Dienst er sein Leben gegeben. Dieser schwärmerische Cultus der Volksidee trägt und begeistert ihn unablässig, und das Volk hat es so auf dieser Seite zu demselben ausschließlichen und göttlichen Nimbus gebracht, wie auf der andern Seite der politischen Parteien die königliche Autorität. Auf wie entgegengesetzten Seiten die Menschen auch stehen mögen, sie haben überall dieselben Götter unter verschiedenen Namen, und oft ist der neue Gott nur die umgedrehte Figur des alten. Wie eine Krankheit von einem Körpertheil auf den andern zurücktritt, so werfen sich auch oft in unserer Zeit die höchsten Ideen der Menschheit herum, und treten bald aus dem Kopf in den Magen, bald aus dem Herzen in das Gehirn, sind aber in allen Lagen nur dieselben Uebel, an denen man sich zu Tode krankt. So erscheint jene unbedingte Heiligsprechung der Volkssouverainetät doch am Ende nur wie ein Zurücktreten der königlichen Autorität aus dem Oberleib der Menschheit in den Unterleib derselben. Wenn im unbedingten Königthum der Einzelwillen sich von Gottes Gnaden schreibt, so schreibt sich in der Volkssouverainetät der Gesammtwillen von Gottes Gnaden, und beide sind gerade

in dieſer ſcharfen Entgegenſetzung und auf dieſen ihren äußerſten Spitzen Einsunddaſſelbe, indem ſie zu den nämlichen Reſultaten für die individuelle Freiheit der Menſchheit führen. Es müſſen vielmehr dieſe nackten und einſeitigen Extreme des Einzelwillens und des Geſammtwillens aufgehoben und für beide die vermittelnden Formen gefunden werden. Die ſchweizeriſchen und amerikaniſchen Republiken ſind gewiß eine höchſt gewagte Vermittelung dieſer ächt menſchlichen Gegenſätze. Es iſt wahr, daß es mir im abſoluten Königthum ſchlimm ergehen kann, aber wenn das abſolute Königthum mich todt ſchlägt meiner Ideen wegen, ſo ſchlägt mich vielleicht die Volksſouverainetät todt, weil ich einen beſſeren Rock anhabe als die Geſammtheit, oder weil ich gern Champagner trinke. Die höheren Ideen mit dem ſchlechten Rock zu vermitteln, dürfte alſo die nächſte Aufgabe der Geſchichte ſein. Das volksthümliche Königthum, auch repräſentative Monarchie genannt, iſt bisjetzt noch immer auf halbem Wege ſtehen geblieben und hat mit der einen Hand wieder genommen, was es mit der andern gegeben, ſodaß es gerade in den Ländern, die damit den größten Lärm gemacht haben, wie Frankreich, ſeiner innern Auflöſung bereits wieder nahe gekommen. Das volksthümliche Königthum hat

aber weder seine Sehnsucht nach dem gelobten Lande der Legitimität noch seine Scheu vor den bleichen Gesichtern und zerrissenen Jacken des Volkes überwinden können, und so ist aus dem Staat dieser unfruchtbare Hermaphrodit geworden, dem die Naturwahrheit fehlt und den nur krankhafte Gelüste bewegen. England stellt unserer Trostlosigkeit die große Harmonie seines Staatslebens entgegen, und zeigt die freie Bewegung von Königthum, Aristokratie und Volk in der gegenseitigen Gebundenheit, aber zu einem solchen organischen Nationaldasein gelangt man nur durch eine Hingebung an das Nationale, die bei allen Theilen gleicherweise stattfinden muß. Das Volk muß zu einer Nation erzogen werden und man muß ihm politische Bildung zu Theil werden lassen, es mit politischen Begriffen speisen und tränken, um seinen jetzigen historischen Hunger zu stillen. Wie lange wird man noch mit der Maxime durchkommen, das Volk sei unreif zu einer volksthümlichen Verfassung, während man ihm zu gleicher Zeit die Schule verweigert, um sich das Zeugniß der Reife erwerben zu können? Diese Illusion auf Seiten der legitimistischen Staatsmänner ist gefährlich genug, und ihr steht die andere, nicht minder gefährliche Illusion bei denjenigen Radicalen gegenüber, die, wie Troxler, das Volk schon durch

den göttlichen Beruf auf der Stufe voraussetzen, zu der es erst durch politische Erziehung und geschichtliche Entwickelung gelangen soll und kann. Was Ideal der Geschichte ist, betrachten Troxler und seine Partei schon als eine von Ewigkeit her gegebene Wirklichkeit, und stützen darauf das Gebäude der Gegenwart. Daher das schneidend tragische Mißgeschick, das ihren Bestrebungen nach allen Seiten hin begegnet, sowohl durch den aristokratischen Widerstand, als auch durch die Verwirrung und Reaction in ihrer eigenen Mitte. Die schweizerische Nationalpartei, an deren Absichten sich Troxler mit seinem idealen Volksbegriff angeschlossen, sucht zwar auch vorzugsweise auf des Volkes Bildung einzuwirken, aber ihr fehlt der durchgreifende Plan einer politischen Volkserziehung, von dem auch nur etwas zu erwarten ist, wo eigens dafür geschaffene Staatsformen ihn begünstigen. Soll aber das arme Volk nicht gerade in der Epoche, wo das Schicksal es hinaustreibt zur Besitzergreifung seiner historischen Macht, der Spielball bleiben zwischen zwei Illusionen, so muß es jetzt von einer solchen Staatsverfassung in die Mitte genommen werden, welche die geeignetsten Formen hat, an denen sich das politische Bewußtsein des Volkes entwickeln könne. —

Troxler's Person macht einen eigenthümlichen

Eindruck. Die kleine gedrungene Gestalt verräth Trotz und Kraft, in den durch eine Adlernase stark charakterisirten Gesichtszügen verschmilzt sich Milde und Redlichkeit mit energischem Widerstand, und aus den blauen Augen blitzt ein schalkhaft gutmüthiges Lächeln, oft auch herbere satirische Laune. Sein scharfer Witz, der sich in seinen politischen Oppositionsreden oft mit so vielem Feuer entladen hat, flackert im Umgang stiller und gemüthlicher fort. Die entschieden religiöse Richtung, die Troxlers gegenwärtige Entwickelungsstufe, auch in seiner Philosophie, bezeichnet, und der man bei ihm wohl nur mit Unrecht den Namen des Pietismus beilegen kann, verbirgt sich mehr in sein innerstes Gemüthsleben, als daß sie in auffallenden Formen an den Tag treten sollte. An ihm zeigt sich aber wieder, wie leicht und gewissermaßen naturgemäß sich mit mystischen Religionstendenzen radicale Richtungen in Bezug auf den Staat verbinden, eine Erscheinung, deren Prinzip unschwer aufzufinden und über die sich gleichwohl unsere stabilen Staatsmänner lange getäuscht haben. Bei Troxler ist diese Vereinigung durchaus natürlich, und entspringt, wie ich schon angedeutet habe, aus seiner mystisch religiösen Anschauung von der Volkssouverainetät selbst. Manche seiner früheren Freunde und Anhänger sollen sich

um dieſer Myſtik willen von ihm abgewandt haben, doch ſieht man nicht, wie der eigentliche Kern ſeines Weſens dadurch verändert worden ſei. Namentlich in Bern ſcheint Troxler gegenwärtig ſehr allein dazuſtehen, und lebt in dem alten Profeſſorhauſe in der Herrengaſſe, das man ihm angewieſen, faſt lediglich dem Umgang mit ſeiner zahlreichen und liebenswürdigen Familie. Vor ſeinen Fenſtern die Gletſcher der Alpen, und zu Füßen die brauſende Aar, ſitzt er in ſeinem Zimmer in patriarchaliſchem Naturfrieden da, unbekümmert um alle anderen Genüſſe der Außenwelt, als die ihm ein frommer Aufblick zu ſeinen vaterländiſchen Bergen, ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten und die Liebe der Seinigen gewähren. Obwohl an Leib und Seele ein Schweizer, trägt er doch nur ſehr wenig perſönliche Zeichen davon an ſich, beſonders was die Sprache betrifft, die man bei ihm nur in einem vollkommen reinen Hochdeutſch vernimmt, welches er ſo ausſchließlich ſpricht, daß er gar nicht mehr im Beſitz der ſchweizeriſchen Mundart zu ſein ſcheint, die ſonſt nicht nur vom Volke, ſondern von allen Gebildeten in der Schweiz geredet wird. Troxler's vielſeitiger Verkehr in und mit dem Auslande und ſein Verhältniß zur deutſchen Literatur und Wiſſenſchaft, ſowie ſeine Gattin, die eine geborene Potsdamerin iſt,

mögen ihn dem Schweizerdialekt so sehr entfremdet haben, wie man es sonst bei keinem andern Schweizer antrifft. Er hat aber bei den vielfältigsten Gelegenheiten seine Gabe schön zu sprechen bethätigt, und seine öffentlichen Reden athmen alle jene hinreißende Gewalt des Gemüths und der Ueberzeugung, die ihre Worte im nämlichen Augenblick wie den Gedanken aus derselben vollströmenden Quelle gebiert und beide harmonisch aufstellt wie zu einer blitzenden Schlachtreihe. Von dem Philosophen und Gelehrten gewahrt man in Troxler's Persönlichkeit nicht gerade hervorragende Spuren. Am meisten sieht man die scharfen Einschnitte und Ecken, welche die Politik auf das Antlitz dieses merkwürdigen Mannes gezeichnet. —

Seine Widersprüche mit den bestehenden Verhältnissen begannen auch in der That schon früh, und zum Theil bei Anlässen, die gar nicht politischer Natur waren, aber den Gegensatz eines freien und selbständigen Geistes gegen die gedankenlose Gewalt hervorriefen. Im Canton Luzern geboren (in dem Städtchen Bero-Münster 1780.) kehrte er auch, nachdem er seine Studien in Jena vollendet und einige Reiseausflüge gemacht hatte, in seinen heimathlichen Bezirk wieder zurück, und widmete sich dort als junger Arzt dem praktischen Beruf,

nen wir für die weiß-blaue Landesfahne, Schwarz-Rothgold, weder eine Vorliebe noch Abneigung, wir sehen in ihr nur ein Symbol, und wir sind weit davon entfernt, Verfolgung wegen politischer Gesinnungen zu billigen, wir sind für Freiheit in politischer Beziehung, und wir wünschen, daß jeder Deutsche, wie es in der Augsburger Allgemeinen Zeitung so schön gesagt wurde, sich seiner Gesinnung freuen möge, wie es ihm gefällt.

Die Redaktion, wir sind darauf stolz, hat noch keinen Mann angestellt, der Mitglied einer geheimen Gesellschaft war, und wird auch keinen anstellen, der Mitglied einer solchen ist. Wir sind gegen die Geheimbündelei, weil sie Mißtrauen erregt, weil sie Unfrieden stiftet, weil sie Verdächtigungen hervorruft, weil sie Unschuldige leiden läßt, weil sie Schuldige deckt. Wir sind gegen die Geheimbündelei, weil sie Gift ist für das Gedeihen des Vaterlandes.

Wir sind gegen die Geheimbündelei, weil sie Meineide, Mord, Raub, Diebstahl, Betrug, Lug und Trug, Verrath, Hochverrath, Aufruhr, Empörung, Revolution, Krieg, Blutvergießen, Elend, Jammer und Noth, Thränen und Verzweiflung, Tod und Verderben, Hölle und Teufel, Alles in sich schließt, und weil sie Alles dieses ist. Wir sind gegen die Geheimbündelei, weil sie Alles dieses ist, und weil sie Alles dieses ist, und weil sie Alles dieses ist, und

ungefährdet nach Luzern zurückkehren könne. Worauf man ihm ein höfliches Ja zurückschreibt. Nun kommt er mit seiner jungen Frau in Luzern an, aber indem er eben Anstalten trifft sich wieder ansässig zu machen, legt man ihm ein Papier vor, das er zuvörderst unterschreiben solle. Er sieht es an und es enthält eine Abbitte gegen die Behörde. Troxler erwiedert, so sei es nicht gemeint gewesen. Er habe noch dieselbe Ansicht von der Sache wie damals, und man möge nur die Todtenbücher nachschlagen, die am besten auswiesen, wie sehr er im Recht sich befunden. Da kommt man Abends und holt ihn ins Gefängniß ab. Es war schon Winter, und man weist ihm ein kaltes und finsteres Loch zum Kerker an, den seine junge ihm vor Kurzem erst angetraute Gattin auf ihr Begehren mit ihm theilt. So verbringen beide hinter eisernen Riegeln und bei strengster Bewachung eine ganze Woche, die gewiß die merkwürdigste eheliche Flitterwoche war. Nachher mußte Troxler noch bedeutende Prozeßkosten bezahlen. Dies ist ein ächtes Schweizerstückchen, wie es häufig genug aufgeführt wird in diesem Land der Alpen, welches auch das Land der Freiheit genannt wird, wo aber der Freiheit Geist nur im einsamen Hochgebirge auf fernen Höhen wandelt, aber zu den menschlichen Verhältnissen sich noch nicht herniedergelassen hat. —

Dies war die Einleitung gewesen zu einer Reihe von politischen Verfolgungen, von denen Troxler in seinem späteren Leben, namentlich aber in seinem Heimathscanton Luzern, betroffen wurde. Bald hatte er dem Landvolke Petitionen abgefaßt und für die gleichberechtigte Vertretung von Stadt und Land zu wirken gesucht, was ihn in Gefangenschaft und Geldbuße brachte. Bald hatte er wieder einen Prozeß wegen des von ihm herausgegebenen Buches: „Fürst und Volk nach Buchanan's und Milton's Lehre," worin man eine Stelle, als auf die Verhältnisse des Cantons Luzern gemünzt, ihm ausdeutete, obwohl eigentlich jene Schrift lediglich eine Uebersetzung war. Die daraus entstehende Verfolgung war aber besonders ein Werk der luzerner Jesuiten, die freilich an Troxler, der seine erste Jugendbildung auf jesuitischen Lehranstalten empfangen, keinen Schüler zu ihrem Wohlgefallen erzogen hatten. Troxler hatte damals in Luzern eine Professur der Philosophie und Geschichte übernommen und überhaupt für das Erziehungswesen des Cantons eine außerordentliche Wirksamkeit entfaltet, als die Jesuiten jenen Anlaß benutzten, ihn aus seiner Stellung zu vertreiben, um in dem von ihm verlassenen Garten wieder ihren eigenen Kohl zu pflanzen. Troxler begab sich nach Aarau, wo er ein kleines Gut hatte, und wirkte auch

dort wieder theils als Lehrer theils als Arzt in einem geſegneten Wirkungskreiſe. Seine Berufung an die Univerſität von Baſel als Profeſſor der Philoſophie erfolgte im Jahre 1830, und verwickelte ihn in jenen merkwürdigen politiſchen Prozeß, den er ſelbſt beſchrieben, und der freilich wieder mit ſeiner Flucht endigte. Dies war der Aufſtand der Landſchaft Baſel gegen die Stadt Baſel, welcher Troxler, der ſeiner Meinung nach gewiß auf Seiten der Landſchaft war, in dieſe neuen Wirren verwickelte. Man beſchuldigte ihn auf jede Weiſe einer Theilnahme an der Empörung des Landvolkes, und er ſoll in ſeiner Eigenſchaft als Rector der Univerſität, welche Würde er gerade bekleidete, den Studenten verboten haben, die Waffen gegen die Landſchaft zu tragen. Er wurde vor ein Militairgericht geſtellt, wie ſehr er auch gegen die Rechtmäßigkeit deſſelben proteſtirte, und von dieſem Augenblick an weigerte er ſich unter ſolchen Umſtänden ferner ſeine Vorleſungen an der Univerſität fortzuſetzen. Deshalb beſchuldigte man ihn noch dazu einer Widerſetzlichkeit, ſeine Verpflichtungen an der Univerſität zu erfüllen. Ein Ausſchuß von Profeſſoren trat zuſammen und ſuspendirte den gefährlichen Mann zunächſt von ſeinem Rectorat. Der Aufenthalt in der Stadt Baſel wurde aber für ihn und ſeinen gleichgeſinnten Freund Wil-

helm Snell immer bedrohlicher. Troxler und Snell durften sich nicht mehr auf der Straße blicken lassen, und ein Auflauf des Stadtpöbels, an dem die städtische Polizei vielleicht nicht frei von aller Mitwissenschaft war, bestürmte sogar Troxler's Haus. Er verließ nun die Stadt, als er für sich und seine Familie den längeren Aufenthalt mit augenscheinlicher Gefahr verbunden sah. Die meisten Anschuldigungen, mit denen man ihn in Stadt Basel verdächtigt, blieben übrigens unerwiesen. So erfuhr Troxler, den die politischen Irrsale dieser Zeit so oft flüchtig mit Weib und Kind im Lande umhergetrieben, was es heißt, für die Volkssache zu stehen, und einer Geburt beizuspringen, die sich so schwer und ohne den Segen des Schicksals aus dem Schooß der Geschichte hervorringen muß. Nicht wenig von seinem äußeren Lebensglück, von seiner Gesundheit und Manneskraft, sowie einen Theil seines Vermögens, der in den politischen Prozessen bei jedesmaliger Verurtheilung in die Kosten darauf ging, hat er an diese Aufgabe verloren. Aber ungebeugt, voll innerlicher Heiterkeit und gottvertrauend, steht er noch heut auf demselben Posten, wie vor vielen Jahren, und er sagte mir mit seinem gutmüthigen Lächeln, daß er noch immer an den Sieg glaube, den er und seine Partei ohne Zweifel erringen

würden. Von großem Intereſſe, pſychologiſchem ſowohl wie politiſchem, würde es ſein, wenn Troxler ſein reiches Leben beſchreiben wollte, aber er ſcheint, kampfbewegt wie er noch immer iſt, und noch leidenſchaftlich mit den Ereigniſſen ſeines eigenen Lebens zuſammenhängend, und von der Zukunft die Löſung und Rechtfertigung derſelben erwartend, einer ſolchen Arbeit noch ſehr fern zu ſtehen, die er ſich aber, als eine wichtige und bedeutſame, nicht ganz erlaſſen ſollte.

Was aber ſein Ideal der ſchweizeriſchen Bundesreform anbetrifft, das zu verwirklichen er gegenwärtig ſeine letzten und höchſten Lebenskräfte aufzubieten ſcheint, ſo hätte er zu dieſem Ziel vielleicht ſchon mehrere Schritte vorwärts gelangen können, wenn ihn nicht eine gewiſſe Starrheit ſeines Naturells an jeder Nachgiebigkeit verhinderte. In dieſer Sache hat er offenbar vor einigen Jahren, als die Verhältniſſe ſich den Reformverſuchen des Nationalvereins ſehr günſtig zeigten, nicht zum Vortheil ſeiner Partei gehandelt. Es war nämlich im Jahre 1833, als mehrere Cantone, in welche durch die Bewegungen der Zeit ein neues Leben eingedrungen war, ſich zu vereinigen ſuchten, um die alte und durchlöcherte Bundesverfaſſung von 1815 durch eine neue zeitgemäßere zu erſetzen. Der Ent-

wurf zu einer solchen Bundesreform war auch bereits gemacht, enthielt aber kaum den achten Theil von demjenigen, was der Nationalverein eigentlich mit seiner neuen und volksthümlichen Gestaltung des Eidgenossenbundes beabsichtigte. Dieser Entwurf scheiterte auch wirklich an dem Widerstande, welchen die Volkspartei im Canton Luzern, auf welche namentlich Troxler seinen ganzen dort so mächtigen Einfluß ausübte, entgegensetzte. In der That war es vorzugsweise den Anstrengungen Troxler's zuzuschreiben, daß dieser neue Verfassungsentwurf hintertrieben wurde, obwohl Viele seiner eigenen Partei meinten, daß es vortheilhafter und patriotischer gewesen wäre, denselben zur Annahme zu bringen. Troxler handelte aber hier wie immer aus dem Grundsatz: entweder Nichts oder Alles! Die neue Verfassung war indessen immer besser als die alte, und in den politischen und socialen Dingen wird es jederzeit heißen: besser Etwas als gar Nichts, welcher triviale Satz hier in der That die Regel der Fortbewegung zu bilden scheint. Gewiß liegt auch etwas Großes und Edeles in jenem radicalen Eifer, der anders denkt, und es ist wohl das Zeichen eines hochherzigen Gemüths, eher gar Nichts zu wollen als ein zerstückeltes Ideal, aber wenn man die Sache praktisch besieht, so ist mit solchem noblen Stolz

in der ganzen Weltgeschichte nicht viel gethan. Die Geschichte hat neben ihrer großartigen Seite auch ihre bettelhaften und kümmerlichen Elemente, namentlich in der Art ihrer Fortentwickelung. Klagt aber auch eine große Seele nicht zu hart an, wenn sie sich weigert, Altflickerarbeit zu verrichten, wo sie Kraft in sich fühlt, aus dem Ganzen zu schaffen! Die Zeit und das Geschick sind auch zu verklagen, wenn sie große Kräfte, welche Götterschöpfungen verrichten könnten, zwingen, zu schustern und zu schneidern, zu schachern und zu wuchern. Wer das jetzt nicht kann, der ziehe fort in die Einsamkeit! —

Troxler befindet sich in Bern seit der Begründung der Hochschule durch die Liberalen, also seit dem Jahre 1834, und seine Stellung ist hier wenigstens eine ziemlich unangefochtene. Er ist hier der einzige, welcher die Philosophie aus dem höheren speculativen Prinzip lehrt, und diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß er in einem gänzlich unphilosophischen Klima so geringe Früchte von seiner Wirksamkeit sieht. Mit seinen eigenthümlichen philosophischen und wissenschaftlichen Leistungen mich hier zu beschäftigen, übersteigt wohl die Gränzen meines Tagebuchs. Er hat sie in zahlreichen Schriften, besonders aber in seiner großen dreibändigen Logik, die am meisten auch in Deutschland bekannt gewor-

den, niedergelegt. Dieſe Logik iſt ſchon das Document der großen Veränderung und Wandelung, welche Troxler in den Metamorphoſen ſeiner philoſophiſchen Erkenntniß durchlaufen, indem er, von der abſoluten Identitätsphiloſophie Schelling's ausgehend, ſich allmählig in die Jacobi'ſche Glaubensphiloſophie hineinbildete, oder wenn man will, zurückbildete. Die Einheit des natürlichen und übernatürlichen Menſchen, die er früher nach dem Prinzip der abſoluten Erkenntniß gelehrt, ſtellt ſich ihm jetzt vorzugsweiſe in der Form der religiöſen und chriſtlichen Myſtik dar, und dieſe bildet die Grundlage ſeines Weſens bis nach allen einzelnen Richtungen hin, ſogar bis auf die moderne politiſche, wie ich auseinanderzuſetzen geſucht habe. —

12.

Die Bernerinnen und Julie Bondeli.

Im Canton Bern begegnet man faſt überall einem ſchönen und kräftigen Menſchenſchlag, und beſonders unter den Frauen ſieht man manche Schönheiten, aber oft in einem ſehr coloſſalen Genre. Beſonders merkwürdig iſt der breite kräftige Oberleib, der die Bernerinnen häufig charakteriſirt. Die wahre weibliche Liebenswürdigkeit iſt aber ſelten, wie in der ganzen Schweiz, ſowohl was die Grazie der äußern Erſcheinung anbetrifft, als im geſelligen Lebensumgang, deſſen Ton bei allen Nationen nur durch die Frauen gewinnt oder verliert. Die unerträgliche Steifheit und Beklommenheit des berner Geſellſchaftslebens iſt großentheils der Art und Kunſt der Bernerinnen zuzuſchreiben. Stolz, Kälte, oſtenſibele Prüderie und Kaſtengeiſt ſind die hervorſte-

chendſten Eigenſchaften der hieſigen Frauen, und danach formt ſich denn auch der ganze geſellige Umgang, der hier wie an einer eiſernen Kette liegt und ſeine Bewegungen nur knarrend und gewiſſermaßen widerſpenſtig verräth. Die maſſive Sitte der Bernerinnen verdient alle Achtung, inſofern ſie einen kräftigen Halt abgiebt für das Familienleben, aber ſie ſchreckt zugleich alle höheren Anforderungen und Sympathieen des Lebens zurück, und erſtarrt namentlich den Fremden, der vor dieſen ſchönen Gletſchern der Geſelligkeit daſteht, und ſich mit einigem Grauen überlegt, welche Rieſenarbeit es wohl koſten würde, um aus dieſem Schnee die darunter verborgene Gluth hervorzuſcharren. Bei den Damen aus den patriziſchen Kreiſen fehlt es gewiß nicht an Bildung, aber der feinere und geſchmeidige Geiſt des Zuſammenlebens, der ächte geſellige Takt, diejenige Höflichkeit, welche eine Sache des Gemüths und ein Talent des Herzens iſt, zeigt ſich hier nirgends bei den Frauen zu Hauſe.

Die Verſchloſſenheit des Familienlebens in der Schweiz erinnert an England, aber bei den Engländern tritt man am Ende ein in den heiligen Schacht und darf dann den eigentlichen Kern ihres Lebens mitgenießen, ermuntert von einer Gaſtlichkeit und Vertraulichkeit, deren zarte Gränze man

um so lieber einhält, als sie von der holdesten Frauensitte behütet wird. In der Schweiz hat man selten Gelegenheit dies zu erfahren, da die Gastlichkeit gegen Fremde, namentlich in Bern, ein Begriff ist, der über den Horizont des hiesigen Gesellschaftslebens hinausliegt und besonders den Frauen, wie sie hier sind, geradezu widerstrebt. Ein Fremder steht abgeschnitten wie eine Insel in einer bernerischen Gesellschaft da, besonders als Deutscher, und jemehr er fühlen muß, daß man seinetwegen sich einen besondern Zwang anlegt und ihn nur als einen heterogenen Stoff betrachtet, gegen den eine zusammengebetene Gesellschaft gleichsam eine Art von Widerstandsmittel ist, um sein tieferes Eindringen zu verhüten, desto mißtrauischer wird er werden gegen die hiesige gesellschaftliche Bildung, der das allerwesentlichste Erforderniß, die Humanität, fehlt. Wenigstens in den Beziehungen der Gastlichkeit ist diese keineswegs vorherrschend, vielmehr isolirt sich hier Alles schroff genug, selbst in ihrer heimischen Mitte, und eine Familie hat sich gegen die andere mit allerlei trotzigen Bastionen umgeben, die nicht überschritten werden. Dies kommt theils von den politischen Parteimeinungen, die namentlich in Bern auch die Gesellschaft spalten, theils verschulden es die kargesinnten Frauen, die ihre Tugenden und ihre Lie-

benswürdigkeit nicht über den eigensten Familienkreis hinweg ausdehnen wollen. Außerdem sind die Bernerinnen auch den politischen Nüancen des Tages nicht fremd und zum Theil sogar als leidenschaftliche Politikerinnen bekannt, was denn zu der kastenmäßigen Absonderung des Familienlebens und der Gesellschaft vollends den Ausschlag giebt, und an ihnen den schöneren weiblichen Beruf, das Umgangsleben durch die allgemeinmenschlichen Sympathieen zu vermitteln, verkümmert.

So sind Mißgunst am eigenen Heerd und Argwohn gegen alles Fremde die zwei hauptsächlichsten Hindernisse des hiesigen Zusammenlebens. Von einer schweizerischen Gesellschaft im höheren Sinne des Wortes kann deshalb noch kaum die Rede sein, dieser Begriff ist hier noch zu gar keiner Entwickelung gelangt. Dies mag auch seine Vortheile haben, und beim Mangel der Gesellschaft bleibt natürlich auch die krankhafte Gesellschaftssucht aus, welche das tiefere Wesen des Daseins verzehrt. Aber bei dieser einseitigen Sonderung und dem so grell hervortretenden Bestreben, sich immer nur mit Gleichartigem zu vermischen, leidet auch jenes Wesenhafte der menschlichen Existenz und verschrumpft zu einem einförmigen Typus, zu einem farb- und geistlosen Abklatsch einer sich immer selbst gleichen

Physiognomie. Das Leben stockt, wenn es durch Neues und Fremdes sich nicht erfrischt in seinen Säften, und die aufgehenden Blüthen vertrocknen gleich wieder an der Alltäglichkeit, ohne einen günstigen Sonnenschimmer. Die Abneigung der Schweizer gegen die Fremden, die oft in einen wahren Fremdenhaß ausartet, ist dabei wohl noch am leichtesten zu ertragen und zu erklären. Zu erklären gewiß bei einem Bergvolke, das von Natur auf patriarchalische Einsamkeit angewiesen und dessen ursprüngliche Zustände allmählig ein Opfer der eindringenden Reiseneugier geworden sind. Daher der Widerstand gegen das Fremde aus einem alten Instinct, der mit den besten und kernhaftesten Eigenschaften des Schweizercharakters zusammenhängt, mit dem unbewußten Treugefühl für die eigentliche Bestimmung dieses Volkes zu ungestörtem Naturleben. Mit dieser unwillkürlichen Abneigung gegen die Fremden contrastirt auf eine komische Weise das Geschick der Schweizer zu Gastwirthen, wo freilich oft das Talent im Maße der Abneigung so gewachsen zu sein scheint, daß das eine die andere zum besten Vortheil ausbeutet, was jeder Reisende in der Schweiz an seinem Geldbeutel erfahren haben wird. Dadurch ist es gekommen, daß das Gasthofleben in der Schweiz so schnell diejenige ausgebildete und

faſhionable Stufe erſtiegen hat, gegen welche das übrige ſtädtiſche und geſellſchaftliche Leben, beſonders in der deutſchen Schweiz, ſich aus allen Kräften wehrt. Doch iſt das kalte ſteinerne Bern nicht ganz ſo arm an Ueppigkeiten, als es auf den erſten Anblick den Schein haben will, und man kann ſich, was frühere Zeiten anbetrifft, darin auf Caſanova's vollgültiges Zeugniß berufen; noch heut aber verſchließen die Badehäuſer Bern's in ihrer romantiſchen Einrichtung mancherlei Myſterien. —

Einen beſonderen Anlaß gab es in dieſen Tagen, um ſich mit der berneriſchen Weiblichkeit zu beſchäftigen. Auch Bern hat es nämlich gelüſtet nach dem Ruhm und Reiz, eine ausgezeichnete Frau hervorgebracht zu haben, und es muß eine ſchreckliche Verlegenheit geweſen ſein, ſie zu finden, ſei es unter den Todten oder unter den Lebenden. Aber dennoch gab es hier einmal eine Geſtalt, die des Gedächtniſſes der Nachwelt würdig iſt und welche die heutigen Berner ſchon gänzlich vergeſſen hatten, obwohl es das ſchönſte Culturbild iſt, das ſie zu ihren eigenen Ehren in ihrer Stadt aufſtellen konnten. Dies iſt Julie Bondeli, die Freundin Rouſſeau's und Wieland's, deren Andenken durch eine in dieſen Tagen zu Bern herausgekommene kleine Schrift von Schädelin erneuert worden iſt. Wer war Julie

Bondeli? heißt es nun hier aller Orten, und mit einigem Erröthen nehmen ihre heutigen Nachkomminnen das Büchlein in die Hand, denn ach, Julie Bondeli war eine Gelehrte! Sie wußte Mathematik und höhere Analyse, las Plato und Leibnitz so rein weg zu ihrem Vergnügen, wie eine andere gebildete Bernerin heutzutage ihren Balzac oder Eugène Sue, und Rousseau sagte von ihr, als er einen ihrer Briefe gelesen: **c'est le génie de Leibnitz et la plume de Voltaire!** Dazu war sie von den liebenswürdigsten Sitten und beseelte und beherrschte die Gesellschaft von Bern, oder sie bildete vielmehr hier zum ersten Mal ein höheres geselliges Leben, wie es, nach dem Geständniß ihres jetzigen Biographen, weder vor ihr noch nach ihr Jemand in Bern anzuregen und zu vertreten verstanden. Sie zauberte hier sowohl durch die umfassende Tiefe ihrer Bildung, durch welche sie die verschiedenartigsten Elemente um sich versammeln konnte, als durch ihren heitern und beweglichen Geist, der aus dem philosophischen Ernst gern in das Scherzhafte und Naive überging, einen Augenblick lang eine wahre Blüthe des geselligen Umgangs hervor und wirkte über diesen hinaus auch noch in einem allgemeineren Sinne, indem sie manche Ideen ihrer Zeit mit der Gesellschaft vermittelte, welchen Beruf gewöhnlich

Reaction hat 30 Jahre gedauert. Und die Re-
ligion Moses wird, wie Freud sagt, in der
Tausend-Jahr-Zeit Christi, die in der Mitte
zwischen Moses und dem Jüngsten Gericht
steht, Christus' Siegeszug antreten. Es muß auch
hier wieder betont werden, daß Freud sich
gänzlich fern hält von jeder Stellungnahme
zu religiösen Fragen, daß er nur die Tatsachen
sieht, die sich ihm aus seinen Forschungen
ergeben, und daß er sich nicht scheut, diese
Tatsachen auszusprechen, auch wenn sie
seinen persönlichen Wünschen widersprechen.

Man muß sich nun die Frage stellen: Wenn
Moses Ägypter war, wie kam er dann zu dem
Volk? Die Israeliten, die in Moses seinen Be-
freier sahen, waren doch Semiten. Freud
nimmt an, daß Moses sich ein Volk suchte, um
in ihm aufzugehen. Er: Ägypter
Moses, Sie: Semiten. Und Sie, Sie
Ägypter, in Ihnen ist auch ein Stück
Moses, Sie Semiten, in Ihnen ist auch ein
Stück von Moses! Ist das nicht eine Lösung, Moses
in jedem von uns zu sehen? Ich glaube, daß
Freud sich diese Lösung nicht gedacht hat, daß
sie auf ihn zugekommen ist. Wenn Freud
sich auf die Suche nach Moses begibt, so

durch Mittheilung eingetheilt, durch die Mittheilung wird das Ganze in Theile getheilt, und durch die Mittheilung wird das Ganze in Theile getheilt. Durch die Mittheilung wird das Ganze in Theile getheilt. Durch die Mittheilung wird das Ganze in Theile getheilt.

ten in vielen einzelnen gut ausführten, wie die Bauernhochzeit, Bauernkirchweih, Bauernstube, Bauernmarkt, Bauernschlacht, Bauernkrieg, Bauernfang und Bauernjagd. Auch Bauernregel, Bauernpraktik, Bauernpraktikus, Bauernpraktikant und Bauernpraktikantin, Bauernpraktikantenstube und Bauernpraktikantenstubenmädchen, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammer, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfenster, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrett, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommode, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschublade, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüssel, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselloch, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbart, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbartbinder, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbartbinderlehrling, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbartbinderlehrlingsjacke, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbartbinderlehrlingsjackenknopf, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbartbinderlehrlingsjackenknopfloch, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbartbinderlehrlingsjackenknopflochfaden, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbartbinderlehrlingsjackenknopflochfadenende, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbartbinderlehrlingsjackenknopflochfadenendenknoten, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbartbinderlehrlingsjackenknopflochfadenendenknotenschlinge, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbartbinderlehrlingsjackenknopflochfadenendenknotenschlingenschlinge, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbartbinderlehrlingsjackenknopflochfadenendenknotenschlingenschlingenschlinge, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbartbinderlehrlingsjackenknopflochfadenendenknotenschlingenschlingenschlingenschlinge, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbartbinderlehrlingsjackenknopflochfadenendenknotenschlingenschlingenschlingenschlingenschlinge, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbartbinderlehrlingsjackenknopflochfadenendenknotenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlinge, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbartbinderlehrlingsjackenknopflochfadenendenknotenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlinge, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbartbinderlehrlingsjackenknopflochfadenendenknotenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlinge, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbartbinderlehrlingsjackenknopflochfadenendenknotenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlinge, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbartbinderlehrlingsjackenknopflochfadenendenknotenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlinge, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbartbinderlehrlingsjackenknopflochfadenendenknotenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlinge, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbartbinderlehrlingsjackenknopflochfadenendenknotenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlingenschlinge, Bauernpraktikantenstubenmädchenkammerfensterbrettkommodenschubladenschlüsselbartbinderlehrlingsjackenknopflochfadenendenknotenschling

rariſche Notabilitäten, wie Samuel Engel, Johann Rudolf Sinner und Samuel Schmidt von Roſſens, welcher letztere als Alterthumsforſcher zu ſeiner Zeit in ganz Europa Ruhm erworben. „Die Verbindung aller dieſer zum Theil ſo ausgezeichneten Leute — heißt es in der Schrift Schädelins über Julie Bondeli — galt damals mit Recht für den Kern der guten Geſellſchaft Berns. — Die Unterhaltungen dieſer Geſellſchaft waren von der mannigfaltigſten Art. Denn obgleich das Geſpräch, dies Labſal der Thoren und der Weiſen — die zwiſchen beiden inne ſtehen, wiſſen wenig damit anzufangen — immer die Grundlage des geſelligen Umgangs blieb, und berühmte Werke der Geſchichtſchreiber, Philoſophen und Dichter jener Zeit, ſowie eigene Arbeiten der Mitglieder hauptſächlich deswegen geleſen und vorgelegt wurden, um die Anweſenden ihre Gedanken dadurch anregen, daran entwickeln zu laſſen: ſo verſchmähte man doch andere Gegenſtände der Unterhaltung keineswegs, ſelbſt auch die geringſten nicht. Die ernſte Geſellſchaft verwandelte ſich bald in eine Capelle für Vocal- und Inſtrumentalmuſik, bald in eine Liebhabergeſellſchaft, die vor Andern kleine Schauſpiele aufführte, oder für ſich Sprüchwörterſpiele und dergleichen mit kecker Luſtigkeit improviſirte. Einmal hüpfte man tanzend im ganzen

Mark erhält 25 Pfennige. Er hat 60 Mark zu bekommen. Wie viel Pfennige hat er zu bekommen? Er hat 60 Mark zu bekommen. Wie viel Mark hat er noch? Er hat 60 Mark, er erwirbt 40 Mark. Wie viel Mark hat er? Er hat 60 Mark, er verliert 40 Mark. Wie viel Mark hat er? Er hat 60 Mark, er gibt 40 Mark. Wie viel Mark hat er? Er hat 60 Mark, er soll 40 Mark bekommen. Wie viel Mark hat er? Er hat 60 Mark, er soll 40 Mark geben

ſammlung der Geſellſchaft, eine Deputation von zwei Damen und zwei Herren ſich ehrfurchtsvoll nahte, und ihr unter angemeſſener Begrüßung das in Goldſchrift auf Pergament prachtvoll ausgefertigte Document ihrer Erwählung zur Königin überreichte, kam ſie dahinter. Wie man erwartet hatte, ging ſie nun wirklich mit der beſten Art auf den Scherz ein, erklärte unter ſtürmiſcher Acclamation ihrer künftigen Vaſallen die Annahme der auf ſie gefallenen Wahl, ſprach beredt und nicht ohne ſchalkhafte Rückſichten im Allgemeinen die Grundſätze aus, nach denen ſie zu regieren gedenke, beſtätigte die vorgeſchlagenen Beamtungen, ertheilte zu jedem Amte einen wohlklingenden, herrſchaftlichen Titel, wies ihren Kanzler an, die zum Hofhalt erforderlichen Einkünfte beizufügen, und ſtellte endlich die bereits ausgefertigten, ihr vorgelegten Diplome mit komiſcher Feierlichkeit den Betreffenden zu. Die neuen Würdeträger brachten hierauf einzeln ihre Huldigung dar und die Königin hatte für jeden noch ein paſſendes Wort, das Niemand verletzte, Alle aber ergötzte. — Jahre lang wurde der Scherz fortgeſetzt und ausgebeutet; ob aber mit wahrem Gewinn, iſt unbekannt.“ — —

Wir haben es alſo mit einer Königin zu thun, und beeilen uns, der ſchönen Julie Bondeli auch noch

unsere späte Huldigung widerfahren zu lassen, denn ihr genaht zu sein, ohne sie in ihrer Lehnsherrlichkeit anzuerkennen, erscheint nach Allem, was von ihr ausgesagt wird, als ein Ding der Unmöglichkeit. Schöne Julie Bondeli? — diesem zierenden Beiwort wird nun freilich von einigen ihrer Zeitgenossen widersprochen. Doch wird sie als große Gestalt von herrlichem Wuchse geschildert, schöne Augen mit einem sprechenden Ausdruck, eine süße und seelenvolle Stimme, und feingebildete Glieder, deren Schönheit so vollkommen künstlerisch war, daß Juliens Hände und Arme von einem bekannten Bildhauer zum Modell gewünscht wurden. Man mag sie sich auch gern wie eine erhabene Statue denken, wenn man sich recht in ihr Wesen hinein versetzt, das von einer großartigen Kälte und Ruhe des Verstandes durchdrungen und harmonisch geordnet war. Da ist kein üppiges Herausschlagen von Gefühlen, nirgends fallen sentimentale Blüthenflocken herab von ihr, sondern Alles ist fest und körnig wie Marmor, den selbst die Liebe niemals an ihr erweicht hat. Ihr Gesicht war an sich nicht schön, da die Blattern es verunstaltet hatten, doch nennt der Biograph ihre Züge äußerst beweglich und auf anmuthige Art von den braunen Haaren beschattet.

Ihr Freundschaftsverhältniß zu Wieland, durch

welches der Name Julie Bondeli's mit der deutschen Literatur zusammenhängt, war, wie wir es aus den darüber gegebenen Mittheilungen übersehen, in mancher Beziehung eine Abnormität beider Charaktere, indem bei beiden diese Verbindung aus dem größten Widerstreben hervorging. Der junge Wieland, sechs und zwanzig Jahre alt, war von Zürich aus Vater Bodmer's Armen entweichend, als Hauslehrer nach Bern gekommen, und lernte hier die acht- und zwanzigjährige Julie kennen, zu der ihn zuerst der Ruf ihres Geistes und Wissens führte. Er scheint, als ein eben berühmt werdender junger Schöngeist, mit etwas geckenhafter Zuversicht vor das ihm geistig überlegene Mädchen getreten zu sein, und Julie ließ ihn auf eine Weise, die an Abfertigung gegränzt haben mochte, das schwerere Gewicht ihres Geistes empfinden. Sie soll in solchen Fällen ein meisterliches Talent besessen haben, zu mystifiziren, und verwickelte den jungen Schwärmer gleich bei der ersten Zusammenkunft in ein colossal gelehrtes Gespräch, das von Plato und Aristoteles und Locke und Leibnitz wimmelte und von lauter Philosophie und Geometrie strotzte. Wieland schildert sie danach in einem Briefe an Zimmermann als ein gelehrtes Ungeheuer und sie scheint ihn in der That durch Citate aus allen Schriftstellern der Welt in

Grund und Boden gedonnert zu haben. Indeß muß doch ein Zauber darin gewesen sein, der ihn auch unversehens so gefesselt hat, daß er es bald zum zweiten Mal mit ihr versucht, und zwar aus einem ganz andern Ton. Es geht daraus eine innere Haltungslosigkeit des Charakters hervor. Er versucht es nun nämlich, nach abgelegter Anmaßung des Literaten, in den Melodieen eines süßlich girrenden Schäfers bei ihr, worin Wieland gewiß sehr stark gewesen sein muß, und wird abermals von dem klugen scharf verständigen Mädchen mit einer langen Nase heimgeschickt. Allmählig stellte sich jedoch ein günstigeres Verhältniß zwischen ihnen fest, wie dies bei zwei Naturen nicht ausbleiben konnte, die einander so unzweifelhaften Werth gegenüberzusetzen und auszutauschen haben. Die Unkosten des leidenschaftlichen Enthusiasmus in diesem Verhältniß bestritt jedoch einzig und allein Wieland, aber wenn wir den überlieferten Nachrichten trauen dürfen, so war auch Julie das erste und letzte Mal in ihrem Leben auf dem Punct, die Neigung, die sie jetzt in der That für Wieland fühlte, in wirkliche Liebe umschlagen zu lassen. Aber es blieb wohl bei diesen leisen musikalischen Versuchen ihres Herzens, sich eine transcendente Schwingung zu geben, zu der doch die innerste Tonart ihres Lebens nicht passen wollte,

denn ſollte man es denken, Julie Bondeli, ſo gelehrt ſie war, verſtand ſich doch gar nicht auf die Gelehrſamkeit der Liebe. Ihr ganzes Weſen war nicht aus dem Stoff, in welchem Liebe zündet, und ſie erhöhte durch die Empfindung, wenn ſie ſich derſelben überließ, wohl das Licht aber nicht die Wärme ihrer Natur. Alles war bei ihr auf großartige Verſtandesanſchauung gegründet. Sie ſammelte in dem hellen Kryſtall ihres Geiſtes die Sonnenſtrahlen der Welt, aber kein einziger hat ſie bis zum Dahinſchmelzen getroffen. Wenn ſie zur Königin ihrer Freunde erhoben war, ſo übte ſie dieſe Hoheit aus als eine Königin des Verſtandes, der ſich in der Mitte des praktiſchen Lebens ſelbſt das Gefühl willig unterwirft. Gegen die Uebergewalt der Empfindungen ſchützte ſie ſich aber mit voller Abſicht durch die Mathematik, der ſie vielleicht am leidenſchaftlichſten ergeben war. Sie war namentlich eine große Rechnerin und beſiegte die ſchwierigſten Probleme der Algebra, an die ſie ihr ganzes Herz ergab. Sie fürchtet ſich auch ſo ſehr vor lyriſchen und poetiſchen Gefühlen, daß ſie, nach eigenem Geſtändniß in einem ihrer Briefe, ſich häufig zum Rechnen von Exempeln hinſetzt, um nur der für ſie ſo quälenden Empfindſamkeit der Seele zu entgehen. Als ein ſehr anregſamer und bedeuten-

der Fremder ſich in Bern befindet, äußert ſie die Beſorgniß, daß ſie durch den Umgang mit ihm zu hoch geſtimmt werden könne, was nachtheilig für ſie ſei, da es zu ihren Umgebungen nicht paſſe und ſie gewiſſermaßen über das Tonmaaß derſelben hinaus hebe. So bleibt ſie doch, bei allen ihren überragenden Eigenſchaften, wiederum eine ächte Schweizerin und Bernerin, die den praktiſch-patriziſch-ökonomiegelehrten und alterthumforſchenden Freundeskreis, welchen ſie um ſich her gezogen hat, auch nicht überſpringen und hingeben will für eine tranſcendentale Sphäre, in der ſie kein heimathliches Behagen hat. **C'est du vrai que nous vivons et non pas du beau!** iſt der Wahlſpruch der Königin Julie Bondeli. Nun werden Viele ein Kreuz vor ihr ſchlagen oder die arme Julie bedauern, daß ſie ohne Liebe war. Wie kann ein Weib groß und ausgezeichnet werden ohne Liebe? Aber Julie wurde es ohne Liebe, und war noch glücklich dazu. Sie lebte ihr Daſein in einem ruhigen Genuß ſeines Inhalts und im reinſten Vergnügen einer geiſtigen Entwickelung aus, und bewies durch ihr Leben, daß es Glück giebt ohne Liebe, Harmonie ohne Liebe, innerliches Seelenleben ohne Liebe. Rahel und Bettine wurden das, was ſie ſind, durch die Qual der Liebe, durch die lebenaufwühlende Flamme

der Leidenschaft. Rahel wurde durch die große unglückliche Liebe ihrer Jugend in die Tiefen ihres innersten Wesens zurückgedrängt, und fand dort, an ihrem Herzen nagend, das ganze Wehe der Menschheit, an dem sie litt, und das sie nun in seinen einzelnsten Zuckungen beschrieb. Julie Bondeli betrachtete Alles aus einer mathematischen Anschauung, sie hatte sich das ganze Dasein nach Dreiecken und Winkeln gemessen und in einer algebraischen Formel zum Bewußtsein gebracht, aber die Kettenbrüche der Leidenschaft lagen dabei nicht in ihrem Calcul. War der organisirende Verstand in ihr zu mächtig für ein hingegebenes Liebesleben, so kannte sie auch den religiösen Aufschwung nicht, insofern er auf einer Extase der Gefühle beruhte oder auch nur anstreifte an eine ideale Sphäre des Gemüths. Ihre Religion war vielmehr großentheils nur aus Moralanschauungen im Sinne ihrer Zeit gebildet. So war sie ein Stein, aber ein schöner klangvoller und bedeutsamer Stein, welcher bei keinem Reiz des Lichtes, das auf ihn herabfiel, stumm blieb, sondern geistig wiedertönte, aber in seiner eigensten Weise. Ein erhabenes Eisgebirge, mit dem sonnighellen Schneegipfel einen klaren und zuverlässigen Tag verheißend. Kein weiches Verschwimmen und doch Milde und Lieblichkeit, keine Leidenschaft und doch

Kraft und Stärke. Es giebt namentlich unter den Frauen ſolche Naturen, denen dies Glück einer ſo begränzten und durch nichts beunruhigten Lebensproſa vorzugsweiſe vergönnt ſcheint, aber es müſſen, wo dieſe Ruhe und Geſchloſſenheit des Charakters ſchon als Naturell vorhanden iſt, ohne Zweifel phyſiſche Grundbedingungen vorangehen, und zwar ſolche, die mit der Geſchlechtsloſigkeit gleichbedeutend ſind. —

Wollte aber Julie Bondeli nichts von Herzenswirren und Liebesbanden wiſſen, ſo verſtand ſie ſich dagegen mit bewußter Meiſterſchaft auf die ſeltene Kunſt der Freundſchaft, und ſetzte ihr Glück darein, Freunde zu haben und zu behalten. Hier werden Einige noch mehr frieren über dieſe Julie, weil ſie lieber vom hausbackenen Brot der Freundſchaft als den Kuchen der Liebe gegeſſen! Den verliebten und empfindſamen Seelen wird es nun aber unſere Julie Bondeli niemals recht machen und dieſe werden ſie verwerfen als einen ſtarren Gegenſatz zu aller ächten Weiblichkeit. Denn es iſt bekannt, daß die Frauen ſich ſonſt auf alle Dinge in der Welt verſtehen, nur nicht auf die Freundſchaft, und dies iſt der ſchlechteſte Zug in der weiblichen Natur. Julie aber übte die Freundſchaft wie eine höhere Lebenskunſt, und ſo muß ſie geübt werden,

wenn aus dieſem zweideutigen und unglücklichen Begriff Wahrheit, Freude und Frieden hervorgehen ſoll. Eine höhere Lebenskunſt iſt die Freundſchaft, weil es, wie in allem Daſein, ſo auch im vertrauten Umgang mit den nächſten Menſchen weſentlich darauf ankommt, auf die geſchickteſte Weiſe ſeine Empfindlichkeit zum Opfer zu bringen. Empfindlichkeit und Reizbarkeit wird bei der Berührung zweier Naturen, gerade je ähnlicher und verwandter ſie ſich ſind, deſto entſchiedener immer daſein, aber wenn auch dieſe Empfindlichkeit an ſich keineswegs etwas Schlechtes, ſondern vielmehr oft gerade die höhere Anforderung der menſchlichen Natur iſt, ſo läuft doch im Umgang Alles darauf hinaus, dieſelbe abzuſtumpfen. Wenn abſolute Anforderungen an das Weſen der Andern zur Vereinſamung und Gehäſſigkeit führen, ſo beruht dagegen die eigentliche Dauer der Freundſchaft auf der Abſtumpfung jener Empfindlichkeit, bei welcher man ſich ſagen muß, daß ſie urſprünglich das höhere Element iſt und es will. Dieſe Abſtumpfung als humane Kunſt zu betreiben, iſt das wahre Talent des Umgangs, und dies hat Julie auf eine bewundernswürdige Art an ſich entwickelt. Sie hat ſich darüber durch Betrachtungen, die ihre tiefe Menſchenkenntniß verrathen, mit ſich ſelbſt verſtändigt, denn ſie hat gerade

an ſich einen ſehr reizbaren, weil immer auf die höchſte Idee des Umgangs gerichteten, Charakter zu überwinden. So trägt ſie denn, mit dieſem Bewußtſein über die Gränzen des menſchlichen Umgangs, die großen Erfolge im Freundesverkehr davon, die ihren Namen und ihr Leben als etwas Bedeutſames auf die Nachwelt gebracht haben. In einem Briefe an Sophie Laroche (im zweiten Bande des von derſelben herausgegebenen „Schreibetiſches," durch welchen Juliens Briefe zuerſt der deutſchen Leſewelt bekannt wurden,) trägt ſie einmal ihre ganze Philoſophie des Umgangs vor, eine traurige Philoſophie, es iſt wahr, denn ſie gründet ihr Syſtem auf die Schwäche der menſchlichen Natur, aber eine wahre und nützliche Philoſophie, weil ſie aus dem Mangelhaften ein Vollkommenes zu erſchaffen ſtrebt. Die Genüſſe der Freundſchaft genügen ihr aber ſo ſehr für ihr ganzes äußeres und inneres Daſein, daß ſie den feſten Entſchluß faßt, niemals zu heirathen. Ein ſolcher Entſchluß muß freilich bei einer Frau immer für unnatürlich gelten, und beruht in der Regel auf einer falſchen und zweideutigen Baſis. Julie begründet ihn auf ihr völliges Ungeſchick zu allen häuslichen Verrichtungen und zu jedem hauswirthſchaftlichen Leben. Dies hat ſich in der That ſchon früh an ihr verrathen, und ſie konnte in

ihrem sechszehnten Jahre noch nicht das Stricken begreifen. Eine Hausfrau muß allerdings stricken und kochen können, nach Juliens gewissenhaftem Lebensprinzip. Aber heißt es nicht zu gewissenhaft sein, in diesem kalten Leben kein Feuer anzuzünden, bloß weil man nicht versteht, eine Suppe daran zu kochen? —

Wie erging es nun aber dem verliebten Schäfer Wieland mit seiner heirathsunlustigen Julie Bondeli? Das Verhältniß dauerte von ihrer Seite mit beständigem Wohlwollen fort, von seiner Seite wurde es später vernachlässigt und aufgegeben. Sie war die treueste in dieser Verbindung geblieben, denn sie hatte sogar eine bedeutende Mißstimmung gegen ihn zu überwinden, die er noch während ihres persönlichen Zusammenseins in Bern durch einen Umstand oder ein Benehmen, über dem ein räthselhaftes Dunkel schwebt, verschuldet hatte. Man ist nie darüber klar geworden, was zwischen beiden vorgegangen sein mag, und das für Julie so empfindlich war, um ihm einen Augenblick lang sogar ihre Achtung aufkündigen zu müssen. Einige wollen behaupten, daß Julie sich erzürnt habe über kleine poetische Frivolitäten, die Wieland gedichtet, und etwas der Art muß es gewesen sein, wenn nicht gar noch Schlimmeres. Indeß sollte man denken,

hat Zeit zu erholen, ein schwächlich Kind, das
Mutterpflege braucht, ist es nicht. Ich habe
Ihnen ja schon gesagt, daß Sie Ihr Kind in
Wagen und Garten, die Amme in mein ne-
benan gelegenes Zimmer nehmen können, wo
sie völlig ungestört ist. Was gewinnen Sie denn
dadurch, daß Sie sich selbst quälen? Ich bitte
Sie, seien Sie nun kein Kind und folgen
Sie meinem Rate. Sie sehen ja, daß ich
Ihnen nur Gutes will. Ich bin ja Arzt und
verstehe mein Fach!" Ich sah ihn an, ich
sah seine Augen, sah Mitleid, Teilnahme, auf-
richtige Sorge, aber auch Ernst und Ent-
schlossenheit. Niemand hatte mich je so ernst
angesehen, niemand hatte mich je so ernst
behandelt wie der. Ich fühlte mich von
seinem Willen gebeugt, ich fühlte mich ihm
unterlegen, ich fühlte mich ihm ausgeliefert,
mein Wille war gebrochen. Ich sagte: „Ich
will tun, was Sie sagen, Herr Doktor."

sprüchen des Daseins sich geißelnd, und von körperlicher Hinfälligkeit überwältigt, eine seiner traurigsten Lebensperioden verbrachte. Aus seinen Schriften kannte sie ihn schon lange und von Anfang an. Sie war überall und bei jeder Gelegenheit als Vertheidigerin seiner Bücher aufgetreten und fällte schon früh, namentlich über die Heloise, das scharfsinnigste und verständnißvollste Urtheil. Sie züchtigt mit ihrem feurigen Spott diejenigen, deren engherzige Moralbetrachtung das Buch verurtheilen will. Sie ruft aus: „es sind Gecken und Salonpuppen; es ist mit einem Worte der ganze haltlose Schwarm der Leute vom sogenannten guten Ton, der sich erfrecht, ein Geschrei über die Heloise zu erheben. Und da sollte man nicht in Zorn gerathen! Würden diese Leute Heloise nur lächerlich finden, so wäre ein ironisches Lächeln über ihr Urtheil meine ganze Rache. Sie scheuen sich jedoch nicht, sie für strafbar zu halten, und auf deren Unkosten in einer Delicatesse zu glänzen, von der man sie anderwärts wenig Gebrauch machen sieht. Auch wehe Denen, die mir auf diese Weise kommen! Mit den Weibern bin ich bald fertig. Eine spöttische Miene, ein finsterer Blick sind meine ganze Antwort. Männer jedoch haben mehr Muth und Raisonnement, als daß man sie mit Mienen abspeisen könnte.

Digitized by Google

Man muß sich in Discussionen einlassen. Welche Verlegenheit erwächst aber daraus, sich über Dinge bestimmt aussprechen zu müssen, worauf die wenigsten Frauen auch nur von Ferne eingehen, aus Furcht vor gehässigen Folgerungen! Doch, Gottlob, ich besitze Muth und Boshaftigkeit genug dazu, nehme überdieß auch einen so ernsten Ton, eine so imposante Haltung an, daß es mir bis dahin noch nie begegnet ist, irgend ein unanständiges Wort hören zu müssen." —

Ihre eigene Vertheidigung des Buches, welche der hier gegebenen Briefstelle folgt, ist musterhaft, und findet Anwendung auf alle solche Achtserklärungen, welche sich immer von Zeit zu Zeit in der Gesellschaft gegen die Werke des höheren Genius wiederholen werden. So ist auch ihre Ansicht von Goethe's Götz von Berlichingen und Werther, in der frühen Zeit, wo sie darüber urtheilte, bemerkenswerth. Im Werther sieht sie einen zweiten Rousseau, nur in einer noch höheren Potenz. Doch ist sie über das Moralische bei dieser Dichtung nicht ganz mit sich im Klaren, vornehmlich was den Selbstmord anbetrifft. Seltsam ist, daß sie glaubt, Goethe habe im Werther die Geniesucht bekämpfen wollen. Aber im Ganzen verräth sie eine überraschende Erkenntniß des neu aufgehenden Gestirnes

Goethe, die man selbst den Ausgezeichnetsten unter Goethe's ersten Zeitgenossen nicht nachrühmen kann. Durch solchen Aufschwung ihrer Bildung geht sie denn wohl unvermerkt über den Kreis ihrer Umgebungen hinaus, oder erweitert denselben jedesmal nach ihrer eigenen Ausdehnung. Aber durch ihre Vertheidigung Rousseau's hat sie sich auch, wie es immer zu gehen pflegt, anfänglich viele Gegner erworben, und muß deshalb manchen Verdruß in ihrem Kreise bestehen. Aber es gelang ihr endlich, mit ihrem Eifer dergestalt durchzudringen, daß sie alle ihr nahestehenden Gegner des geliebten Philosophen selbst in seine leidenschaftlichsten Anhänger umwandelte. Mehrere von Juliens Freunden, unter denen sich auch ein Prinz Ludwig von Würtemberg sowie einige andere in der Schweiz ansässig gewordene vornehme Fremde befanden, fingen sogar an, ihre Kinder nach Rousseau's pädagogischen Grundsätzen zu erziehen. Zu diesen gehörte auch Juliens vertrauter Freund Kirchberger. Auch die politischen Ideen Rousseau's mußten nun durch diesen Gesellschaftskreis auf einem praktischen Boden Wurzel schlagen, und gewannen von hier aus unmittelbar eine Einwirkung auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens, in das Juliens Freunde als Staatsmänner und in andern bedeutsamen Bezie-

Digitized by Google

hungen wesentlich einzugreifen hatten. Rousseau selbst war und blieb sehr eingenommen für die Vorzüge seiner Freundin Julie Bondeli, und schrieb ihr zärtliche Briefe, an denen Julie eben nur die Zärtlichkeit auszusetzen hatte. Denn so wenig hat sie als Weib Verlangen nach den Huldigungen, welche man dem Geschlecht zu zollen pflegt, daß sie über die in solcher Weise gespendeten Artigkeiten, selbst wenn sie von einem Rousseau kommen, sich mehr beklagt als ergötzt. —

Bei Juliens Lebzeiten wurde eine einzige Abhandlung von ihr gedruckt, aber wider ihren Willen und zu ihrem großen Aerger. Ihr Freund Zimmermann, der berühmte Arzt und Schriftsteller, war Schuld daran, daß ein Auszug aus einem Briefe, den sie ihm geschrieben hatte, unter dem Titel **Reflexions sur le tact moral par Mlle B.** in dem damaligen Gothaer Mercur abgedruckt wurde. Dieser moralische Tact, als Grundlage des Philosophirens und der Lebensanschauung, ist in der That eine eigenthümliche Entdeckung Juliens und hat gewiß seinen subjectiven Werth und praktischen Nutzen. Aber sie hat wohl nicht daran gedacht, ihm irgend eine wissenschaftliche Erheblichkeit beizumessen. Sie selbst macht einmal in einem ihrer Briefe eine vortreffliche Bemerkung über Das, was sie „Weiber-

genie" nennt, und das sie folgendermaßen bezeichnet: „ein trauriges Compositum von Tact, Empfindsamkeit, Wahrheit, durchdringenden Verstand, Feinheit und Richtigkeit in Ansichten und Bemerkungen."

Ihre Kränklichkeit, herbeigeführt durch eine zufällige Schierlingsvergiftung, verursachte ihr gegen das Ende ihres Lebens die heftigsten körperlichen Leiden, denen sie in ihrem siebenundvierzigsten Jahre erlag. In ihr zeigte sich auf einer bedeutenden Höhe jener Typus philosophischer Frauenbildung, der im vorigen Jahrhundert häufiger war und seitdem immer mehr verloren gegangen ist. Ihr Biograph Schädelin, dem wir die sinnreiche Erneuerung ihres Gedächtnisses verdanken, zeiht sie zum Schluß, wie es jetzt Mode in der Welt ist, des Mangels an Christenthum. Sie starb aber unter körperlichen Leiden in einem göttlichen Frieden, und endete seelengroß ein unter jedem Gesichtspunct tüchtiges und kernhaftes Leben. Man sollte in einer noch reichlicheren Auswahl ihre Briefe zusammenstellen. Sie schrieb dieselben in französischer Sprache, die noch heut, wie damals, die Sprache des höheren Bildungsverkehrs in Bern ist. Im Deutschen hatte sie es nur zu einem sehr ungelenken Ausdruck gebracht. Vielleicht erhalten wir noch ergänzende Mittheilun-

gen über Julie Bondeli durch den geiſtreichen Freieiſen in Bern, der durch ſein kürzlich herausgegebenes Buch: „die beiden Friederiken in Seſenheim“ ein beſonderes Talent zur Behandlung ſolcher Aufgaben gezeigt hat. —

Der Weg Abrahams in der Fremde.

Und der Herr sprach zu Abram: Gehe aus von deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in das Land, das ich dir zeigen werde. Und ich will dich zu einem großen Volke machen und will dich segnen und deinen Namen groß machen, und du sollst ein Segen sein. Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen, und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden. Da zog Abram aus, wie der Herr ihm gesagt hatte, und Lot zog mit ihm. Abram aber war fünfundsiebzig Jahre alt, da er aus Haran zog. Und Abram nahm Sarai, sein Weib, und Lot, seines Bruders Sohn, und alle ihre Habe, die sie hatten, und die Leute, die sie in Haran gewonnen hatten, und zogen aus, daß sie ins Land Kanaan kämen. Und sie kamen ins Land Kanaan.

gefunden. Diesmal flatterte er lange in ängstlichen und zweifelhaften Schwingungen über dieser Rathhausdebatte, die sich hier beinahe zu Gunsten des französischen Begehrens, dem Napoleoniden das Asylrecht in der Schweiz aufzukündigen, entschieden hätte. Wäre die diplomatische Forderung des Ministeriums Molé nicht zugleich mit einer so martialischen Miene vor die Schweiz hingetreten, wodurch hier das nationale Ehrgefühl empört und entflammt wurde, so würde namentlich in Bern die französisch gesinnte Partei, welches denn vorzugsweise die Aristokraten sind, den Sieg erworben haben. Aber die aufgereizte Volksstimmung ist jetzt auch in Bern zu einer drohenden Gewalt herangewachsen, an allen Ecken und Enden der Stadt hört man die ehrlichen Schweizer sich ereifern gegen ihre gallischen Nachbaren, die mit der Schweiz immer wie mit einer Bagatellsache bald wohlwollend bald spöttisch gespielt haben.

Nun aber kommt die Entscheidung des großen Rathes heraus. Er hat nur mit der geringen Mehrheit von zwei Stimmen die Abweisung des französischen Begehrens beschlossen. Dabei hat sich am eigenen Heerd ein seltsames Ereigniß zugetragen, welches ein außerordentliches Aufsehen erregt. Gleichzeitig mit dem bekannt gewordenen Beschluß haben nämlich die Gebrüder Schnell, welche in der Sitzung für

die Forderung Frankreichs gesprochen, ihren Austritt aus dem großen Rathe erklärt. Unbegreiflicher Weise haben beide ausgezeichnete Männer, die noch vor Kurzem die Hauptschlachten des Liberalismus im Lande anführten, in dieser Sache eine Partei ergriffen, die so plötzlich mit allen ihren früheren Meinungsgenossen überwirft und sie der Hinneigung auf die ausländische Seite verdächtigt. Denn wenn auch die Angelegenheit und Person des Prinzen Napoleon zunächst ganz unabhängig dasteht von allen Stichwörtern des einheimischen Liberalismus, so hat doch diese Frage in der That jetzt eine nationale Wendung genommen, an der sich auch die inneren Parteien des Landes gruppiren müssen. Die Schweizer haben ohne Zweifel Recht, wenn sie aus dieser Sache eine Prinzipfrage machen, indem sie der auswärtigen Diplomatie, die nur nach Belieben in ihren Haushalt hineinzugreifen meint, die nationale Selbständigkeit wie eine undurchdringliche Mauer entgegenhalten. Da schlägt man denn jetzt die Hände über den Kopf zusammen, daß die Herren Johann und Karl Schnell die Hoffnungen, welche ihre Partei auf sie gesetzt, verlassen und verrathen haben!

Man spricht jetzt nur von den beiden Brüdern, die auf Einmal so unpopulair geworden! Bei dieser Gelegenheit ward es wieder recht anschaulich, welch

ein Wetterhahn in unſerer Zeit die öffentliche Meinung iſt und wie ſie durch einen einzigen Hauch Stimmung und Ausdruck verändern kann! Von den Gebrüdern Schnell, die eben noch die beliebteſten Patrioten waren und durch deren Dienſte das Land ſelbſt ſich geehrt ſah, ſpricht man jetzt nur wie von zwei Tyrannen, deren Sturz man zu gleicher Zeit beklatſcht. Auf der andern Seite ſieht man die Hochtories von Bern, die beſonders aus dem Stamm der reichen Gutsbeſitzer noch immer eine anſehnliche Phalanx bilden, Annäherungen an die Schnell's verſuchen als an Leute, mit denen jetzt etwas zu machen ſei. So geht es mit den armen Liberalen! Die Glorie ih es Wirkens ſtreift ſich ſo leicht von ihnen ab, und oft ohne ihre Schuld. Sind ſie zu heftig, ſo zerſtören ſie ihre Sache, werden ſie mäßiger, ſo zerſtören ſie ihre Perſon. Die Helden des Liberalismus, Johann und Karl Schnell, ſcheinen aber, nach ihrem gegenwärtigen Handeln zu urtheilen, von einer eigenthümlichen Zeitkrankheit ergriffen, die jetzt in der Welt immer mehr überhand nimmt und namentlich in den Reihen des Liberalismus die größten Verheerungen anrichtet. Ich habe mich ſchon mit mancherlei Betrachtungen über dieſe Krankheit beſchäftigt, und bin überraſcht, jetzt auch in der Schweiz ein ſchon ſo ausgebildetes Symptom davon anzutreffen. Dieſer Zeitkrank-

und nicht zu Hause antrafen. Darauf ging Jesus mit seinen Jüngern in das Dorf Bethanien, wo Martha und Maria wohnten, und wo Jesus den Lazarus auferweckt hatte. Als sie in das Haus eintraten, grüßte Jesus mit den Worten: Friede sei mit euch! Da sprach Maria: Herr, wenn du hier gewesen wärest, so wäre mein Bruder nicht gestorben. Jesus aber sprach zu ihr: Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist, und wer da lebt und an mich glaubt, wird nicht sterben in Ewigkeit. Glaubst du das? Sie sprach: Ja, Herr, ich glaube, daß du Christus bist, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist. Nachdem sie dies gesagt hatte, ging sie hin und rief ihre Schwester Maria heimlich und sprach: Der Meister ist da und ruft dich. Als diese es hörte, stand sie schnell auf und ging zu ihm. Jesus aber war noch nicht in das Dorf gekommen, sondern war noch an dem Orte, wo ihm Martha entgegen gekommen war. Als nun die Juden, die bei ihr im Hause waren und sie trösteten, sahen, daß Maria schnell aufstand und hinausging, folgten sie ihr nach, weil sie meinten, sie gehe zum Grabe, um dort zu weinen. Als Maria dahin kam, wo Jesus war, und ihn sah, fiel sie ihm zu Füßen und sprach: Herr, wenn du hier gewesen wärest, so wäre mein Bruder nicht gestorben. Als Jesus sie weinen sah und auch die Juden, die mit ihr gekommen waren, weinen sah, ward er im Geiste bewegt und erschüttert und sprach: Wo habt ihr ihn hingelegt? Sie sprachen zu ihm: Herr, komm und sieh! Da weinte Jesus. Da sprachen die Juden: Siehe, wie hat er ihn so lieb gehabt! Einige aber sprachen: Konnte dieser, der dem Blinden die Augen geöffnet hat, nicht machen, daß auch dieser nicht gestorben wäre? Jesus aber ward wieder im Geiste bewegt und erschüttert und kam zum Grabe. Es war aber eine Höhle, und ein Stein lag darauf. Jesus sprach: Nehmt den Stein weg! Martha sprach zu ihm: Herr, er riecht schon, denn er ist vier Tage im Grabe. Jesus sprach zu ihr: Habe ich dir nicht gesagt, wenn du glaubst, so wirst du die Herrlichkeit Gottes sehen? Da nahmen sie den Stein weg. Jesus aber hob seine Augen empor und sprach: Vater, ich danke dir, daß du mich erhört hast. Ich wußte zwar, daß du mich immer erhörst; aber um des Volkes willen, das hier steht, habe ich es gesagt, damit sie glauben, daß du mich gesandt hast. Nachdem er dies gesagt hatte, rief er mit lauter Stimme: Lazarus, komm heraus! Da kam der Verstorbene heraus, mit Binden an Händen und Füßen gebunden, und sein Gesicht war mit einem Schweißtuche umwunden. Jesus sprach zu ihnen: Löset ihn und lasset ihn gehen!

Krankheit bringt, und darum stürzt er sich in die Krankheit, die Vollkraft der Gesundheit fürchtend.

O Himmel, wie fest hält sich der böse Dämon der Verwirrung an die neueste Sache der Geschichte geklammert! An die Sache, welche die Sache des Volkes ist. Sieht man die schweren und unheilvollen Zuckungen dieser neuen Geburt, die sich selbst helfen muß, wenn ihr der Himmel helfen soll, so blickt man mit Angst vorwärts und zurück in die Geschichte. Die großartigen Despotieen, welche, in früheren Zeiten der Menschheit, so viel Glanz und Aufschwung dem Geschlechte gegeben haben, treten vor uns hin, und, wenn auch mit verhülltem Gesicht über die dadurch offenbarte Schwäche des Menschengeschlechts, so müssen wir ihnen doch zugestehen, daß sie durch die Festigkeit und Einheitlichkeit ihrer Form Gewaltiges geleistet haben! Napoleon, von dem Gedanken an die Größe der alten Despotieen erfüllt und zugleich von dem volksthümlichen Geist der neuesten Geschichte getragen, war vielleicht der Nächste daran, ein wahrhaft modernes Staatsleben zu schaffen, das mit der nationalen Substanz, auf welche alle wahren Bedürfnisse der heutigen Menschheit sich zurückführen, zugleich die dauerhafteste Garantie der Form verbände. Ihm lag das Ideal einer volksthümlichen Despotie vor Augen, die in der Einheit einer großen und aus

dem Volk hervorgegangenen Persönlichkeit Nation und Staat endlich zu einem festen und organischen Ganzen zusammenschlösse! Er hat dies Ideal zu keiner dauernden Verwirklichung bringen können, und die Sache hat sich seitdem wieder in neue historische Formen hineinzubilden gesucht, aber noch nicht mit besserem Erfolg zum Ziele. Denn sollte der Napoleon des Friedens, welchen die Juliusrevolution gezeugt, auch die Despotie zu Stande bringen, so würde es doch mit den volksthümlichen Institutionen der Despotie gewiß schlimmer als jemals aussehen. —

Und der neueste Napoleonide, was hat er sich eigentlich dabei gedacht, als er das Erbe seines großen Namens angetreten? Man kann nicht sagen, daß er ganz gedankenlos in seine bizarre Unternehmung sich gestürzt habe. Ludwig Napoleon hatte sich eine gewisse Aufgabe vorgezeichnet, der es auch keineswegs an einer richtigen ideellen Begründung mangelte. Soviel man aus seinen Briefen, Proclamationen und der Laity'schen Brochure entnehmen kann, hat er die Bedeutung des kaiserlichen Adlers für das gegenwärtige Frankreich in einem hinlänglich umfassenden und großen Gesichtspunct gedacht. Er betrachtete die Anarchie aller der verschiedenartigen Parteien, die jetzt in Frankreich den Schooß der Regierung vom 9. August zerfleischen, ohne daß eine einzige im Stande

wäre, einen neuen und bürgschaftleistenden Zustand der Dinge zu organisiren. Die verschiedenen Interessen der Gesellschaft schienen ihm in den verschiedenen politischen Parteien nur zersplittert aber nicht gesammelt und in keiner zu einer siegversprechenden Macht concentrirt. Nur der kaiserliche Adler, meinte er, wenn er jetzt hoch geschwungen würde über alle Parteien Frankreichs, trage den Zauber in sich, das allen Factionen Gemeinschaftliche zu verheißen und ihre mannigfachen Bestrebungen in eine Einheit zu bringen. Es sei der Adler des Kaiserreichs das ächt nationale Banner Frankreichs, in dem sich die monarchischen und die volksthümlichen Interessen wieder am dauerhaftesten zusammenschlingen würden! Zu dem alten napoleonischen System müsse zurückgegangen, dasselbe aber entschieden nach dem Prinzip der Volkssouverainetät ausgedehnt und entwickelt werden. So dachte und träumte der Sohn des ehemaligen Exkönigs von Holland und der Geist seines Onkels Napoleon erschien ihm im Schlaf und ermahnte ihn zu dem, was der ganzen Zeit fehlt, zu Thaten. Die weise Mutter Hortensia wußte nichts von den Planen, über welchen der Napoleonide gegen den Napoleon des Friedens brütete. Es ließ ihn aber endlich nicht länger mehr auf dem schönen Arenenberg, das die sinnige Hortensia zu einem feenhaften Asyl eingerichtet

hatte. Ludwig nahm Abſchied von ſeiner Mutter und ſchwang ſich nun zu Roß, um als neu aufgehender Heros geradewegs in die Welt hineinzureiten und vom Sattel auf den Thron Frankreichs zu ſpringen. So zogen vor Alters mit Speer und Lanze die fahrenden Ritter auf einen Strauß, und wenn ſie kein Abenteuer fanden, ſo improviſirten ſie eines an der Heerſtraße aus freier Fauſt und mit keckem Herzen. Nicht anders dachte es ſich der junge Ludwig Napoleon, als er, ſeine Aventure mit der Weltgeſchichte zu verſuchen, ſich im Steigbügel zurechtſetzte. Der Abenteurerinſtinct trieb ihn anfangs ganz richtig und er war im Begriff, ſein Glück auf dem rechten Punct zu erproben. Der Streich war auf den Geiſt der franzöſiſchen Armee berechnet, und wenn es noch irgendwo in Frankreich einen lebendigen Kern der napoleoniſchen Elemente giebt, ſo mußte es natürlich im Heere ſein. Man konnte in den letzten Zeiten der franzöſiſchen Zuſtände überhaupt auf den Gedanken kommen, daß die parlamentariſche Oppoſition, die ſo gänzlich durch die Parteiintriguen und durch ihre eigene innere Dialektik abgeſtumpft und verbraucht erſchien, durch die militairiſche Oppoſition wirkungsreicher und für den allgemeinen Fortſchritt erſprießlicher abgelöſt werden könne, und mancherlei Zeichen im franzöſi-

ſchen Heere ſchienen bereits darauf zu deuten. Und Ludwig Napoleon hatte als Ausgangspunct eine Stadt im Auge, die an ſich ſchon die günſtigſten Anknüpfungen darbot und mancherlei gegen die Juliregierung empörte Stoffe vereinigte. Dies war Strasburg, wo außerdem einige Regimenter lagen, die durch beſtimmte Ereigniſſe mit der Glorie des Kaiſers in unverlöſchlicher Erinnerung verbunden waren. Aber es fehlte dem Unternehmen des jungen Prinzen alle und jede gründliche Vorbereitung, die erſt längere Zeit in der Stille ihre Fäden hätte ſchlingen müſſen, und ſo kam es, daß die Ausführung, nur auf die Ueberraſchung des Moments und auf die Wirkung eines bloßen Namensſchalles berechnet, wie ein Theatercoup erſcheinen mußte, der auch im Koloſoniumfeuer wieder zerplatzte. Mit den Propagandiſten von Paris hatte Ludwig Napoleon nur die allerdürftigſten Verbindungen angeknüpft. Lafayette hatte ihn ermuthigt, aber ihm nicht den geringſten Anhang zugeführt, was ſpäter auch von dem großen Republikaner Armand Carrel in ſeinem Bezug zum Prinzen galt. Chateaubriand, der Unterthan des Herzogs von Bordeaux, ſchrieb dem Napoleoniden jenen bekannten merkwürdigen Brief, worin er ihm ſagte: „Sie wiſſen, Prinz, daß mein junger König in Schottland iſt, und daß,

so lange er lebt, es für mich keinen andern König von Frankreich geben kann als ihn." Bei derjenigen Partei aber, welche man in Frankreich vorzugsweise die napoleonische nennen kann, hatte Ludwig wohl auch nicht mehr als die Voraussetzung zu Gute, daß man jetzt wohl auf ihn die Hoffnungen übertragen haben würde, die vordem auf dem Herzog von Reichstadt geruht. So stürmte der Unerfahrene fort und wurde in den Kasematten von Strasburg wie ein junger Thor festgehalten.

Bei seinen wenigen Anhängern hat er jetzt noch dadurch verloren, daß bekannt geworden, er habe früher russische Dienste gesucht. Vielleicht ist dies nur eine Erfindung seiner Feinde, oder er hat wirklich früher, in seinem unsichern Thatendurst umhergreifend, auch dies Mittel versuchen wollen, sich auszuzeichnen. Hat doch übrigens Rußland neuerdings auch bewiesen, daß es die Sympathieen mit dem Napoleonidenstamm, die es sogar bis zu sich an den Czarenthron heransteigen ließ, keineswegs als einen Widerspruch angesehen wissen will.

Eine edle und ritterliche Persönlichkeit ist aber dem Prinzen Ludwig Napoleon gewiß nicht abzusprechen. —

14.

Das Uechtland und die Jesuiten.

—Im Angesicht der schönsten Alpenlandschaften fährt man von Bern in wenigen Stunden nach Freiburg, und erblickt schon aus der Ferne, noch ehe man die berühmte Drahthängebrücke der Sane überschreitet, das hochgelegene Erziehungshaus der Jesuiten, das in stolzer Pracht die ganze Gegend beherrschen zu wollen scheint. Hier wird jene pädagogische Musterwirthschaft betrieben, die, obwohl ursprünglich ein französisch-carlistisches Institut, doch auch für Deutschland eine immer um sich greifendere Bedeutung gewinnt, indem man von dort aus weit und breit die Arme nach der Erziehung unserer aristokratisch-katholischen Jugend ausstreckt. Der Geist des modernen Jesuitismus hat sich hier in den Schluchten der Hochalpen einen sehr günsti-

gen Schlupfwinkel ausgefunden, und baut sein Nest in dieser sichern Abgeschiedenheit, die ihm zugleich die ausgreifendste Wirkung in die Ferne verstattet. Ihm einen Besuch abzustatten, schien in mehr als einer Hinsicht der Mühe werth, besonders da das anhaltende Regenwetter die Wanderung auf das berner Oberland noch immer verhinderte. Auf der Münster-Terrasse in Bern standen wir oft und blickten mit Sehnsucht zu den schneefunkelnden Gletschern hinüber, die wie eine bleiche Geisterschaar mit ihren himmelhohen Häuptern in der Ferne schwebten. Aber in derselben Minute, wo sie in einem längern Sonnenblick aufzugehen und zu erglühen schienen, wickelten sie sich auch schon wieder in aschfarbene Wolkenschleier, und trieben ein böses Spiel mit unserm Reisemuth, der sich gern gerade an ihnen versucht hätte. Da war es das Gerathenste, lieber den Abstecher in das romantische Uechtland zu machen, und, statt mit der tückischen Natur der Alpen vergeblich zu kämpfen, das neue Cultursystem der Jesuiten zu studiren. Soll es auch schwer sein, bis in die innerste Werkstätte selbst vorzudringen, so wird man von dieser neuen und großen Zeitweisheit, in der sich die fressendste Reactionsrichtung der Gegenwart einen Mittelpunkt sucht, doch wenigstens einen Schattenriß an den Wänden abfangen kön-

nen. Ade, du reiner Gletscherschnee auf deinen lockenden und unerreichbaren Himmelshöhen! Wollte ich nicht, fern von aller Cultur der Menschen, an deiner Urfrische mir das Herz kühlen, und nun bleibt mir doch nichts übrig, als mich wieder mit dem Uebel der Cultur zu trösten, und zwar mit dem allerärgsten, mit der Culturmacherei des heutigen Jesuitismus! —

An den hohen Felsenufern der Sane liegt dies merkwürdige Freiburg, die Hauptstadt eines Schweizercantons, der, von Alpenketten und Seen umschlossen, schon von alter Zeit her in diesem Versteck ein seltsames Leben und Treiben barg. Die katholischen Cantone der Schweiz stehen in allen Dingen hinter den protestantischen weit zurück, und der Reisende spürt es schon an den unsanften Bewegungen, welche der Postwagen auf der schlechten und holperigen Landstraße verursacht, wann er sich in einem katholischgläubigen Theil der Eidgenossenschaft befindet. Aber nicht nur die Landstraßen sind in den katholischen Cantonen schlechter als in den andern, sondern den ganzen Betrieb des Bodens und die Landbewirthschaftung trifft man in einem vernachlässigteren Zustande an. Diese Leute müssen viel beten, viele Messen hören, viele Priester grüßen, viele Prozessionen und Feiertage mitmachen,

und dies schmälert die Zeit der täglichen Arbeit während der Protestantismus, volksthümlich wirkend, sich überall werkthätiger in seiner Frömmigkeit beweist, und die Arbeit nicht nur des Geistes in der Forschung, sondern auch des Körpers in der gesunden irdischen Lebensbethätigung begünstigt. Dazu kommt in den katholischen Cantonen auch die Finsterniß des Aberglaubens, welcher das Volk auf eine für alles Werden nachtheilige Weise überschattet. Im Canton Freiburg zum Beispiel geht die Unwissenheit der Bewohner noch so weit, daß die regierende Behörde Mühe gehabt hat, die Impfung der Schutzpocken einzuführen, und ein großer Theil des Volkes sich hartnäckig dagegen sträubte, weshalb man so vielen von Blatternarben entstellten Gesichtern in dieser schönen Landschaft begegnet. Die Freiburger sind sonst ein recht ansehnlicher Volksschlag, kräftig gebaut, stark und hochgewachsen, besonders in der südlichen Alpengegend, namentlich aber in dem reizenden Greyerserlande, in dessen frisch durchhauchten Bergthälern man die schönsten Mädchen der Schweiz sieht, die in ihren scharlachrothen Miedern, in den schwarzen Filzhüten, so von Blumen, Bändern und Spitzen prangen, und mit den faltenreichen Brusttüchern freilich oft die seltsamsten Erscheinungen abgeben und we-

Agnes von der Mayen, die Gattin des Herrn Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. in Aachen, und von der Mayen, Kaufmann. Und in Antwerpen Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Brüssel Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Lüttich Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Verviers Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Mecheln Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Gent Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Brügge Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Ostende Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Lille Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Roubaix Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Paris Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Marseille Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Nizza Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Monte Carlo Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Genua Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Mailand Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Venedig Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Florenz Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Rom Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Neapel Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Palermo Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Messina Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Syrakus Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Catania Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Trapani Wilhelm Mayer, Kaufmann, Inhaber der Firma Mayer & Co. Und in Girgenti

tholiſche Einflüſſe theilen. Sobald man dagegen in die katholiſche Hauptſtadt des Cantons eintritt, wird man an allen Erſcheinungen des Lebens gewahr werden, welche Einwirkungen hier die Gemüther belaſtet haben.

Freiburg ſelbſt iſt eine ſonderbare, düſtere, geheimnißvolle Stadt. Die Jeſuiten zeigen ſich in ihren ſchwarzen Ordenstrachten ſehr häufig auf der Straße und jeden Augenblick begegnet man einer ſolchen abſonderlich einherſchreitenden Geſtalt, vor der man das Volk jederzeit mit tiefſter Verneigung den Hut abziehen ſieht. Selbſt die Bauart mancher Stadttheile bietet die wunderlichſten Eigenheiten dar, und man ſieht eine Reihe von Häuſern, über welche die Straße dergeſtalt hinwegläuft, daß das Pflaſter des Weges ihnen als Dach dienen muß. Der ſchöne Münſter, in welchem ſich die neue Orgel von Aloys Mooſer befindet, bietet über ſeinem Eingangsportal noch eine Merkwürdigkeit dar, die den, welcher ſich nach Freiburg begeben hat, um hier eines der Hauptquartiere der neuen katholiſchen Propaganda zu beſichtigen, auf eine komiſche Weiſe in Erſtaunen ſetzen muß. Das Bildwerk über dieſer Kirchthüre ſtellt nämlich ein Weltgericht dar, auf der unter anderen Figuren, die den in der Mitte ſtehenden heiligen Nicolaus

umgeben, man auch seitwärts eine Gruppe gewahrt, die offenbar den Moment versinnbildlichen soll, wie der Teufel den Papst holt! Diese Satire ist ganz im kecken und derben Sinne der Zeit, aus welcher das Bildwerk herstammen mag, nämlich, wie es scheint, aus dem funfzehnten Jahrhundert, wo die Menschheit Spaß verstand auch in den frommen Dingen, und sich so sicher dabei fühlte, daß sie den Teufel nicht nur an die Wand malen durfte, sondern sogar über den Kirchthüren. Und nun gar den Teufel, welcher den Papst holt, was zu damaliger Zeit der päpstlichen Blüthe wohl zu ertragen war, heutzutage aber, wo man immer empfindlicher zu werden Ursache hat, schwerlich mehr mit der Harmlosigkeit der Volkssatire entschuldigt werden dürfte. Und doch gehen die Jesuiten von Freiburg täglich ganz ruhig vor diesem Münsterportal vorüber und haben, so viel man weiß, gegen die bizarre Bildnerei noch nichts versucht, was, man muß es gestehen, sie fast in den Geruch der Toleranz bringen könnte!

Es ist nun auch endlich Zeit, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, so weit es glücken wird, und zu diesem Zweck, an das äußerste Ende der Stadt eilend, den Berg zu ersteigen, auf welchem hocherhaben das Pensionat der Jesuiten gelegen ist.

Das Gebäude ſtellt ſich ſowohl von Innen als von Außen wie ein fürſtliches Schloß dar, und beweiſt auch in der Pädagogik die Eleganz, welche dem weltkundigen Jeſuitismus niemals gefehlt hat. Das Haus des Penſionats iſt in zwei Theile abgetheilt; der eine Flügel dient als Seminar für die Bildung der heranwachſenden Jünger der Geſellſchaft Jeſu, der andere iſt für das eigentliche Penſionat beſtimmt, in welchem ſich ſowohl die vorbereitenden Schulklaſſen für die jüngſten Zöglinge der Anſtalt, als auch die Wohnungen derjenigen Zöglinge befinden, die den Jeſuiten gänzlich in Hut und Pflege übergeben ſind. Abwärts im Thal liegt, anſtoßend an die Jeſuitenkirche, das Collège, welches die Hörſäle der Hochſchule in ſich faßt. Nämlich dieſe ganze ſeit dem Jahre 1825 eingerichtete Erziehungsprovinz der Jeſuiten, welche man unter dem Namen des Inſtituts St. Michel zuſammenfaßt, zerfällt in eine Elementarſchule, in ein Gymnaſium und in das, was wir eine Univerſität nennen würden, obwohl darin eigentlich nur für die Theologie und allenfalls auch Philoſophie ein vollſtändiger Curſus beſteht, von der Jurisprudenz aber nur das Naturrecht und das kanoniſche Recht *)

*) Civil- und Landrecht aber von einem Laien.

und von den Naturwiſſenſchaften Phyſik und Chemie gelehrt werden. Von den noch in den Elementarunterricht gehörigen Zöglingen der Jeſuiten befinden ſich nur die ſchon einigermaßen aufgewachſenen in dem Penſionat zu Freiburg; für die ganz kleinen Kinder, deren Alter noch eine beſondere Sorgfalt erfordert, iſt ein zweites Etabliſſement zu Eſtavayer beſtimmt, einer kleinen anmuthigen Stadt in demſelben Canton, die der Reiſende, welcher am Neufchateller See wandert, zu beſuchen nicht unterlaſſen mag, weil man dort noch an ſchönen Sommerabenden auf dem Platz Moudon die alten volksthümlichen Ringeltänze in den welſchen Lauten ſingen hören kann.

Der Rector dieſes geſammten Erziehungs-Inſtituts der Jeſuiten iſt gegenwärtig der Fürſt Gallitzin, der ſelbſt Jeſuit geworden und im Hauſe des Penſionats ſeine prachtvoll eingerichtete Wohnung genommen hat. Er läßt ſehr ſelten Jemand vor ſich, doch lieſt er zuweilen Meſſe und erſcheint dann in der etwas feiner gearbeiteten Jeſuitentracht. Es iſt überhaupt ſchwer, nur in das Haus des Penſionats einzutreten, noch mehr aber dem Unterricht ſelbſt beizuwohnen, wozu in vollſtändiger Ausdehnung unter allen hierher gekommenen Fremden vielleicht Victor Couſin allein gelangt iſt. Von dem

Beſuch des Letzteren im Penſionat und Collège zu Freiburg erzählen ſich noch die Jeſuitenzöglinge einige ergötzliche Geſchichten. Wir aber waren nicht ſo glücklich wie er, doch gelang es aus unſern im Hauſe ſelbſt angeſtellten Beobachtungen ein Geſammtbild zuſammenzuſetzen, das durch andere Mittheilungen, die uns in der Stadt und von einigen dem Inſtitut nahe geſtandenen Perſonen wurden, ſich immer mehr ausrundete, ſo daß bei dem gänzlichen Mangel an Berichten über das Inſtitut St. Michel auch vielleicht das Unvollkommene hier überliefert werden darf.

Weshalb die freiburger Jeſuiten ſo geheim thun mit ihren Erziehungshäuſern und vom Beſuch derſelben durch Vorwände aller Art den Fremden abzuhalten ſuchen, iſt eigentlich ſchwer zu begreifen, da das Princip ihrer Pädagogik offenkundig genug am Tage liegt. Dies Prinzip, wenn wir die unmittelbare Wahrheit deſſelben in ihrer Unſchuld auftreten laſſen wollen, faßt ſich zunächſt in dem alten Wort, das Baco geſprochen: **Religio aroma scientiarum** am Augenfälligſten zuſammen. Auch ſtellen die Jeſuiten ſelbſt in ihrem öffentlich ausgegebenen Unterrichtsplan die Religion, oder welches gleichbedeutend iſt, den Katholicismus als die Seele und den Zweck alles Unterrichts an die Spitze, ſo daß man gleich ſieht, es handele ſich hier darum, ſchon auf

dem Wege der Erziehung, durch Eintauchen auch des praktiſchen Wiſſens in den eigenthümlichen katholiſchen Geiſt, die wahre Verweltlichung des Katholicismus hervorzubringen. Denn wenn dies von Anfang her die Sendſchaft der Geſellſchaft Jeſu war, Rom gewiſſermaßen in alle Welt zu tragen, um ſo durch die Verweltlichung Roms auf allen Punkten der Erde die katholiſche Univerſalherrſchaft zu begründen, ſo iſt die pädagogiſche Wirkſamkeit der Jeſuiten ohne Zweifel noch geſchickter dazu als ihre politiſche, um dieſe Ausprägung alles Weltinhaltes in der katholiſchen Form und dieſe Durchdringung aller weltlichen Form mit dem katholiſchen Gehalt vermittelſt jener ſataniſchen Dialektik, die den Orden immer ausgezeichnet hat, zu Stande zu bringen. Die erſte Vollendung und fertige Geburt des Jeſuitismus mußte daher in das Zeitalter der Reformation fallen, weil in dieſem Weltlichkeit und Wiſſenſchaft zum erſten Mal als kriegführende Mächte der neueren Geſchichte ſich der Kirche gegenüberſtellten und mit dieſer um die Oberherrſchaft über das Leben der Völker den Kampf begannen. So mußte der Katholicismus ſich gerade in die neu erwachten weltlichen und wiſſenſchaftlichen Bewegungen der Menſchheit einzudrängen ſuchen, um ſich zu erhalten, und in dieſer nothgedrungenen Umarmung mit der Welt

hat der Katholicismus den Jeſuitismus gezeugt, welcher als die eigentliche Revolution zu betrachten iſt, die innerhalb der katholiſchen Kirche ſelbſt und zwar mit Bewußtſein vorgegangen. Denn auf dieſem großen Scheidepunkt der Zeiten, wo alle Tradition der Geſchichte zum erſten Mal gewaltſam in Frage geſtellt wurde, glaubte der Katholicismus ſeine Stabilität nicht anders mehr erhalten zu können, als daß er in ſeinen eigenen Schooß ein revolutionaires Princip aufnahm, welches aber tiefinwendig genährt war mit der wahrhaften Milch der katholiſchen Kirche und deshalb ſein Gift nur auf die Welt tröpfeln, ſeine befruchtenden und erhaltenden Säfte aber auf die Kirche zurücktreiben mußte. Dieſe revolutionaire Ausſtrahlung des Katholicismus iſt der Jeſuitismus, die größte und furchtbarſte Erfindung, welche die Stabilität in der Weltgeſchichte zu ihrer Vertheidigung gemacht hat. Durch dieſen glänzenden Gedanken iſt es nun ſchon ſeit Jahrhunderten gelungen und gelingt es fortwährend, der Geſchichte dieſe tödtliche Langſamkeit und dieſe in ſich ſelbſt verkümmernde Lüge anzukränkeln, durch welche die einfachſten Ideen, die ſo klar und abgemacht ſind wie draußen um uns her die Vollbringung der Naturgeſetze, doch nicht mehr zu entſchiedenen und ſiegreichen Thatſachen werden kön-

nen. Der Jesuitismus ist die eigentliche Krankheit und zugleich die wahre Macht und der wahre Charakter der neueren Geschichte, und ist in dieser Bedeutung unter allen Gestalten, in allen Theilen und Gliedern des Lebensorganismus und selbst in denjenigen Erscheinungen aufgetreten, die für das gerade Gegentheil von ihm in der Welt gegolten haben. Revolutionair muß man aber den Jesuitismus mit dieser für ihn einzig erschöpfenden Bezeichnung nennen, weil die Kirche, die ihn gesandt hat, ihn selbst mit allen Waffen der Revolution, über die sie freilich zuvor ihren Segen gesprochen, ausrüstete. Die revolutionaire Bedeutung des Jesuitismus besteht innerhalb der katholischen Kirche selbst zunächst darin, daß er bei seiner Entsendung in alle Welt freigelassen wurde nicht nur von den strengen Formen der Kirche, sondern auch sogar von dem bindenden Zwang des Dogma und der christlichen Moral. Die bisherige einseitige und abstracte Richtung der katholischen Kirche lag im Mönchsthum als ein offener Schaden zu Tage und war durch die Blitze der Reformation unrettbar in Trümmer geschlagen worden. Die ersten Päpste, die dem Jesuitismus durch förmliche Bullen seinen großen Freibrief ausstellten, hatten wohl eingesehen, daß die alte Herrlichkeit und Festigkeit der Kirche durch die aufgescheuchten Mön-

che und Nonnen nicht wieder hergeſtellt werden könne. Es bedurfte jetzt weltlicher Talente, um den Katholicismus wieder in ſeine alte, univerſale Macht einzuſetzen, und das Seminar für dieſelbe war durch eine wunderbar kühne Idee in der Geſellſchaft Jeſu ſchon gegeben. Nun zeigte ſich plötzlich, wie durch einen Fluch aus der Erde hervorgetrieben, ein Phantom, das bisher noch nicht dageweſen war in der Geſchichte. Eine Zuſammenſetzung von Bettelmönch, Philoſoph und Weltmann, läuft und rennt, kriecht und ſchleicht es geſchäftig über alle Erdtheile hinweg, und haſcht polypenartig nach allen Dingen und Stoffen der Welt, um daraus ein Netz zu weben für die Spinne Rom, größer und umfaſſender als es noch je gewebt war. Beweglich, wie ſonſt der Bettelmönch war, der durch alle Länder pilgerte zu Ehren der Kirche, hat der Jeſuit es doch als unzeitgemäß aufgegeben, durch den religiöſen und mönchiſchen Cynismus zu wirken, und ſo ſtellt in ihm die Kirche ſcheinbar ihren weltlichen Fortſchritt dar, jedoch nur um dadurch deſto ſiegreicher zu dem alten geiſtlichen Princip zurückzukehren. Um das Princip der Weltlichkeit und Individualität, das die Reformation in dem Menſchengeſchlecht erweckte, in ſich ſelbſt deſto zerſtörender zu untergraben, hat der Katholicismns dem Jeſuiten den Be-

fehl ertheilt, alle Formen der Welt annehmen zu dürfen, und nicht nur in alle verlockende Anmuth und Heiterkeit dieser Welt sich zu kleiden, sondern auch in allen Schmutz und alle Verderbtheit derselben sich hineinzustürzen. So sah man den Jesuiten ausziehen, und bald unter Priesterkleidern Dolch und Gift umhertragen, bald mit den Fürsten bei schwelgerischer Tafel sitzen, bald in Tanzschuhen über den Estrich der großen Welt dahinschlüpfen, bald bei nächtlicher Weile durch die Leiter in's Fenster steigen, bald in der Beichte Mord befehlen und Mord vergeben. Das Alles **ad majorem dei gloriam.** Ueber die Freiheit des Jesuitismus von Dogma und Moral hat schon Pascal in seinen **Lettres provinciales** das Schlagendste beigebracht, indem er nachgewiesen, wie das sich accommodirende Christenthum der Jesuiten, das nach der ausdrücklichen päpstlichen Bestätigung für Alle Alles hat, selbst mit der Person Christi ganz nach dem Zweck der momentanen weltlichen Wirkung umgesprungen ist. So haben die Jesuiten in den Ländern, wo man einen gekreuzigten Gott als eine Thorheit verspottet haben würde, das Kreuz fortgelassen, und nur den triumphirenden und glorreichen Christus, aber nicht den leidenden und sterbenden gepredigt, und selbst die Vermischung des heidnischen Götzen-

dienſtes mit der chriſtlichen Religion haben ſie, wie es in Indien und China geſchehen, mit der Dogmatik und Moral für vereinbar gehalten*). Dies Recht hatte der Katholicismus ſeinem Baſtardſohn, dem Jeſuitismus, der aus dieſer neuen buhleriſchen Umarmung von Welt und Kirche entſproſſen, als ein heiliges mitgegeben. Die katholiſche Kirche, die in dem Inſtitut der Geſellſchaft Jeſu eine Art Emancipation von ſich ſelbſt vollbrachte, hat jedoch durch dieſe Zugeſtändniſſe, welche ſie im Jeſuitismus an die Revolution machte, von Anfang an nur das Zeugniß ihrer bedrohten und gebrechlichen Lage abgelegt. Wenn es ihr aber gelingen ſollte, das Ziel wieder zu erreichen, nach dem es ſie ſeit der Reformation vergebens gelüſtet hat, und zu deſſen Erlangung ſie den Jeſuitismus in die Welt ſandte, dann wiederhergeſtellt in ihre alte Univerſalherrſchaft, würde die katholiſche Kirche als die erſte That ihrer neuen Aera die Vernichtung ihres eigenen Werkzeugs, des Jeſuitismus, beſchließen müſſen. Je zweifelhafter jedoch die Stellung dieſer Kirche in der Geſchichte wird, deſto mehr wird ſie in der gefährlichen Nothwendigkeit verharren, das freſſende

*) Man leſe den fünften Brief der Lettres provinciales von Blaiſe Pascal.

und revolutionaire Gift des Jeſuitismus in ihrem eigenen Schooß zu nähren, wie dies in unſern Tagen ſich zeigt, wo die Jeſuiten eifriger und geſchäftiger als je in den Bollwerken der Kirche dienen.

Wie ſich nun im Jahrhundert der Reformation ein Luther und ein Loyola als Kinder einer und derſelben Zeit begegneten, ſo trafen in demſelben Brennpunct der Zeit auch Jeſuitismus und Wiſſenſchaft zuſammen. Die Wiſſenſchaft, welche der ärgſte Feind der Kirche geworden war, weil die individuelle Freiheit des Menſchengeiſtes darin emporblühte, konnte in ihrem antikatholiſchen Wirken nur dadurch beſchworen werden, daß man ſich ihrer auf ihrem eigenen Gebiet zu bemächtigen ſuchte, wozu man in dieſem Sinne des Jeſuitismus bedurfte. Wenn die Wiſſenſchaft etwas Proteſtantiſches hatte, ſo kam es jetzt vielmehr darauf an, ihr einen katholiſchen Charakter zu geben, und dieſe Katholiſirung der Wiſſenſchaft wurde die Hauptaufgabe in den Unterrichtsanſtalten der Jeſuiten. Es mußte die wichtigſte Seite ihrer Miſſion werden, allenthalben die Erziehung der Jugend an ſich zu bringen, denn die Jugend iſt die Zukunft ſelbſt, und die katholiſche Kirche hofft ſeit der Reformation beſtändig auf ihre Zukunft, die ſie durch alle mögliche Ausſaat zu beſtellen ſucht. Die katholiſche Erziehung, wenn wir

dieſe Benennung gebrauchen wollen, mußte daher von vorn herein einen viel beſtimmteren und ausſchließlicheren Charakter an ſich tragen, als die proteſtantiſche Pädagogik, welche letztere der Freiheit des Individuums in allen Dingen einen größeren Spielraum der Entwickelung verſtatten wird. Nun ſollte eigentlich alle Erziehung auf dieſe Freiheit der Individualität ſich gründen, die man ein proteſtantiſches Princip nennen kann, indem alles Heil der Bildung in die freie Selbſtthätigkeit und die eigene Arbeit des Geiſtes geſetzt wird, dem Geiſt aber keine andere Begränzung widerfährt, als die in jeder Perſönlichkeit ſelbſt liegt oder in dem allgemeinen Begriff der Dinge. Die katholiſche Erziehung, die für eine beſtimmte Zukunft arbeitet, welches die Zukunft der katholiſchen Kirche iſt, kann daher dem an und für ſich waltenden Leben der Perſönlichkeit gar keine Rückſicht beweiſen. Es wird ihr vielmehr nach ächt katholiſcher Art darauf ankommen, die Perſönlichkeit jenem allgemeinen Zweck der Erziehung unterzuordnen, und dieſe Pädagogik, die der jungen Perſönlichkeit ſchon mitten im Wachsthum die Kräfte lähmt, um ſich ſelbſt in eine freie Zukunft hineinzubilden, iſt die Hauptſchlacht, welche der Jeſuitismus gegen die moderne Cultur zu führen verſucht. Fragt man nun nach der Wiſſenſchaft

ſelbſt, welche doch der eigentliche Inhalt der Erziehung iſt, ſo läßt es ſich ſchon aus jenem Grundprincip abnehmen, welche Schickſale dieſelbe treffen in einem Unterrichtshaus, das dieſe ſchneidende katholiſche Richtung an die Spitze ſtellt. Die Pädagogen des Katholicismus, die Jeſuiten, mögen ſelbſt ſehr gelehrte Leute ſein, aber die Wiſſenſchaft als ſolche zu fördern, taugt wenigſtens nicht in ihre Erziehungspläne, die ſie mit der Jugend haben. Die Wiſſenſchaft, die ihrem Grundweſen nach immer proteſtantiſch wirken wird, ſoll auf ihrem eigenen Gebiet vom Jeſuitismus nur deshalb durchdrungen werden, um ſich daran aufzulöſen und zu verfinſtern, und in dieſer Verfinſterung einen volksthümlichen Einfluß auszuüben, den man mit einer ſchlichten Bezeichnung das Dummmachen genannt hat. Es kommt daher ganz einfach heraus, daß die Unwiſſenheit der eigentliche Hauptzweck in den Unterrichtsanſtalten der Jeſuiten iſt, aber eine Unwiſſenheit, ſüß durchduftet und eingeräuchert mit jenem betäubenden Arom, welches die Jeſuiten in Anwendung ihres Lieblingsſpruches aus dem Baco das **aroma scientiarum** nennen, und das auch in der That nichts wahrhaft Geiſtiges, ſondern nur ein Arom für die Sinne iſt. So wird denn die höchſte Kunſt dieſer jeſuitiſchen Pädagogik darin beſtehen,

der Unwiſſenheit den möglichſten Anſtrich des Wiſſens, und dem Wiſſen die unſchädliche Wirkung der Unwiſſenheit zu geben, eine Dialektik, zu der das ganze Talent des Jeſuitismus erforderlich ſein wird.

Wenn wir mit dieſen Gedanken in das Inſtitut St. Michel zu Freiburg eintraten, ſo hatten wir uns allerdings nicht ohne Vorurtheile daran begeben, es zu beurtheilen. Vielmehr waren wir im Beſondern noch mancher Beiſpiele eingedenk, wo Kinder, die eine Reihe von Jahren hindurch bei den Jeſuiten in Freiburg erzogen worden, nicht einmal ſo viel Latein gelernt hatten, daß ſie auf einem preußiſchen Gymnaſium in die vierte Klaſſe hätten zugelaſſen werden können. Die große Unwiſſenheit, in der die Zöglinge des Inſtituts St. Michel heranwachſen, iſt weltbekannt, aber jenes Arom, das hier mit ſo eigenthümlicher Feinheit und Eindringlichkeit bereitet wird, hat, mit politiſchen Räucheressenzen verſetzt, dennoch die Wirkung gethan, dieſem Erziehungshaus eine für gewiſſe Kreiſe der Zeit und des Lebens entſcheidende Bedeutung zu geben. Geſtanden wir aber unſere Vorurtheile zu, ſo müſſen wir auch hinzufügen, daß, was wir an Ort und Stelle ſahen und hörten, nicht geeignet war, dieſelben zu widerlegen. Um den Geiſt des Inſtituts St. Michel näher zu charakteriſiren, will ich zuerſt

über einen Streit etwas mittheilen, durch welchen vor einigen Jahren die Zöglinge dieſes Jeſuitencollegiums Veranlaſſung fanden, ſich über die Maximen, nach denen ſie hier gebildet werden, ſelbſt öffentlich zu erklären und ihre Lehrer ſowie die Lehren derſelben einerſeits anzugreifen, andererſeits zu vertheidigen. Dies iſt der Streit der Freiburger Jeſuiten mit der patriotiſchen Geſellſchaft von Zofingen. Zofingen iſt eine kleine im Thale der Wigger ſchön gelegene Stadt, wo von Züricher und Berner Studirenden ein Verein der ſchweizeriſchen Jugend geſtiftet wurde, wie es deren viele in der Schweiz giebt. Die Jeſuiten aber verboten ihren Zöglingen auf das Allerſtrengſte, dieſer Geſellſchaft zuzugehören, welche ihre freiſinnige politiſche Richtung auch auf die Religion übertrug und eine eigenthümliche Zuſammenſetzung darin behauptete, daß ſie ſich als Geſellſchaft von Jünglingen verſchiedener Religionen (**société de jeunes gens de differentes religions**) zu erkennen gab. Dieſer edle Zweck des Zofinger Jünglingsbundes, die Trennung der Confeſſionen in der höhern patriotiſchen Gemeinſamkeit zu überwinden, konnte natürlich nicht in den Kram der Jeſuiten taugen, denen dabei ſchon die Ausübung der volksthümlichen Aſſociationsfreiheit Aergerniß und Bekümmerniß genug für ihr geheimes

legitimiſtiſches Herz machte. Denn dieſe Jünglinge hielten frei und offen ihre Verſammlungen, wie es die alte heilige Sitte ihrer Väter in dem Lande der Alpen ihnen überliefert hatte, und hier zeigten ſich die Jeſuiten, ſeitdem ſie ſich durch die unbeſonnene Willfährigkeit des Kantons Freiburg wieder in der Schweiz eingeniſtet, zum erſten Mal im lauten Widerſpruch mit der ächten angeſtammten Schweizernatur, mit dem innerſten Geiſt des Volkslebens, in deſſen argloſe Mitte ſie ihre heimlich brütenden Plane getragen. Die Freiburger Abtheilung des Zofinger Studentenvereines beſtand aber zum großen Theil aus Solchen, die früher ſelbſt das Collegium der Jeſuiten beſucht und in St. Michel ihre erſte Erziehung empfangen hatten. Dieſe unternahmen es jetzt, die Sache des ſchweizeriſchen Patriotismus gegen dieſe fremden Eindringlinge, wie die Jeſuiten nun bezeichnet wurden, zu führen, und bei dieſer Gelegenheit das ganze Unterrichtsweſen im Inſtitut St. Michel, nach ihren eigenen Erfahrungen und dem Eindruck, den man dort auf ihre jungen unbewachten Gemüther beabſichtigt, zu beleuchten. Es wurden Brochüren gewechſelt, in denen man über dieſe Angelegenheit die freieſte und unumwundenſte Sprache führte, und die Jeſuiten ſelbſt ſahen ſich genöthigt, aus dem Verſteck ihrer Grundſätze ein wenig hervor-

zutreten und ihren Erziehungsplan öffentlich zu vertheidigen.

Die Hauptanklagen, welche man bei diesem Anlaß gegen die Jesuiten von Freiburg zusammenfaßte, richteten sich im Wesentlichen auf folgende Punkte. Sie seien kosmopolitische Fremdlinge, die zum Theil wie schweifende Abenteurer aus entfernten Gegenden, bald aus Belgien, bald aus Holland, bald aus Portugal herangekommen, um das Collegium des armen und abgelegenen Freiburg auf Befehl ihrer unbekannten Obern in Besitz zu nehmen. Sie seien so unbekannt im Lande gewesen, daß man lange Zeit selbst ihre Namen nicht genau gewußt habe, und eben so unbekannt seien ihnen selbst auch die Schweizer, namentlich aber die Freiburger gewesen. Sie, die Vaterlandslosen, die sich selbst von aller Liebe zu einem heimischen Boden freisprächen, wie könnten sie aber als Erzieher dazu geschickt sein, gute Schweizer zu bilden! Sie begingen vielmehr täglich in ihren Unterrichtshäusern den schreiendsten Hochverrath an einem Lande, das ihnen so vertrauensvoll die Gastfreundschaft gewährt habe! Dieser Verrath bestehe in dem gänzlich verderbten Geschichtsunterricht, den die Jesuiten in ihrem Institut ertheilen. Die Brochüre des Zofinger Vereins, die sehr energisch geschrieben ist, enthält dar-

über unter Anderm folgende Stellen (**Un mot sur l'apologie de l'enseignement des Jésuites de Fribourg, dédié à la Société de Zoffingen, par la Section Fribourgeoise, p. 11.**):

„Wir, früher Zöglinge der Jesuiten, die wir selbst so lange unter ihrer Zuchtruthe geseufzt haben, müssen das Bekenntniß thun, daß wir es oft genug in den Unterrichtsstunden haben mitanhören müssen, wie man den Charakter unsers Vaterlands verunglimpfte und schändete! Wir erinnern uns hierbei noch ganz besonderer Verhandlungen, aus denen wir überzeugende Proben von den Ansichten und Endzwecken unserer Professoren schöpfen konnten, die beständig sich bemühten, jenen vorgeblichen Patriotismus, wie sie es nannten, in uns auszurotten. Wir haben noch nicht vergessen, mit welcher Verachtung sie von den Volksversammlungen unserer kleinen Kantone sprachen, und mit welchen Farben sie uns die Einrichtungen derselben vormalten! Aber ohne uns länger im Allgemeinen mit der unzweifelhaften Richtung ihres ganzen Systems zu beschäftigen, wollen wir lieber einige besondere Thatsachen hervorheben, die im ganzen Collegium den größten Lärm verursachten. Wagte nicht in den Jahren 1824 und 1825 ein Professor bei voller Klasse öffentlich zu behaupten, daß Wilhelm

Ar-Rashid kam 809 als Gesandter nach Karl d. Gr. und Ludwig d. Fr. nach Aachen, wo er 810 starb. Seine Söhne Ibrahim und Ahmed wurden 811 in Bagdad getötet. Mâmûn kam 813 als 21. Kalif in Bagdad zur Regierung, wo er 833 starb. Er war ein Freund der Wissenschaften und veranlaßte die Übersetzung vieler Bücher. Mit ihm endigt die Reihe der Kalifen, welche Bagdad zum Sitze hatten. Mu'tasim kam 833 als 22. Kalif zur Regierung, wo er 842 starb. Er errichtete eine Leibwache von Türken. Wâthik kam 842 als 23. Kalif zur Regierung, wo er 847 starb. Er war der letzte Kalif, welcher Samarra zum Sitze hatte. Mutawakkil kam 847 als 24. Kalif zur Regierung, wo er 861 starb. Er verfolgte die Christen. Mu'tazz kam 866 als 28. Kalif zur Regierung, wo er 869 starb. Er war der letzte Kalif, welcher Bagdad zum Sitze hatte. Mu'tamid kam 870 als 29. Kalif zur Regierung, wo er 892 starb. Er verlegte den Sitz des Kalifats nach Bagdad. Mu'tadhid kam 892 als 30. Kalif zur Regierung, wo er 902 starb. Er war der letzte Kalif, welcher Samarra zum Sitze hatte.

Kalif Mu'tadhid hatte drei Söhne: 1) Muktafi, welcher 902 als 31. Kalif zur Regierung kam, wo er 908 starb. Er war der letzte Kalif, welcher Bagdad zum Sitze hatte. 2) Muktadir, welcher 908 als 32. Kalif zur Regierung kam, wo er 932 starb. Er war der letzte Kalif, welcher Bagdad zum Sitze hatte. 3) Kahir, welcher 932 als 33. Kalif zur Regierung kam, wo er 934 starb. Er war der letzte Kalif, welcher Bagdad zum Sitze hatte.

ihrer klassischen Werke figuriren lassen. Das magere Skelett aber, das sie davon in ihrem Cursus der Geographie einflechten, kann wohl nicht dazu geeignet sein, einen wirklichen historischen Vortrag zu ersetzen. Wahrhaft schimpflich ist es, die Geschichte seiner Väter nicht zu kennen. Man nenne uns ein einziges Land, ein einziges Collegium, wo nicht die Geschichte einen besondern Zweig des Unterrichtes bildete! Die neuen und reinen Herzen der Jugend sind es ja vorzugsweise, denen man das heilige Feuer der Vaterlandsliebe und der Freiheit mittheilen muß! Mit wie viel rührenden und hinreißenden Erzählungen kann hier nicht auch ein Lehrer seinen Unterricht beleben! Und wie muß nicht die Geschichte in einem freien Lande zum Herzen sprechen! Die Jesuiten führen nun zwar zu ihrer Vertheidigung eine lange Reihe von Vorträgen auf, deren Gegenstände patriotisch klingen, aber es ist dabei zu bemerken, daß man diese Materien in den Akademien behandelt, wo den Zöglingen freie Wahl gelassen bleibt, ob sie daran Theil nehmen wollen oder nicht."

„Muß man nun nach Allem nicht erstaunt sein, wenn die Jesuiten in ihrer Vertheidigung uns entgegenhalten: „daß sie, die Jesuiten, keineswegs Feinde irgend einer Regierungsform seien; daß, mag

und die Kanäle in ihnen. Epidermis und a. Schicht der Cuticula. Fig. 2. Querschnitt durch ein Blatt von Ficus elastica. Fig. 3. Querschnitt durch ein Blatt von Nerium Oleander. Fig. 4. Querschnitt durch ein Blatt von Iris germanica. Fig. 5. Querschnitt durch ein Blatt von Allium Cepa. Fig. 6. Querschnitt durch ein Blatt von Zea Mais. Fig. 7. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus conglomeratus. Fig. 8. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus effusus. Fig. 9. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus lamprocarpus. Fig. 10. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus bufonius. Fig. 11. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus tenuis. Fig. 12. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tenageia. Fig. 13. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus squarrosus. Fig. 14. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus trifidus. Fig. 15. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Jacquini. Fig. 16. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus arcticus. Fig. 17. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus alpinus. Fig. 18. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus castaneus. Fig. 19. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 20. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 21. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 22. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 23. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 24. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 25. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 26. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 27. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 28. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 29. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 30. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 31. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 32. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 33. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 34. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 35. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 36. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 37. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 38. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 39. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 40. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 41. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 42. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 43. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 44. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 45. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 46. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 47. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 48. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 49. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 50. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 51. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 52. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 53. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 54. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 55. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 56. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 57. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 58. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 59. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 60. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 61. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 62. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 63. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 64. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 65. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 66. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 67. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 68. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 69. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 70. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 71. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 72. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 73. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 74. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 75. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 76. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 77. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 78. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 79. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 80. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 81. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 82. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 83. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 84. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 85. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 86. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 87. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 88. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 89. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 90. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 91. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 92. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 93. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 94. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 95. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 96. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 97. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 98. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 99. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 100. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 101. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 102. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 103. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 104. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 105. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 106. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 107. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 108. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 109. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 110. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 111. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 112. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 113. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 114. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 115. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 116. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 117. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 118. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 119. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 120. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 121. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 122. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 123. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 124. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 125. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 126. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 127. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 128. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 129. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 130. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 131. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 132. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 133. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 134. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 135. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 136. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 137. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 138. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 139. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 140. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 141. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 142. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 143. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 144. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 145. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 146. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 147. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 148. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 149. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 150. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 151. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 152. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 153. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 154. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 155. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 156. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 157. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 158. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 159. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 160. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 161. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 162. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 163. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 164. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 165. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 166. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 167. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 168. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 169. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 170. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 171. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 172. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 173. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 174. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 175. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 176. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 177. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 178. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 179. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 180. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 181. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 182. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 183. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 184. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 185. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 186. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 187. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 188. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 189. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 190. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 191. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 192. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 193. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 194. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 195. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 196. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 197. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 198. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 199. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 200. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 201. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 202. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 203. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 204. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 205. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 206. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 207. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 208. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 209. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 210. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 211. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 212. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 213. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 214. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 215. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 216. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 217. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 218. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 219. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 220. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 221. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 222. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 223. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 224. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 225. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 226. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 227. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 228. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 229. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 230. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 231. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 232. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 233. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 234. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 235. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 236. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 237. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 238. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 239. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 240. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 241. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 242. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 243. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 244. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 245. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 246. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 247. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 248. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 249. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 250. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 251. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 252. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 253. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 254. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 255. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 256. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 257. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 258. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 259. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 260. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 261. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 262. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 263. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 264. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 265. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 266. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 267. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 268. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 269. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 270. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 271. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 272. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 273. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 274. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 275. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 276. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 277. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 278. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 279. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 280. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 281. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 282. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 283. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 284. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 285. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 286. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 287. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 288. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 289. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 290. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 291. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 292. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 293. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 294. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 295. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 296. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 297. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 298. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 299. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 300. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 301. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 302. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 303. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 304. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 305. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 306. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 307. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 308. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 309. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 310. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 311. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 312. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 313. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 314. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 315. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 316. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 317. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 318. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 319. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 320. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 321. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 322. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 323. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 324. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 325. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 326. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 327. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 328. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 329. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 330. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 331. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 332. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 333. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 334. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 335. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 336. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 337. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 338. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 339. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 340. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 341. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 342. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 343. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 344. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 345. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 346. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 347. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 348. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 349. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 350. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 351. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 352. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 353. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 354. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 355. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 356. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 357. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 358. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 359. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 360. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 361. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 362. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 363. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 364. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 365. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 366. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 367. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 368. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 369. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 370. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 371. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 372. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 373. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 374. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 375. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 376. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 377. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 378. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 379. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 380. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 381. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 382. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 383. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 384. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 385. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 386. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 387. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 388. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 389. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 390. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 391. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 392. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 393. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 394. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 395. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 396. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 397. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 398. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 399. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 400. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 401. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 402. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 403. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 404. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 405. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 406. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 407. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 408. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 409. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 410. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 411. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 412. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 413. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 414. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 415. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 416. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 417. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 418. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 419. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 420. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 421. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 422. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 423. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 424. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 425. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 426. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 427. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 428. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 429. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 430. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 431. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 432. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 433. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 434. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 435. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 436. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 437. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 438. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 439. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 440. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 441. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 442. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 443. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 444. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 445. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 446. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 447. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 448. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 449. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 450. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 451. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 452. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 453. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 454. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 455. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 456. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 457. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 458. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 459. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 460. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 461. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 462. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 463. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 464. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 465. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 466. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 467. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 468. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 469. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 470. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 471. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 472. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 473. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 474. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 475. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 476. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 477. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 478. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 479. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 480. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 481. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 482. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 483. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 484. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 485. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 486. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 487. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 488. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 489. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 490. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 491. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 492. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 493. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 494. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 495. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 496. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 497. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 498. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 499. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus acutus. Fig. 500. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus maritimus. Fig. 501. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Rochelianus. Fig. 502. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Hostii. Fig. 503. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Gerardi. Fig. 504. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Tommasinii. Fig. 505. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus Leersii. Fig. 506. Querschnitt durch ein Blatt von Juncus ac

„Nun muß man in der That ernſthaft fragen: Welche Garantie für die Zukunft kann uns dies Unterrichtsweſen der Jeſuiten gewähren? Was ſoll aus den Kindern unſeres Volkes werden, die man in ein ſolches Syſtem einwickelt und nach ſolchen Principien, die unſere ganze politiſche Exiſtenz bedrohen, zuſtutzt? Man nehme ſich wohl in Acht; die Sache iſt von einer großen Wichtigkeit! Die Antipathie der Jeſuiten gegen Alles, was nur einen Geruch von Freiheit hat, macht ja die Grundlage aller ihrer Politik aus! Und davon wollen wir hier noch eine neue Probe anführen: Ein Profeſſor, der ſich eben ſo ſehr durch ſeinen Eifer, und ſeine Sorgfalt für die Jugend als durch ſein tiefes Wiſſen auszeichnet, wird von dem Gouvernement berufen, um den Lehrſtuhl des Rechts einzunehmen; die Verordnung des Unterrichts-Rathes erlaubt den Studirenden des Collegiums den Beſuch dieſer Vorleſungen, aber Alles iſt vergebens, denn die Jeſuiten ſetzen ſich dagegen; ſie finden es zu gefährlich, daß ihre Zöglinge dorthin gehen ſollen, um zu lernen: daß die Menſchen gleich ſind, daß ſie urſprünglich alle dieſelben Rechte haben, und daß die Souverainetät nur im Volke beruhen kann! Zwei junge Ausländer beſuchen die Rechtsſchule und das Jeſuitencollegium zu gleicher Zeit; der Präfect der Jeſuiten aber verbietet ihnen, jene Vorleſun-

gen zu hören, mit der Drohung, daß, wenn sie nicht gehorchten, man ihre Verweisung aus der Stadt bewirken würde!!"

Ferner heißt es: „Was den Einfluß dieses Jesuiteninstituts auf die Geistesbildung anbetrifft, so müssen wir bekennen, daß man uns die ganze Zeit über, die wir im Collegium zugebracht, in einer sehr engen Sphäre gehalten und abgesperrt hat! Wir verbrachten sieben oder acht Jahre, um Latein zu lernen, lateinische Verse zu machen, lateinische Reden zu halten, kurz, gegen ein System anzukämpfen, das von den größten Subtilitäten starrte! Was lehrt man aber in den Klassen der Logik und Physik, die man unter der allgemeinen Benennung der Philosophie zusammenfaßt? Man lehrt in der That das ganze erste Jahr hindurch nichts als die Kunst, einen Syllogismus in Form zu bringen und sich auf einige scholastische Disputationen vorzubereiten. Die zweite der Physik gewidmete Klasse trägt von derselben fast nur den Namen; obgleich der Unterricht darin von dem gegenwärtigen Professor etwas vervollkommnet ist, so fehlt doch viel, daß er sich auf dem Höhepunct der Wissenschaft unsers Jahrhunderts befinde. Man beschränkt sich dabei bloß auf die Gesetze der Bewegung, auf einige electrische oder magnetische Erscheinungen und dgl.

Wir haben nicht die Absicht, unser Bild zu übertreiben, noch wollen wir eine absichtlich beleidigende Kritik hier üben, was wir aber behaupten, haben wir gesehen, wir sind die Zeugen, und fast können wir hinzufügen, auch die Opfer davon gewesen!"

„Die deutsche Sprache, die uns doch unerläßlich ist, findet keine Stelle im Unterricht der Jesuiten. Von der Geschichte, die ein unerschöpflicher Quell der höchsten sittlichen Lehren sein sollte, kann man kaum sagen, daß sie im Collegium vorgetragen wird; denn nur ein- oder zweimal in der Woche liest einer der Zöglinge einige Seiten aus dem Pater Loriquet her. Aber die practische Geometrie, Gewerbwissenschaftliches und dergl. sind gänzlich ausgeschlossen. So fehlt auch in allen Dingen eine solche Behandlung der Wissenschaft, die ihr irgend einen practischen Nutzen für das Leben verschaffen könnte!"

An einer andern Stelle dieser merkwürdigen Streitschrift machen unsere abtrünnigen Zöglinge der Jesuiten auch eine Bemerkung über den körperlichen Anstand, durch den sich gewöhnlich die Studirenden des Collegiums von Freiburg sogleich characteristisch von den übrigen Jünglingen unterschieden. Dieser Anstand der Jesuitenschüler sei zwar sehr bescheiden, demüthig, verrathe aber auch zu-

gleich so viel bäuerische Manieren, daß man darüber in Erstaunen gerathen müsse. Dies letztere ist nun allerdings ein Vorwurf, der den sonst so weltgewandten und in schönen Schlangenbewegungen ausgelernten Jesuitismus im Allgemeinen nicht treffen kann, vielleicht aber, wie es scheint, als eine besondere Eigenthümlichkeit den Jesuiten von Freiburg anhaftet.

Die Jesuiten von Freiburg blieben aber in diesem Streit, der den ganzen kleinen Freistaat in Bewegung setzte, nicht müßig. Sie veranlaßten mehrere Entgegnungen, unter anderem eine im Namen ihrer Zöglinge selbst, von denen die Brochüre: **Les Jésuites vengés par leurs élèves, ou réponse au Mot des étudiants de la section fribourgeoise de la société de Zoffinguen** herauskam. Diese Gegenschrift ist in der That von 62 Zöglingen des Jesuitencollegiums, meistentheils Theologen, als deren Abfassern, unterzeichnet; dabei hat man den wohlüberlegten Kunstgriff gebraucht, daß diese jungen Leute, welche ihre Namen hergegeben haben, sämmtlich Schweizer von Geburt sind; denn es handelt sich dabei auch vornehmlich darum, den Vorwurf wegen der antipatriotischen Einwirkungen der Jesuiten im Schweizerlande vermeintlich Lügen zu strafen. Es leidet keinen Zweifel, daß diese Schrift

von den ehrwürdigen Vätern in St. Michel selbst verfaßt sei, obwohl sie sich dazu herabgelassen haben ganz in der Weise von Schülern und zwar von Jesuitenschülern zu sprechen, wodurch man denn den Vortheil erhält, die ächte Form der Geistesbildung eines heutigen Jesuitenzöglings hier aus der ersten Hand zu überkommen. Die Beweise, welche in dieser Streitschrift zur Vertheidigung der Jesuiten vorgetragen werden, sind nämlich größtentheils in die Form von Syllogismen gebracht, wodurch man sich einen Begriff verschaffen kann von der Kunst und Wissenschaft der Logik, wie sie in den philosophischen Klassen des Instituts St. Michel überliefert wird. Die Jesuitenzöglinge wollen z. B. beweisen, allen Anschuldigungen zum Trotz, daß die Jesuiten nicht nur die größten Freunde der Freiheit, sondern auch die lebhaftesten Patrioten in der Schweiz sind. Dies kostet sie nur die Bildung von zwei Syllogismen, denen man die schulgerechte Bündigkeit gewiß nicht absprechen wird, wie folgt:

„Erster Syllogismus. Der Geist der Schüler ist ein Zeugniß für den Geist der Lehrer (denn wozu hegte man sonst so große Furcht vor unpatriotischen Lehrern?); nun ist aber der Geist der Schüler ein ächt patriotischer, wie es ihre Ausarbei-

tungen beweiſen; folglich ſind die Jeſuiten ächte Patrioten."

„Zweiter Syllogismus. Die Schweizer bedürfen ſo gut wie andere Nationen einer Anfeuerung ihres Patriotismus (das beweiſen ja dieſe Herrn ſelbſt durch ihre Schutzreden für die helvetiſchen Vereine!). Nun gehört aber der Patriotismus der Studenten in Freiburg zu den feurigſten im Lande, folglich müſſen ſie doch angefeuert worden ſein, und dies, ohne Zweifel, durch die Jeſuiten, denn zur Geſellſchaft von Zoffingen zu gehören haben ſie ja nicht das Glück." *)

Mit etwas größerer Gründlichkeit ſuchen ſie die Vorwürfe in Bezug auf den Geſchichtsunterricht der Jeſuiten zu widerlegen. Wenigſtens ſind ſie hier inſofern in ihrem Recht, wenn ſie behaupten, daß es den Jeſuiten nicht allein zur Laſt gelegt werden könne, an dem wirklichen Daſein Wilhelm Tell's

---

*) „2. Syllogisme. Les Suisses, comme les autres nations, ont besoin de réchauffer leur patriotisme (c'est ce que prouvent ces Messieurs, par leur apologie des sociétés helvétiques). Or, le patriotisme des étudians de Fribourg est des plus chauds: donc ils ont été réchauffés, et cela sans nul doute, par les Iésuites, puisqu' ils n'ont pas le bonheur d'appartenir à la société de Zoffinguen." (Les Iésuites, vengés par leurs élèves, p. 22.)

zu zweifeln, oder ihn ſtatt eines Helden nur wie einen Mörder in der Geſchichte vorzuführen. Bei ſchweizeriſchen Geſchichtſchreibern ſelbſt hat die Begebenheit des Wilhelm Tell ähnliche Anfechtungen erlitten, und wenn man die Thatſache als eine hiſtoriſche zugeſteht, ſo iſt es doch keine Frage, daß dieſelbe ein vereinzelter Anſchlag war, der wegen ſeiner blos perſönlichen Antriebe von den übrigen Bundesgenoſſen gemißbilligt wurde, weil er, vorzeitig losbrechend, und gegen das ausdrückliche Gelöbniß, Niemandes Lebens anzutaſten, die ganze Sache der Verſchworenen hätte gefährden und ſtürzen können, was ſchon Tſchudi bemerkt hat. Darum war Wilhelm Tell freilich kein Mörder, wie man denn überhaupt ſelbſt bei den ſchlechteſten Gräuelthaten, welche in der Tragödie der Weltgeſchichte mitſpielen, durch die criminalrechtliche Betrachtung immer nur eine Lächerlichkeit begehen würde. Wenn es ein Jeſuitismus der Weltgeſchichte ſelbſt iſt, das Schlechte aufzubieten, um dadurch das Gute zu vollführen, ſo iſt es doch immer ein göttlicher Jeſuitismus, über deſſen moraliſches Grundprincip kein Zweifel obwalten kann. Die guten Jeſuiten aber, die ihre Maxime von der Heiligung des Mittels durch den Zweck dem Himmel ſelbſt abgelernt zu haben glauben, ſind wohl nicht die Leute, von denen man erwarten ſollte,

daß sie über das Morden in der Geschichte einen moralischen Zeter erheben würden. Sie selbst geben dieß in ihrer Brochüre auf eine sonderbare Art zu verstehen. „In der That, rufen sie aus — wenn nun auch ein Professor gesagt hat, daß Wilhelm Tell einen Meuchelmord begangen, indem er den Geßler tödtete, was ist denn dabei so Schreckliches? Man schlage nur das Dictionaire von Gattel auf, und man wird darin finden: **assassinat, meurtre commis en trahison et de dessein formé.** Nun erzählen es alle schweizerischen Geschichtschreiber, daß Tell den Geßler mit vorbedachtem Anschlag (**de dessein formé**) getödtet habe, und zwar in einem Augenblick, wo sich dieser am wenigsten dessen gewärtigte; folglich kann man sagen und muß es sogar sagen, wenn man französisch sprechen will, daß Tell einen Meuchelmord (**assassinat**) begangen, ohne darum die Moralität seiner That zu verdammen, die gänzlich von den Umständen abhängt, die ihr vorangegangen und sie begleitet haben, von der Absicht und dem Grad der Bildung des Wilhelm Tell, und von der Lösung der Frage: ist es erlaubt einen Tyrannen zu tödten? Dies ist ein Problem, das wir unsern jungen Angebern zur Auflösung überlassen wollen, um die Lust zu genießen, uns an ihrer Ver-

wirrung und Verlegenheit zu weiden; denn wenn sie die Frage bejahend beantworten sollten, so entzweien sie sich nothwendig mit ihren eignen Freunden, den Gegnern der Jesuiten, die im Jahre 1762 sie mit so großer Erbitterung vor dem französischen Parlament anklagten, daß sie den Tyrannenmord gelehrt hätten, sowie auch mit Denen, die im Jahre 1818 dieselbe Beschuldigung in Freiburg wiederhallen ließen. Wenn sie aber im Gegentheil ihren Freundschaftsbund mit jener Partei aufrecht erhalten und sich für die Verneinung entscheiden wollen, so sind wir da, um es ihnen in's Ohr zu schreien, und ihre eigene Brochure wird noch stärker als wir schreien: Unbesonnene, Ihr seid es ja, die den Wilhelm Tell verdammen, den Retter und Befreier des Vaterlandes! In die Mitte gestellt zwischen die Liebe zu Euren Freunden und die Ehrerbietung, welche ihr dem Andenken des Tell schuldig seid, schwanket ihr, haltet ihr euer Urtheil hin, wagt ihr nicht zu reden? Mit welcher Stirn nehmt ihr euch also heraus, jenen Jesuiten anzuklagen, daß er sich für die Verneinung ausgesprochen?" — —

Wir hemmen den pathetischen Strom dieser Sophismen, durch welchen sich die freiburger Jesuiten in dieser patriotischen Angelegenheit rein zu waschen

Schelen, Schelen Maschen, Schelen Stücken, Schelen Stücken, Schelen Stücken

Zwar fehlt ihm auch in neueſter Zeit die Klugheit nicht, ſelbſt die revolutionairen Elemente zu nutzen und in ſie hineinzublaſen, wie es in Belgien und an andern Orten geſchehen, aber dem Grundprincip nach iſt doch die politiſche Richtung des Jeſuitismus im neunzehnten Jahrhundert weſentlich eine einfachere geworden, indem ſie ſich ganz auf den Legitimismus geworfen hat. Mit den heutigen volksthümlichen Richtungen ein gefährliches und gewagtes Spiel zu treiben, dazu dürfte ſich der Katholicismus und ſein ausgeſandter Agent, der Jeſuitismus, immer nur im äußerſten Nothfall entſchließen. Mit der Sache des Volkes, als eines nach ſeiner Berechtigung ſtrebenden neuen Elements der Geſchichte, iſt es mehr als je Ernſt geworden, und es hat nicht den Anſchein, als ob die Entwickelung dieſes Elements den Katholicismus begünſtigen oder neu erheben wollte. Selbſt durch das glänzende Talent des La Mennais konnte der halb ſentimental, halb frivol zuſammengekünſtelte Bund des Katholicismus mit den demokratiſchen Intereſſen nicht glücken, noch weniger aber beim Papſt als etwas Katholiſches gelten und gebilligt werden. Dagegen empfängt der Katholicismus überall die unzweifelhafteſten Sympathieen der legitimiſtiſchen und abſolutiſtiſchen Richtungen unſerer Zeit, und bei der Vermittelung und that-

sächlichen Ausbildung dieser Freundschaft verwaltet denn der Jesuitismus sein altes Amt. So kann es geschehen, daß selbst der Protestantismus von jesuitischen Richtungen angefressen wird, sobald sich in ihn legitime Staatszwecke hineinsetzen, und von diesem jesuitischen Protestantismus bietet gerade unsere Zeit die schreckenerregendsten Beispiele. Es ist dies jedoch nur eine vorübergehende und leicht heilbare Krankheit der protestantischen Richtungen, denn der protestantische Staat ist durch seine innerste Natur und durch das, was seine eigentliche Gesundheit ausmacht, dazu berufen, das volksthümliche Element in der Geschichte zu seiner Vollendung zu bringen, weil es aus derselben Quelle herstammt, wie er selbst, nämlich aus der Reformation, die zuerst das Volk auf den Schauplatz der Geschichte berief. Bei dem Katholicismus aber zeigt es die Epoche des Verfalls an, wenn er, sich loslösend von der Volksentwickelung, vorzugsweise nur durch aristokratische und absolutistische Fäden sein Dasein zu verfestigen sucht. Bei diesem einseitigen Verhältniß zum absoluten Staat, in welches der Katholicismus jetzt durch seine eigene Hülflosigkeit gebannt ist, erscheint es nun als eine natürliche Folge, daß die katholischen Erziehungshäuser, die in der letzten Zeit namentlich durch die Jesuiten gegründet

worden, alle auf eine legitimiſtiſche Wirkſamkeit ausgehen, in Gegenwirkung gegen die liberalen und volksthümlichen Principien, die, eben weil ſie als Keim in jedem friſchen und unverdorbenen Jugendherzen ſtecken, ſchon durch die Erziehung ausgerottet werden ſollen. Das heißt, ſchon den frühen Halm der jungen Pflanze verbiegen, um ſie nicht frei und gerade hinauswachſen zu laſſen in Luft und Sonne, wonach ſie doch durch den Trieb der Natur verlangt. So glaubt man denn auch hier in dem Inſtitut St. Michel gewiſſermaßen die Zukunft der Geſchichte legitimiſtiſch zu fixiren, indem man ſchon die vergifteten Keime derſelben in die empfänglichen Herzen der Jugend ſenkt, aus denen man die nach Wunſch geſtaltete Zukunft herauswachſen zu ſehen hofft. Vornehme und einflußreiche Familien ſenden von allen Orten und Enden ihre Söhne, auf denen die Hoffnung der katholiſch hierarchiſchen Propaganda ruht, hierher nach Freiburg zu den Jeſuiten, welche nicht mehr den Königsmord predigen, ſondern vielmehr den Legitimismus, zum Heil der katholiſchen Kirche. Daß die freiburger Jeſuiten mit dem ſchweizeriſchen Liberalismus, welcher der verſchrieenſte unter allen iſt, bald in heftigen Widerſtreit gerathen würden, war vorauszuſehen, und es lag wohl auch kaum in ih-

rem Syſtem, dieſen Conflict zu vermeiden. Ihre Rechtfertigungen gegen die Angriffe des Zoſinger Vereins ſind lahm und zweideutig. Wenn auch ſchweizeriſche Geſchichtſchreiber ſelbſt in ihren Büchern die That des Wilhelm Tell gemißbilligt haben, ſo iſt es etwas Anderes, ſchon beim Schulunterricht der Jugend dieſer Geſtalt, die im Volksglauben des Schweizerlandes zu einer heiligen und unantaſtbaren geworden, eine gehäſſige Beleuchtung zu geben. Wilhelm Tell iſt beim Schweizervolke noch immer ein Symbol der ächten Vaterlandsliebe, ein hochklingender Name, der mit Freiheit und Patriotismus gleichbedeutend iſt. Den Patriotismus zu erziehen, dazu haben die Jeſuiten freilich ihr Inſtitut nicht gebaut, und ſo mag ihnen auch an der ganzen Exiſtenz des Wilhelm Tell wenig gelegen ſein, mit deren Abläugnung es ſich auf die nämliche Weiſe verhält. Es ſind allerdings nicht allein die Jeſuiten in Freiburg oder ein deutſcher Gelehrter in Berlin, welche den Tell und ſeine wunderbare Geſchichte zu einer bloßen mythiſchen Dichtung haben verflüchtigen wollen. Die Jeſuiten liefern vielmehr in ihrer oben angeführten Streitſchrift ein Verzeichniß der alten ſchweizeriſchen Geſchichtſchreiber und Chroniſten, die ſchon das Mährchenhafte an dem Daſein des Tell bemerkt haben, und worunter ſich auch ein

Freiburger, der berühmte Franciscus Guillimannus, befindet, der die ganze Begebenheit geradezu für eine Fabel erklärt, weil kein einziger gleichzeitiger Chroniſt des Wilhelm Tell erwähne, und auch die Bevölkerung von Uri ſelbſt weder ſein Haus aufzuzeigen wiſſe, noch von ſeiner Familie und ſeinen Abkommen irgend eine Kunde habe, während doch die meiſten andern Familien aus jener Zeit noch exiſtirten. Wie dem aber auch ſein mag, ſo hat ſich das ſchweizeriſche Volk, allen Gelehrten zum Trotz, ſeinen Wilhelm Tell darum nicht nehmen laſſen, ſondern glaubt noch heut an ſeinen alten Heros mit einem feſten und unverbrüchlichen Glauben. Er lebt als etwas Bedeutungsvolles im Bewußtſein ſeines Volkes fort, und wenn er auch aus allen Geſchichtsbüchern geſtrichen würde. Noch heut iſt er die freiheitsathmende, ſonnige, kraftvolle Alpengeſtalt, die den ächten, ſchweizeriſchen Character repräſentirt. Mit Pfeil und Bogen, die Armbruſt geſpannt, ſchreitet er noch heut über die Schweizerberge, und winkt der ganzen Eidgenoſſenſchaft von den leuchtenden Firnen herüber, das Ungerechte nicht zu dulden.

Nachdem dieſer characteriſtiſche Streit der Jeſuiten mit den Zoffingern verhallt war, genoß das Inſtitut St. Michel wieder eines unangefochteneren

Friedens, und ſetzte mit ſo großer Geheimthuerei, als es ſich nur machen laſſen wollte, innerhalb wie außerhalb ſeiner Mauern ſeine pädagogiſchen Beſtrebungen fort. Dies Erziehungshaus erhöht von Jahr zu Jahr ſeinen blühenden Zuſtand und dehnt ſich nur immer weiter aus. Seit der Zeit ſeines Beſtehens, alſo ſeit ungefähr 13 Jahren, hat es, im Penſionat und Collège zuſammengenommen, niemals unter 700 Zöglinge in jedem Jahre gezählt und überſchreitet in dem gegenwärtigen noch dieſe Anzahl. Faſt die Hälfte dieſer Zöglinge befindet ſich jedoch nicht im Penſionnat, ſondern in Wohnungen in der Stadt, deren Wahl ihrem Belieben überlaſſen iſt. Ein Filialinſtitut, welches die Jeſuiten neuerdings in Schwyz angelegt haben, iſt auch bereits von 220 Zöglingen beſucht und hat in dieſem kleinen Canton, der in dem Parteienkampf der Klauenmänner und Hornmänner doch überwiegend auf die Seite der Stabilität und des Ariſtokratismus geworfen worden, einen neuen ſehr geeigneten Grund und Boden gefunden, indem die Hornmänner oder Legitimen, die bis jetzt dort die Oberhand zu gewinnen ſcheinen, das Eindringen der Römlinge und einer die Parteileidenſchaften ſchürenden Geiſtlichkeit zur Erreichung ihrer Zwecke ſehr begünſtigen. Ein anderes Ablegerinſtitut der Jeſuiten haben die Da-

mes du sacré coeur in der Nähe von Estavayer für Mädchen gegründet. Hier werden junge Mädchen besonders aus den höheren Ständen erzogen, und so fehlt es auch bereits nicht mehr an Gelegenheit, um das Gift der jesuitischen Erziehung durch alle Adern der Gesellschaft und der Familie zu treiben, indem es verflößt wird in das überall einflußreiche Leben der Weiblichkeit. Man bedauert auch im Lande an diesen Schülerinnen der Damen vom geopferten Herzen vornehmlich die politischen Vorurtheile, mit denen sie aus diesem Institut hervorgehen, außerdem den ceremoniell religiösen und bigotten Geist, den sie von dort in das bürgerliche Leben mit hinübernehmen und der an ihnen auf eine auffallende Weise bemerklich sein soll, obwohl man sie sonst als sehr unterrichtet und gebildet hervorhebt. Uebrigens haben sich jene Erzieherinnen aristokratischer Mädchen nicht bloß als Damen des jesuitisch geopferten Herzens, sondern auch wirklich von einem barmherzigen Herzen bewiesen, indem sie im Canton nebenbei auch eine Armenschule für kleine Mädchen, also etwas für die Demokratie begründeten, was denn ihren Herzen am meisten zur Ehre gereichen mag. —

Betrachten wir aber jetzt insbesondere das Unterrichtswesen der freiburger Jesuiten, so bemerken wir

zuerſt zwiſchen den Beſtimmungen, mit denen ſich daſſelbe öffentlich ankündigt, und zwiſchen dem, was in der That in dieſer Anſtalt getrieben wird, einen weſentlichen Unterſchied. Was z. B. den Unterricht in den neueren Sprachen anlangt, ſo iſt angekündigt, daß in jeder der Klaſſen des Inſtituts das Franzöſiſche und das Deutſche für die Zöglinge aus dieſen beiden Nationen gelehrt werde, und daß man ſich beſonders bemühe, ſie mit den Meiſterwerken ihrer Sprache bekannt zu machen, um ſie frühzeitig zur eigenen Compoſition darin anzuleiten. Es iſt aber in Freiburg bekannt und ward mir von einem in dieſen Dingen genau unterrichteten Mann beſtätigt, daß den Zöglingen der Jeſuiten ausdrücklich verboten iſt, Schiller und Goethe und wie man ſich denken kann, noch manche andere deutſche Autoren zu leſen. Die Schüler ſind in ihrer Lectüre ſtreng auf das angewieſen, was ihnen aus der Bibliothek der Jeſuiten verabreicht wird, und in dieſer geheimnißvollen Geiſtesapotheke ſoll ſich denn manches ganz abſonderliche Präparat befinden, was mit einer narkotiſchen Wirkung auf die jungen Gemüther berechnet iſt. Der Erziehungsrath von Freiburg hat ſchon mehrmals darauf angetragen, daß die Jeſuiten ein Verzeichniß aller der Bücher, die ſich in der Bibliothek des Inſtituts St. Michel befinden, einrei-

chen ſollten, aber bis jetzt iſt es noch immer hartnäckig verweigert worden. Dagegen wiſſen die Jeſuiten ihrerſeits Mittel zu finden, die Erzeugniſſe der neueſten Literatur, die ſich von außen her darbieten könnten, von ihren Zöglingen abzuhalten. Wie ſie in gewiſſer Hinſicht die ganze Stadt zu überwachen verſtehen, ſo überwachen ſie auch die Buchläden von Freiburg, und haben ſogleich Kunde, wenn irgend eine verbotene Waare aus Frankreich oder Deutſchland dort angelangt iſt, und bei den Jeſuiten gilt die ganze neuere Literatur für ſolche Waare. Vermögen ſie nicht das Gouvernement zu einem Bücherverbot zu veranlaſſen, ſo wenden ſie ein eigenthümliches Verfahren an, um das ihnen anſtößige Buch aus der Stadt hinauszubringen, wovon ſich erſt vor einigen Tagen eine Probe ereignete. Die Jeſuiten fanden bei einem hieſigen Buchhändler Lamartine's **Chute d'un Ange** vor. Der fromme Lamartine, trotzdem er der fromme Lamartine iſt, findet keine Gnade vor den Augen der Jeſuiten, ſie machen ein fürchterliches Geſicht, der erſchrockene Buchhändler ſteht zitternd und mit einer verzweiflungsvollen Reverenz vor den beiden Herren da, die ihn mit ihrem Beſuch beehren, und vernimmt endlich das Donnerwort: wenn du nicht alle vorräthigen Exemplare dieſes ſchlechten und verderblichen

Buches auf der Stelle wegsendest, so wird es den Zöglingen unseres Instituts streng verboten sein, ferner den Bedarf der Schulbücher bei dir zu kaufen! Auf diese Weise erweitern die Jesuiten mit der größten Bequemlichkeit den **Index librorum prohibitorum** bis ins Unendliche, und es ist dies wirksamer als jedes andere Bücherverbot, weil die hiesigen Buchhändler mit ihrem Geschäft hauptsächlich auf den Schulbücherbedarf im Jesuiteninstitut angewiesen sind. Wer aber die Fähigkeit besitzen soll, diese Schulbücher zu liefern, dessen muß man sich auch zu jeder jesuitischen Anforderung versichert halten dürfen. Uebrigens wird dennoch in Freiburg namentlich viel französische Literatur eingesmuggelt, wozu sich, schon aus Oppositionslust gegen die Jesuiten, woran es hier auf einer Seite auch nicht mangelt, willige Vermittler genug finden lassen. An den öffentlichen Orten, in den Cafehäusern und dergl. sieht man freilich von französischen Zeitungen fast nur die **Gazette de France** ausliegen, aber ein Freiburger versichert mir, daß hier in den Familienkreisen außerordentlich viel französische Romane, und eben nicht von der solidesten Sorte, gelesen werden. Eine Lieblingslectüre der schönen Freiburgerinnen, besonders in den höheren Ständen, soll namentlich Paul de Kock bilden, und ein frivo-

leres Gegengift, aber auch ein mehr komischer Contrast hätte wohl kaum gegen das Gift des Jesuitismus in einem so dicht aneinandergedrängten Culturleben einer kleinen Bevölkerung ermittelt werden können. Herzlicher habe ich wohl lange nicht gelacht. Ich selbst suchte in einem hiesigen Buchladen mancherlei verbotene Literatur einzukaufen, besonders Alles, was sich auf das Treiben der Jesuiten in der Schweiz bezog. Ich sah bald, daß der Buchhändler mehr vorräthig hatte, als sich gerade in seinem Laden befand, ich kam mit ihm auf manche interessante Dinge zu sprechen, die ich wohl zu besitzen wünschte, als wir in demselben Augenblick gewahrten, daß ein Schwarzrock schon seit einiger Zeit hinter uns stand, scheinbar aber nicht auf uns hörend, sondern unter den aufgestellten Büchern im Laden umhersuchend. Sobald der Buchhändler den Jesuiten ansichtig geworden, hielt er bestürzt inne, wußte von allen den Brochuren nichts, nach denen ich gefragt hatte, und verkaufte mir nur einige unbedeutende Sachen, die weder seiner noch meiner Seele gefährlich werden konnten, worauf der Jesuit sich mit einem recht wohlwollenden Gruß wieder verabschiedete.

Mehrere Lehrbücher, welche die Jesuiten in ihren Unterrichtsstunden als Leitfaden zum Grunde

legen, sind bloß in lithographirten Exemplaren vorhanden, die nur den Zöglingen des Instituts in die Hände gegeben, aber zu keiner öffentlichen Mittheilung überlassen werden. Es gelang mir, einige dieser Lehrbücher in meinen Besitz zu bringen, darunter das Compendium, nach welchem die Schweizergeschichte in dem Institut St. Michel vorgetragen wird. Ich erfuhr nachher, daß der Pater Bellefroid, ein französischer Jesuit, für den Verfasser dieses in mancher Beziehung interessanten Geschichtsabrisses gilt. Es ist ein ziemlich dünnes Heft in Quart, welches so schlecht lithographirt ist, daß manche Stellen völlig unleserlich erscheinen, ein Beweis von dem stümperhaften Zustande, in dem sich feinere Industrie und Kunstfertigkeit in diesem Theile der Schweiz noch befinden. Die innere Beschaffenheit dieser Geschichte ist aber nicht weniger mangelhaft und verstümmelt. Der Abriß scheint erst nach jenen Streitigkeiten mit den Zoffingern abgefaßt worden zu sein, und nimmt deshalb beim Wilhelm Tell, weil man gerade diesen als Fahnenbild des Patriotismus gegen die Jesuiten geschwungen hatte, einige Rücksicht auf die volksthümliche Pietät für diese Gestalt. Diese Begebenheit wird sogar mit einer gewissen Exaltation und dramatisch sich geberdenden Begeisterung vorgetragen, im

Grunde aber doch, sobald man näher zusieht, sehr zweideutig dargestellt. Den größten Raum erhält aber die Erzählung von allen heiligen und frommen Stiftungen, die jemals in der Schweiz gemacht worden, und deren Bedeutsamkeit den Schülern auf eine ganz besondere Weise vorgetragen wird. Mit sichtlicher Vorliebe aber behandelt der Jesuit die Geschichte der Gründung der einzelnen Klöster, wobei denn dies als das Merkwürdige herausgehoben wird, daß alle seit grauen Jahrhunderten in der Schweiz entstandenen Klöster sich noch bis auf den heutigen Tag in den katholischen Kantonen erhalten haben, ohne daß ein einziges davon eingegangen. Den Klöstern und Abteien im Lande wird dann auch alle Cultur und aller Fortschritt in Künsten und Wissenschaften zugeschrieben und als Zeugniß dessen sogar ein Protestant angerufen, nämlich Johannes von Müller. Wenn sich dies nur auch heutzutage, wo man von der Cultur zweifelsohne noch andere und höhere Begriffe hat als im elften und zwölften Jahrhundert, den Klöstern nachsagen ließe! Dann sollte der gute Vater Jesuit ganz unangefochten bleiben bei aller der Wichtigthuerei, mit der er die Klöster in die Landesgeschichte oder vielmehr die Landesgeschichte in die Klöster hineinzuziehen bemüht ist. Damals aber war es wohl mehr die Cultur des Bo-

dens, als die der Geister und Gemüther, auf welche die Klöster zuerst einen wohlthätigen und anregenden Einfluß bei dem Schweizervolke ausübten. Freilich wird auch die berühmte Schule und Erziehungsanstalt der Mönche zu St. Gallen, die besonders im dreizehnten Jahrhundert blühte, gebührend verherrlicht, aber die Jesuiten scheinen mit Unrecht in diesem Institut, das in jener alten einfacheren Zeit heilsam und unzweideutig gewirkt haben mag, die Vorbedeutung ihrer eigenen pädagogischen Niederlassung und Wirksamkeit in der Schweiz zu feiern. Der schillernde und perfide Character dieses Geschichtsabrisses tritt aber deutlicher hervor, je mehr er sich der Epoche der Reformation zuwendet. Schon bei der Erzählung von der Kirchenversammlung zu Constanz stößt man auf eine seltsame Rechtfertigung derselben, die man nicht anders als eine niederträchtige Verdrehung der Geschichte nennen kann. An der Verbrennung Hussens wird die geistliche Gewalt für völlig unschuldig und unbetheiligt erklärt. Nachdem Huß den Widerruf seiner ketzerischen Meinungen verweigert, habe die Kirche sich seiner entledigen und ihn als Geistlichen von sich ausstoßen müssen, so daß er wieder Laie geworden und als solcher der weltlichen Macht sich überantwortet gesehen habe. Deshalb habe nicht die Geist-

lichkeit, ſondern der Magiſtrat zu Conſtanz nach den bürgerlichen Geſetzen den Huß zum Tode verurtheilt und ihn verbrannt. Solche ſchielende Sophiſtereien, in den harmloſen Ton eines Kindermährchens gekleidet, webt der Vater Jeſuit in ſeinen Vorträgen zuſammen, während ihm doch durch ſeinen Orden nicht die geringſte Verbindlichkeit auferlegt ſein kann, über die Scheiterhaufen zu erröthen, welche mit den geweihten Kerzen der Kirche in der Geſchichte angezündet wurden. Heftiger und verrätheriſcher aber erhebt ſich ſeine Sprache, wo er die Einführung der Reformation in der Schweiz als eines „**malaise universel**“ darſtellt, und dieſe Partie iſt mit der größten Ausführlichkeit und Einzelgenauigkeit behandelt. Nachdem er auf die gottesjämmerlichſte Weiſe über dieſe Verbreitung der Reformation im Schweizerlande geklagt, geht er zu einer Beleuchtung der Perſönlichkeiten von Luther, Zwingli und Calvin über, von denen Zwingli beſonders ausführlich als ein nichtsnütziges Individuum entwickelt wird. Von Luther und Carlſtadt werden im Vorbeigehen ſcandalöſe Anekdoten erzählt, um der lieben Jugend ein recht ergötzliches Bild von einem ſolchen Ungethüm, das man Reformator nennt, zu zeichnen. Die allmähligen Erfolge der ſchweizer Reformatoren in Zürich,

Basel u. s. w. werden aber als eine moralische Verderbniß der Schweizerbevölkerung hingestellt, und daß die Jesuiten die Frechheit haben dürfen, dies mitten in der Schweiz vor einer schweizerischen Jugend vorzutragen, ist ein Scandal, mit dem ich kaum etwas Aehnliches zu vergleichen wüßte. Besonders unterhaltend wird aber die Einführung der Reformation im Canton Bern erzählt, welche zuerst mit aufrührerischen und heirathslustigen Bewegungen der Damen der heiligen Clara, in der Abtei zu Königsfelden, ihren Anfang nahm, die einige Bücher von Luther und die Schrift Zwingli's über die christliche Freiheit gelesen, und nun von dem Staatsrath zu Bern die Erlaubniß begehrten, ihr Kloster verlassen zu dürfen. Man verweigerte ihnen dies zu Bern, suchte sie aber zu trösten, indem man ihnen mehrere Erleichterungen und Milderungen ihrer strengen Regel zugestand. Dies, meint der Jesuit, sei die erste Anmaßung geistlicher Gerichtsbarkeit gewesen, welche sich der Magistrat in Bern habe zu Schulden kommen lassen, indem jene Erleichterungen der Ordensregel nur vom Papst hätten ausgehen dürfen. Die kirchliche Gewalt setzte sich vergebens dagegen, und alle Schritte, welche sie beim Senat that, um jene Mädchen bei der alten Regel zu erhalten, waren

umsonst. Die jungen Damen der heiligen Clara aber wurden immer muthiger, sie gaben die Erklärung ab, daß sie als freie Unterthaninnen der Republik geboren wären und weder vom Papst, noch von irgend einem Provinzial abhingen. So wußten sie endlich dem Rath von Bern einen Beschluß abzugewinnen, wonach ihnen erlaubt wurde, aus dem Kloster herauszugehen und es mit der Welt zu vertauschen. Dies geschah ungeachtet alles Widerstandes, welchen der Bischof von Constanz und die andern hohen Geistlichen in der Schweiz der Ausführung entgegensetzten. Zwei Nonnen verheiratheten sich auf der Stelle, so bald sie das Kloster hinter sich gelassen hatten. Die eine war Catharina von Bonstetten, welche den Wilhelm von Diesbach heirathete, und die andere, Agnes von Mullinen, ehelichte den Heinrich Sinner, einen der Deputirten, welche Bern das erste Mal abgesandt hatte, um das aufrührerische Nonnenkloster zur Ordnung zu verweisen. Diese beiden Paare wurden feierlich in der großen Cathedrale zu Bern an einem und demselben Tage getraut, **au scandale de toute la ville**, wie unser Jesuit in seinem Abriß hinzusetzt. Dies sind die Anfänge der Reformation in Bern, und man kann sich denken, wie sie zur Lächerlichmachung der ganzen Reformation vorgetragen werden.

In einer spätern Zeit erzählt der Verfasser von der Pest, welche im Jahre 1610 in mehreren Cantonen der Schweiz wüthete. Diese fürchterliche Krankheit trug ihre Schrecken zuerst durch Basel, wo in kurzer Zeit 4000 Menschen daran umkamen, was gar nicht zu verwundern ist, denn in Basel hatte ja auch die Reformation große Fortschritte gemacht, und man müßte sich sehr irren, wenn nicht der Himmel dies Strafgericht sollte herabgesandt haben. Die Pest aber machte sich im folgenden Jahre von Neuem auf und nahm unter entsetzlichen Verheerungen ihren Weg über Solothurn mitten in das Herz des Landes hinein, um das ebenfalls reformirte Bern zu erreichen und zu züchtigen. Daß zu gleicher Zeit auch Zürich schlecht weg kam, kann man sich denken, und unser Geschichtsabriß giebt die Zahl der Todten an, die auch dort zum Opfer fielen. Aber als die Pest an den Grenzmarken des katholischen Cantons Freiburg ankam, mußte sie sich höchst bescheidentlich zurückziehen, und es fand sich, daß ihr durch höhere Bestimmung keine Macht über dies Land gegeben war. Denn dies Land war gut katholisch, und es ging die allgemeine Sage im Canton Freiburg, die, wie Hr. Bellefroid hinzufügt, durch alle Geschichtschreiber des heiligen Canisius bestätigt wird, daß nämlich dieser heilige Mann vor

seinem Tode seinen Freunden ausdrücklich versprochen habe, sich seines Credits beim lieben Gott zu bedienen, um ihre Stadt von der Geißel der Pest zu befreien (d'user de son crédit auprès de Dieu pour délivrer leur ville du fléau de la peste). Man sieht also, wie wohl Freiburg daran gethan und auch noch ferner daran thun wird, sich in guten katholischen Verbindungen zu erhalten, die sogar gegen die Pest schützen.

Auf diese Weise wird in dem Institut St. Michel die Geschichte gelehrt und benutzt. Unter den Lehrern selbst, welche sie in der Anstalt vortragen, ist besonders der Pater Loriquet als ein eigenthümlicher und drolliger Mann zu erwähnen. Er ist Verfasser einer histoire de la sainte Ampoule, so wie einer historischen (!) Schrift du don de guérir les écrouelles accordé au roi très-chrétien. In seinen Vorträgen spricht er mit Begeisterung von der Inquisition. Sein geschichtliches Ideal ist der große Ludwig, für den er bei jeder Gelegenheit sich in Lobeserhebungen und Bewunderung zu erschöpfen sucht. Dagegen ist er sehr gegen Napoleon eingenommen, und beweist den Schülern, daß Napoleon schlechterdings kein Genie gewesen.

Was das Pensionnat anbetrifft, so bietet dasselbe keine große Verschiedenheit von den in andern Er-

ziehungshäuſern befolgten Einrichtungen dar. Die Eintheilung der Tageszeiten erweiſt ſich als ſehr zweckmäßig, und die Unterrichtsſtunden wechſeln für die Zöglinge mit Erholungen ab, die vornehmlich in gymnaſtiſchen Uebungen, im Sommer auch im Baden und kleinen Ausflügen nach einem dem Inſtitut zugehörenden Landhauſe beſtehn. In ſolchen Dingen wiſſen ſich die Jeſuiten einen heiter weltlichen Anſtrich zu geben und nichts zu verſäumen, was ihrer pädagogiſchen Wirthſchaft Eleganz und eine faſhionable Form verleihen kann. Auch unternehmen ſie in den Ferien mit ihren Zöglingen Reiſen, die oft ein ziemlich weites Ziel haben und natürlich auf Koſten der Eltern gemacht werden. Der Preis der jährlichen Penſion beträgt 600 Frcs. mit Zuſchuß von 120 Frcs. für Wäſche, Papier, Federn, Unterhaltung der Bibliothek, Arzt u. dergl. Das Erforderniß an Kleidungsſtücken und ſonſtiger Mitgift, welche die Penſionnaire bei ihrem Eintritt ins Haus mitbringen müſſen, iſt nach einem vornehmen und reichlichen Maßſtabe vorgeſchrieben, wie denn in allen Dingen nie vergeſſen wird, die vorherrſchende ariſtokratiſche Bedeutung des Inſtituts St. Michel aufrecht zu erhalten. Eine Uniform tragen die Zöglinge nur an Sonn- und Feſttagen, aber an dieſen iſt ſie vorgeſchrieben und beſteht aus

einem königsblauen Frack mit Collet von schwarzem Sammet und gelben Metallknöpfen, weißer Cravatte, schwarzer Weste und schwarzen Beinkleidern. Die Zöglinge werden auf das strengste überwacht, dürfen niemals allein in die Stadt gehen, und nur einmal in der Woche Besuche empfangen. Die Religionsübungen gehören mit zur Regel des Tages, und werden theils in das häusliche Leben der Anstalt verflochten, theils in der naheliegenden Jesuitenkirche abgehalten, in welcher die Jesuiten selbst hinter grillirten Logen erscheinen. Daß diese gemeinschaftlichen Andachtsübungen sehr häufig sind und viele Zeit hinwegnehmen, kann man sich denken. Die Religion des Instituts ist so ausschließlich katholisch, daß kein Zögling eines andern Glaubensbekenntnisses darin aufgenommen wird, was freilich schon nach den allgemeinen Zwecken, wie wir sie an dieser Pädagogik erkannt haben, sich von selbst versteht. Im Institut befindet sich gegenwärtig ein junger Russe, an dessen griechisch-katholischem Glauben man lange so großen Anstoß nahm, daß man sich durchaus nicht zu seiner Aufnahme entschließen konnte, bis er endlich zwar zugelassen wurde, jedoch unter der Bedingung, mit den übrigen Zöglingen den römisch-katholischen Ritus bei allen Gelegenheiten mitzumachen. Dies naive Aus-

kunftsmittel war in dieſem Fall freilich das Gera-
thenſte. Durch die Zulaſſung eines Proteſtanten-
kindes aber würde man dem Teufel ſelbſt die Thü-
ren des Inſtituts zu öffnen glauben. Daraus geht
am ſchlagendſten hervor, wie es ſich hier nicht ſowohl
um die Erziehung von Menſchen und Bürgern, als
vielmehr um die Erziehung von Katholiken handelt. —

15.

Noch einmal Jesuiten.

Freiburg besitzt eigentlich drei Stadtmerkwürdigkeiten, zu deren Beachtung man als Fremder vornehmlich aufgefordert wird. Dies sind erstens die kleinen Fleischpasteten, zweitens das Orgelspiel von Aloys Mooser, und drittens die Jesuiten. In der Kenntniß der Fleischpasteten, die als ein eigenthümliches Product von Freiburg berühmt sind, habe ich es nur bis zu einer oberflächlichen Anschauung gebracht, da ein vollkommen eingeübter Kenner dazu gehört, um sich nicht durch den üblen Geruch derselben vom Genuß abschrecken zu lassen, obwohl dieser Geruch, wie man mich versichert, den eigentlich piquanten Reiz ausmachen soll, wenn man sie erst essen gelernt hat. Ich sah mich aber genöthigt, diesen unaufgelösten Widerspruch,

ob die Kirche Bücher verbieten darf, wenn sie will, oder ob sie nicht dazu da ist, um Bücher zu verbieten, wenn sie will, und ob sie nicht verbieten darf, was sie will, weil sie dazu da ist, um zu verbieten, was sie will, und ob sie nicht dazu da ist, um zu verbieten

drücken ſuchen. Die Structur der Orgel iſt nämlich vorzugsweiſe auf Hervorbringung von zwei verſchiedenen Tonmalereien angelegt, wovon die eine den Donner, die andere den Klang der Menſchenſtimme mit der meiſterhafteſten Kunſtfertigkeit nachahmt. Aus dieſem Doppelcharakter des Inſtruments, der zunächſt aus ſeinem mechaniſchen Bau hervorgeht, webt ſich dies ſeltſame Orgelſpiel zuſammen, das am liebſten in Weltgerichtsphantaſieen ſich ergeht. Es hallen ſeine Donner mit einer Naturgewalt, als wollten Himmel und Erde in dieſem Schreckenslaut zuſammenſtürzen, und dann weinen tauſend reuige Menſchenſtimmen dazwiſchen, den ganzen Erdenſchmerz als das Lebensgewinſel dieſer Welt hineinmiſchend. Nach dieſen Richtungen hin iſt das Inſtrument der eigenthümlichſten Variationen fähig. Es grollt und tobt, ſeufzt und ſchreit, läutet mit Sturmglocken und vergießt heimliche bange Thränen, dann beſchwört es geſchäftig den Aufruhr aller Elemente herauf, die Winde beginnen zu blaſen, es wird Nacht, und vom Himmel ſtürzt der Regen in plätſchernden Güſſen, oder hagelt es, man kann es nicht recht unterſcheiden! Nun werden in der Ferne Stimmen laut, Kinder ſcheinen zu wimmern, dann wird Alles plötzlich ſtill und durch die grauenhafte Einſamkeit erklingt leiſe

Ich bleibe bei meiner Meinung. Ich betrachte die Sache als abgethan. Ich bin es müde. Ich bin es, wie Sie wissen, nicht gewohnt, daß man meine Worte in Zweifel stellt. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich es nicht gethan habe, und ich habe es nicht gethan. Ich habe es nicht gethan, sage ich, und damit basta. Ich habe es nicht gethan, und wenn Sie mich hundertmal fragen, ich habe es nicht gethan. Ich habe es nicht gethan. Ich habe es nicht gethan.

den Weltgerichtsstürmen dieser Orgel, oder soll es sich spöttisch auflehnen gegen die Pedanterie, die ohne Zweifel ebenso groß daran ist als die Erhabenheit? Sollen wir beichten und Buße thun hier in Freiburg, und mit allen unsern Sünden, unsern Erinnerungen und Hoffnungen uns niederwerfen vor den Tönen des jüngsten Gerichts? Ich für mein Theil kann nicht weinen und nicht schreien, auch habe ich schon jetzt die feste Zuversicht, daß mir Gott an jenem Tage des großen Gerichts, wenn ich ihn erleben sollte, alle meine Sünden vergeben wird, die ich als deutscher Schriftsteller begangen habe, denn den größten Theil derselben bin ich entschlossen auf gewisse Censoren zu wälzen, mich stützend auf die Meinung, daß die größere Sünde im Nichtsagen als im Sagen besteht! Noch weniger aber fand ich mich aufgelegt, über die Orgel des ehrlichen Aloys Mooser zu spotten, wie es in einem Anflug ihres genialen Uebermuths Madame Dudevant gethan, als sie in Gesellschaft ihres Reisegefährten Franz Liszt in der berüchtigt gewordenen Männertracht und mit den langherabwallenden Haaren die Pfarrkirche von Freiburg besuchte und sich auf der Orgel etwas vorspielen ließ. Der Mechanismus dieses Instruments erfordert nämlich für den Orgelspieler selbst den größten Aufwand von Leibeskräften,

um aus den Pfeifen alle jene Töne hervorzurufen, die der Baumeiſter wie verzauberte Geiſter hineingelöthet hat und deren verſchiedenartigen Charakter ich anzugeben verſuchte. Faſt kein Glied des Körpers möchte beim Spielen unbeſchäftigt bleiben dürfen, Arme, Ellenbogen, Fauſtſchläge, Fußſtöße, Kniee und Alles muß angewandt werden, um dem künſtlich verwickelten Organismus ſein Donnern und ſein Weinen, ſeine Tändeleien und Malereien alle abzugewinnen. Daher ſagte Madame Dudevant: „**Monsieur, cela est magnifique; je vous supplie de me faire encore entendre ce coup de tonnerre; mais je crois qu'en vous *asseyant* brusquement sur le clavier vous produiriez un effet plus complet encore.**“ Und in der That, wenn man die unſäglichen Anſtrengungen des Organiſten mitanſieht, kann man ſich kaum dieſes Gedankens enthalten, warum nicht auch noch ein gewiſſer Körpertheil mit zur Hülfe genommen wird, um die Wirkung aller dieſer Donner dadurch zu verſtärken?

Auf mich übte das Orgelſpiel in St. Nicolaus im Gegentheil eine einſchläfernde und betäubende Wirkung aus, und wie ſehr ich mir auch geſtehen mußte, daß hier etwas Bewundernswürdiges und Außerordentliches geleiſtet ſei, ſo hielt mich doch dieſe mönchiſche Zerknirſchung, dieſer ganze katholiſch-

Gemeinde Weißbrunn?“ Er sah Rat in der Gemeinde Weißbrunn? Er sah Rat in der Gemeinde Weißbrunn? Er sah Rat in der Gemeinde Weißbrunn?

net sich vielmehr diese Schule, in welcher die Zöglinge dem praktischen Leben zugebildet werden, durch die Selbständigkeit aus, welche sie in jeder Beziehung der geistlichen Macht gegenüber zu behaupten gewußt. Sie ist in Allem, was die Wahl und Bestätigung ihrer Professoren anbetrifft, lediglich von dem Großen Rath des Cantons Freiburg, also von der weltlichen Gewalt, abhängig. Der Große Rath beharrte auch stets eifersüchtig auf diesem seinem ausschließlichen Ernennungsrecht der Professoren, und weigerte sich, die Wahl der Lehrer dem Placet der Geistlichkeit, namentlich dem des Bischofs von Lausanne, der in Freiburg seinen Sitz hat, unterwerfen zu lassen. Um diese Sache haben die Jesuiten lange genug Krieg geführt, doch zeigt sich der Große Rath noch immer fest, sowie auch in einem andern Vorrecht, das ihm einräumt, den Professor des Rechts an dem Collegium zu ernennen, und welches er unter allen Regierungsformen des Cantons besessen hat, wogegen freilich die Jesuiten bewiesen haben, daß es ihnen nicht an Mitteln fehlt, einen solchen Professor des Rechts wieder zu entfernen, wenn seine Rechtsgrundsätze den ihrigen nicht gerade entsprechen. An der Handelsschule aber giebt es gegenwärtig unter den angestellten Lehrern einige treffliche Köpfe, die durch die lichtvolle und

vorurtheilsfreie Bildung, welche sie ihren Schülern zu geben suchen, im Sinne der Opposition, wenn auch nur mittelbar, gegen die Einflüsse der Jesuiten wirken. Unter diesen jungen Lehrern möchten vielleicht einige sein, die selbst aus dem Collegium der Jesuiten hervorgegangen und darin erzogen sind, vielleicht aber ebendadurch, der gesunden Reactionskraft einer tüchtigen Natur Folge leistend, auf die entgegengesetzte Seite getrieben wurden. Gern möchte ich unter diesen einen ausgezeichneten jungen Mann nennen, welcher mir in Freiburg seinen freundschaftlichen Umgang schenkte und der einst seinem Vaterlande wichtige Dienste leisten wird, wenn ich nicht vor der Hand noch befürchten müßte, ihm dadurch zu schaden. —

Ein wichtiger Mann der Opposition, welcher gegen die Jesuiten in Freiburg steht, soll aber hier genannt werden, da sein Gewerbe ihm ohnehin die größte Oeffentlichkeit giebt. Dies ist ein Barbier, der in der rue des épouses in Freiburg seinen Laden hält, und bei dem man sich den Bart scheeren lassen muß, um bei dieser Gelegenheit, wenn auch mit einiger Heimlichkeit, von dem großen Kampf zu hören, den er gegen den Jesuitismus in seinem Vaterlande durch seine Feder, die noch schärfer ist als sein Rasiermesser, unternommen hat. Die Par-

tei, welche die Jesuiten im Lande haben, möchte überhaupt vorzugsweise bei dem ganz jesuitischen Adel und bei der Mehrzahl der Frauen zu finden sein. Der gebildete Mittelstand ist getheilt und besteht aus Gläubigen, aber auch aus Spöttern und Widerstandslustigen. Bei dem Volke sollte man auf den ersten Anschein die dumpfste Hingebung an die Jesuiten vermuthen, aber wenn es auch keine äußere Förmlichkeit und Ehrerbietigkeit gegen dieselben vernachlässigt, so verbirgt es doch darunter auch manche abgeneigte Gesinnung. Dies zeigt das Beispiel des Barbiers Chassot, der sich den Jesuiten durch seine eifrige Betriebsamkeit, ihnen zu schaden, beinahe furchtbar gemacht haben soll. An ihm selbst konnte ich nichts Außerordentliches entdecken, so oft ich ihn auch besucht habe, er ist ein ganz gewöhnlicher Barbier und nimmt den Bart ab wie alle andere Barbiere. Aber ich bekam eine höhere Meinung von ihm, nachdem man mir sein Buch verschafft hatte: **Les Jésuites condamnés par leurs maximes et par leurs actions; publié sur des matériaux authentiques, par un Catholique Fribourgeois.** Dies Buch ist in diesem Jahre, 1838, in Bern gedruckt, und hat in den hiesigen Gegenden das größte Aufsehen hervorgebracht. Der Inhalt ist auch piquant genug, und wenn der Barbier

Chaſſot auch nicht mit ſeinem Geiſte dafür verantwortlich gemacht werden kann, ſo ſteht er doch wenigſtens mit ſeiner Haut dafür ein, denn es wird ihm nun einmal dieſe gefährliche Autorſchaft zugeſchrieben, obwohl er ohne Zweifel unter Mitwirkung Anderer die Compilation dieſes merkwürdigen Buches beſorgt hat. Der Hauptinhalt deſſelben beſteht nämlich in einem Wiederabdruck der **Instructions secrètes des Jésuites**, oder der ſogenannten **Monita secreta Societatis Jesu**, und in einem recht bündigen Auszuge aus den **Lettres provinciales** des Pascal, alſo in einem Aufreißen der empfindlichſten Wunden, welche der Geſellſchaft Jeſu ſeit der Zeit ihres Beſtehens geſchlagen worden. Die berüchtigten **Monita secreta** oder geheimen Ordensregeln der Jeſuiten erſchienen bekanntlich zum erſten Mal im ſiebzehnten Jahrhundert gedruckt, und zwar mit einer Vorrede, worin ſie als ein Fund ausgegeben werden, den man in der Bibliothek eines Jeſuitencollegiums zu Paderborn, bei deſſen Plünderung durch einen Herzog von Braunſchweig, gethan habe. Wie fabelhaft aber auch dieſe Angabe ſein mag, und wie genügend immer durch die Jeſuiten ſelbſt in mehreren franzöſiſchen Streitſchriften die Unächtheit der **Monita secreta** bewieſen worden, die charakteriſtiſche Bedeutung derſelben, ob ächt oder unterge-

ſchoben, bleibt immer dieſelbe. Man findet darin die wahrhaft praktiſchen Grundſätze des Jeſuitismus in ein ſehr abgerundetes und einleuchtendes Syſtem gepackt. Dies Syſtem enthält die wahre Philoſophie der Jeſuiten, nach der man ſie von alten Zeiten her leben und handeln geſehn. Der Verfaſſer dieſer geheimen Ordensvorſchriften der Geſellſchaft Jeſu hat dieſelben nicht erdichtet, ſondern vielmehr dem Leben und der Geſchichte, worin ſie thatſächlich angewendet worden, abgelauſcht, und es iſt eine Naivetät der Jeſuiten, daß ſie ſich durchaus nicht dazu bekennen wollen. Lieſt man z. B. die Capitel: wie es die Geſellſchaft Jeſu anzufangen habe, um zu Beſitzthümern zu gelangen; auf welche Weiſe ſich die Väter der Geſellſchaft das Vertrauen der Fürſten, der Großen und anderer angeſehener Perſonen erwerben können; wie ſie als Prediger und Beichtväter der Großen zu Werke zu gehen haben; durch welches Verfahren ſie die reichen Witwen und deren Vermögen gewinnen können; wie man handeln muß, um die Kinder der Witwen zur Ergreifung des geiſtlichen Berufs zu bewegen; welches die anzuwendenden Mittel ſind, um die Einkünfte der Jeſuitencollegien zu vermehren; — lieſt man dieſe und andere Vorſchriften, aus welchen die **Monita secreta** beſtehen, ſo muß man ſich ſagen, daß

dies das wahre Teſtament der Geſellſchaft Jeſu ſei, das in neuerer Zeit, durch die Veränderung des Weltzuſtandes überhaupt, vielleicht nur etwas feiner und geiſtiger geworden, indem der Jeſuitismus ſich jetzt auch in geiſtigere Dinge, in das Meinungsleben der Zeit, hineingeſetzt hat.

Nicht minder ſchlagend und anwendbar ſind die Auszüge, welche der Barbier aus den **Lettres provinciales** des Pascal gegeben hat. Dieſe Briefe wurden im Jahre 1660 in Paris nach einem Beſchluß des Staatsraths durch Henkershand verbrannt, und doch enthalten ſie nur Zuſammenſtellungen von Sätzen aus den Schriften der Jeſuiten ſelbſt, welche Pascal, der ſelber ein frommer Mann und guter Chriſt war, ausgezogen, um das jeſuitiſche Moralſyſtem in einem gewiſſen Zuſammenhange anſchaulich zu machen, welcher Zuſammenhang freilich durch die ſcharfen Flammen ſeines Spottes gehörig beleuchtet wurde. Der Henker aber, welcher die **Provinciales** verbrannt hat, verbrannte damit auch zugleich die Moralſätze der Jeſuiten, welche darin wiedergegeben waren. Man hat dem Pascal häufig zum Vorwurf gemacht, daß er in dieſen Briefen nur die übertriebenen Sätze einiger ſpaniſchen und flamändiſchen Jeſuiten zuſammengeſtellt, und ſie der ganzen Geſellſchaft als Syſtem zugerechnet habe, und

ſelbſt Voltaire hat, in ſeinem Siècle de Louis XIV., dies Urtheil ausgeſprochen, indem er dort, mit einigem Schein von Recht, bemerkt: **on tâchait, dans ces lettres, de prouver qu'ils (les Jésuites) avaient un dessein formé de corrompre les moeurs des hommes, dessein qu'aucune secte, aucune société n'a jamais eu et ne peut avoir.** Allerdings hat es niemals eine organiſirte Geſellſchaft gegeben, die auf ein beſtimmt verabredetes Syſtem der Unmoralität, mit ſelbſtbewußter Ueberzeugung von ihren moralwidrigen Tendenzen, begründet geweſen wäre, und die Jeſuiten am allerwenigſten könnte man eines ſchon prinzipienmäßig vorhandenen unmoraliſchen Geſellſchaftszweckes beſchuldigen. Anders verhält es ſich aber mit den Mitteln, durch welche Geſellſchaftszwecke verwirklicht werden, und in den Mitteln hat die Geſellſchaft Jeſu ſich offenbar ein eigenthümliches Moralſyſtem geſchaffen, das für die Emancipation von aller hergebrachten Moral gelten kann. Dieſe jeſuitiſche Moral hat ſich tief genug in der modernen Weltanſicht eingebürgert, und man könnte ſie beinahe für das eigentliche Prinzip aller neueren Geſchichtsbewegung halten, in der faſt alle guten Zwecke nur durch ſchlechte und verderbliche Mittel vollführt werden. Man begegnet in unſerer Zeit einer jeſuitiſchen Moral auf proteſtantiſcher ſo gut

wie auf katholiſcher Seite, nur mit dem Unterſchiede, daß der Zweck aller katholiſchen Machinationen immer der eine und beſtimmte iſt, während dagegen die jeſuitiſche Moral gewiſſer proteſtantiſcher Parteien unſrer Tage das eigenthümliche Schickſal hat, daß man durch die gekniffenen und zweideutigen Handlungen, faſt ohne es ſelbſt zu wiſſen und zu wollen, den katholiſchen Zwecken in die Hände gearbeitet hat. So erweiſt es ſich denn als ein gefährliches Ding, von dieſer Moral des Jeſuitismus ſich anſtecken zu laſſen, indem gar häufig der Zweck, durch welchen die ergriffenen Mittel geheiligt werden ſollten, durch dieſe letzteren verfehlt wird oder in einen ſehr unheiligen umſchlägt. Wenn z. B. ein Staatsmann die Unterdrückung der Geiſtesfreiheit beſchließen wollte, weil nur dadurch die Sicherheit und Ruhe eines Staates erhalten werden könne, ſo iſt der Zweck, Ruhe und Sicherheit des Staates, ohne Zweifel ein guter, der wohl manches einzelne ſchlechte Mittel heiligen kann, wenn nur nicht dies ſchlechte Mittel, welches hier in der Unterdrückung der Geiſtesfreiheit beſtände, an ſich eine ſolche Gewalt des Verderbens hat, daß es auch dem Zweck ſelbſt verderbenbringend wird und ſtatt ihn zu verwirklichen, ihn vielmehr in ſein Gegentheil verkehrt. Dieſe Erfahrungen ſollten

uns lehren, ehrlich und einfach zu leben und zu handeln, um dem Jesuitismus nicht wider unsern Willen zu einem Sieg über uns zu verhelfen. Steckt doch der Jesuitismus bereits unter allen möglichen Lebensformen sein Haupt wieder heraus in unserer Zeit! In Frankreich unter Louis-Philipp ein Jesuitismus der Freiheit, der durch die unwürdigste Buhlerei mit dem zeitgemäßen Liberalismus die alte Legitimität wiederzuerzeugen sucht; in Deutschland sogar ein Jesuitismus des Protestantismus, der sich vor seinem eigenen Kind, das er geboren hat, feigherzig entsetzt, und damit am Strome der Zeit, wie eine Kindesmörderin, die ihre verbotene Frucht wieder ersäufen will, umherirrt. Liest man in den Auszügen, welche Pascal aus den Schriften der Jesuiten zur Zusammenstellung ihres Moralsystems gegeben, so wird man allerdings überrascht von der Triftigkeit dieser Beweisführung, welche über die Umstände übereinzukommen sucht, unter denen Mord und Todtschlag begangen, falsche Eide geschworen, Richter bestochen, Absolutionen von fleischlichen Sünden und Vergehungen aller Art ertheilt, fleischliche Verbrechen und Völlerei in Essen und Trinken bei voller Gewissensreinheit verübt, selbst die heiligen Sacramente mißbraucht, Unfriede unter Freunden und Verwandten, unter Gatten und Kindern gesäet,

und alle Bande der menschlichen Gesellschaft aufgelöst werden können, wenn nur der große Bau der alleinseligmachenden Kirche dadurch gefördert und vollendet wird. Aber ist denn das so etwas Außerordentliches, daß man es für unglaublich und fabelhaft ansehen sollte? Wenn dies auch heutzutage zum Theil ein veralteter Jesuitismus ist, der Dolch und Gift in seinem Moralkatechismus führt, so ist der moderne, der sich mit einer das geistige Leben der Menschheit verfälschenden Sophistik in die Zeit eingefressen hat, doch wahrhaftig nicht unschuldiger, und beweist, daß es allerdings förmlich verabredete Systeme des Verderbens in einer Gesellschaft geben kann, wenn auch nicht als Zweck, doch als Mittel. Oder ist es etwa eine geringere Schuld, die Erziehung der Jugend zu hierarchischen Zwecken zu mißbrauchen, und junge Geister schon mitten in ihren Entfaltungstrieben krumm zu biegen, sodaß sie nicht zur Höhe der wahren Menschheitsbildung sich gerade emporrichten können, ist dies ein unschuldigeres System, als das, welches Dolch und Gift mit sich führt? — —

Die Jesuiten in Freiburg haben auch vor mehreren Jahren hier am Ort ein Journal gegründet, unter dem Titel: **L'Invariable, nouveau memorial catholique**, eine Art katholischer Revue, von der

mir einige Hefte in die Hände gefallen ſind. Dies Journal hat beſonders deshalb Intereſſe, weil man darin die theokratiſch-politiſchen Zwecke und Geſinnungen dieſer Partei ziemlich offen ausgeſprochen findet. In einem Einleitungsaufſatz, unterzeichnet von einem gewiſſen G. Eßlinger, einem ehemaligen proteſtantiſchen Prediger, der zum Katholicismus übergetreten, zeigen ſich die Ideenzuſammenhänge des heutigen Jeſuitismus in ihrer ganzen religiöſen und politiſchen Perſpective. Merkwürdig iſt unter Anderm, wie darin der Unterſchied zwiſchen dem proteſtantiſchen und katholiſchen Prinzip auseinandergeſetzt wird. Der Proteſtantismus wird als das veränderliche Prinzip entwickelt, weil er ſich lediglich auf die einzelne Vernunft des Individuums ſtütze. Dagegen ſtellt ſich alles Unveränderliche und Ewige in der Religion als das Katholiſche dar, und ſo iſt auch die katholiſche Kirche, lediglich beſtimmt durch den über alle grübelnde Vernunft erhabenen Geiſt der göttlichen Offenbarung, noch immer der unveränderliche Leib des Chriſtenthums. Daher bezeichnet ſchon der Titel dieſes Journals die Unveränderlichkeit einer Partei, die ſtets geſchickt genug war, ihren Mangel zu einem Prinzip zu erheben.

So haben es die Jeſuiten hier an keinerlei An-

ſtrengung und Thätigkeit fehlen laſſen, um ſich in ihrem Hauptquartier zu verſchanzen, zu dem ſie allerdings in dieſem abgelegenſten der Schweizercantone die günſtigſte Stelle ausgefunden hatten. Betrachtet man die Geſchichte des Cantons Freiburg, ſo muß man erſtaunen, wie ſich hier von Alters her das ganze Leben dazu ausgebildet zu haben ſcheint, um einen bequemen und ſichern Pfühl für den Jeſuitismus abzugeben. Von jeher lag dies Land abgeſchnitten von den größeren Weltſtraßen da, und erſt ſeit einigen Monaten berührt der Eilwagen, welcher von Bern nach Genf fährt, auch die Stadt Freiburg, um dieſelbe in die allgemeineren Verbindungswege der Schweiz hineinzuziehen. So bildete ſich dieſer in ſich ſelbſt verſunkene Canton von früheſter Zeit her in lauter Abnormitäten aus. Von einer urſprünglich demokratiſchen Form ausgehend, geſtaltete ſich die Verfaſſung zuerſt durch Bildung eines kleinen und großen Rathes, welcher letztere aus den Abgeordneten des Volkes zuſammengeſetzt wurde. Bald kam es jedoch dahin, daß dieſe Abgeordnetenſtellen ausſchließlich vom Adel und den vornehmen Patriziern der Stadt in Anſpruch genommen wurden, zuletzt aber in ein Vorrecht gewiſſer privilegirter Familien ſich verwandelten, das man ſogar erblich machte. So entſtand eine oligar-

Gelb Pigmentplatten, beim Weibchen bis zu 4 Paar, beim Männchen 3 Paar. Die Eier sind 0,2 mm lang und 0,1 mm breit, mit feinen Netz-Leisten. Die Larve ist 0,4 mm lang und 0,2 mm breit, mit 3 Paar Beinen und 2 Paar Augen. Die Nymphe ist 0,4 mm lang und 0,2 mm breit, mit 4 Paar Beinen und 2 Paar Augen. Die Beine sind 0,1 mm lang, die Fühler 0,05 mm. Die Fühler sind 5-gliedrig, das 1. Glied ist 0,01 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,01 mm, das 4. Glied 0,01 mm, das 5. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 5-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 6-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 7-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 8-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 9-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 10-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 11-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 12-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 13-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 14-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 15-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 16-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 17-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 18-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 19-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 20-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 21-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 22-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 23-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 24-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,02 mm, das 24. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 25-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,02 mm, das 24. Glied 0,02 mm, das 25. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 26-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,02 mm, das 24. Glied 0,02 mm, das 25. Glied 0,02 mm, das 26. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 27-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,02 mm, das 24. Glied 0,02 mm, das 25. Glied 0,02 mm, das 26. Glied 0,02 mm, das 27. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 28-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,02 mm, das 24. Glied 0,02 mm, das 25. Glied 0,02 mm, das 26. Glied 0,02 mm, das 27. Glied 0,02 mm, das 28. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 29-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,02 mm, das 24. Glied 0,02 mm, das 25. Glied 0,02 mm, das 26. Glied 0,02 mm, das 27. Glied 0,02 mm, das 28. Glied 0,02 mm, das 29. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 30-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,02 mm, das 24. Glied 0,02 mm, das 25. Glied 0,02 mm, das 26. Glied 0,02 mm, das 27. Glied 0,02 mm, das 28. Glied 0,02 mm, das 29. Glied 0,02 mm, das 30. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 31-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,02 mm, das 24. Glied 0,02 mm, das 25. Glied 0,02 mm, das 26. Glied 0,02 mm, das 27. Glied 0,02 mm, das 28. Glied 0,02 mm, das 29. Glied 0,02 mm, das 30. Glied 0,02 mm, das 31. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 32-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,02 mm, das 24. Glied 0,02 mm, das 25. Glied 0,02 mm, das 26. Glied 0,02 mm, das 27. Glied 0,02 mm, das 28. Glied 0,02 mm, das 29. Glied 0,02 mm, das 30. Glied 0,02 mm, das 31. Glied 0,02 mm, das 32. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 33-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,02 mm, das 24. Glied 0,02 mm, das 25. Glied 0,02 mm, das 26. Glied 0,02 mm, das 27. Glied 0,02 mm, das 28. Glied 0,02 mm, das 29. Glied 0,02 mm, das 30. Glied 0,02 mm, das 31. Glied 0,02 mm, das 32. Glied 0,02 mm, das 33. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 34-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,02 mm, das 24. Glied 0,02 mm, das 25. Glied 0,02 mm, das 26. Glied 0,02 mm, das 27. Glied 0,02 mm, das 28. Glied 0,02 mm, das 29. Glied 0,02 mm, das 30. Glied 0,02 mm, das 31. Glied 0,02 mm, das 32. Glied 0,02 mm, das 33. Glied 0,02 mm, das 34. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 35-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,02 mm, das 24. Glied 0,02 mm, das 25. Glied 0,02 mm, das 26. Glied 0,02 mm, das 27. Glied 0,02 mm, das 28. Glied 0,02 mm, das 29. Glied 0,02 mm, das 30. Glied 0,02 mm, das 31. Glied 0,02 mm, das 32. Glied 0,02 mm, das 33. Glied 0,02 mm, das 34. Glied 0,02 mm, das 35. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 36-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,02 mm, das 24. Glied 0,02 mm, das 25. Glied 0,02 mm, das 26. Glied 0,02 mm, das 27. Glied 0,02 mm, das 28. Glied 0,02 mm, das 29. Glied 0,02 mm, das 30. Glied 0,02 mm, das 31. Glied 0,02 mm, das 32. Glied 0,02 mm, das 33. Glied 0,02 mm, das 34. Glied 0,02 mm, das 35. Glied 0,02 mm, das 36. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 37-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,02 mm, das 24. Glied 0,02 mm, das 25. Glied 0,02 mm, das 26. Glied 0,02 mm, das 27. Glied 0,02 mm, das 28. Glied 0,02 mm, das 29. Glied 0,02 mm, das 30. Glied 0,02 mm, das 31. Glied 0,02 mm, das 32. Glied 0,02 mm, das 33. Glied 0,02 mm, das 34. Glied 0,02 mm, das 35. Glied 0,02 mm, das 36. Glied 0,02 mm, das 37. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 38-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,02 mm, das 24. Glied 0,02 mm, das 25. Glied 0,02 mm, das 26. Glied 0,02 mm, das 27. Glied 0,02 mm, das 28. Glied 0,02 mm, das 29. Glied 0,02 mm, das 30. Glied 0,02 mm, das 31. Glied 0,02 mm, das 32. Glied 0,02 mm, das 33. Glied 0,02 mm, das 34. Glied 0,02 mm, das 35. Glied 0,02 mm, das 36. Glied 0,02 mm, das 37. Glied 0,02 mm, das 38. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 39-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,02 mm, das 24. Glied 0,02 mm, das 25. Glied 0,02 mm, das 26. Glied 0,02 mm, das 27. Glied 0,02 mm, das 28. Glied 0,02 mm, das 29. Glied 0,02 mm, das 30. Glied 0,02 mm, das 31. Glied 0,02 mm, das 32. Glied 0,02 mm, das 33. Glied 0,02 mm, das 34. Glied 0,02 mm, das 35. Glied 0,02 mm, das 36. Glied 0,02 mm, das 37. Glied 0,02 mm, das 38. Glied 0,02 mm, das 39. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 40-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,02 mm, das 24. Glied 0,02 mm, das 25. Glied 0,02 mm, das 26. Glied 0,02 mm, das 27. Glied 0,02 mm, das 28. Glied 0,02 mm, das 29. Glied 0,02 mm, das 30. Glied 0,02 mm, das 31. Glied 0,02 mm, das 32. Glied 0,02 mm, das 33. Glied 0,02 mm, das 34. Glied 0,02 mm, das 35. Glied 0,02 mm, das 36. Glied 0,02 mm, das 37. Glied 0,02 mm, das 38. Glied 0,02 mm, das 39. Glied 0,02 mm, das 40. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 41-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,02 mm, das 24. Glied 0,02 mm, das 25. Glied 0,02 mm, das 26. Glied 0,02 mm, das 27. Glied 0,02 mm, das 28. Glied 0,02 mm, das 29. Glied 0,02 mm, das 30. Glied 0,02 mm, das 31. Glied 0,02 mm, das 32. Glied 0,02 mm, das 33. Glied 0,02 mm, das 34. Glied 0,02 mm, das 35. Glied 0,02 mm, das 36. Glied 0,02 mm, das 37. Glied 0,02 mm, das 38. Glied 0,02 mm, das 39. Glied 0,02 mm, das 40. Glied 0,02 mm, das 41. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 42-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,02 mm, das 24. Glied 0,02 mm, das 25. Glied 0,02 mm, das 26. Glied 0,02 mm, das 27. Glied 0,02 mm, das 28. Glied 0,02 mm, das 29. Glied 0,02 mm, das 30. Glied 0,02 mm, das 31. Glied 0,02 mm, das 32. Glied 0,02 mm, das 33. Glied 0,02 mm, das 34. Glied 0,02 mm, das 35. Glied 0,02 mm, das 36. Glied 0,02 mm, das 37. Glied 0,02 mm, das 38. Glied 0,02 mm, das 39. Glied 0,02 mm, das 40. Glied 0,02 mm, das 41. Glied 0,02 mm, das 42. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 43-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,02 mm, das 24. Glied 0,02 mm, das 25. Glied 0,02 mm, das 26. Glied 0,02 mm, das 27. Glied 0,02 mm, das 28. Glied 0,02 mm, das 29. Glied 0,02 mm, das 30. Glied 0,02 mm, das 31. Glied 0,02 mm, das 32. Glied 0,02 mm, das 33. Glied 0,02 mm, das 34. Glied 0,02 mm, das 35. Glied 0,02 mm, das 36. Glied 0,02 mm, das 37. Glied 0,02 mm, das 38. Glied 0,02 mm, das 39. Glied 0,02 mm, das 40. Glied 0,02 mm, das 41. Glied 0,02 mm, das 42. Glied 0,02 mm, das 43. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 44-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,02 mm, das 10. Glied 0,02 mm, das 11. Glied 0,02 mm, das 12. Glied 0,02 mm, das 13. Glied 0,02 mm, das 14. Glied 0,02 mm, das 15. Glied 0,02 mm, das 16. Glied 0,02 mm, das 17. Glied 0,02 mm, das 18. Glied 0,02 mm, das 19. Glied 0,02 mm, das 20. Glied 0,02 mm, das 21. Glied 0,02 mm, das 22. Glied 0,02 mm, das 23. Glied 0,02 mm, das 24. Glied 0,02 mm, das 25. Glied 0,02 mm, das 26. Glied 0,02 mm, das 27. Glied 0,02 mm, das 28. Glied 0,02 mm, das 29. Glied 0,02 mm, das 30. Glied 0,02 mm, das 31. Glied 0,02 mm, das 32. Glied 0,02 mm, das 33. Glied 0,02 mm, das 34. Glied 0,02 mm, das 35. Glied 0,02 mm, das 36. Glied 0,02 mm, das 37. Glied 0,02 mm, das 38. Glied 0,02 mm, das 39. Glied 0,02 mm, das 40. Glied 0,02 mm, das 41. Glied 0,02 mm, das 42. Glied 0,02 mm, das 43. Glied 0,02 mm, das 44. Glied 0,01 mm. Die Beine sind 45-gliedrig, das 1. Glied ist 0,02 mm lang, das 2. Glied 0,02 mm, das 3. Glied 0,02 mm, das 4. Glied 0,02 mm, das 5. Glied 0,02 mm, das 6. Glied 0,02 mm, das 7. Glied 0,02 mm, das 8. Glied 0,02 mm, das 9. Glied 0,

Clerus von jeher beeifert, der dem Patriziat willig und überall dieſen Dienſt geleiſtet hat. Rom fand auf dieſe Weiſe ſchon früh an dem Uechtlande einen ergiebigen Boden für ſeine Saaten, und eilte auch, dieſelben hier auf das Zweckmäßigſte zu beſtellen. Im Jahre 1581 empfing Freiburg die erſte Anſiedelung der Jeſuiten, und kann ſich ſomit rühmen, die Geſellſchaft Jeſu noch ziemlich friſch aus der erſten Auflage überkommen zu haben. Die Begegnung des hierarchiſchen Elements, das ſeiner Natur nach immer erobernd zu Werke gehen muß, mit dem oligarchiſchen führte in dem kleinen Canton zu den ſeltſamſten Verwickelungen. Die weltliche Macht behütete zwar eiferſüchtig die neuen und immer planvoller werdenden Anſtrengungen des Clerus, aber es lag doch zugleich in ihrem Vortheil, wenn derſelbe gewiſſe Erfolge davontrug, und ſo ſah man das Land bald mit Klöſtern, Pfarreien und Caplaneien überpfropft, daß man kaum hätte denken ſollen, es ſei auf dem kleinen Territorium Platz genug dafür dageweſen. Dieſe ſchwarzen Geſtalten waren plötzlich über die Alpen hereingeſtiegen, man wußte nicht wie, und nun begannen ſie ihre magiſchen Kreiſe zu ziehen, in die nicht nur das Volk, ſondern ſchnell auch die adeligen Geſchlechter des Landes ſich gebannt ſahen. Dieſe eigenthümlichen politiſchen Ver-

hältnisse des Cantons Freiburg hat Zschokke vortrefflich geschildert. Es dauerte aber diese Harmonie zwischen Oligarchie und Hierarchie bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein, wo der Papst Clemens XIV. die Aufhebung des Jesuitenordens beschloß. Nun ließ die Regierung von Freiburg alle im Lande befindlichen Güter und Besitzthümer der Gesellschaft Jesu mit Beschlag belegen und schien einen Augenblick lang froh zu sein, daß die doch immer gefährliche Nachbarschaft ein Ende hatte. Bald begannen jedoch von anderer Seite her der Oligarchie, sowie dem Clerus des Landes selbst, Gefahren zu drohen. Die bis in diese Entlegenheit nachdröhnenden Stürme der Zeit fegten mit ihrer scharfen und reinigenden Luft auch die Felsenthäler der Sane. Das Volk, zu einer leisen Ahnung wenigstens von höheren Bedürfnissen seines Daseins erwacht, empörte sich gegen das Patriziat, und erhob einen Kampf um seine alten Rechte, an dem es freilich noch unterlag. Aber durch die Einwirkungen der französischen Republik und Napoleons tauchten die demokratischen Elemente in der Schweiz wieder siegreicher empor, und auch in Freiburg sahen sich die patrizische Partei sowohl wie der Clerus um ihre schönsten Hoffnungen betrogen. Das Leben trat auch hier in eine kurze Blüthe, von mehreren Sei-

ten her erhob sich eine wohlthätige Reaction gegen den von Priestern und Aristokraten begangenen Verrath an dem Geistesleben einer ganzen Bevölkerung, und besonders ist der berühmte Pater Girard, ein Franciscaner, zu nennen, der das Erziehungs- und Schulwesen im Lande wieder zu befreien suchte von dem falschen Prinzip, welches sich in dasselbe eingenistet hatte. Unter der Restauration, welche auch in der Schweiz die Aristokratie wiederbelebte, gingen alle diese edlen Anstrengungen verloren, und in Freiburg trat Alles mit raschen Schritten in die alten Verhältnisse der Verfassung und des Lebens zurück. Clerus und Patriziat klammerten sich zu einem neuen Bunde aneinander und befestigten sich, durch das von seinen raschverflogenen Träumen ernüchterte Volk selbst unterstützt, gewaltiger als jemals. Nun mischte auch Rom wieder seine Karten. Die Restauration hatte bekanntlich auch die Gesellschaft Jesu wieder an das Tageslicht gerufen, deren Wiedererweckung von den Todten der klügste Gedanke des Papstes Pius VII. war. Der Orden wurde auch in Freiburg wiederhergestellt und eingesetzt in alle seine ehemaligen Besitzthümer, und schlug nun in den stillen Schattengründen des Cantons festere Wurzel als jemals. Die Verhandlungen, die über die Aufnahme der Jesuiten im Gro-

ßen Rath von Freiburg im Jahre 1818 gepflogen wurden, waren sehr merkwürdig, und der Barbier Chassot hat in seinem oben angeführten Buche auch die Rede wieder abdrucken lassen, welche ein Mitglied des Großen Raths, der Advocat Landerset, in der Sitzung vom 15. September 1818 gegen die Zulassung der Jesuiten hielt. Diese Rede ist von einer ausgezeichneten Beredsamkeit, und von einer Gewalt der Beweisführung, die unter andern Umständen ihr Ziel gewiß nicht verfehlt hätte. Herr Landerset stellte mit schneidender Kürze einen Abriß der Geschichte der Jesuiten, ihr Sündenregister in fast allen Welttheilen, zusammen und zeigte, wie sie überall mit den Staatsgewalten in einen den letzteren gefährlichen Widerspruch gerathen, sodaß man sich am Ende genöthigt gesehen habe, sie aus dem Organismus der Staaten wieder auszuspeien als ein Gift, das sich sonst unwiderstehlich mit allen Säften vereinigt. Zugleich suchte er das diabolische Moralsystem der Jesuiten durch Auszüge aus den vorzüglichsten Casuisten der Gesellschaft zu charakterisiren, und leistete darin nicht minder Schlagendes, als sein Vorgänger Pascal, dessen Hülfe er sich dabei bediente. Man konnte keine bessere Rede halten, um vor dem Jesuitismus als dem kranken und zerstörenden Element der modernen Gesellschaft zu

warnen, aber nichtsdestoweniger beschloß der Große Rath mit kaltem Blute die Aufnahme der Jesuiten. Das Patrizierthum, das man wieder aufzurichten hatte, verlangte durchaus nach dieser geistlichen Stütze, die zugleich, wie schon erprobt worden, die beste Vermittelung des aristokratischen Joches mit dem Volksgeiste war. Das Jahr 1830 brachte zwar auch dem Canton Freiburg seine demokratischen Formen zurück, aber auch diese hat die hierarchische Partei dort auf eine merkwürdige Weise zu ihrem Vortheil ausgebeutet, indem sie selbst in den gesetzgebenden Körper einer Republik den jesuitischen Geist zu verflößen wußte. So hat sich hier auf diesem kleinen Territorium ein lehrreiches Schauspiel begeben, das in einem prismatisch zusammengedrängten Bilde den allgemeinen Zeitcharakter auf das Anschaulichste wiederspiegelt. Man kann es nämlich in diesen Hergängen hinlänglich veranschaulicht sehen, wie die Rückneigungen unserer Zeit zum Jesuitismus keineswegs einen religiösen, sondern vielmehr einen politischen Grund haben. Es ist die Krankheit des heutigen politischen Lebens, welche den Jesuitismus wieder als Kruste ansetzt, mit dem sie die Gesetzwidrigkeiten des Organismus bedeckt. Der Geist der Menschheit ist an sich frei genug geworden, um über den Jesuitismus erhaben zu sein, aber er hat sich

gegenwärtig in eine Lüge verſtrickt, die ihn die beſten Kräfte des Lebens koſtet, und ihn dem Jeſuitismus in die Hände geliefert hat. Die politiſche Lüge des heutigen Daſeins hat dem Jeſuitismus ſeine alten ſchon verroſteten Waffen wieder aufgeputzt, und wenn die Staaten durch große und tragiſche Erfahrungen nichts gelernt haben, ſo zeigt jetzt der Jeſuitismus ſeinerſeits, daß er allerdings etwas zugelernt hat und die Waffen, welche ihm die Staaten wieder zurückgeben, beſſer und eindringlicher als je zu gebrauchen verſteht. Der Jeſuitismus hat in den letzten Jahrzehnten ſeine Feldzüge ſo klug und meiſterlich geführt, daß es eine große Anzahl von Leuten giebt, die gar nicht mehr an ſeine Exiſtenz glauben und welche die große Gefahr, die dem europäiſchen Völker- und Geiſtesleben wieder unter allen möglichen Formen des Jeſuitismus droht, nicht anders als wie ein Märchen oder eine verbrauchte Erfindung der Schriftſteller betrachten. Inzwiſchen bemächtigen ſich die Jeſuiten auch in Deutſchland einer Erziehungsanſtalt nach der andern; hier ſind es die belgiſchen, dort die galliziſchen Jeſuiten, welche in der Stille die furchtbarſten Fortſchritte machen. In Oeſterreich und Baiern bewähren die Jeſuiten ihren erneuten Ruhm als Pädagogen dem deutſchen Geiſtesleben gegenüber mit der keckſten Stirn. Und

wie viel fehlt noch, daß Louis-Philipp auch in Frankreich den Jesuiten neue Ansiedelungsrechte verstatte? Man ist in seinem geistigen Bewußtsein über den Jesuitismus hinaus, und doch bedarf man seiner. Welcher Fluch des Schicksals hat unsere Zeit in diesen schrecklichen Widerspruch mit sich selber gebannt? Man könnte frei und glücklich sein, aber mitten in diesem Gedanken fühlt man sich wie vom Fieberfrost geschüttelt, und greift in seiner unsäglichen Angst nach den Mitteln der Unfreiheit, die vielleicht noch einige Jahre lang die Sicherheit im und durch den alten Schlendrian verbürgen. —

16.

Französische Schweiz.

Gestern Abend waren wir mit der Diligence aus dem liebreizenden Lausanne in Genf angekommen und ungeachtet einer nicht angenehmen Wagengesellschaft hatte uns doch unterwegs der herrliche See, der mit seinem tiefblauen Wasserspiegel immer zu unserer Linken schimmerte, in tausend Schwärmereien und Elegieen eingewiegt. Die himmelsklare Fluth zu sehen, deren Wellen zuweilen in langen Fäden so geordnet daliegen wie die Saiten einer Harfe, und dann jenseits das savoyische Alpenufer mit seinen hochglühenden Schneegipfeln, von denen das Abendroth wirklich wie leise Musik herabzuschweben scheint, wen ergriffe es nicht dabei wie mit einer religiösen Entzückung? Es ist ein paradiesisches Stück der Schöpfung, das sich hier ausbreitet, und der Gen-

ſer See, das Wort von Novalis wahr machend wie nirgendwo, bildet in der That das Auge der ganzen Landſchaft, die in ihm ihr Seelenbild zuſammendrängt und Glanz und Leben von ihm zurückempfängt. Wie in ein Gebet zu dem Herrn alles Daſeins verſunken, lag der See da, als wir an ihm vorüberfuhren, und riß uns mit hinein in ſeine Abendfeier, die ſelbſt dem durch das Leben verhärteten und verſteinerten Menſchen, welcher vielleicht ſeit Jahrzehnten nicht geweint hat, einige Thränen aus den Augen locken kann. Der vorherrſchende Charakter dieſer Gegend iſt Naturandacht und Gottesfeier, und als ich unter der Reihe der Landhäuſer am See die einer engliſchen Familie zugehörige Villa erblickte, welche ganz in Form einer gothiſchen Kirche gebaut iſt, begriff ich vollkommen die Richtigkeit des Gefühls, das zu einer Anſiedelung gerade in ſolcher Form treiben konnte und das mit dem die Gegend beherrſchenden Gefühl natürlich zu harmoniren ſcheint. Jeder Reiſende hat am Genfer See wohl die Luſt empfunden, ſich hier niederzulaſſen, die ganze ſchnöde, gottloſe und entartete Zeit zu vergeſſen, mit ſeinen durch das Schickſal gekreuzten Beſtrebungen endlich ſich abzufinden, ſeinen feindlichen Freunden und freundlichen Feinden zu vergeben, und hier, im kühlen und einſamen Frieden der Natur,

im höchſten Zuſammenhang mit den Grundharmonieen der Schöpfung zu leben. Man brauchte ſich freilich keine gothiſche Kirche zu bauen, um hier beten zu gehn, die chriſtliche Baukunſt hat man hinter ſich in der Welt zurückgelaſſen. Der heilige Geiſt, der hier über den Waſſern ſchwebt, würde uns unter jedem Hüttendach treffen und erquicken.

Das ſind Träume, aber Jedermann träumt, wenn es ſich darum handelt, glücklich zu werden. Alle dieſe Anſiedelungen um den Genfer See, dieſe Städte und Dörfer, die ſich um ihn gruppiren, ſtehen wie wirklich gewordene Träume da, ganze Bevölkerungen ſind hier ſchönen Träumen nachgegangen, indem ſie an dieſen Ufern ihre Wohnſitze gründeten. Auf drei und dreißig Stunden im Umfange dehnt ſich hier eine mannigfaltige Anwohnerſchaft aus, die bloß von dem See gelockt und beſtimmt wurde, hier Hütten zu bauen. Der See iſt der große Zauberer, der hier Alles in ſeine Nähe gezogen und für ein ganzes Geſchlecht der magiſche Mittelpunct ihres Daſeins geworden iſt. Das Naturgefühl hat ſich hier des Menſchen ſo ſehr bemeiſtert, daß alle ſeine übrigen Verhältniſſe und Einrichtungen davon Duft und Farbe angenommen haben. Die Landhäuſer am Genfer See ſind davon oft auf eine wunderſame Art Zeuge, indem ihre Bauart allerlei

Eindrücke von der Empfindung hat annehmen müssen, doch immer im harmonischen Charakter der Gegend und frei von den groben Bizarrerien, welche z. B. die Villen der Hamburger an der Alster aufweisen.

Noch ein anderes Gefühl ist es, von dem man erhoben wird, sobald man dem Genfer See sich nähert. Man steht auf der Gränzscheide zwischen Italien und Frankreich, und übersieht nicht nur von beiden Ländern hervorragende Puncte, sondern besitzt auch schon etwas Gemeinsames von italienischer und französischer Natur, das sich auf dieser einzigen Stelle der Welt zu einem glühenden Farbenbilde vereinigt. —

Aus dieser weichen und bewegten Stimmung wurden wir plötzlich am Thore Genf's durch die militairische Strenge, mit der man uns empfing und den Paß abforderte, emporgeschreckt. Auch ob wir nichts zu versteuern hätten, wurden wir gefragt, und dabei zählte man uns alle mauthpflichtigen Gegenstände her, wenn wir etwa einen oder den andern davon mit uns führten. Unter den genannten Artikeln befand sich auch Fleisch, zu dessen Versteuerung aufgefordert wurde, und wobei ich nur mit einem aufathmenden Stoßseufzer auf meine Wagennachbarin blikken konnte, die uns während der ganzen Fahrt durch ihre allzureichliche Leibesfülle das Bleiben so schwer

gemacht, daß wir ſie jetzt gern, wenn die Sache nicht zu grauſam geweſen, als verbotenes Fleiſch bei der Mauth angegeben hätten. Durch die Rigoroſität aber, mit der Genf ſeine Eingänge bewacht, und die bei einer Schweizerſtadt befremdlich auffallen kann, verräth ſich ſogleich der ächte Charakter des Genfers, der in allen Dingen, welche ſeine Stadt betreffen, voll von Wichtigthuerei iſt und ſie als etwas ganz Abſonderliches und Einziges betrachtet wiſſen will. Der Genfer ſpielt den Pariſer der Schweiz und ahmt der Hauptſtadt Frankreichs nach ſowohl in dem ausſchließlichen Stolz ſeiner Anſprüche als in der Eleganz und dem Luxus des Lebens, der Feinheit der geſellſchaftlichen Sitten. Aber weil die gegebenen Dimenſionen zu klein ſind für die dünkelhaften Anſprüche, ſo entſteht daraus eine gewiſſe Schroffheit des Charakters, die, wenn ich meinen Erfahrungen trauen darf, häufiger in Genf angetroffen wird. Der Stolz des Genfers hat freilich auch ſeine ſehr begründeten Anrechte, die auf eine lange und glänzende Reihe von Namen und Thatſachen ſich ſtützen, und dieſe Glorie ſeiner Erinnerungen wird ihm Niemand ſtreitig machen können.

So befanden wir uns denn in dem weltberühmten Genf, wo von jeher auf ſo kleinem Punct eine ſo bedeutſame Cultur ſich zuſammendrängte, wo jede

Straße das Gedächtniß eines großen Namens, einer ruhmwürdigen Erfindung, einer für ganz Europa wichtig gewordenen Geburt, zurückruft! Der Abend unserer Ankunft ließ uns noch Zeit genug übrig, die Stadt zu durchlaufen und zu betrachten. In der Straße Rousseau's blieben wir stehen vor einem unscheinbaren Hause, welches über seiner Thür in Erz die Inschrift führt: **Ici est né J. J. Rousseau le 28. Juin 1712. Restauré en 1817.** Dies war die Erinnerung, nach welcher sich wie von selbst und zu allererst das Herz des Reisenden hindrängt, sobald er nach Genf kommt. Die andere Erinnerung ist Voltaire, die hier auch in örtlicher Verbindung zwei Geister gesellt, welche bei der verschiedenartigsten Organisation und einem fast polaren Gegensatz der Naturen doch derselben Weltbewegung ihres Jahrhunderts folgten und dienten. Ein Omnibus, der, mit dem Namen Voltaire beschrieben, zur Fahrt nach Ferney einladet, ist das auf den Straßen Genfs lebendig umherwandelnde Andenken an den beißenden Philosophen, der wohl noch mehr Komiker als Philosoph oder Beides zusammen in der ätzendsten Mischung gewesen. Die dritte Erinnerung, welche sich zu Voltaire und Rousseau bald einfindet, ist eine neuere, sie heißt Lord Byron, und fügt sich auch wieder wie aus einem verwandt-

ſchaftlichen Zug der Geiſter hinzu. Und mit Byron ſah man ſeinen Shelley, Freunde durch die bindende Gewalt des Unglücks, am Genfer See, an deſſen Ufern ſie gemeinſam grollten mit ihrem Schickſal und mit Welt und Zeit.

Die Bauart Genf's, der uralten Stadt, leidet an einer wunderlichen Verworrenheit, und iſt wie ein Ameiſenhaufen durcheinander geworfen. Als ſie das reiche Leben nicht mehr bergen konnte in den engen Räumen, hat ſie ſich mit einiger Gewaltſamkeit in die Höhe geſtreckt und Stockwerke auf Stockwerke gethürmt, die in ängſtlicher Maſſe die kleinen Straßen beherrſchen. Dieſen ſchmalen aber hochgewickelten Knäuel drängen von Außen noch die Feſtungswerke zuſammen, indem ſie die Stadt wie mit einem zu engen Gürtel preſſen. Das Leben iſt munter und ſtädtiſch bewegt, das geſchmeidigere und wohlthuendere Naturell der franzöſiſchen Schweiz verräth ſich überall. Schon im Waadtlande hat man ſeinen bisherigen Eindruck von der Schweiz gänzlich verändert, das Klima iſt zu einer ſüdlicheren Milde und der Menſchenſchlag zu einem gefälligeren und geiſtig erhöhten Typus verſchmolzen, Alles ruht auf edleren und reiferen Bildungselementen und die Grazien des Lebens haben ſich ſichtlich dazugeſellt. Von deutſcher Sprache und Bildung

iſt ſchon in Lauſanne keine Spur mehr anzutreffen, ebenſo in Genf. Dafür hat ein gemäßigtes franzöſiſches Naturell ſich hier entwickelt, das mit dem franzöſiſchen Originalcharakter die gleiche Lebendigkeit und Leichtigkeit theilt, aber die ſchroffen und egoiſtiſchen Eigenſchaften deſſelben abgeworfen und durch eine größere Lieblichkeit und Beſcheidenheit gemildert hat. Die franzöſiſche Schweiz iſt abgeſchnittener von der deutſchen Bildung als es gegenwärtig Paris oder London iſt. Indeß darf man ſich nicht darüber wundern, da ſelbſt in der deutſchen Schweiz kaum ein beſſeres Verhältniß ſich zeigt, ſowohl zur deutſchen Sprache als zur deutſchen Bildung. Die franzöſiſchen Schweizer haben nur ein einziges gebildetes Sprachorgan, und dies iſt gleicherweiſe das Organ des geſellſchaftlichen Verkehrs wie ihrer geiſtigen Beziehungen. Dieſe Sprache reden ſie aber vortrefflich und mit feinem Ausdruck; ſelbſt unter dem Volke, namentlich in der Waadt, kann man oft mit Erſtaunen das beſte Franzöſiſch vernehmen. Die deutſchen Schweizer dagegen haben dreierlei Sprachorgane, in denen ſie reden, und dies ſind drei verſchiedene Gründe, um ihre geiſtige Entwickelung jeder beſtimmten Bildungsſphäre zu entfremden. Für den heimiſchen und nationalen Verkehr die ſchweizeriſche Volksmundart, als Geſellſchafts-

ſprache und im Umgang mit den Fremden ein mangelhaftes Franzöſiſch, und in der kärglichen Beziehung auf deutſche Literatur und Wiſſenſchaft oder auf gewiſſe dieſer Sphäre angehörige Begriffe ein noch gräulicheres Hochdeutſch, dies ſind die beſtehenden Ausdrucksweiſen der deutſchen Schweiz, in welchen das Chaos einer unſichern Bildung noch um den Vorrang ſtreitet mit den Volkselementen, die ihren feſten und körnigen Naturzuſtand bewahren möchten. Welche Vortheile die beſtimmte Einheit des Sprachorgans für das höhere Entwickeln einer Bevölkerung gewährt, zeigt ſich deutlich an den vorgeſchrittenen und allgemeiner durchgebildeten Zuſtänden der franzöſiſchen Schweiz, beſonders in intellectueller Hinſicht. Das entſchiedenſte Gegentheil davon liegt in der deutſchen Schweiz zu Tage, wie ſehr es auch hier gerade mit der kernhafteſten und tüchtigſten Seite des Volkscharakters zuſammenhängt, nämlich mit der Anhänglichkeit an das alte Leben des Stammes, an die Naturlaute, die mit der Alpenheimath wie verwachſen ſind, ſich immer von neuem wie aus dem Wiederhall der Berge erzeugen. Dies iſt die Unzertrennlichkeit von der Volksmundart, welche den deutſchen Schweizer dem Außenleben gegenüber in dieſe Sprachverwirrung geſtürzt hat, die ihm aber noch immer eine liebe

und traute Feſſel iſt, welche er wohl um keinen Preis abſtreifen möchte. Es iſt auch das Feſthalten an der Mundart von großem Einfluß auf die Vertiefung und Verinnerlichung des Volkscharakters, der ſich dadurch gewiſſermaaßen aus ſich ſelbſt ſtärkt und zu fortdauernder Friſche erhält. Dieſer lebendige Quell der Nationalität fließt in der Volksſprache, für deren ungeſchmälerte Erhaltung, nicht nur am Familienheerde, ſondern auch in allen Beziehungen des öffentlichen Lebens, ſich gerade neuerdings wieder patriotiſche Stimmen in der deutſchen Schweiz erhoben haben. Man trifft dort auch die Volksmundart nicht nur im Innern des Hauſes, wo ſie herrſchend iſt, ſondern auch im Rath und in der Kirche, obwohl hier mehr in gereinigten und ausgewählteren Formen. Dies bringt ohne Zweifel eine Nationalinnerlichkeit hervor, die Troſt und Behagen für das tägliche Leben gewähren muß. Auch wird ſo die Volksmundart durch die Allgemeinheit, in der ſie dort gilt, ein lebendiges Bindungsmittel aller Stände, indem der Vornehme wie der Geringe im innern Verkehr nur ſeiner lieben Volksſprache ſich bedient. So könnte man wohl ſagen, daß in dieſer ſchweizeriſchen Volksmundart eine Natureinheit des geſellſchaftlichen Lebens gegeben liegt, aber aus dieſem gegebenen Element ein feſtes und

vollkommenes Lebensbild zu gestalten, gelingt nicht mehr, sobald ein Volk aus seinem patriarchalischen Naturzustande heraustretend sich in politische und städtische Bildungsversuche eingelassen und dadurch in Conflict mit einer allgemeinen Bildungsanforderung gesetzt hat. Die schweizerische Volkssprache ist ganz dazu gemacht, als Band der Heimath zu gelten, denn wie sehr hat sich nicht die Landesnatur in diesen Lauten ausgeprägt! Hier haben überall Natureinflüsse auf den Sprachausdruck gewirkt, und die reichste Fülle dieses Dialekts ergießt sich auch in den Beziehungen, welche der Mensch zu den ihn umgebenden Gebilden seines Landes angenommen. So ist es zum Beispiel erstaunlich, wie die schweizerische Mundart bemüht gewesen ist, für die einzelnen Theile und Formen der Gebirgsnatur Worte zu finden, mit deren Reichthum keine andere Sprache wetteifern kann. Selbst die Auslautung und Betonung der Rede hat sich nach den Gebirgsverhältnissen gerichtet, und verräth das Bestreben, auf weite Ferne hin, über Berg und Thal und durch Nebel und Sturm, verständlich zu werden. Die Vocale klingen bald so hoch, bald so tief, als wollte sich die Senkung von Berg und Thal darin abzeichnen. Alles Elementarische der Natur tritt auch in den Lauten der Menschen wieder her-

vor, bald mit Sturmesklang, bald wie rauſchendes Gewäſſer oder dem Echo der Felſen gleich. Und in den einzelnen Formen dieſer Mundart zeigt ſich die alte ſinnliche Blüthe der deutſchen Sprache noch in ihrer ganzen Herrlichkeit. Man muß ſich alſo in mehr als einer Hinſicht an der Erhaltung der Mundart in der Schweiz freuen, man wird, wenn man tiefer in ſie eindringt, über ihre innerliche Schönheit und weſenhafte Fülle erſtaunen müſſen, aber dennoch zugleich die Beſchränkung und Erſtarrung bedauern, welche durch dieſes Abgeſchloſſenſein im Dialekt einem Volke auferlegt wird, das doch auch Bedürfniſſe einer modernen Bildung in ſich aufgenommen hat. Hier macht ſich aber ein Widerſpruch des Lebens geltend, der durch die gemüthlichen Vortheile, welche mit dem Feſthalten an der Volksmundart verbunden ſind, nicht ausgeglichen wird, da der allgemeine Fortſchritt der Nationalbildung zu ſehr dabei betheiligt iſt. Die große Unfähigkeit der deutſchen Schweizer, das Hochdeutſche zu reden, rächt ſich an ihnen in augenfälliger Art und hält ſie abgeſchnitten von allen literariſchen und wiſſenſchaftlichen Fortbewegungen des deutſchen Geiſtes, der doch auch ihren eigentlichen Blut- und Säfteumlauf bildet. Eine ſolche Sympathie für die Volksmundart mußte nothwendig dazu führen, daß die Berührung mit allen fremden Bildungselementen

als etwas Unheimiſches vermieden wird, und ſo entſpringt daraus ſelbſt eine perſönliche Abneigung gegen die Fremden, mit denen man nicht in der Mundart reden kann, und ihnen deshalb ein ſchlechtes Franzöſiſch auftiſcht, das man in der deutſchen Schweiz immer noch lieber ſpricht als das Hochdeutſche, namentlich mit Deutſchen ſelbſt. Mit dieſen Deutſch zu reden, ſcheut man ſich aber um ſo mehr, als man recht gut das Gefühl ſeiner Unbehülflichkeit und ſeiner gräulichen Ausſprache deſſelben hat. Wird aber ein hochdeutſches Buch oder Gedicht geleſen, und zufällig laut, ſo kann man verſichert ſein, daß es ganzundgar mit ſchweizeriſcher Betonung und allen Eigenthümlichkeiten der Mundart geſchieht. So fällt die Bildung in der deutſchen Schweiz durch die Trennung der Sprachorgane auseinander, und gewinnt in den franzöſiſchen Landestheilen eben durch die Einheit der Sprache dieſe höhere harmoniſche Entwickelung, dieſen durchgebildeteren und feiner ausgearbeiteten Charakter, den man ſogleich beim Eintritt in dieſe Cantone mit Wohlgefallen bemerkt. —

17.

Fahrt auf dem genfer See.

Das Dampfſchiff, das die gewöhnliche Sonntagsſpazierfahrt über den See machte, gab das Signal zur Abfahrt. Ein ſchöner und ſonniger Morgen lag über den Waſſern des Leman, die Terraſſen der Ufer erglänzten in lichten Farben, in der Ferne ſchmiegten ſich die weißen Roſen der Gletſcher in klarer Pracht an die Wölbung des Himmels. Die Fluthen des genfer See's, die an Klarheit durch kein anderes Waſſer übertroffen werden, ſtrahlen an einem ſolchen Morgen noch durchſichtiger und kryſtallheller als ſonſt. Die Atmoſphäre über dem See iſt ſo rein und friſch, daß alles irdiſche Element daraus fortgeläutert zu ſein ſcheint und ſtets ein kühlungſtrömender Aether den Wanderer umfängt, der an den Ufern weilt oder in die blaue Fluth hinausſchifft. Die Dampfſchiffe,

Kein Bo Schein. Mit jeder Jahr ist sag Bo Schein. Mit jeder Jahr ist sag Bo Schein. Mit jeder Jahr ist sag

§. 30. Es giebt, wie wir gesehen haben, zwei Arten von Gesetzen, welche die Bewegung der Körper bestimmen, die einen, welche sich auf die Bewegung eines Körpers für sich allein beziehen, und die zweyten, welche die Bewegung mehrerer Körper, die auf einander wirken, bestimmen. Die ersten sind die Gesetze der Trägheit, die zweyten sind die Gesetze der Mittheilung der Bewegung. Die Gesetze der Trägheit sind, wie wir gesehen haben, nur Folgen der Gesetze der Mittheilung der Bewegung, und diese letzteren sind es also, welche wir hier vorzüglich zu betrachten haben.

§. 31. Wir haben gesehen, daß die Gesetze der Mittheilung der Bewegung in der Mechanik, wie in der Physik überhaupt, nur Folgen der Gesetze der Kraft sind, und daß wir also, um diese Gesetze zu finden, die Gesetze der Kraft kennen müssen. Die Kräfte, welche beim Stoße thätig sind, sind die Kräfte der Undurchdringlichkeit, und wir haben gesehen, daß wir diese Kräfte nicht kennen, daß wir nur wissen, daß sie vorhanden sind, daß wir aber keine Hypothesen, um sie

mare et in vita Romanensium, bei den Italienern. Man erfahren alle zusammen aus dem Leben des Romulus, und zwischen ihnen der Satire bis allgemeine Verglichen. Man beschäftigen mußte. Die Satiriker, welche mit den Leben Lasts aufgeführt werden, hat Stephan in Paris gefertigt. Man einigen Zeiten beginnen sie theils auch lange vom Saturnus, bis ihrer großen Wichtigkeit durch eine chronische Beschäftigt. Man Satz also, daß die unsere Bestimmung bei Leben der Italiener anfangen kann, mit man kannte zu Teilbuchen und die Theilen von Herr zu Herrschaft gelangte haben, gehört bei den Italiern Geschichte zu einem Geschichtsbuch und mit wird ihn die Krone der Geschichtsbuch kannte gehören. Die Bürgerkrieg, von die großer Mann von Rom Jahr erlebet, ist gerade das Mittel einer Beschäftigt, mit in mehr Nachkommen von die Satiriker aufgeführt werden, gegen seine gehaben Satiriker Personen er sie fortgeführt gefunden. Man Satz's particulier Leben, Beispiele, der berühmten Romul Vorzeit gegen die Bürgerkrieg und seinen Geschichtsbuch, theils mit Romulus auch Geschichtsbuch in den Leben, die Romulus und seine Nachfolgen Quint verfassen. Wie Satiriker von den Römer Leben, um sie in einem Geschichtsbuch kannte

beißende Sarkasmen zu rächen, und dies ist vielleicht in den meisten Fällen die beste Art, wie man fertig wird mit seinem Schicksal. Diesmal machte Voltaire den Witz, die genfer Uhrmacher zu ruiniren. Er kaufte sich das Schloß Ferney, das anderthalb Stunden von Genf auf französischem Boden liegt und schuf die wenigen Strohhütten, welche sein Schloß umgaben, zu einer städtischen Anlage um, die sich immer bedeutender entwickelte. Hier gewährte er einer Anzahl mißvergnügter Uhrmacher, welche aus Genf auswanderten, ein Asyl, und ließ sie soviel Uhren verfertigen als nur immer ihre Hände schaffen konnten. Da Voltaire seine Unterthanen von allen Steuern und Abgaben befreite, so konnten sie ihre Waaren zu einem so wohlfeilen Preise verkaufen, wie es den Uhrmachern von Genf schlechterdings nicht möglich war. Voltaire wußte seinen Uhrmachern durch seine Verbindungen in Paris auch noch andere Vortheile zu verschaffen, sie machten bedeutende Lieferungen nach Frankreich, und Genf, das ohnehin durch die Einfuhrgesetze gedrückt war, mußte den Schaden davon empfinden. Voltaire aber lachte sich ins Fäustchen. Wie er mit den Genfern fertig geworden war, so wurde er in Ferney auch mit dem lieben Gott fertig, dem er die kleine Kirche mit dem bekannten **Deo erexit Voltaire** aufrichtete. Durch diese halb

komiſche halb titaniſche Inſchrift bewies er den ihn verfolgenden Pfaffen, wie gut ſich Gott und Voltaire mit einander ſtehen, beide nur durch ein einziges Wörtchen getrennt. Die Reſtauration von 1814 aber mißbilligte noch nachträglich dies kurze und unumwundene Verhältniß Voltaire's zum lieben Gott und riß dies Aushängeſchild der voltaire'ſchen Sophiſterei herunter. Die in allen Stücken fromme Reſtauration that wohl daran, denn wer konnte jene Schrift leſen, ohne ſich durch das infernaliſche Gelächter, von dem man dabei befallen wird, um ſeine ewige Seligkeit zu lachen? Die Kirche Voltaire's aber ſteht jetzt leer und verlaſſen, als hauſten in ihr böſe Geiſter. —

Die Erinnerung an Voltaire ſcheint weniger in den Charakter der Landſchaft herzupaſſen, und man flieht ſie deshalb immer bald, um, wie von ſelbſt dazu gedrängt, zu dem Bilde des armen Rouſſeau zurückzukehren, der nicht, wie Voltaire, die Fähigkeit beſaß, das Schickſal durch Witze zu bezwingen. Die ganze Natur, der See und die Landſchaft, und die Farben und Düfte, in die hier Alles getaucht iſt, harmoniren eigenthümlich mit der Erinnerung an Rouſſeau und helfen dieſelbe hervorrufen. Der See, deſſen Schönheit man niemals ſatt bekommt, bringt, je länger man ihn betrachtet, die wunderbarſten Bewegungen, Farbenſpiele und Lufttöne hervor, und

zeigt sich in einer beständigen Veränderung der Eindrücke, die er auf Auge und Gemüth geltend macht. Ueber die Farbe des genfer Sees kann man so verschiedenartige Behauptungen aufstellen wie über die Seele Rousseau's, durch die auch alle Lichter der ganzen Schöpfung blitzten, und bei der es schwer war, eine Grundfarbe festzuhalten, in welcher die Harmonie der übrigen Eigenschaften zusammenflösse. Blau, grün, roth, mit leisem Silber sich säumend oder in goldenen Sonnenduft sich verhauchend, wechselt der See alle Augenblicke sein Ansehen und empfängt vom hohen Himmel und den ihn umstehenden Bergen sein Colorit. Dann trüben wieder wildauffahrende Strömungen seinen Spiegel, ein Sturm verwischt allen zarteren Farbenschmelz, und Grau in Grau malt sich die ganze Gegend, als wolle sie vergehen in einer Schwermuth, der nichts wieder aufhelfen kann. Oder der See empört sich in einer brandenden Bewegung, die seine Wasser einige Stunden lang zu einer bedeutenden Höhe anschwellt, worauf sie sich wieder senken und weiterziehen, wie in Ebbe und Fluth. Man nennt dies hier zu Lande die Seiches und schreibt electrischen und atmosphärischen Ursachen diese eigenthümliche Erscheinung zu. Es ist dies wie ein Gewühl von Wasser und Feuer, das sich zu einer festen Gestaltung erheben möchte, aber sich wieder in die

Elemente sondern muß, wie Alles, was geschaffen ist. So stürmten auch in Rousseau's Geist alle Elemente, bald gestaltend bald verzehrend, an einander, und die Flammen seines electrischen Gemüths umfaßten sich mit seinem rastlos wachen Verstand zu einer himmelstürmenden Brandung. Und dann ging wieder die Sonne der Liebe in ihm und über ihm auf, er liebte die Menschheit in Gott und Gott in der Menschheit, und nannte diese Religion die Freiheit, und seine Kirche hieß Natur, und die Gemeinde war das Volk. Dann lächelte er so unschuldig dazu wie ein Kind, und seine Rede war klar und schön, wie der See, wenn er Farbe annimmt nur von dem sonnigen Himmelblau über ihm. Und aus Gedanken wob er Träume, und aus Träumen wob er Gedanken, und philosophirte sich in eine Verklärung hinein, die so rührend ihn umstrahlte, wie das Morgenroth auf den Gletschern Savoyens jetzt den See umfließt, ihn krönend mit einem weithinleuchtenden Heiligenschein. — —

Das Schiff hatte seine Dampfkräfte entfesselt und stieß nun mit raschem Muth in den See hinein. Der genfer See macht einen Bogen, der einem Halbmond gleicht, und an ihm liegen in traulicher Runde die Ortschaften umher, deren Reihe wir jetzt im Laufe des Tages an uns vorübergehen lassen wollten. Die

Geſellſchaft, die wir auf unſerer Fahrt hatten, ſonderte ſich nach den Plätzen, in welche dieſe Schiffe abgetheilt ſind, in zwei Hauptbeſtandtheile, deren Trennung zunächſt durch das Geld beſtimmt und daher auch durch Geld zu überwinden iſt, wie in der ſocialen Welt ſelbſt. Um mit beiden Theilen der Geſellſchaft verkehren zu können, wie es der Mittelsperſon eines Schriftſtellers geziemt, welcher dem Volk und der Geſellſchaft zugleich angehören ſoll, zahlt man am dienlichſten für den erſten Platz und erhält dadurch auch die Fähigkeit, ſich auf dem zweiten umherzubewegen, wo ſich in der Regel die intereſſanteſten Gruppen zeigen. So ſchwammen wir mit dem Unterhaus und Oberhaus, das wir aus einem und demſelben Holz gezimmert an Bord führten, fröhlich dahin. Die Wellen trieben da ihre ſpaßhafte Dialektik. Eine Zeitlang war die demokratiſche Hälfte des Schiffes immer die niedrige und befand ſich in der Senkung des Waſſers, ſo daß man wirklich in einige Traurigkeit verſinken und glauben konnte, die andere Hälfte, die von der Fluth hoch emporgetragen war, ſei in der That eine bevorzugte ſchon durch die Geſetze der Natur. Aus der lächerlich wehmüthigen Phantaſie, in die ich mich darüber einwiegte, weil ich nichts Beſſeres zu thun und zu denken hatte beim Anblick der Wellen, riß mich plötzlich die Bewegung

des Schiffes, wenn es auf die Höhe des Sees hinaufſtieg. Dann lag wieder unſere ariſtokratiſche Hälfte in der Senkung da, und das high people, unter dem man ſich dort befand, mußte nun von unten hinaufſehen zu den in die Höhe geſchnellten Demokraten, die jetzt die Bevorzugung Jener erlangt hatten. Ob die Schwankungen dieſer Elemente in der Geſchichte ebenſo fortwährend und ziellos ſind, wie die Schwankungen unſerer beiden Schiffstheile hier auf der Fluth? —

18.

Durch den Jura.

Die weißen Gipfel des Montblanc rückten uns ferner und ferner aus dem Geſicht, und die Sehnſucht, in das herrliche Frankreich einzutreten, ließ uns die Stunden lang erſcheinen, obwohl wir uns in bunter Reiſegeſellſchaft befanden. Das Juragebirge, das von beiden Seiten den Weg umſchließt mit ſeinen maleriſchen Kalkfelſen, bildet eine ſtolze Pforte für die Einfahrt nach Frankreich. Ein kleines Bettelmädchen warf uns einen Strauß duftiger Gebirgsblumen in den Wagen. Neben mir ſaß eine junge Franzöſin, die eine reizende Laune zum Beſten gab und jene Blumen, die ihr mit aller Feierlichkeit überreicht wurden,

ſtandhaft ausſchlug, indem ſie dabei ein mir früher noch unbekannt geweſenes Sprüchwort anführte:

de belles fleurs
un bon coeur!

mais moi, ſetzte ſie hinzu, **je n'ai pas de coeur, et je ne veux pas de fleurs.** Das beigebrachte Sprüchwort ſtammt aus der ſüdfranzöſiſchen Heimath unſerer Reiſegefährtin, wie ſie uns weiter erzählte, denn ſie war aus La Valence, das am Rhonefluß gelegen iſt, und wollte nach ihrem Städtchen zu ihren Eltern zurückkehren, nachdem ſie in Genf, wie es ſchien, die Stelle einer Geſellſchafterin oder Gouvernante verſehen. Sie war anmuthig und zierlich, und hatte die feinere Geſichtsbildung, welche die Südfranzöſinnen vor den Pariſerinnen auszeichnet. In der Freude an ihrem Anblick ſtörte mich jedoch nur ein einziger Umſtand, und der war empfindlich genug. Das ſchöne Mädchen — ſchnupfte nämlich, zwar verſtohlen und ſogar mit einer gewiſſen Liebenswürdigkeit der Form, aber doch ſo, daß es an den Tag kam und mich zuletzt mit einem wahren Abſcheu gegen ſie erfüllte. Ihr gegenüber in der Diligence ſaß ein junger Student aus Genf, der die Ferien benutzte, um ſeine Vaterſtadt Toulouſe wieder zu beſuchen. Er war Theologe und ſchien durch und durch von den pietiſtiſchen Richtungen angeſteckt, welche Genf und

Von Max Maurer ist in Linz Heimkehr, Novellen und Skizzen (Verlag Ebenhöch) erschienen. Der Autor, der in Linz als Beamter der Landesregierung lebt, ist ein Schüler Rosegger's und Stifter's. Seine Erzählungen sind ruhig und gemütlich, ohne Aufregung, ohne Spannung, ohne Effekt. Sie sind Stimmungsbilder, wie sie Rosegger in seinen Anfängen geschrieben hat. Sie sind Stifter'sch in der Art, wie sie Natur und Menschen sehen. Sie sind Stifter'sch in der Sprache, die ruhig dahinfließt, ohne Hast, ohne Ungeduld, ohne Sprünge. Sie sind Stifter'sch in der Art, wie sie Menschen und Dinge beschreiben, wie sie Gefühle und Stimmungen ausdrücken. Sie sind Stifter'sch in der Art, wie sie Gedanken und Ideen entwickeln

Natur selbst zu einer Gränzfestung angelegt zu haben scheint, indem es mit dem Jurafelsen völlig eins und ganz naturgemäß aus ihm herausgeschnitten und durch ihn befestigt ist. Seit 1824 steht diese Feste wieder in ihrer Unüberwindlichkeit da, welche, wie 1814 durch die Oesterreicher, so jetzt durch die Schweizer leicht zum zweiten Mal hätte auf's Spiel gesetzt werden können, wenn aus dem hökermäßigen Streit Louis-Philipps mit den Eidgenossen Ernst gemacht worden wäre. Denn nichts Unüberwindliches giebt es. Tiefunten an der Schanze fließt der Rhonestrom vorbei, der hier in einer schmalen Felsenlinie seinen Lauf zusammendrängen muß. Dieser merkwürdige Fluß unternimmt auf seinem ganzen Wege die launenhaftesten Sprünge, und vielleicht hat ihm um dieses Temperaments willen, das er offenbart, die deutsche Sprache das weibliche Geschlecht beigelegt und nennt ihn die Rhone, während er sonst alle Ansprüche darauf hat, der Rhone (le Rhone, Rhodanus) zu heißen, und auch wohl die Tapferkeit, mit der er sich auf langen Länderstrecken bis zum Meere durchschlägt, an seinen männlichen Tugenden nicht zweifeln läßt. Mit Grazie und Kraft zugleich windet er sich mühsam durch tausend Hindernisse, und springt aus allen Hemmungen wieder mit fröhlich jauchzenden Gewässern hervor. Bald wirbelt er tollkühn fort wie ein

junges Strudelköpfchen, bald seufzt er gefangen in einer heimlichen Felsenschlucht, bangt um sein Leben und stöhnt sich fast zu Tode, ehe er die Freiheit wieder erlangen kann. Und dann, befreit, sammelt er in einem selbstverkennenden Uebermuth alle seine Gewässer, stürzt wie ein Verschwender mit brausendem Freudengeschrei davon, jählings rollen die Schiffe auf seinen Fluthen hinunter, aber dann scheint er sich auf einmal zu besinnen, daß er sein Sterben beschleunigt, je rascher er dem Meere zueilt, und er hält sein leichtsinniges Springen an, sein Strom verdünnt sich in zögernde Tropfen, sein Bett wird seicht, und in Verzweiflung scheint er sich versanden zu wollen, ehe das Weltmeer ihn verschlingt. So treibt ihn bald, bald hemmt ihn die Lebenslust, und seine romantischen Ufer sehen den schönen Flüchtling vorüberziehen, und suchen den allzu Raschen hier anzuhalten, um ihn länger zu besitzen, dort verschönen sie ihm seinen Lauf und werfen Kränze in seine grünen Wellen. Er aber achtet Alles nicht, und scheint verhext und von allerhand Zaubergeistern getrieben.

Bei Bellegarde, wo für uns die französischen Mauth- und Packquälereien begannen, treibt die Rhone ihr geheimnißvollstes Spiel. Sie ist hier unsichtbar geworden und hat sich vor aller Welt versteckt, aber doch kann man sie belauschen, wie sie in heim-

licher Arbeit ſich unter der Erde fortgräbt, um eine Strecke davon wieder mit ſchäumender Heftigkeit, und faſt zu heißen Dämpfen erglüht, an das Tageslicht hervorzuſtürzen. Man nennt dies Sichverlieren des Fluſſes in den Tiefen der Erde hier **la perte du Rhone** und will dies Naturwunder noch an einigen andern Stellen ſeines Laufes bemerkt haben, obwohl es nur bei Bellegarde genauer bekannt und feſtgeſtellt iſt. Dieſe ſeltſame Rhone feiert da unterirdiſche Myſterien und wenn ſie aus den Steinen wieder hervorbrauſt, ſieht man es ihr an, daß ſie etwas ganz Abſonderliches getrieben haben muß.

Ich war mit dem franzöſiſchen Studenten eine Strecke voraus zu Fuß gewandert, während der Wagen hinter uns her mühſam die Felſenwege erklimmte. Der berühmte Theologe Tholuck, welcher kurz zuvor in Genf geweſen war und mit den dortigen Frommen viel verkehrt hatte, wurde der Anknüpfungspunct unſeres Geſpräches, das uns mitten in dieſer reizenden Gebirgsnatur, unter grünen Laubhölzern und lebensvoll flüſternden Cascaden, auf die deutſche Theologie und den chriſtlichen Myſtizismus brachte. Mein Student, in deſſen ganzem Weſen ſich das unverkennbarſte pietiſtiſche Gepräge ausdrückte, war ein *proteſtantiſcher* Theolog und hatte deshalb zur Betreibung ſeiner Studien die Univerſität von Genf gewählt, da

Frankreich ſelbſt bekanntlich nur zwei proteſtantiſche Facultäten im Lande hat, Strasburg und Montauban, denen aber die wiſſenſchaftlich ausgebildetere Facultät von Genf von den franzöſiſchen Studenten gewöhnlich vorgezogen wird. Indeſſen iſt auch in Genf die deutſche Theologie als Wiſſenſchaft ſo gut wie unbekannt, und das Wenige, was ich ſelbſt meinem ſonſt ſehr unterrichteten Reiſegefährten davon zu erzählen wußte, erſchien ihm wie Wunderdinge, vor denen er ſich jedoch, wie eine Schnecke bei der leiſeſten Berührung in ihr Haus, ſo auf der Stelle wieder in ſein gläubiges evangeliſches Gefühl zurückzog. Er war ein braver, offenherziger Junge, mit ſeiner franzöſiſchen Natur etwas ſchwereres ſpaniſches Geblüt verbindend, wie es in ſeiner Gegend, wo er zu Hauſe war, häufiger in dieſer träumeriſchen Miſchung angetroffen wird. Es lag ihm gewiß daran, mich zu ſeiner kindlichen Orthodoxie zu bekehren, und er ſchenkte mir mehrere Brochuren und Tractätchen, die von der Geſellſchaft der ſogenannten Evangeliſchen in Genf und von der im Waadtlande beſtehenden Geſellſchaft zur Verbreitung frommer Schriften abgefaßt waren. Ich hätte laut weinen mögen über mich und die ganze Schöpfung. Die Welt lag in dem herrlichſten Landſchaftsbild vor uns da. Hinter uns hatten wir das wunderſchöne Nantua, das, zwiſchen zwei

Bergen eingefaßt, an dem Busen eines schimmernden Sees sich in Lebensfreudigkeit schaukelt und ringsumher sonniges menschliches Dasein verkündet. Im Umkreise liegen alte Tempelsäulen und Stadtruinen, welche an den zerstörenden Schritt der immer wieder von neuem Leben überblühten Geschichte erinnern. Dort strömt aus zerrissenen Felsen ein gewaltiger Wasserbach, das Gebirge klüftet sich wie in einem schreienden Weheruf, Ströme kommen aus Seen hervor und tanzen wie in einem Reigen ihrer Gewässer über die Berge dahin. Da ist wilde Lebensfülle neben heiterer Schönheit, gährende Kraft, üppig brausendes Element, der donnernde Geist der Schöpfung, in dessen Friedensumarmung Himmel und Erde zitternd hängen. Und gebückt unter dieser Herrlichkeit schritten da zwei Wanderer mit Tractätchen, und unterhielten sich über die christliche Bußfertigkeit und über die fromme Enthaltung von den Genüssen des Daseins!

Der Student hatte mir unter Anderm eine Schrift gegeben: **Observations sur les danses**, worin der Verfasser zu beweisen sucht, daß das Tanzen dem Geist des Evangeliums zuwider sei. Aehnliche Bestrebungen, den gesunden Sinn des Volkes zu vergiften, hat der evangelische Pietismus auch in Deutschland angestellt, und es fiel mir ein, was Tholuck in

einer früheren Zeit, als er noch in Berlin lebte, gegen den Beſuch des Theaters geſchrieben. Daß das Tanzen an ſich etwas Unreligiöſes ſei, läßt ſich nun wohl ſchwerlich behaupten, da alle Völker ſogar zu Ehren ihrer Götter getanzt haben. Chriſtus ſelbſt wohnte fröhlichen Hochzeitsfeſten bei, auf denen gewiß auch getanzt wurde. Der Verfaſſer des Tractätchens aber, aus dem mir mein Student mehrere Stellen vorlas, meinte: das Evangelium ſchreibe vor, zu beten zu allen Zeiten und an allen Orten, und weil die Zerſtreuung des Tanzens am Beten verhindere, ſei es ein Vergnügen, entgegen dem Geiſt des Evangeliums. Er eifert aber beſonders gegen die Volkstänze, die in ſeinem Lande, der Waadt, gängundgäbe ſind, und die er als unchriſtlich und unmoraliſch unterdrücken möchte, während ſie nichts ſind als die lebenskräftige Aeußerung eines tüchtigen Volksſchlages, der ſich nach ſeiner Art und Sitte ergeht. Jener ſchäbige und räudige Pietismus aber, wie er ſich gegen die Gebilde der Kunſt als etwas Gottloſes zur Wehre geſetzt hat, ſo iſt ihm auch die Naivetät des Volksnaturells ein Gräuel, den er vertilgen möchte. Das religiöſe Sectenweſen im Waadtlande und in Genf, wo beſonders die Momiers ihren Separatgottesdienſt befeſtigt haben, hat ſchon mehrmals zu öffentlichen Aufſtänden Anlaß gegeben. Im Canton Waadt

mußte man vor einigen Jahren mit Militairgewalt einschreiten, um aufrührerische Bewegungen, welche von pietistischem Sectenwesen immer unzertrennlich sind, zu unterdrücken, und die Regierung war im Begriff, diese separatistischen Richtungen, von denen das Volk in dieser Gegend so leidend ergriffen ist, zu verbieten. Doch focht im großen Rath namentlich der bekannte Monnard dafür, die freie Ausübung religiöser Formen allgemein zu gestatten. Mein junger Reisegefährte gehörte zu der Secte der Evangelisten, die besonders in Genf einen festbegründeten Mittelpunct hat und von dort aus lebhafte Verbindungen in den Süden Frankreichs verzweigt. Diese evangelische Gesellschaft von Genf sendet weithinaus ihre Missionnaire, welche Tractätchen und Bibeln unter das Volk verbreiten und dabei wenigstens das Verdienst sich erwerben, daß sie bei den katholischen Bevölkerungen der Schweiz und des südlichen Frankreichs durch dieses fromme Colporteurgeschäft die Bibel zugänglicher machen, die dort noch in vielen Hütten fehlt und häufig gar nicht gekannt ist. Der Student von Genf schenkte mir auch die neuesten Missionsberichte der evangelischen Gesellschaft, die er alle mit sich in seiner Tasche trug, und woraus man ersehen konnte, was namentlich unter den Landleuten gewisser Gegenden durch diese Colportirung Neuer

Teſtamente und frommer Schriften aller Art gewirkt worden. Man muß erſtaunen, wie gering die Verbreitung der Bibel an den katholiſchen Ortſchaften iſt, und dies charakteriſirt mehr als Alles den Geiſt des katholiſchen Prieſterthums. Dagegen iſt z. B. im Waadtlande jeder Bürger, der ſich verheirathet, durch das Geſetz verpflichtet, ſich eine Bibel anzuſchaffen, die ſomit gewiſſermaßen als ein unentbehrliches Stück in der Wirthſchaft und zum Haushalt nothwendig angeſehen wird. —

Unter ſolchen Geſprächen war mittlerweile die Abendſonne am Gipfel des Jura herabgeſunken. Unſer Wagen hatte uns wieder erreicht und wir ſtiegen zu unſerer leichtfertigen Franzöſin ein, die uns durch ihr Geſchwätz auf andere Gedanken zu bringen ſuchte. Noch eine ſchöne Mondnacht hatten wir zu durchfahren, ehe wir Lyon erreichten, das uns endlich gegen Morgen ſeine Thore öffnete. So befanden wir uns denn in dieſer myſteriöſen Stadt, die ſo viel räthſelhafte und ſeltſame Elemente in ſich verbirgt und in der die herbſten Widerſprüche der modernen Geſchichte mit einander im Kampf gelegen haben. Es hielt ſchwer, in den Gaſthöfen bei deren großer Ueberfüllung ein Unterkommen zu finden, und nachdem wir in der Dämmerung des kaum noch tagenden Morgens die

Runde durch die ganze Stadt gemacht, ergab ſich endlich noch im Hotel de Milan ein erträgliches Zimmer, das ich zugleich meinem franzöſiſchen Studenten zur Mitbenutzung anbot, weil derſelbe nur einen halben Tag in Lyon verweilen wollte. Statt aber weiter zu disputiren, ward beſchloſſen, lieber noch das Bett zu ſuchen und friedfertig in den Tag hineinzuſchlafen. Nachdem er ſich ausgekleidet hatte, kniete er förmlich vor ſeinem Bett nieder und verrichtete ſein Gebet mit einer Inbrunſt, die mich an meine eigene fromme Knabenzeit wehmüthig erinnerte. Ich beneidete dies gottesfürchtige Kind von ganzem Herzen, und wünſchte ihm, dies unmittelbare Verhältniß zu Gott niemals zu verlieren. Dann war er auch im Moment eingeſchlafen, und auch mich ſuchte bald ein wohlthätiger Schlummer heim, während die falben Morgenlichter durch das Fenſter ſpielten und draußen ſchon das unruhige Lyon mit ſeiner gewerbfleißigen Induſtrie, dem Geräuſch ſeiner Boutiquen, und den ſchreienden Bewegungen ſeines Luxus und ſeiner Armuth ſich regte.

Am Tage nahm ich Abſchied von meinem lieben frommen Studenten. Als er fort war, fand ich auf dem Kamin noch drei Tractätchen, die er mit Abſicht dort zurückgelaſſen hatte. Es iſt die

Manier dieſer Leute, an öffentlichen Orten ſolche Schriften wie zufällig finden zu laſſen, damit unbußfertige Gemüther davon überraſcht und getroffen würden wie von einem Zuruf des Schickſals ſelbſt. —

19.

Lyon.

— In Lyon wurde noch viel von Chateaubriand geſprochen, der vor Kurzem hier und in den naheliegenden Theilen des ſüdlichen Frankreichs einen Beſuch gemacht, welchem man politiſche Abſichten beigemeſſen. In dieſer Gegend, namentlich in Lyon, wohnen die reinen Royaliſten von Frankreich, und es haben ſich immer mehr vornehme und begüterte Familien, welche ſich zur alten Legitimität bekennen, in dieſen Landestheilen zuſammengezogen und anſäſſig gemacht. Chateaubriand, ſagt man, habe ſich mit dieſen reinen Royaliſten, denen er durch ſeine vermiſchten politiſchen Meinungen entfremdet geweſen, verſtändigen und neu verbinden wollen. Dies hat in Lyon ein großes Aufſehen gemacht und hat ſowohl die Legitimen wie die Republikaner be-

ſchäftigt, denn aus beiden Theilen iſt hauptſächlich der gegenwärtige politiſche Charakter von Lyon zuſammengeſetzt. Dieſe beiden ſchneidendſten Widerſprüche der modernen Staatsrichtungen haben ſich auch hier als Nachbaren getroffen, und wie ſie in unſerer Zeit ſchon häufig ſeltſame Coalitionen geſchloſſen, ſo ſieht man ſie hier ſogar in örtlicher Anſiedelung dicht und nahe neben einander, als einträchtige Hausbewohner. Das ſchöne Lyon, der Liebling der Könige von Frankreich, war ſchon von alten Zeiten her das Neſt der Legitimität, in dem man, in religiöſer Pietät, an dem Beſtehenden feſthielt und es gegen die Wandelungen der Zeit und Geſchichte vertheidigte. Bei den erſten Gängen durch die Stadt ſtößt man hier auf alte royaliſtiſche Sympathieen, und wenn man unter den Lindenalleen des prachtvollen Platzes Bellecour ſpazieren geht, kommt uns durch die Reiterſtatue Ludwigs XIV. jene Zeit ins Gedächtniß zurück, welche der eigentliche Ausgangspunct der heutigen Geſchichtsbewegungen iſt, und in deren Angeln Frankreich noch jetzt ſchwebt. In ihr wurzeln Revolution und Reaction mit den urſprünglichen Keimen, in dieſer glorreichen Zeit des alten Regime ſteht der verhängnißvolle Webſtuhl, von dem die aufſteigenden und die rückwärts laufenden Linien der neueren Geſchichte ſich herunterſpinnen. Die alte Zeit des Staats-

lebens, welche ſich in dieſem König vollbrachte, iſt auf dieſem Gipfelpunct theils als erſtarrtes Ideal ſtehen geblieben für die Einen, die noch heut, mit rückwärts gekehrten Schritten wie Büßende, zu ihr wallfahrten, theils iſt ſie für die Andern die Gewährleiſtung der Lebensrechte der neuen Zeit, die aus ihr hervorgebrochen. Lyon, das alte legitime Lyon, das den Glanz der älteſten Zeiten Frankreichs ſah, und das größte Elend der heutigen Zeiten zum heftigſten Ausbruch brachte, wo Heinrich IV. in verſchwenderiſcher Pracht königlichen Liebesrauſch feierte und wo heut die armen brotloſen Ouvriers das Signal gegeben haben zum Krieg mit den Reichen, das bigotte und gewerbfleißige Lyon, wo man im Schweiß ſeines Angeſichtes betet und arbeitet und doch keinen Segen und Frieden mehr finden kann weder mit dem Schickſal noch mit der Regierung, das üppige und verzweifelte Lyon, das im Luxus und in der Armuth, in der Induſtrie und im Hunger das Höchſte geleiſtet hat, das geheimnißvolle und aufrühreriſche Lyon, in dem myſtiſche Kopfhängerei und lachende Lebensluſt ſich paaren, ſtrenge Prieſter und ſchöne leichtfertige Frauen nebeneinander gehen, Legitimiſten und Demokraten ſich durch Ueppigkeit und Armuth und Prieſtereinfluß wechſelſeitig aufreizen zur Empörung gegen das Beſtehende, dies merkwürdig unglückliche Lyon führt

uns recht mit der Stimme des Verſuchers auf den Höhepunct der Zeiten, und läßt uns hier von den Zinnen einen ſchwindelnden Blick thun in Vergangenheit und Zukunft.

Lyon, das jetzt von zwei Seiten her revolutionnaire Elemente angehäuft, war ſonſt eine wichtige Vormauer gegen die Revolution geweſen. Mit ſeinem edelſten Bürgerblut hatte es Widerſtand geleiſtet gegen Robespierre's Schreckensherrſchaft, und der Convent ſprach das Todesurtheil aus über die an der alten Ordnung feſthaltende Stadt, die, nach langwieriger Belagerung, unter den Händen des Revolutionsheeres faſt in einen Trümmerhaufen ſich verwandelte. Lyon ſchien aus dem Innern Frankreichs heraus die gewaltige Nebenbuhlerin der Hauptſtadt, mit der ſie an Glanz und Kraft ſich wohl meſſen konnte und deren angemaßter Gewalt- und Modeherrſchaft gegenüber ſie ein Centrum des alten Frankreichs darzuſtellen ſich berufen hielt. Dadurch aber wurde ſie ſelbſt ein Heerd der revolutionnairen Zeitrichtungen und ſeit der Julirevolution ſchlugen in Lyon die Hauptfeinde der beſtehenden Regierung ihre Kriegslager auf. Die Parteigänger der alten Vergangenheit wie die einer neuen Zukunft fanden hier gleich günſtige Elemente, und während die Legitimiſten auf die althergebrachte Geſinnung der Lyonner ſich ſtützen konn-

ten, zeigte ſich den Republikanern ein ganz neues Element der Umwälzung an den Seidenarbeitern von Lyon, unter denen ſich ſeit der Julirevolution die erſten Flammenzeichen eines ſocialen Krieges der Menſchheit verriethen. In den Aufſtänden von 1831 und 1834 brach zuerſt dies große Geſchwür der modernen Geſellſchaft auf, und das ganze ſociale Uebel, Uebervölkerung und Armuth, Corruption der Gewalthaber und der factioſe Einfluß einer zu unabhängig geſtellten Geiſtlichkeit, Ueberbildung der Reichen und Mangel an Volksbildung, zeigte ſich hier in allen drohenden Symptomen ſeiner Krankheit. Namentlich waren es die Arbeiteremeuten vom Jahre 1834, in welchen ſich dieſe revolutionnaire Richtung der Proletarier ſchon als politiſches Moment geltend machte und im entſchiedenſten Zuſammenhang mit den republikaniſchen Vereinen Frankreichs auftrat. Die herrliche Stadt wurde in dieſen Wirren wieder ein Opfer der Zerſtörungswuth bei den geſetzlichen wie bei den ungeſetzlichen Gewalten. Dies aber war nicht das Schlimmſte geweſen, wenn man bedenkt, unter welchen noch jammervolleren Zeichen ſich im vorigen Jahre durch den Aufſtand der vielen tauſend brotloſen Seidenarbeiter dieſe Zeitkrankheit erneuerte. Die letzten Ereigniſſe in Lyon, in welchen, durch das Nachlaſſen der Seiden-Beſtellungen wegen der gro-

ßen amerikaniſchen Failliten, die Verarmung und Verwilderung der Arbeiter auf's Höchſte geſtiegen war, zeigten ihre zerſtörenden Folgen beſonders in einer Entſittlichung des hieſigen Volkscharakters, die auf eine wahrhaft grauenerregende Weiſe den moraliſchen Zuſtand dieſer Stadt untergraben hat. Es iſt bekannt, wie unter den Frauen und Töchtern der verarmten Ouvriers das Gewerbe der Proſtitution ſo überhand nahm, daß man ſie, die noch vor Kurzem ein ehrenwerthes und fleißiges Leben geführt, jetzt ſchaarenweiſe auf den Straßen ſich umhertreiben ſah, um ſich durch die Preisbietung ihrer Reize vor dem Hungertode zu ſchützen. In Lyon iſt durch die Verarmung ein Grund der Immoralität in den Volksklaſſen gelegt worden, die nicht ſo bald wieder verſöhnlichen Verhältniſſen weichen wird. Ein fürchterlicher Beweis, wie Armuth demoraliſirt! Wo ſind in unſerer Zeit die Armen, die Chriſtus ſelig geſprochen und die ſich an dem zukünftigen Himmelreich genügen laſſen, das er ihnen verheißen hat? Wo ſeid ihr, ihr großſprecheriſchen Prieſter, um dem armen Volke aus der Empörung des Magens, aus dem bellenden Hunger, der ſo wehe thut, die ewige Seligkeit zu deduziren? Ach, die Weltanſchauung hat ſich geändert! Bekennt es nur, die chriſtliche Anſicht von dem Armſein will keine Kraft und Wirkung

mehr ausüben auf die Gemüther! Die Menschheit ist auf einer Stufe angekommen, wo Alles sein Genüge haben will, der Körper wie der Geist. Die Armen und die Reichen wollen gleich werden vor Gott, und wer Hunger hat, will essen, ohne darum das Himmelreich zu verlieren. Die christliche Ansicht von der Armuth hat sich in eine politische umgewandelt und gegen das Auserwähltsein zur Armuth lehnt sich jetzt dasselbe moralische und sociale Gefühl auf wie gegen den privilegirten Reichthum. Der Reichthum ein Uebel und die Armuth ein Fluch und ein Schimpf, das sind jetzt die beiden Angelpunkte der heutigen Weltansicht, die darin ihren klaffenden Spalt, ihre tiefste Lebenswunde aufzeigt. Hier kann nur Gott wieder helfen, in einem Zwiespalt der Weltanschauung, für den die alte Religion keinen Tropfen Balsam mehr übrig zu haben scheint. —

Die Nachwirkungen der letzten Aufstände der Ouvriers sind noch in allen Verhältnissen von Lyon sichtbar. Namentlich klagt man noch über die große Unsicherheit des Eigenthums und die Häuser werden schon sehr frühzeitig des Abends mit vieler Aengstlichkeit verschlossen. Man sieht unter dem Volke trübe und zweideutige Gesichter, Gestalten des Elends, die mit Trotz und Widerstand gegen ihr Schicksal gepanzert scheinen, und dem Wohlgekleideten, der an ih-

und Schlüssel und Kraft [illegible] [illegible] [illegible]

eingeſchloſſenen Stadttheile faſſen die hauptſächlichſte Bevölkerung und Lebensbewegung von Lyon in ſich. Ein beſtändig reges Leben tummelt ſich auf den Gaſſen. Lyon hat, wie Paris, ſeine glänzenden Läden, ſeine menſchenbewegten Quais, ſeine Ausrufer, ſeine Stiefelputzer an den Straßenecken, ſeine unzähligen Cafés, ſeine rieſenhaften Affichen gegen die **maladies secrètes**, und was man ſonſt nur verlangen kann. Aber der diaboliſche Leichtſinn, der in Paris den Strudel miſcht, fehlt dem hieſigen Treiben, und es ſcheint ſich hier ernſter und ſchwerer Alles fortzubewegen, vielleicht, weil ein urſprünglich gediegeneres Element in einen unnatürlichen Lebensrauſch gerathen iſt. Dann machen auch oft die Südwinde, welche hier häufig wehen, den Aufenthalt in den Straßen von Lyon unerträglich und fürchterliche Staubwolken ſchleudern ſich im Wirbel umher, Alles erfaſſend und mit ſich fortreißend, und eine melancholiſche Stimmung über die ganze Stadt verbreitend.

Man ſieht jetzt hier in Lyon eine auffallende Anzahl von Militair und dies erinnert jeden Augenblick auf eine peinliche Weiſe an die noch immer wache Emeute, deren Ausbruch aus ihren Höhlen man fürchtet. Aber Alles iſt ruhig in den hohen Häuſern, die mit ihren ſeltſam langen Schornſteinen ſo räthſelhaft daſtehen. Nur das Geklapper der Arbeits-

ſtühle vernimmt man aus ihrem Innern, und man kann kaum an einem Hauſe in Lyon vorübergehen, ohne daß dies eigenthümliche Geräuſch der Maſchinen an unſer Ohr ſchlüge. Es giebt hier nämlich wenig eigentliche Fabrikhäuſer, ſondern die Arbeiter verbleiben meiſtentheils in ihren eigenen Wohnungen und ſind zugleich Beſitzer ihrer Arbeitsſtühle. Auch wo ſie in Fabrikhäuſern arbeiten, gehört ihnen der Arbeitsſtuhl eigenthümlich an, ein umgekehrtes Verhältniß wie in den deutſchen Fabriken, wo der Herr und Unternehmer auch die zur Arbeit erforderlichen Stühle anſchafft und beſitzt. In Lyon aber ſind die Fabrikherren blos Diejenigen, welche die Arbeit geben, und an der Hervorbringung des Products lediglich als Speculanten betheiligt ſind. Dieſer Umſtand übt auf das ſociale Verhältniß ohne Zweifel den wichtigſten Einfluß aus und iſt durchaus geeignet, in den Arbeitern ſowohl das Unabhängigkeitsgefühl als auch zugleich das Gefühl der Bitterkeit gegen ihre Brotherren, denen ſie die Quelle alles Reichthums ſind, aufs höchſte zu ſchärfen. Während ich mich in Lyon aufhielt, waren gerade außerordentlich lebhafte Beſtellungen, namentlich auf Seide, zu einem ſehr gehaltenen Preiſe wieder eingegangen, und dies erhöhte auf allen Seiten die Zuverſicht, daß die Ruhe ſich wieder dauernd herſtellen

werde in der arbeitsamen Stadt, die den Ruf des gewerblichen Fleißes schon in den ältesten Zeiten genossen. Schon unter den Römern war das alte Lugdunum berühmt wegen seiner Gewebe und Gewänder, die hier aus den Händen schöner und fleißiger Frauen hervorgingen. Statt der früheren Arbeiten, die besonders in Leinwand bestanden, hat aber die neuere Zeit das kostbarere Material der Seide hier für die Verarbeitung einheimisch gemacht. Von allen Weltgegenden her trifft in Lyon die Seide ein, um hier versponnen, verwebt und zu Formen und Stoffen aller Art gefertigt zu werden. Aber mit dem Ruhm der Kunstfertigkeit, in dem Lyon gestiegen, hat sich auch die Zahl der Arbeiter hier von Tausenden zu Tausenden gemehrt, und wie reichlich Material und Bestellungen auch zufließen mögen, es wird ein immer größeres Mißverhältniß der arbeitenden Kräfte sogar zu der Masse des Stoffs entstehen. Beschwichtigungen für den Moment, wie jetzt, sind leichte Nothbrücken über diesen gefahrvollsten Abgrund der Gesellschaft, der ein Grab sein wird für Vieles, das längst des Begrabens werth ist unter uns. —

Ein Zufall verschaffte mir hier wieder die Bekanntschaft eines französischen Theologen, der Pastor bei der auch in Lyon verbreiteten, evangelischen Gemeinde

war. Dieſe Evangeliſten bilden hier eine Gemeinde von nahe an 400 Mitgliedern, und ſind in manchem Betracht als ein wohlthätiges Element in dem ſtreng-katholiſchen Südfrankreich anzuſehen, indem ſie den verdumpfenden Einflüſſen des Pfaffenweſens beim Volke entgegenarbeiten. Von den Proteſtanten unterſcheiden ſie ſich noch durch die ſtrengere kirchliche Disciplin, die ſie beibehalten haben, und wodurch ſie der römiſchen Kirche einigermaßen verwandt geblieben ſind, obwohl ſie ſonſt die größte Unabhängigkeit von Rom behaupten. Aber auch zum Staat haben ſie ſich in ein völlig unabhängiges Verhältniß geſetzt und ſtellen ſo in ihrer Gemeinde ein rein chriſtliches Element dar, das, nur aus ſich heraus beſtimmt und bewegt und frei von allen zeitlichen Einflüſſen, wie durch den religiöſen Begriff ſelbſt ſich zu einer kirchlichen Form geordnet hat. Mein neuer Bekannter hatte in allen religiöſen Dingen die vernünftigſten und entſchiedenſten Anſichten, und obwohl auch er den pietiſtiſchen und aſcetiſchen Grundzug, welcher ſeine Secte charakteriſirt, nicht verläugnete, ſo trat doch in ihm dieſe Richtung mit einer gewiſſen männlichen Kraft auf, der man ſeine Hochachtung nicht verſagen konnte. Er war ein ſchlanker, großgebauter Mann von heiterm Ausſehen, und es ließ ſich ebenſo gut mit ihm ſcherzen als disputiren, ſodaß, da er es als

eine Art von Pflicht zu betrachten schien, mich ein wenig durch Lyon zu geleiten, mir ein sehr angenehmer Dienst dadurch geschah. Wir stiegen zusammen zu dem der Stadt unmittelbar anliegenden Berg von Notre Dame de Fourvières hinauf, dessen steile Höhe man rasch erklimmt, um dort den entzückendsten Ueberblick über die wahrhaft erhabene und prachtvolle Lage von Lyon zu finden. Dieser Berg trug die ersten Anfänge von Lyon, und auf seinem Gipfel, auf dem heut eine Kirche der Maria und ein gegen einen Eintrittspreis zu besuchendes Belvedere sich erhebt, stand sonst das alte Forum des Trajan, aus dessen Benennung (**Forum vetus, Fortviel**) der gegenwärtige Name des Berges, Fourvières, sich herleitet. In den Häusern am Berge, die vorüber man zu ihm emporsteigt, erblickt man eine Reihe von Schenken, welche durch ihre Inschriften die Andächtigen zur **Notre dame de Fourvières** einladen, hier zu rasten, und sich durch Bier oder Wein zu stärken, denn man braut in Lyon auch ein ausgezeichnet schönes Bier, das weithin seinen Ruhm behauptet. Aber oben angekommen, vergißt man alles Andere, und der Blick verliert sich in die ziehenden Strömungen der Saône und Rhone und schweift von den zu Füßen liegenden Gruppen der Stadt zu den fernen Alpen wie berauscht hinüber. Nach dem freien Blick

über die Gottesschöpfung tritt man mit einigem Schauer in die düstere Kirche ein, die auf Veranlassung der Cholera von Neuem der heiligen Dame von Fourvières geweiht worden, indem man ihr, die für sehr wunderthätig und besonders heilkräftig in allen physischen Dingen gilt, es auch zugeschrieben hat, daß Lyon völlig befreit geblieben von jener Seuche, die für andere Städte so gefährlich war. Das Innere der Kirche beweist denn auch auf eine grauenerregende Weise die Macht, welche Notre Dame über alle Glieder des menschlichen Körpers hat. Dort hängen nämlich an allen Wänden menschliche Gliedmaßen von Wachs, die, mit Votivtafeln versehen, von den Kranken hier ausgestellt worden sind, indem dabei den Gläubigen mit frommen Worten empfohlen ist, für diese armen leidenden Glieder zu beten. Da sieht man, an einem Fädchen schwebend, in einer hinlänglich ekelhaften Gallerie Arme, Beine, Köpfe, Gehirn, und wer nur irgendwo eine schadhafte Stelle an seinem Leibe hat, bringt sie in Wachs angefertigt auf dieser Schädelstätte des menschlichen Jammers dar. Auch ein Herz sah ich darunter, dessen Leiden in der äußeren organischen Form nicht angedeutet war, sodaß es ein inneres gewesen sein mußte. Es fehlt nie an frommen Leuten, besonders an Frauen, die den Tag über vor diesen Gliedern knieen und mit

inbrünſtigem Gebet für deren Heilung und Wiedergeneſung flehen. Dem Thun dieſer guten Seelen blickte ich eine Zeitlang mit Verwunderung zu und bemitleidete darunter beſonders ein junges hübſches Mädchen, das lange vor jenem wächſernen Herzen niederkniete und in die heißeſten Bitten für daſſelbe verſunken ſchien. Sie bemerkte Niemand um ſich her und ſeufzte ſo tief und ſchmerzlich, daß, wenn ich Gott geweſen, ich ihr auf der Stelle all ihr Gebet für jenes Herz, das vielleicht ein ungetreues oder entfremdetes war, erfüllt hätte. Aber als ſie die ſchlanken Glieder erhob, um die Kirche wieder zu verlaſſen, ſchien ſie nicht mit dieſer freudigen Zuverſicht auf Erfüllung von hinnen zu gehen, denn ſie war traurig, und ſchwarze melancholiſche Augen blitzten aus dem Schleier hervor. Dieſe materielle Wirthſchaft des katholiſchen Glaubens führt zu keiner Freudigkeit, es wird Einem angſt und wehe dabei um's Herz. Das Chriſtenthum hat überhaupt die phyſiſchen und körperlichen Elemente, welche die antiken Religionen künſtleriſch idealiſirten, häufig in zu grauenerregender Nacktheit aufgenommen und für die Andacht Calvarienberge aufgehäuft, in deren irdiſchen Schutt man ein des Himmels bedürftiges Herz vergraben ſoll! Die chriſtliche Anſicht von der endlichen Auferſtehung und Wiederzuſammenfügung der Knochen hat ſo viel

Bauwesen. Wohnen und Bauen nach alter Art.

Das Bauwesen ist in Ostpreußen, wie in allen Ländern, dem Wandel der Zeiten unterworfen. Wenn auch in den Städten und Dörfern die Bauart sich mehr und mehr der neuzeitlichen, d. h. der Bauweise anpaßt, wie sie in anderen Ländern üblich ist, so sind doch noch viele Häuser auf dem Lande zu finden, die in ihrer Bauart noch an alte Zeiten erinnern. Es ist bekannt, daß man in früheren Zeiten, wie in vielen Teilen Rußlands, so auch in Ostpreußen, die Häuser aus Holz baute. Die Wände wurden aus Balken gebildet, die in Nuten aufeinander gelegt wurden. Die Fugen wurden mit Moos verstopft. Die Dächer wurden mit Stroh gedeckt. Die Fenster waren klein und hatten nur wenig Glas. Die Türen waren niedrig und schmal. Die Schornsteine waren aus Holz und Lehm gebaut. Sie hatten keine Rauchfänge, sondern der Rauch zog durch die Stube und durch die Fenster ab. Die Stuben waren daher stets voll Rauch. Es kann sich jeder vorstellen, wie es darin aussah. Die Wände waren schwarz und rußig. Die Leute, die in solchen Stuben wohnten, waren ebenfalls schwarz und rußig. Sie hatten daher auch ihren Namen bekommen. Sie wurden Schwarzkittel genannt. Diese Schwarzkittel wohnten häufig in großer Armut. Sie lebten von Kartoffeln und Hering. Fleisch aßen sie nur selten. Sie hatten es auch nicht nötig, denn sie hatten ja selbst genug zu tun. Sie mußten ihr Land bestellen, ihr Vieh versorgen, ihr Holz hauen und ihre Häuser bauen. Sie hatten keine Zeit, sich um andere Leute zu kümmern. Sie wohnten daher oft weit voneinander entfernt. Sie hatten keine Nachbarn. Sie waren einsam. Sie waren scheu. Sie waren mißtrauisch. Sie waren grob. Sie schlugen ihre Kinder und ihre Frauen. Sie waren rauh und wild. Sie waren keine Menschen. Sie waren Schwarzkittel.

Aquäducten der Vergangenheit gegenüber muß man die Gewalt der Zukunft anstaunen, die in der Ueberwindung von Raum und Zeit die höchsten Ideale der Menschheit anstrebt. Man blickt dort auf den Eisenbahnbau von Lyon nach St. Etienne, der in seinem wunderähnlichen Gang durch den schmalsten Felsentunnel an Kühnheit des Unternehmens sich fast mit jenen alten römischen Wasserleitungen vergleichen kann, die uns soeben durch ihre Ruinen an die alte starke Vorzeit gemahnten. So ist noch überall Lebenskraft und Lebenshoffnung, wohin wir blicken, und nur vor jenen klappernden Gebeinen an der Kirchenwand hatte mich das Gefühl des Todes schon fast erwürgt! Wo Leben ist, und wäre es auch nur ein ungewiß tändelndes Sonnenstäubchen, da fühlt man sich wieder nahe dem lebendigen Gott. —

Wir stiegen zur Stadt hinab, und ich ersuchte meinen geistlichen Begleiter, mit mir ins Theater zu gehn, wo man heut die erste Vorstellung von Auber's **Domino noir** gab. Er aber entsetzte sich von ganzem Herzen ob dieser Zumuthung, und erklärte mir, daß er niemals das Theater besuche. Nun trat auch bei diesem aufgeklärten und weltgebildeten Mann die Seite hervor, wo er Fanatiker war, und er, der noch vor kurzem heitern Spott mit mir ausgetauscht hatte gegen jene dumpfen

Wahngebilde, die für religiösen Glauben gelten wollen, verhüllte sich mir nun plötzlich in die dunkeln Wolken seines evangelischen Pietismus, der besonders gern seine Feindschaft gegen die Kunst auskramt. Ich fragte ihn, ob es gegen die Religion sei, ins Theater zu gehn? **C'est contre les moeurs, Monsieur!** war die ernste Antwort. Er suchte auch seine Meinung weiter auszuführen, und behauptete, es gebe kein einziges auf den Bühnen aufgeführtes Stück, das nicht unsittlicher Natur sei und unmoralische Eindrücke unter dem Volke verbreite. Aehnliche Behauptungen sind bekanntlich vor nicht gar langer Zeit auch in der französischen Deputirtenkammer laut geworden, wo man gegen die unsittlichen Einwirkungen der Theater eine Motion auszubringen gesucht hat, in der ein Deputirter Alles zusammenstellte, was jemals gegen das Theater in moralischer Beziehung gesagt und geschrieben worden. Soulié übernahm damals die öffentliche Vertheidigung der Schauspielkunst, hat aber, nach der Ansicht meines Pastors, die gegen das Theater anhängig gemachte Anklage nicht widerlegen noch entkräften können. Darauf beschwor er mich, das Theater nicht wieder zu besuchen. Ich sagte ihm, er solle sich meiner Person wegen beruhigen; in der Sache aber wolle ich ihm keines-

weges ganz Unrecht geben. Denn wer könnte läugnen, daß unsere Theater auf einem moralisch unterhöhlten Boden spielen, weil ihnen die hohen sittlichen und nationalen Zwecke fehlen, auf denen bei den Alten das Schauspiel ruhte als eine das ganze Volk und seine heiligsten Interessen betheiligende Institution? Aber man muß auch nicht einem ungerechten und einseitigen Fanatismus sich überlassen, und das moderne Theater für unsittlicher halten als manche andere moderne Institution! Wir leben überhaupt in verderbten und demoralisirten Zuständen, und das Theater, wenn es immer mehr in die bloß gesellschaftlichen Zwecke der Zerstreuung und Uebertäubung und in all den glänzenden Firlefanz des menschlichen Elends entartet, ist darin nur der natürliche Ausfluß der allgemeinen Krankheit, kann aber nicht als besonderer Sündenbock unserer Zustände deshalb in Anspruch genommen werden.

Ich war also verderbt genug, heut Abend doch ins Theater zu gehn, und wenn es eine Sünde war, so bin ich hinlänglich dafür bestraft worden, denn die neue Oper Auber's war auch weit entfernt davon, einen ächten Kunstgenuß zu gewähren. Sie zeigt ihn auf derselben Stufe der innern Erschöpfung, auf der sich schon seine letzten Opern

befanden, Tongeklingel, das kaum noch auf Musik Anspruch macht. Ich beschäftigte mich im Theater mit der Betrachtung des schönen Saals, mit Gedanken an meinen liebenswürdigen Geistlichen, der nicht so ganz freundlich seinen Abschied von mir genommen und den ich doch gar zu gern zufriedengestellt hätte, da mir sonst sein treuherziges südfranzösisches Naturell so wohlgethan, und dann verfiel ich auf Vergleiche des Publikums mit dem pariser, wobei sich die größten Grundverschiedenheiten ergeben. Der Volksschlag, den man hier gewahr wird, ist überall ein ausgezeichneter sowohl an Schönheit der Formen wie an kernhafter Naturfrische. Und je mehr ich in das Leben des Südfranzosen hineinblicke, desto bedeutender erscheint mir dies Naturell und desto beklagenswerther seine durch Meinung und Gesinnung hervorgebrachte Trennung von der Hauptstadt, die als ein tiefwirkendes Unglück für das ganze Frankreich zu betrachten ist. Der Südfranzose ist im Allgemeinen ein braver Mann, das Gutmüthige überwiegt an ihm und zu Excessen ist er von Haus aus wenig geneigt. Seine gemüthlichen, herzlichen und zuvorkommenden Eigenschaften sowie seine sentimentalen Anflüge unterscheiden ihn von dem Pariser, dem er an Beweglichkeit und Gewandtheit des Benehmens kei-

neswegs nachsteht. Ueberhaupt trifft man in der Provinz die milderen und auch wohl gehalteneren Elemente des französischen Lebens und Wesens an und kann sich des Gedankens nicht erwehren, welch eine heilsame Temperatur für den gesammten Nationalcharakter sich ergeben müßte durch die Verschmelzung der weicheren und gemüthlichen Provinzialstoffe mit der geistigen Energie und Entschiedenheit der Hauptstadt Paris. Die Centralisation Frankreichs in Paris hat für das innere Nationalbewußtsein gerade die entgegengesetzte Wirkung gehabt, nämlich es zu decentralisiren und eine beständige nationale Spaltung im Innern des Landes zu unterhalten.

Die Revolution ist noch immer die größte und tiefste Zerklüftung Frankreichs, und sie ist es auch, welche den in den ganzen französischen Landesorganismus eingerissenen Spalt zwischen der Hauptstadt und den Provinzen dauernd offen erhält. Die Provinz hat nicht zur Revolution bekehrt werden können, vielleicht aus organischem Haß gegen die Hauptstadt, und die Hauptstadt hat die Revolution in ihrem Schooße nicht zu überwinden vermocht, denn sie speit noch heut aus allen Lungen Feuer und Steine von sich, die von der unverdauten Revolution zeugen. Die Revolution ist die

Abdruck in seinen Büchern. Und da hab ich mich gewundert, daß er nicht auch das Bild, das Sie hier sehen, mit in sein Buch gesetzt hat. Es ist ein Bild, das ich selber gemacht habe. Wenn Sie wollen, so will ich es Ihnen zeigen. Es ist ein Bild, das ich selber gemacht habe. Es ist ein Bild, das ich selber gemacht habe. Es ist ein Bild, das ich selber gemacht habe

im deutſchen Leben geſchlagen hatte als jetzt. Den Franzoſen aber geht es wie den Juden mit dem Meſſias. Sie wiſſen nicht, ob ſie ihn ſchon geboren oder nicht, oder ob ſie vielleicht fausse couche damit gemacht haben? Man kann den Franzoſen überhaupt in vielfachem Sinne den modernen Juden nennen. Auch viele perſönliche Eigenſchaften des jüdiſchen Charakters hat der Franzoſe geerbt und in die neuere Geſchichte hineingetragen. So ſchien der franzöſiſchen Nation denn auch die Aufgabe zugefallen, den zweiten Meſſias der neueren Geſchichte, den Meſſias der politiſchen Freiheit, zu gebären; aber man weiß jetzt nicht mehr recht, wie es ſich damit verhält, und die Franzoſen ſelbſt wiſſen es nicht. Haben ſie den zu gebärenden Meſſias wirklich zur Welt gebracht, ſo ſcheinen ſie die Aehnlichkeit mit den Juden auch darin zu theilen, daß die göttliche Geburt ihnen ſelbſt nicht zu Gute kommen ſoll, ſondern ſich zu ihnen verhält wie ein fremdes und feindliches Geſpenſt, das nur für die Andern, in ſpätern Zeiten, ein Gott iſt und wird. Die letzte Revolution und die aus ihr hervorgegangene Juliregierung haben aber am meiſten verdorben, und eine wahre Verwüſtung angeſtellt mit der Idee der Freiheit ſowohl in Frankreich wie in der ganzen Welt. Der ſchmähliche

Schacher der Parteien und der Debatten, welchen das juliregierte Frankreich getrieben, zeigt die größte Verwilderung auf politischem wie sittlichem Gebiet. Das ist ein wucherischer Egoismus von lauter freibeuterischen Persönlichkeiten, die um die Macht des Tages buhlen, und welche alle Prinzipien plündern, um ihre erbärmliche Eitelkeit damit auszustaffiren! Und bei dieser Farce des allergemeinsten persönlichen Egoismus, welche jetzt täglich in Frankreich aufgeführt wird, wollen diese Leute noch so thun, als machten sie europäische Politik und als hätte es noch eine Bedeutung für die Völker, ob die Nuance Thiers oder Guizot obenauf bleibt bei dieser coquetten Katzbalgerei? Und der König all des Schachers, Louis-Philipp, schachert nicht minder eifrig mit all diesen Parteinüancen, er schachert nach Innen und nach Außen, er schachert mit der Legitimität und mit dem Katholizismus, und schlägt allmählig auch in der öffentlichen Meinung seine Prozentchen zusammen, die dem Thron am Ende Sicherheit und Auskommen versprechen. Wenigstens wird er den Ruhm haben, der Klügste all dieser Klugen genannt zu werden, wenn nicht auch hier die Klugheit der Klugen miteinander zu Schanden wird!

Der französische Einfluß auf die moderne Völ-

kergeſchichte ſcheint in der That im Aufhören, und wird durch die gegenwärtige Charlatanerie der parlamentariſchen Debatte immer mehr in dieſer Beziehung abgeſchwächt. Man ſcheint in Paris alle moraliſche Haltung und Würde verloren zu haben, und wenn dies abſtracte Treiben der Parteien nicht bald einer gediegenen und thatkräftigen Richtung weicht, ſo wird Frankreich wie eine moraliſch compromittirte Perſon in der Geſchichte daſtehen, und der Einfluß ſolcher verdorbener Capacitäten wird unwirkſam und bleibt es oft auch dann noch, wenn ſich wieder die Richtung auf das Wahre ſeiner bemächtigt! Dieſe Anſicht kann ſich als richtig oder falſch erweiſen, aber ſie iſt eine Anſicht, die ausgeſprochen werden muß, weil ſie ein factiſches Moment der heutigen Weltſtimmung gegen Frankreich bezeichnet. Dieſe Anſicht drängt ſich dem, welcher reiſt, unaufhörlich entgegen, und bei allen Gelegenheiten, wo man Nationalitäten miteinander in Berührung gerathen ſieht, wird man auf eine veränderte Stimmung gegen die Franzoſen treffen. Bei Deutſchen und Engländern iſt von Hauſe aus ein unwillkürlicher Franzoſenhaß vorhanden, der durch manche Eigenthümlichkeiten der Nationalität aufgeregt iſt, und ſich mit dem Inſtinctartigen des Judenhaſſes vergleichen

Art. 4. Wenn Jemand in Gemeinschaft Mehrere, oder Alle, Einen Andern, oder Mehrere, oder Alle, Einen Andern anfallen, oder Jemand einen Andern, oder Mehrere, oder Alle, in Gemeinschaft Mehrere, oder Einen anfallen, und Jemand

Volk aber als ſolches Vorzüge verdient vor dem deutſchen und engliſchen Volk, beſonders was den innern tüchtigen und humanen Kern anbetrifft, das kann und muß unter allen Umſtänden beſtritten werden! Man betrachte dies ſchmutzige, rückſichtsloſe, in egoiſtiſchen Manieren erſtarrte Volk, man höre die thieriſchen Sprachlaute, in welchen der gemeine Mann in Frankreich oft ſein beſtialiſches Naturell verräth, man ſehe die Geringſchätzung des Menſchenlebens, die Mißhandlung des Viehs, die kindiſchen Vorurtheile gegen alles Fremde und Nichtfranzöſiſche, die tyranniſche Rechthaberei jeder einzelnen Perſönlichkeit, die Anarchie des Egoismus, welche den franzöſiſchen Volkscharakter zu zerreißen droht, und zugleich in ſeiner innerſten Weſenhaftigkeit begründet liegt! Das ſind taugliche Elemente, um die eiternde Wunde der Geſellſchaft beſtändig offen zu erhalten, Stoff zu Helden und Kriegern, aber keine Elemente, um zu heilen und zu organiſiren! In Paris, welches die ganze Nationalität vertreten will, hat ſich dieſelbe in Politik und Debatte auch am meiſten verzerrt und iſt am heilloſeſten in jene Anarchie des Egoismus zerfahren. Die Provinzen machen ein ſchadenfrohes Geſicht dazu, beſonders das unglückliche Lyon, in dem die Staatsökonomie neue meuteriſche Hunde zur Welt gebracht hat, und das die

Stunde der Rache näher gerückt wähnt, je mehr die Hauptſtadt in ſich ſelber zerfällt. Es iſt aber kein Zweifel, daß die noch in ihrer urſprünglicheren Kraft erhaltene Bevölkerung der Provinzen ein heilſames Gegengift in ſich trägt gegen die Verderbniß, welche der franzöſiſche Nationalcharakter in der Hauptſtadt erlitten. — —

20.

Auf der Rhone nach Avignon.

Bei Lyon beginnt die Rhone ſich faſt ſenkrecht hinunterzuſtürzen und reißt die Schiffe, welche ſich ihr anvertraut haben, gewaltigen Laufes mit ſich hinab. Die Dampfſchifffahrt auf der Rhone iſt aber noch im Zuſtande der Kindheit begriffen, obwohl ſie gegen die frühere elende Schifffahrt, welche auf dieſem Fluß, namentlich zur Beförderung der Reiſenden betrieben wurde, ſchon einen großen Fortſchritt darſtellen ſoll. Ueber den Mangel an Schnelligkeit kann man ſich bei dieſen Dampfſchiffen wohl nicht beklagen, denn man bedarf kaum zwölf Stunden, um die anſehnliche Strecke von Lyon bis Avignon hinabzurollen, während der Landweg mit der Diligence faſt das Dreifache dieſer Zeit erfordert. Die Schiffe ſind aber klein, ſchmutzig, unbequem gebaut, und bieten

a ser. Ende 1888 Bd. 12. Heinrich Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels. 3. Aufl. Oldenburg, Schulze

nen ganzen Tag lang genießen zu können, und mit ſeinen grünen luſtigen Wellen um die Wette dahinzuſchwimmen. Der wilde Renner legt auch hier in den anmuthigſten Bewegungen ſeine Strecken zurück und behauptet ſich namentlich bis Avignon als ein ſtolzes und königliches Roß im vollen Schmuck ſeiner Gewäſſer. Auch ziert er ſich auf dieſem Lauf mit den herrlichen Drahthängebrücken, die in majeſtätiſcher Pracht hoch über ihm in den Lüften ſchweben. Doch war die Fahrt nicht geeignet, des ſchönen Rhoneflusſes ſo froh zu werden, wie ich mir gedacht hatte. Wenn man ſich mühſam auf den Kiſten und Kaſten, welche das Verdeck belagerten, einen Sitz erklettert hatte, um nun in Behagen den Launen des Flußgottes zu folgen und zu ſehen, wie er mit ſeinem Dreizack weithin das Land beherrſcht, dann erhoben ſich die heftigen Südwinde, die ihre Straße über die Rhone nehmen, und unter denen der Miſtral ſeine tückiſche Macht ſo überwältigend auszuüben pflegt, daß man vor ihm ſeines Bleibens nicht hat.

Wir führten ſehr viele katholiſche Prieſter und ſehr viele Kinder an Bord. Die erſteren reiſten in ihren ſchwarzen Ordenstrachten und alle hatten Gebetbücher, worin ſie fleißig auf dem Schiffe laſen. Mich kann nichts mehr verdrießen, als wenn man

in der That Neue Philosophie überhaupt und die Schellingsche insbesondere, wie sie sich jetzt darstellt, nichts Anderes ist, als eine Reaction gegen die Kantische Philosophie, und zwar eine Reaction, welche Kant nicht nur weiter fortgesetzt, sondern auch vollendet hat. Kant hat nämlich, wie wir bereits oben gesehen haben, die Grenzen der Erkenntniß gezogen, und dadurch, daß er diese Grenzen bestimmte, hat er zugleich auch die Grenzen der Philosophie bestimmt, und diese ist in Folge dessen nichts Anderes, als die Wissenschaft der Erkenntnißgrenzen. Kant hat also durch seine Kritik der reinen Vernunft die Philosophie auf ihre wahre Bestimmung zurückgeführt, und sie von dem Irrthume befreit, in welchem sie sich seit Descartes befunden hatte, indem sie sich nämlich für eine Wissenschaft hielt, welche die Erkenntniß der Dinge an sich zum Gegenstande habe, während sie doch nur die Wissenschaft der Erkenntnißgrenzen ist. Kant hat ferner durch seine Kritik der praktischen Vernunft und durch seine Kritik der Urtheilskraft die Philosophie auf ihre wahre Bestimmung zurückgeführt, und sie von dem Irrthume befreit, in welchem sie sich seit Descartes befunden hatte, indem sie sich nämlich für eine Wissenschaft hielt, welche die Erkenntniß der Dinge an sich zum Gegenstande habe, während sie doch nur die Wissenschaft der Erkenntnißgrenzen ist. Kant hat ferner durch seine Kritik der praktischen Vernunft und durch seine Kritik der Urtheilskraft auch

die Kinder so schön und so anmuthig bleiben, aber in der ersten Lebenszeit tragen sie diesen Vorzug in einem auffallenden Grade an sich und ihr Liebreiz findet die sorgsamste elterliche Pflege.

So eilten wir die städtebekränzte Rhone hinunter und freuten uns des wechselnden Anblicks der vielerlei Ortschaften, an denen kurze Station, zum Aus- und Einsteigen der Reisenden, gemacht wurde. Bei Vienne fuhren wir an dem berühmten Begräbnißplatz des Pontius Pilatus vorüber und die Gelehrten wollen behaupten, daß es wirklich der alte Landpfleger sei, der Ahnherr aller Rechtsweitläufigkeiten dieser Erde, welcher dort unter einer auf freiem Felde hervorragenden Pyramide begraben liege. Ich hatte keine Lust auszusteigen und zu diesem Grabe zu wallfahrten, noch weniger mir den Kopf zu zerbrechen, wie des Landrichters irdische Gebeine hieher an die Rhone gerathen, obwohl es kirchenhistorische Citate dafür geben soll. Mag er in Frieden ruhen, wo er auch begraben ist, er ist ein unsterblicher Mann, und vielleicht nicht der schlechteste unter all den Pontius Pilatussen, die nach ihm gekommen und dies unvergängliche Geschlecht fortgesetzt haben. Nach Vienne sind Tournon, Valence, Montelimart, Orange die bedeutendsten Stationen der Rhone, alle reich an merkwürdigen Verhältnissen

und Erinnerungen, besonders Orange, die Stadt seltsamer Schicksale, wo in alten Zeiten Deutsche geschlagen wurden, wie noch heut der Triumphbogen des Marius anzeigt, und wo in mittleren Zeiten Deutsche herrschten, deutsche Fürsten des Hauses Nassau-Oranien; wo sogar durch einen deutschen Kaiser eine Universität gegründet war. Wie ein wunderlicher Traum der Geschichte flog das Bild dieser Stadt vor uns vorüber. Dann lag plötzlich Avignon mit seinen alten Glockenthürmen vor unsern Augen da und brachte uns ein noch wunderlicheres Traumbild der Geschichte, den Palast der Päpste, der noch als halbe Ruine von seiner Berghöhe herrschsüchtig die ganze Gegend überragt, und zu dessen Füßen die muntere kindische Rhone wie mit Gelächter davonspringt. —

Beim Anlanden in Avignon entstand unter den Passagieren des Dampfschiffes die unruhigste Bewegung, und es bereitete sich eine der ergötzlichen dramatischen Scenen, wie sie ein französisches Publikum häufig aufzuführen pflegt. Bei der Ordnungslosigkeit, welche auf den Rhonedampfschiffen herrscht, war man nämlich jetzt bei der Ankunft in der größten Verlegenheit, seines Reisegepäckes habhaft zu werden. Das Schiff selbst geht noch weiter bis Beaucaire, wo das immer dünner fließende Wasser der

Rhone aufhört für die Dampfschiffe fahrbar zu sein, und für die Mehrzahl der Reisenden, welche in Avignon aussteigen, entsteht nun die Riesenarbeit, daß aus den Effecten sämmtlicher Passagiere, die über dem Verdeck auf einen Haufen übereinandergestürzt lagen, Jeder das Seinige heraussuche. Da lag ein hoher gewaltiger Berg von Koffern, Felleisen, Nachtsäcken, Schachteln und Päckereien da! Auf jeder Station war durch die neu einsteigenden Etwas dazugekommen und dies Alles chaotisch durcheinandergeworfen worden, so daß niemand mehr wußte, wo er sein liebes Hab und Gut zu suchen und zu finden habe. Die Einen kletterten nun mit kühnen Schritten auf diesen Kofferberg hinauf, um ihre in die Mitte hineingefallenen Sachen herauszuerkennen, während die Andern diesen Berg von unten her aufwühlten, um ebenfalls sich das Ihrige anzueignen. Ein Augenblick, und es sank Alles krachend zusammen. Dazu erhob sich ein fürchterlicher Wind, und es begann zu gleicher Zeit zu regnen. Viele der oben Umherkletternden hatten ihre Hüte verloren, welche der Wind in die Rhone trieb. Man schrie, lachte und lamentirte, Frauen, Kinder und Pfaffen, auch einige Hunde, die wir an Bord hatten, Alles heulte ganz schrecklich durcheinander. Jetzt traten einige Männer der Opposition auf, welche sich heftig dagegen erklärten, daß

man die Sachen so durcheinanderwühle, wodurch es vollends unmöglich werde, daß Jeder zu dem Seinigen komme. Einige gute Redner erhoben sich, welche mit lauter und durchdringender Stimme auseinandersetzten, wie man es am besten anzufangen habe, um zu seinen Effecten zu gelangen. Andere wieder klagten mit lauten Verwünschungen die Leiter des Schiffes wegen dieser Ordnungslosigkeit an. Anfangs wollte jedoch Alles nicht fruchten und dies Chaos ließ sich so leicht nicht beschwören. Das Schiff war auch zu sehr mit Reisenden überfüllt, die sich auf dieser Hauptstraße nach Marseille und zum mittelländischen Meere aus allen Weltgegenden her begegnen. So dauerte es noch eine Zeitlang, ehe irgend ein Resultat von all den Mühen und Kämpfen, in die ein Jeder verwickelt war, sich ersehen ließ. Eine Dame mit ihrer Bonne waren von einer förmlichen Raserei nach ihren Sachen befallen. Viele Koffer waren auch schon zertreten von den Füßen der darüber Hinmarschirenden. Einem schönen Mädchen standen die Thränen in den Augen um ihre zerbrochene Schachtel. Es war auch kaum ein Trost zu finden und der Anblick des alten Schlosses der Päpste, das in der schon beginnenden Dämmerung wie ein graues Gespenst sich abzeichnete, schien auch keine Heiterkeit zu gewähren. Es war eine Anarchie unter uns, die für

ein ſymboliſches Bild des heutigen franzöſiſchen Charakters hätte gelten können oder wenigſtens für ein Symbol derjenigen politiſchen Beſtialität unter den Franzoſen, welche jetzt, in Coalitionen und Debatten, alle Staatsrichtungen ebenſo über einen Haufen wirft, wie hier unſere Koffer und Nachtſäcke lagen, ſodaß es eines großen Scandals bedarf, um dieſen Klumpen wieder zu ſondern.

Endlich hatte ſich Alles ſo viel als möglich eingerichtet und wenigſtens zu einer vorläufigen Ordnung bekehrt. Jeder ſtand bei oder auf ſeinem Koffer und betrachtete denſelben wie eine eroberte Trophäe mit ſiegesgewiſſen Blicken. Wer nur einen Theil ſeiner Sachen zur Hand hatte, während das Andere noch in irgend einem fernen Winkel ſich befand, zu dem hindurchzugelangen für jetzt unmöglich war, der tröſtete ſich wenigſtens durch die Anſchauung ſeines Gegenſtandes und hielt den Blick der Sehnſucht unverwandt darauf geheftet. Nun hatte das Schiff gelandet und war zum Stillſtehen gebracht. In dieſem Augenblick aber begann eine neue nicht minder empfindliche Plage für alle Reiſende. Es giebt nämlich in Avignon eine ſehr berüchtigte und gefährliche Klaſſe von Menſchen, dies ſind die Kofferträger, die ſich auch, wie es in Frankreich allgemein üblich iſt, Commiſſionnairs nennen. Sobald das Dampfſchiff an-

Spruch **Pauli** aus der Gottheit, **Rom**. 1, 20. Wenn Gott nicht wäre, so wäre auch die Natur, als die Wirkung seiner Kraft, nicht. Wenn Gott nicht wäre, so wäre die Natur keine Wirkung seiner Kraft. Wenn Gott nicht wäre, so wäre die Natur nicht. Wenn Gott nicht wäre, so wäre auch die Natur nicht. Wenn Gott nicht wäre, so wäre auch die Natur nicht. Wenn Gott nicht wäre, so wäre auch

Geld, das sie verdienen, unter sich theilen und so Keiner dem Andern etwa durch mäßigere Preise das Handwerk verdirbt. Daß die Polizei von Avignon ein solches Treiben duldet, wodurch der Fremde eine Beute der schnödesten Räuberei wird, ist unverantwortlich genug. Dabei thun sie noch Alles, um die Sachen der Reisenden möglichst zu zernichten. Eine liebenswürdige Familie, Mutter und Tochter, bei denen man in Anwendung der bekannten horazisch-klopstockischen Redensart in Verlegenheit gerathen konnte, ob man der „schönen Tochter schönere Mutter" oder der „schönen Mutter schönere Tochter" sagen solle, hatten ihrem Träger außer ihren Koffern noch ihren Shawl zu tragen gegeben, aber in der Dunkelheit nicht bemerkt, daß der Mensch damit Koffer und Nachtsack zusammengebunden und beide wie an einem Strick daran trug, sodaß der kostbare Shawl, als er ihn im Gasthofe wiedergab, völlig zerrissen war. Da ereignete sich denn in der That eine rührend komische Scene, von der ich um so mehr ergriffen werden mußte, als ich im Hotel de l'Europe dicht neben den empörten und verzweifelten Damen mein Zimmer erhalten hatte. Es war ein nicht genug zu beklagender mailändischer Shawl, wie ich aus den darüber laut werdenden Herzensergießungen

entnehmen konnte; die Mutter, die noch vor Kurzem in Mailand Sängerin gewesen, schien besondere theuere Erinnerungen an den Besitz desselben zu knüpfen. Ich traf später in Marseille auf eine eigenthümliche Weise und an einem seltsamen Ort wieder mit ihr zusammen, und erfuhr dort die merkwürdige Geschichte dieses Shawls, über den jetzt meine Wandnachbarinnen so heftig trauerten, daß es weder ihnen noch mir möglich wurde den Schlaf zu finden. Dabei jammerten sie beide so viel über die Mühseligkeit des Reisens, über die Thorheit sich in der Welt umherzutreiben und nicht lieber zu Hause stillsitzen zu bleiben am Kamin und im Salon, daß mir angst und bange wurde, und ich, mich peinlich umherwälzend zwischen Träumen und Wachen, folgendes schreckliche Traumbild hatte:

* * *

— Ich träumte mich sonderbarer Weise auf den Marktplatz der gegenwärtigen deutschen Literatur zurück, und mir wurde dabei zu Muthe, als wenn ich auf dem Zuchthause säße! Viel verdächtiges Gesindel war da zusammengelaufen. Die Journale, als die Kasematten der heutigen literarischen Gemeinheit, hatten alle ihre recensirenden Schuhputzer und Barbierjungen ausgespieen, unter

denen ſich auch hamburgiſche Krahnzieher und weimariſche Barone befanden. All das räudige und bettelhafte Volk war nicht einen Schuß Pulver werth, denn ſowie man es ausſpricht wer ſie ſind, haben ſie auch ſchon aufgehört zu exiſtiren. Aber ſie verpeſteten doch durch ihre literariſchen Ausdünſtungen die Atmoſphäre. Ihre Sünden, die offenbaren wie die geheimen, ſtanken bis zum Himmel, und Herr Profeſſor Hengſtenberg ſchrieb mir durch die Stadtpoſt einen Brief, daß Gott der Herr mich dazu auserſehen habe, einmal die Todesgeißel dieſer elenden journalſchreibenden Schächer zu werden, denn bloß darum habe Gott ſie alle wie die Heuſchrecken gegen mich herangeſandt, mir über meine Beete und Fruchtgärten zu kriechen. Ich dankte ſehr höflich, und begriff bloß nicht, wie Herr Profeſſor dazu kämen u. ſ. w. Beſtellte auch ſchöne Grüße an ſchöne Frau Gemahlin. Die Verwirrung des Traumes nahm hier zu, und es war offenbar, daß ich inzwiſchen als Mitarbeiter bei der evangeliſchen Kirchenzeitung engagirt worden. Der Einfluß der modernen Belletriſtik und der pietiſtiſchen Denunciationen hatte mich in der That ſo demoraliſirt und gottverlaſſen gemacht, daß ich ein taugliches Subject dazu ſchien, an jener Kirchenzeitung, welche ich früher immer für den Moniteur

des falschen Gottes gehalten, mitzuarbeiten und nun auch Atheisten greifen zu helfen, sowie ich selbst gegriffen worden war. Aus denselben Gründen, aus welchen Vidocq zum Polizeidirector befördert worden, wurde ich jetzt Mitarbeiter der evangelischen Kirchenzeitung. Ich sog mir in Gedanken mein letztes warmes menschliches Herzblut aus, und spie es hohnlachend in das Angesicht des Himmels. Da fielen lauter harte preußische Thaler vom Himmel herab, die mir als Vorschuß bewilligt wurden. Ich hatte auch schon einen Auftrag erhalten von wohllöblicher Redaction. Ich sollte einen Aufsatz gegen das Reisen schreiben und darin die unmoralische wie unreligiöse und atheistische Tendenz dieser in der Welt immer mehr überhandnehmenden Reisesucht gehörig aufdecken, besonders aber gegen solche Schriften, wie die von Mundt, Pückler, Laube, Heine u. A. im Ton eines gottgetriebenen Strafpredigers losziehen. Ich versprach mein Möglichstes zu thun. Ich kaufte mir in der Judenstraße, in dem mit schwarzer und rother Farbe teufelsmäßig angestrichenen Hause, ein halbes Quart rothe und ein halbes Quart schwarze Tinte, und schrie nun aus Leibeskräften: Victoria, der Teufel hat gesiegt! Dann nahm ich auf Lebenszeit Abschied von meinen Freunden und allen

guten Seelen. Mein geliebtes Käthchen, die wahrhaft fromm iſt und mit Engelslippen mich küßt, betete für mich zu ihrem Gott, und rief mir nach: Du gehſt nicht verloren! Ich aber ſchrieb, mit rother und mit ſchwarzer Tinte zugleich, folgenden Aufſatz nieder, der in dem ſchwankenden Zuſtand zwiſchen Traum und Bewußtſein folgende Geſtalt erhielt:

* * *

Evangelische Kirchen-Zeitung
Nr. 777.

Gegen das Reisen

von

Th. Mundt.

Motto:
Das Reisen ist eine Lust,
Nur daß es viel kust!
Altes Lied.

Unter allen Lüsten, welche seit dem Sündenfall recht mit dem Zahn des Teufels sich in das arme Menschengeschlecht eingefressen haben, ist die Reiselust gewiß die merkwürdigste, und wenn man betrachtet, wie sie in unsern Tagen auf eine wahrhaft schreckenerregende Art immer mehr überhand nimmt und mit welchen Zeichen der Zeit sie sich äußert und vergesellschaftet, so wird man nicht umhin können, die Reiselust als eine böse Lust anzusehen, ja man wird, unter Anrufung des göttlichen Beistandes, sich zu der

Meinung bekennen müſſen, daß das Böſe der Zeit ſelbſt jetzt in der Form des Reiſens zum Vorſchein gekommen ſei und Satanas ſomit unter uns ſeine Wanderjahre angetreten habe! In dieſer Behauptung werden wir ſchon durch ein altes Volkslied unterſtützt, das wir oben zum Motto unſerer Betrachtungen uns erwählet haben und das ſchon damals, wo man gewiß noch viel einfacher reiſete als unſere heutigen literariſch-faſhionablen Landſtreicher thun, doch mit derjenigen Volkesſtimme, welche Gottes Stimme iſt, das Reiſen als eine „Luſt" bezeichnet, welche „viel kuſt," wie das Lied in ſeiner wehmüthig ſchneidenden Naivetät hinzufügt! Ja, ſie koſtet viel, dieſe böſe Luſt, nicht bloß Euer irdiſch Geld und Gut, von dem auch geſchrieben ſteht, daß Ihr es nicht verpraſſen ſollet, nicht bloß Euern Rock und Wams, den Ihr auf dem Poſtwagen zerreißet, nicht bloß Eure Zeit, obwohl Ihr dieſe widmen ſollt Eurer Obrigkeit und den Euch anvertraueten Aemtern und Pflichten, ſondern ſie wird Euch auch koſten Euere ewige Seligkeit und das jenſeitige Leben, denn indem Ihr unſtät und flüchtig irret auf Erden, wird Euch auch das Haus nicht beſtellet werden im Himmel, zu deſſen Bürgerrecht Ihr Euch doch vorbereiten ſollt durch die ſtille und begränzte Ausübung Eurer Bürgerpflicht

Lucius, und so ist Hilarius in dem Verzeichniß der Bischöfe von Poitiers der 16te. Diese schreiben ihn in der Regel mit einem h, und so hat er in den neuen Ausgaben seiner Werke das h. Es ist eine Stelle desselben, welche Erasmus und Andere bewogen hat, ihn für einen Gegner der Lehre von der Dreieinigkeit zu halten. Sie befindet sich in seinem Werke über die Synoden, und lautet: „Wir haben einen Glauben, wir bekennen einen Gott, wir verehren einen Herrn, wir taufen auf einen Namen, wir hoffen auf einen Heiligen Geist, wir halten Alles nach einer Regel des Glaubens, wir bekennen einen Gott Vater, einen Sohn, einen Heiligen Geist, nicht drei Götter, nicht drei Herren, nicht drei Geister, nicht drei Heilige, nicht drei Schöpfer, sondern wir bekennen einen Gott, der durch die Natur der Gottheit, durch die Macht, durch die Herrschaft, durch die Kraft, durch die Werke, durch die Ewigkeit, durch die Allmacht, durch die Herrlichkeit, durch die Gnade, durch die Hoffnung, durch die Verheißung, durch den Glauben, durch die Liebe, durch die Taufe, durch die Gemeinschaft, durch die Auferstehung, durch das Reich, durch die Herrschaft, durch die Kirche, durch das ewige Leben, durch das Licht, durch die Ewigkeit, durch die Unsterblichkeit, durch die Unvergänglichkeit, durch die Unsichtbarkeit, durch die Unveränderlichkeit, durch die Unbegreiflichkeit, durch die Unermeßlichkeit, durch die Unbeschränktheit, durch die Unbegrenztheit, durch die Unendlichkeit, durch die Unzerstörbar

fels sei in seiner heidnischen Maienluft, welche die bösen Triebe der Begattung weckt in der ganzen Natur?) mit jedem Frühling also machen sich diese „europamüden" Leute wieder auf die Strümpfe und durchrennen athemlos die Welt, als sollte sich eine neue Völkerwanderung erheben, ja dieses gottlose Treiben, welches die Menschheit um Haus und Heimath, um Kirche und Vaterland bringt, wird noch dazu durch Eisenbahnen und Dampfwagen immer mehr gefördert und zu einem Aeußersten hinaufgeschraubt. Was soll man thun und wie soll man da die Stimme des Predigers in der Wüsten erschallen lassen? Wird es uns gelingen, dieser umherreisenden Weltliederlichkeit gegenüber, welche sogar als Weltschmerz sich zu gebärden die Frechheit hat, wieder an die wahre Bestimmung des Menschengeschlechts zu mahnen, welche darin beruht, hübsch zu Hause zu bleiben, und im Alten alt zu werden, damit, wenn die Stimme des Rufers an Euch ergeht, Ihr auch zu Hause getroffen werdet und gleich antworten könnt: hier bin ich!

Ich will aber unter drei Gesichtspuncten vornehmlich meine Betrachtungen über diesen Gegenstand anstellen und nachzuweisen suchen:

A. Das Reisen ist ein Pantheismus.

a) die Kirche zerstörend, wie aller Pantheismus.

b) eine Weltreligion befördernd, deren Gott überall und nirgends ist.

c) zu dem Wahn führend, daß wir alle Gottes Kinder sind, Engländer wie Franzosen, Deutsche wie Lappländer, während doch die Franzosen offenbar des Teufels Kinder sind, wie die französische Revolution und die Beinkleider tragende Madame Dudevant beweisen.

B. Das Reisen ist das Zeichen eines schwächlichen, verderbten und hochmüthigen Charakters.

a) Die Europamüden sind Handlungsreisende des Teufels, denn wer zu Hause keine Ruhe hat in den durch Pflicht und Gewohnheit ihm angewiesenen Kreisen, den jagt ein Auftrag des leibhaftigen Satanas durch die Welt.

b) Wer immer in die Weite und zu Fremdem trachtet, hält sich für besser als die ihn umgebenden heimathlichen Verhältnisse und fröhnt dadurch einer sündhaften Eitelkeit.

c) Städte und Länder auf zeitgemäßen Maſchinen durchfliegend, glaubt der Menſch ein kleiner Herrgott zu ſein, und der Verſucher tritt dem Menſchengeſchlecht wieder mit dem Gedanken der Gottähnlichkeit nahe.

d) Einer der ſtärkſten, größten und umfaſſendſten Charaktere, Kant, hat niemals ſeine Stadt verlaſſen.

C. Das Reiſen iſt eine abſolute Bosheit.

a) Förmlich boshaft iſt es, namentlich in dem ehrlichen Deutſchland, nicht hinter dem Ofen ſitzen bleiben zu wollen, ſondern aller Welt und der ganzen Menſchheit nachzujagen.

b) Das allgemeine Hinundherreiſen vertreibt die Intelligenz durch alle Canäle des Volkslebens, und das iſt nicht minder boshaft.

c) Die locale Einzelnheit ſtrebt frivoler Weiſe hinaus, um in den allgemeinen Ocean des Völkerlebens einzulaufen, und das iſt die abſolute Bosheit der Kinder dieſer Zeit.

A. Das Reiſen iſt ein Pantheismus. Es iſt merkwürdig, daß alles Böſe dieſer Zeit, alle verderblichen Erſcheinungen der Gegenwart und alle Tendenzen, welche der Zeitgeiſt einſchlägt, um ein neues Reich des Heidenthums auf Erden zu begründen, ſich immer und immer nur auf den Pantheismus zurückführen — — —

— Hier hatte mich endlich ein ſo feſter und traumloſer Schlaf umfangen, daß es mir nicht mehr möglich war, meine Abhandlung zu Ende zu bringen. Erſt am ſpäten Morgen erweckten mich die läutenden Glocken von Avignon und erinnerten mich, daß ich in der alten frommen Stadt der Päpſte, in dem „tönenden Avignon," mich befand. —

21.

Avignon und die Provence.

Aus dem prächtigen Hôtel de l'Europe, welches eines der großartigsten Gasthäuser in Europa ist, heraustretend, um meine Wanderung durch die Stadt zu unternehmen, erblickte ich mit einigem Schauder das gegenüberliegende Hôtel du Palais Royal, in welchem der Marschall Brune ermordet wurde, und wie das Papstschloß mit den Kerkern der Inquisition das Denkmal der alten Blutschuld von Avignon ist, so steht dieser Gasthof noch zum Gedächtniß einer nicht minder blutigen Unthat da, durch welche das finstere und tückische Geschlecht der Avignoner sich in der neuern Geschichte verewigt hat. Die Ermordung des französischen Marschalls war lediglich der Grausamkeit des hiesigen Volkscharakters zuzuschreiben,

der allgemein in einem ſchlechten und zweideutigen Rufe ſteht. Bei jedem Schritt, welchen man durch die düſtere und unheimliche Stadt thut, beſtätigt ſich auch die widerwärtige Frechheit des Charakters, die hier den niedrigen Volksklaſſen ſchon auf die Stirn gedrückt iſt und in ihrem Benehmen ſowohl unter einander wie gegen den Fremden ſich verräth. Es laſtet viel Sünde und Schmach auf Avignon, von den früheſten bis auf die neueſten Zeiten, und ſchon Petrarca erhebt in ſeinen Briefen die Stimme des Zorns und der Klage gegen die ſittenloſe und verwilderte Stadt, die er als das Babel ſeiner Zeit züchtigt. Ein Hauptartikel des Erwerbs, mit welchem die Stadt ſich beſchäftigt, iſt der Branntwein; vielleicht daß dieſes Getränk, welches ſonſt dem franzöſiſchen Temperament eben nicht eignet, dazu beiträgt die Volksſtimmung zu verderben und in einem beſtändig reizbaren Zuſtand zu erhalten. So durchwanderte ich, um zum Schloß der Päpſte zu gelangen, mit den drückendſten Gefühlen die finſtern und ſchmutzigen Straßen von Avignon, welches ein noch wüſteres Anſehen erhalten hat durch das zahlreiche Militair, das jetzt in der Stadt liegt und auf allen Plätzen eine unruhige Soldatenwirthſchaft treibt. Dieſe iſt ſelbſt bis in den päpſtlichen Palaſt eingedrungen, deſſen einer Flügel, und zwar der, in welchem

die Päpſte von Avignon gewohnt haben, gegenwärtig zu einer Kaſerne geworden iſt.

Wenn man in das alte, jetzt zum Theil den Einſturz drohende Schloß eintritt, wird man von einem ſeltſamen Grauen über dieſe merkwürdigſte Ruine der Geſchichte befallen. Das Gefühl der Zerſtörung miſcht ſich hier mit dem Hohn, welchen eine frivole Gegenwart darüber ausgegoſſen, und die Geſpenſter des Entſetzens, die noch ſeit den alten Jahrhunderten an dieſe Stelle gebannt ſind, ſchreiten in carikirten Bildern an uns vorüber. In denſelben Gemächern, wo früher die prunkſüchtigen, blutdürſtigen und wollüſtigen Päpſte gehauſt, wo ein Clemens V. und VI. beteten, wütheten und buhlten, neben den Capellen der heuchleriſchen Prieſter und über den Kerkern der Inquiſition, in welchen das Elend der unfreien und wahngebundenen Menſchheit ſich zu Tode ſchmachtete, da tummeln ſich heut rothhoſige franzöſiſche Soldaten muthwillig umher, die einen auf ihren Betten liegend und ein Liedchen trällernd, während andere nähen, flikken, putzen, dieſe ſich im Zimmer umherjagen, jener das Horn bläſt, oder andere Karten ſpielen, klopfen, fluchen und Lärm jeder Art verurſachen. Welch ein ſchauerlich lächerlicher Contraſt, ſich mitten in einer franzöſiſchen Caſerne zu befinden, wäh-

rend man mit den Schatten der alten Päpſte von Avignon ſich unterreden wollte! Louis-Philipp hat ſeine Linientruppen der Infanterie hier einquartirt, und es iſt kaum zu begreifen, wie er, der Mann der Allerweltshinneigungen, der in der letzten Zeit auch ſo mancherlei päpſtliche Sympathieen geäußert, es dulden kann, daß aus dieſer alten Geſchichtserinnerung ein ſo großer Scandal gemacht wird, worin man freilich auch nur eine gerechte Nemeſis der Nachwelt erblicken kann, denn Scandal mußte Scandal erzeugen! Dieſe Hallen waren der Tummelplatz alles Scandals der ganzen Menſchheit, und ſie ſchienen auserſehen, in alten wie in neuen Zeiten Gräuel zu herbergen. Den päpſtlichen Stuhl wechſelte hier die Guillotine der Revolution ab, und jedesmal floß Menſchenblut um Gottes und der Freiheit willen, und mit dem Mord gattete ſich die heidniſche Luſt, und beide erzeugten hier die Schande des menſchlichen Geſchlechts, welche noch heut untilgbar an dieſen Mauern klebt! So führt dieſe Ruine ein zähes Sünderleben, dem die Rache des Geſchicks verbietet zu ſterben, und wie loſe auch noch Stein an Stein hängt, wie ſehr jeder Tag ſich bemüht, einzureißen und abzubröckeln, ſie hält ſich noch immer aufrecht in ihrer Zerrüttung, und ſchleppt ſchwankend, aber doch

trotzig die Schmach der Vergangenheit von Zeit zu Zeiten.

Einige Capellen, die Gefängniſſe der Inquiſition und der Sitzungsſaal der Inquiſitoren ſind unter den der Zerſtörung verfallenen Theilen des Schloſſes noch am meiſten ſichtbar. In dem letztgenannten Saal erblickt man noch die Sitze der Richter, die oben in der Mauer auf eine merkwürdige Art verſteckt liegen. Eine geheime Treppe führt zu ihnen hinauf, und der Blutrichter, der hier thronte, ſchaute durch ein kleines Loch auf den im Saal ſtehenden Angeklagten nieder. Die Angeklagten aber ſahen und wußten nie, wer ſie verurtheilte. In den Gefängniſſen, beſonders in denjenigen, die zugleich zu Hinrichtungen und Verbrennungen und als Folterkammer dienten, iſt die ſataniſch ausgeklügelte Akuſtik, mit der man ſie zu bauen verſtanden, bewundernswerth. Durch merkwürdige architektoniſche Vorkehrungen war es nämlich unmöglich gemacht, daß die Schreie der unglücklichen Schlachtopfer, welche hier ſaßen, hinausdringen konnten an den Tag, ſondern die Stimme des Elends mußte hier dumpf und ungehört in ſich ſelber verklingen. Sie ſtarb ſo verworren an den Kerkerwänden hin, daß dem Klagenden auch der letzte Troſt verſagt war, ſeinen Jammer auszuſchreien, und ſo konnten die lebensluſtigen Kir-

chenfürſten von Avignon oben in ihren Prunkgemächern ungeſtört ſitzen und ſchwelgen, während unter ihnen in den Abgründen dieſer Thürme das Werk des Verderbens ſeinen gewohnten Gang ging und ſich nicht verrieth. Das Geheimniß dieſer Akuſtik ſcheint jedoch nicht verloren gegangen, denn man hat auch in neueſter Zeit beſonders Kirchen, unter denen ich in Deutſchland mehrere proteſtantiſche kenne, ſo vortrefflich zu bauen verſtanden, daß es ſchlechterdings unmöglich fällt, den Prediger zu verſtehen, welcher nun oben himmliſche Dinge verkündigen kann, die aber gar nicht in die völlig von ihm abgeſchnittene Gemeinde eindringen.

Ich durchkroch mit dem Concierge, der mich im alten Schloß herumführte, alle noch irgend betretbaren Kerker der Inquiſition, die meiſtentheils ſo zerſtört ſind, daß ſie uns über dem Kopf zuſammenzuſtürzen drohten. In dem einen Gefängniß kann man noch an den Mauern die Inſchriften entziffern, durch welche die hier ſchmachtenden Opfer der Inquiſition ihr Leid entweder zu verewigen oder zu tröſten geſucht haben. Das erſtere iſt ihnen in der That gelungen, denn deutlich lieſt man noch heut an den Wänden dieſe Geheimſchriften des Unglücks der alten Jahrhunderte, und kann

ſich dabei des ganzen menſchlichen Weh's in ſeinem Buſen nicht erwehren. Die eine dieſer Wandſchriften brachte ich zu meinem Entſetzen folgendermaßen heraus:

libertas non est pro toto!

Dieſes ſeltſame Latein eines armen Verzweifelten überſetzte mir der Concierge, der ſich wohl für einen beſſeren Lateiner halten mochte als mich, ganz einfach ins Franzöſiſche:

La liberté n'est pas pour tout le monde!

Die Freiheit iſt nicht für Jedermann! Ich ſchauderte von ganzem Herzen, das Blut rieſelte mir kalt durch die Gebeine. In dieſem unheimlichen Kerkerraum, wo jeder lockere Stein uns erſchlagen konnte, war der beſte Ort um über dieſen fürchterlichen Satz nachzudenken, ein Satz, welcher in ſeiner ſcheinbaren Ruhe und Reſignation den ſchändlichſten Hohn gegen Gott und Menſchheit ausſpricht, indem er behauptet, daß nicht Jeder, der geboren, ein Recht beſitze auf die Freiheit, ſowie jedes Geſchöpf ein Recht beſitzt auf Luft und Sonne. Der Concierge, ein ächter Avignoner, boshaft, aber ſcharfen Geiſtes, bemerkte mein Nachdenken, und ſagte: **Nous sommes à présent dans le même cas, Monsieur!** Ja, guter Concierge, wir ſind nicht nur

gegenwärtig in demſelben Fall, ſondern wir ſind noch immer in dem Fall, daran zu zweifeln, ob die Freiheit für Jedermann iſt, oder ob nur einige Bevorzugte zu ihr auserwählt ſeien, ſowie Einige zu Geld und Gut, Andere zu Glück und Glanz auserwählt und privilegirt ſind! Zu den Zeiten der Inquiſition und in den Kerkern derſelben konnte es wohl ein Troſt der Verzweiflung ſein, mit ſeinen Nägeln es ſich in die Gefängnißmauer zu graben, daß die Freiheit kein allgemeinmenſchliches Gut, und daß ſich alſo beſcheiden müſſe wer nicht frei iſt, ſowie ſich etwa der beſcheiden muß, der durch die Geburt eine krumme Naſe oder einen lahmen Fuß erhielt! Jetzt aber, unter einem Geſchlecht, das ſtatt der Folterkammern der Inquiſition die Guillotinen der Revolution geſehen, das Bürgerkönige und Charten zur Welt gebracht hat, jetzt ſind wir, wie mein maliciöſer Avignoner meint, gerade in demſelben Fall?

Ich ging, eine andere noch ſeltſamere Inſchrift zu leſen, die ungefähr folgendermaßen lautete:

Vae tibi desideranti justitiam!

Auch dieſe Philoſophie des Inquiſitionskerkers war geeignet, einem Sohn des neunzehnten Jahrhunderts durch Mark und Bein zu dringen.

Wehe Dir, wenn Du Dich nach Gerechtigkeit ſehneſt! — —

Darauf führte mich der Concierge zu den Thüren, in welchen diejenigen Eingekerkerten, die ohne Urtheilssprechung einen geheimen Tod finden sollten, hinabgestürzt wurden. Man öffnete dann in dem Gefängniß, in welchem sie sich befanden, wie zufällig und als ob niemand dafür könne, eine Fallthür, und die Unglücklichen glitten dann durch diese Versenkung in den mörderischen Abgrund hinunter. Wie dieser Theatercoup des menschlichen Elends seiner architektonischen Vorrichtung nach zusammenhing, kann man noch heut in der Ruine deutlich bemerken. Aber sollte man es denken, daß noch bis auf den heutigen Tag an den Wänden dieses Thurms von oben bis in die Tiefe hinunter sich lange breite dicke Blutspuren erhalten haben, deren Streifen es anschaulich machen, wie die Hinabstürzenden sich an der Mauer zerschmetterten? Welch dauerhaftes und unvergängliches Zeugniß des Blutes, das nun schon so viele Jahrhunderte hindurch hier klebt und sein schauerliches Andenken nicht verbleichen lassen will!

Ich hatte genug gesehen und floh aus der Ruine der Päpste in den heitern sonnigen Tag hinaus, der den Gassen des blutbefleckten Avig-

nons jetzt ein freundlicheres und versöhnlicheres Licht und Ansehen gab. — —

Hier hatte ich nun auch die ersten Schritte in das gelobte Land der Provence gesetzt und die ersten provençalischen Laute schlugen hier aus dem Munde eines immer markirter und südländischer werdenden Volkes an mein Ohr. Von den vielgerühmten und häufig übertriebenen Naturschönheiten der Provence wird man zwar hier noch nichts gewahr. Im Gegentheil ist die Vegetation hier meistentheils dürftig und das Grün selten frisch, denn der ungeheure Staub, welcher in dieser ganzen Gegend bis nach Marseille hin herrscht, bedeckt Alles mit einem undurchdringlichen und dichtgewebten Flor. Der wirbelige und leicht sich zertheilende Sandstein, welchen man hier überall findet, bereitet diesen Staub, den die kreuzundquertreibenden Südwinde in dicken Wolken durch die Lüfte jagen. Dies ist der gewöhnliche Anblick der Provence, deren Oasen mühsam aufgesucht werden müssen. Aber bei allem den Augen wie der Lunge gefahrvollen Staub, welcher die Menschen wie die Vegetation beeinträchtigt, und bei dem beständigen Mangel an Regen, hat doch dies Land seinen innern Segen an den vielen Quellen, die es durchrauschen und die überall na-

türliche arteſiſche Brunnen hervorſpringen laſſen. Den Römern aber hat dieſer Quellenreichthum zu ihren großen Waſſerleitungsbauten Gelegenheit gegeben, die überall in dem mittäglichen Frankreich hervorragen. —

Heut aber ſollte eine verabredete Spazierfahrt nach Vaucluſe dazu dienen, den finſtern Erinnerungen Avignons gänzlich zu entfliehen und dafür beglückendere aufzuſuchen, wenigſtens ſolche, die in eine freundlichere Wehmuth ſich kleideten. —

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Schriften von L. Mühlbach.

Im Verlage von J. F. Hammerich in Altona sind erschienen:

Erste und letzte Liebe.

Von

L. Mühlbach.

Die Pilger der Elbe.

Von

L. Mühlbach.

Frauenschicksal.

In vier Abtheilungen.

1) Das Mädchen. 2) Die Gattin. 3) Die Künstlerin. 4) Die Fürstin.

In zwei Bänden.

Von

L. Mühlbach.

Die liebenswürdigen Producte der jungen Verfasserin haben das größte Interesse bei der gebildeten Lesewelt erregt. Diese Darstellungen sind aus einer Fülle des Herzens und einem Reichthum innerer Erlebnisse geflossen und

bekunden eine Vereinigung von Talent und Gemüth, die bei dem steten Streben und Fortschreiten, in welchem die Verfasserin begriffen ist, die erfreulichsten Genüsse verheißen. — Einige dramatische Dichtungen L. Mühlbach's, deren Erscheinen nächstens zu gewärtigen, werden dies vielseitige Streben der Verfasserin, eine ehrenvolle und wohlthuend wirkende Stellung in der heutigen Literatur zu gewinnen, bereits in einer glänzenden Weise bethätigen.

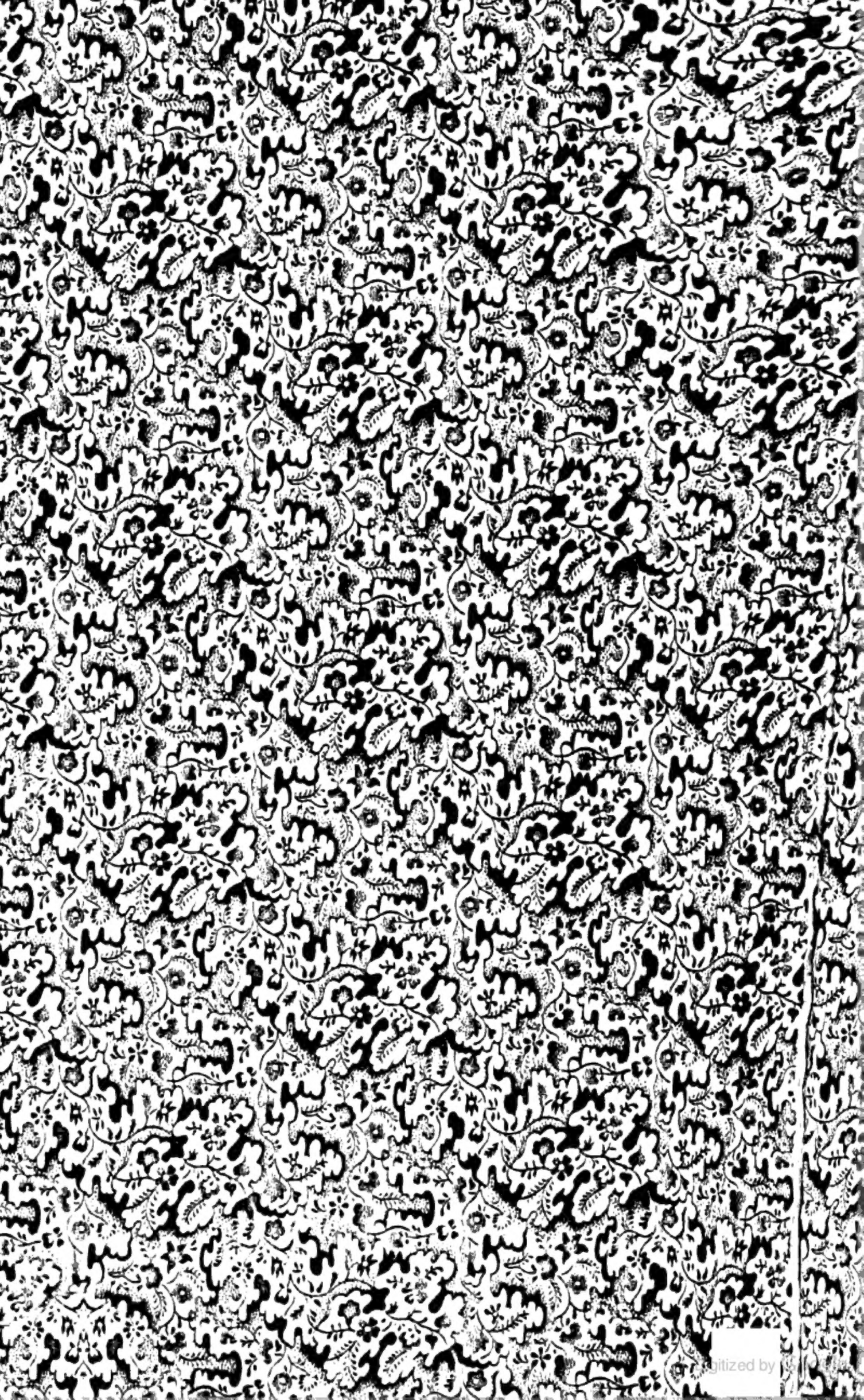
J. F. Hammerich.

zed by Google

3 Bde in 1.
(M 18.=

L. —

Digitized by Google



Stanford University Libraries
3 6105 002 348 303

Digitized by Google